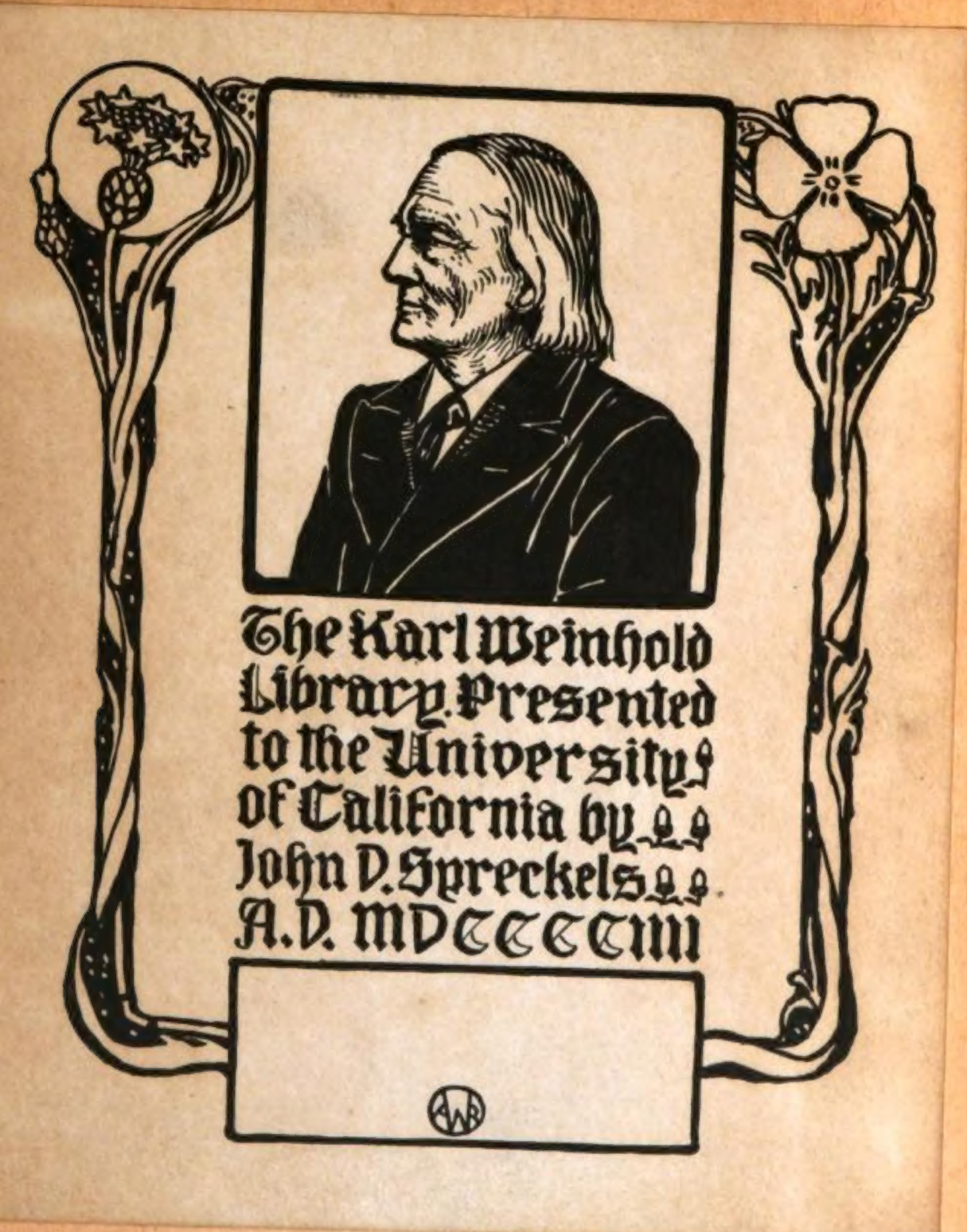
WEINHOLD PAMPHLETS: FOLKLORE


The Karl Weinhold
Library. Presented
to the University
of California by
John D. Spreckels
A.D. MDCCCCIII

Die Grabhügel, Ustrinen und Opferplätze der Heiden im Orlagau und in den schaurigen Thälern des Sorbitzbaches,

beschrieben

von

Dr. Wilhelm Adler.

Mit 40 Abbildungen.

Saalfeld,
bei Constantin Niese.
1837.

Die
Grabhügel,
Ustrinen und Opferplätze
der
Heiden
im
Orlagau und in den schaurigen Thälern des Sorbitzbaches,

beschrieben

von

Dr. Wilhelm Adler.

Mit 40 Abbildungen.

Saalfeld, 1837.
Im Verlag bei Constantin Niese.

Dem

Wohlgebornen Herrn

Dr. Julius Schmidt,

Director des Voigtländischen Alterthumforschenden Vereins, des Thüringisch-Sächsischen zu Halle, der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, der Nassauischen Alterthums-Gesellschaft zu Wiesbaden, der Naturforschenden Gesellschaft in Görlitz, der mineralogischen zu Jena, der deutschen zu Leipzig, des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens in Paderborn, der Sinsheimer Geschichts- und Alterthumsgesellschaft, des Hennebergischen Alterthumforschenden Vereins, der Gesellschaft für Pommerns Geschichte und Alterthumskunde in Stettin, correspondirendes und Ehren-Mitglied, practicirender Arzt zu Hohenleuben, Ehren-Mitglied des Königlich-Sächsischen Vereins für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer,

Seinem

Hochzuverehrenden Herrn Vetter

widmet

diesen Erstlings-Versuch

hochachtungsvoll

der

Verfasser.

Gedruckt bei J. J. Maurer in Ranis.

Vorrede.

Es lag keinesweges in meinem Plane bei Abfassung dieses kleinen Schriftchens, dem geneigten Leser eine vollständige, auf Urkunden sich stützende Geschichte des Orlagaues und der Umgegend in die Hände zu liefern. Dieses würde für mich ein Riesenunternehmen gewesen seyn, obgleich schon manche interessante, geschichtliche Beiträge in meiner Sammlung vorliegen. Aber auf vielfachen kleinen Reisen, diesen alten Gau von dem Gestade der Saale, bis zu den blumenreichen Ufern der Elster durchstreifend, sprachen mich vor allen andern Dingen die unzählichen Ueberreste jener Frühvölker, die einst hier weilten, gemüthlich an. Zwar suchen wir vergebens auf unsern Fluren den stolz sich erhebenden Bielstein und die dem Stufo und der Jecha einst geheiligte Höhen; uns umjähnen hier nicht die

schroffen Taunusgebirge, deren majestätische Gipfel die Riesenwälle umkränzen; auch kennen wir nicht dort die Burg des Teuts, wo Wittekind der Saxenführer weilte. Aber mächtiglich und höher aus den blumigen Gründen des Gaues erhebt sich stolz noch der felsige Klytho oder Klynthig, dessen Fuß die bläulichen Wellen der Saale umfluthen und dessen grünumlaubter Rücken in steinumsetzten Mallus jener Frühvölker letzte Reste umschattet. Den Ufern der Saale entlang den Blick hinrichtend, gewahrt man die hohen Culme uud der Catten steiles Gebirg, aus dessen bunten und lieblich duftenden Thälern übermüthiglich noch und kühn die greise Sorbenburg ihr Haupt emporhebt. Den östlichen Theil des Gaues verschönt die alte Burgwardt Ranis und die Ueberreste der alten Bergvesten Stein und Wäreburg; auch der schön belaubte Popenhayn, in dessen Nähe der Queßen oder Engelsberg mit seinem Heidenringe merkwürdig ist. Weiter hinauf, dem Thale der Orla entlang, entsteigt aus ebenem Gefilde der denkwürdige Berg des Dervans, und an den Ufern der Orla ragt schauerlich noch der alte Todtenstein hervor. Hie und da sieht das Auge des spähenden Forschers in weiter Ferne die alten Tumellen und als schwarze

Punkte die geweihten Hayne der Hertha und des Hesus auftauchen. Jedem Felde, jedem Hügel, jedem Hayne, den wir betreten, sind die unverkennbaren Spuren jener Frühvölker aufgedrückt. Noch ist das Andenken an die Druden bei den Inwohnern nicht verwischt; sie leben fort in dem Glauben der Greise, reizend zum fernern Nachdenken, und hindeutend auf den Cult jener Völker. Mögen nun immerhin diese Ueberreste blos in dem heiligen kindlichen Glauben, in Gebräuchen und Sagen sich äußern, welche wie Nebelgebilde noch auf Salah's steilem Gebirge ruhen, auf dem Gipfel des Arl's, auf des Drudensteins Koppe und auf dem denkwürdigen Klyntig; oder mögen sie nur in den schauerlichen Hügelgruppen, als die Ruhestätten, die Jahrtausende schon der Zeit getrotzt und in deren falben Gras jetzt der Westwind sein Spiel treibt, sich uns vergegenwärtigen. Immer, ja immer bleiben sie uns höchst merkwürdige Denkmäler, Denkmäler aus einer wirklichen Zeit, der sie ihren Ursprung und ihr Daseyn zu verdanken haben. Wer sollte nicht schon beim bloßen Anblicke dieser Ueberreste die alte Geschichte ehren, und wer sollte nicht insbesondere die Alterthumskunde lieb gewinnen? Alle Einrichtungen, Gebräuche und Verhältnisse der Frühvölker

untersuchend und durchspähend, gehört sie ohne Zweifel mit zu denjenigen Wissenschaften, welche das Schöne und Angenehme, so wie das Nützliche recht inniglich einend, dem Geiste des sorglichen Lesers im reichen Maaße darbietet, und wichtige Resultate aus dieser Forschung ziehend, demnächst auch das nothwendigste und unentbehrlichste Material liefert, ohne dessen sorgfältige Benutzung oft das Gebäude des Geschichtschreibers schwankend und ungewiß wird. Wohl schwerlich möchte wohl ein Volk, eine Kaste aufzufinden seyn, welche mehr oder weniger überzeugt von ihrem Nutzen, von ihr herzlich ergriffen, sich nicht unbedingt ihr hingäbe, und wie die Bienen aus den süßduftenden Blümchen das Honig, aus ihr das Auge nehme, so wie das Nützliche zu entlocken suchte. Gerne weilte auch ich daher auf den Tumellen dieser Frühbewohner, welche noch im Abendschimmer des niedertauchenden Phöbus, aus grauer Nebelferne zu uns herüberblicken. Gerne erspähte auch ich in dem Gebirg und auf den morschen Trümmern alter Burgen der Frühbewohner geheiligte Ueberreste, welche meistens schon durch den Zahn der Zeit zertrümmert, sich jetzt allmählig zum gänzlichen Untergange hinneigen. Schon fallen die Opferwälle dieser Frühvölker

zusammen, auf den grauen Steinen, Steinen des Wissens, wie sie Ossian nennt, unter dem Schatten der Eiche, wo der Truja einst schaurige Opfer fielen, dort in den finstern Schluchten, wo in der Mittagsschwüle das Siebengerichte gehalten wurde, äßt sich das Wild; die Riesen und Hünewacken, denen das Malzeichen ihres Alters aufgedrückt ist, verschwinden. Schauer umfing mich, dieses betrachtend, und so entstieg auch meiner Brust der Gedanke, meine wenigen, Beobachtungen hier in diesem kleinen Schriftchen als Versuch gleichsam wie in heiligen Truhen, niederzulegen, um auf diese Weise wenigstens Einiges der Vergessenheit zu entreißen. Treu und wie der gesunde Menschenverstand mich es lehrte, mich nicht bindend an feste Regeln und mithin auch oft meinen eigenen Weg verfolgend, schrieb ich das, was ich auf unserm classischen Boden beobachtet hatte, in diesen wenigen Bögen nieder. Das Alte ehrend, aber auch die Winke der Neuern benutzend, bildete ich nun dieses Ganze in Form eines Verzeichnisses aller mir in dieser Gegend aufgestoßenen Alterthümer, nebst kurzer Beschreibung. Von diesen Alterthümern soll nun gegenwärtiges Bändchen blos die Gräber, Opferplätze und die unmittelbar darauf Bezug habenden Oerter

umfassen. Die Sagen aber hingegen, Münzen, alte Kirchen, Schlösser, Wüstungen, Heidenringe und Aufschriften, bin ich Willens in Zukunft in einigen besondern Bändchen herauszugeben. Mag nun immer dieses Werkchen abweichen rücksichtlich seiner innern Structur und Eintheilnng von andern dergleichen; aber deutlich, faßlich und leicht ist es hoffentlich Jedem. Auf diese Weise dachte ich so bei mir selbst, wenn wir nur erst von einem jeden einzelnen Gaue, ein recht sorgfältiges Verzeichniß, eine recht vollständige Beschreibung aller daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten des Alterthums, nebst erklärenden Abbildungen besitzen, müßte sich auch ganz leicht und genau bestimmen lassen, wohin sich der Spaten des Forschers wenden, und wo wahre Ausbeute zu erwarten sey. Dann erst, glaube ich, würden wir genaue archäologische Karten entwerfen können, nnd eine mehr geregelte und wohl geordnete Fundgräberei würde an die Stelle der vielen unnützen Versuche treten. Frei könnten wir uns dann der Hoffnung hingeben, uns der passendsten Materialien zu dem vollständigen classischen Werke einer Urgeschichte, sämmtlicher Länder und Gauen zu bemeistern. Bis jetzt war dieses unmöglich. In unserm Orlagau

war wenig, oder gar nichts in dieser Beziehung geschehen, in andern Gegenden aber betrafen diese archäologische Untersuchungen zwar von höchst achtbaren Männern gründlich und umsichtlich geleitet, nur ganz kleine Bezirke und mußten daher, weil sie nicht das Ganze vollständig umfaßten, doch immer nur unvollkommen erscheinen. Daher rasch zum Werke geschritten, die Zeit ist edel. Jetzt leben noch immer Männer in unserer Mitte, wie Reichardt, Stieglitz, Kruse, Preusker, Grimm, Wilhelmi, Alberti, Schmidt, Götze u. s. w. Aus den Händen solcher Gelehrten kann nur etwas Großartiges hervorgehen und sich ein Werk entfalten, das einzig in seiner Art dastehend, gewiß einen jeden Kenner ansprechen und befriedigen wird. Viele und große Opfer haben zwar diese Gelehrten der Wissenschaft so wohl als der Kunst gebracht; aber ohne Zweifel würden sie sich auch noch diesem schwierigen Geschäfte unterziehen. — So mag denn auch mein kleines Werk bescheiden den Versuch wagend, seine Wanderschaft beginnen, der frohen Hoffnung sich hingebend, überall freundlich begrüßt und liebevoll aufgenommen zu werden. Schon ist es Belohnung genug für mich, etwas beigetragen zu haben, zu dem großen Werke der Vor-

zeit, und herzlich, ja kindlich soll es mich freuen, wenn nach vorausgegangner Einung sämmtlicher Alterthum-forschenden Vereine, zum schönen Bunde und nach wechselseitiger Aushändigung ihrer vielseitigen Resultate, doch aus meinem Schrain sich einige Goldkörnchen an die große Kette urgeschichtlicher Wahrheiten anreihen werden.

Erste Hauptabtheilung.

Begräbnißplätze der Heiden.

Nach ihren äußerlichen charakteristischen Kennzeichen.

A.

Plattengräber

oder

Gräber ohne Rasenhügel. — Insgesammt sporadisch. Colossale Steinplatten aus Kalkstein und Hornsteinblende bestehend, von länglich viereckiger Form, bezeichnen hier die Stellen, wo die Todten ruhen. Richtung dieser Steinplatten von Norden gegen Süden.

Capitel I.

Todtenbeisetzung. Allgemeine Kennzeichen. Donations= oder Beisetzgefäße, schwarz, kurzhälsig, bauchig, mit einem nur kleinen Rande versehen. Sie sind entweder ganz zierrathslos, oder haben Winkel, Triangel und Parallellinien als Verzierung. Henkel und Deckel fehlen.

Charakteristische innere Kennzeichen.

Diese Gräber, welche in's graue Alterthum hinaufreichen, befanden sich unfern der Ranisser Ziegelhütte auf der Saibiche, und sind auf freiem Felde angelegt. — Das Feld gehört nach Wöhlsdorf. Der anstoßende Garten ist unter dem Namen saibicher, oder scheubicher Garten überall bekannt und enthält in seiner Umzäunung eine schöne Quelle. Wegen der vielen Sagen ist derselbe vorzüglich für den Alterthumsforscher merkwürdig. — Im Jahre 1827 d. 23. Mai ließ ich, weil die Ackerleute mehrere Schädel daselbst ausgeackert und mancherlei Zierrathen aufgefunden hatten, mit zwei Arbeitern einen Versuch machen. Man sagte mir, daß auf diesem Felde, welches übrigens wenig oder gar keine Steine enthält und blos aus gutem Kleienboden besteht, mehrere große Steinplatten lägen, an welchen immer die Pflugschaare hängen blieben. — Es waren derer nur drei, lagen in einer geraden Linie im Felde hinab und ganz frei. Eine jede war von der andern ungefähr hundert Schritte entfernt. Wir fiengen also bei der ersten an zu graben. Diese war sechs Ellen lang, drei breit und anderthalb Ellen stark, bestand blos aus Kalksteinfelsen und schwarzer Hornsteinblende. Nachdem dieselbe von außen sorgfältig umgraben worden war, stießen wir erstlich auf der östlichen Seite an der Ecke der Platte auf eine Menge Kohlen, Asche und Scherben von schwarzen Beisatzgefäßen. Die Gefäße waren bauchig und hatten anstatt des Halses nur einen kleinen Rand. Zwei gleichlaufende Linien und Winkel waren die Zierrathen an diesen Trümmern. Hierauf ließ ich mit einem Hebebaume, welcher unter die Platte gesteckt wurde, dieselbe etwas in die Höhe heben und nach und nach locker machen. Nach einer halbstündigen Arbeit hatten wir das Vergnügen den Stein um-

gestürzt zu haben. Das Unterlager war Graberde, Sand und in der Tiefe rother eisenschüssiger Thon. Das Erste, was uns hier auffiel, war ein männliches Skelett, von sechs kleinen blauen, kaulrichten Steinen umgeben in zusammengeschobener Lage. Das Gesicht und die Füße waren nach Westen hingekehrt. Der Schädel und die untern Extremitäten waren zertrümmert; auch die Knochen ganz morsch, die Zähne aber gut erhalten. Die Suturen an den Schädelknochen, so viel man noch erkennen konnte, sehr zusammengedrängt. Die Arme an den Schenkeln anliegend. — Auf der Brust lag ein großer, gedrehter Halsring (Circulus) (Tab. I. Fig. 1.) mit edlem Roste überzogen und oben offen. An dem einen Ende des Ringes war eine kleine Oeffnung befindlich und an dem andern eine kleine gerade in die Höhe stehende Spitze, welche in jene Oeffnung paßte. Am Ringe selbst hing ein pyramidenförmiges Amulet (Phylacterium, Amuletum) aus demselben Metall, welches an der Spitze einen größern und an jeder Seite ein kleineres Ringelchen hatte. Die Verzierungen an diesem Amulet bestanden aus Triangeln und Winkeln. Uebrigens war es inwendig hohl, und es befand sich ein Zahn in demselben von einer uns unbekannten Thiergattung, vermuthich ein Wolfszahn, welcher leider verloren gegangen ist. An dem rechten Arme des Skeletts lag ein zusammengebogenes, zweischneidiges Schwerdt, 1 ¼ Elle lang, (Tab. I. Fig. 2.) mit ganz kurzem Griffe und eiserner Scheide, welche aber fast ganz herunter gefallen war. Einige Stücke der Scheide sind noch an der Klinge sichtbar. Die Scheide selbst hat linienförmige, über das Kreuz sich durchschneidende, vertiefte Verzierungen. (Tab. I. Fig. 3.) Zwei schöne metallene Armringe (Armillae) lagen neben den Röhren des linken Armes. Nur eine Kleiderhaft (Fibula) (Tab. I. Fig. 4.) befand sich an dem rechten Schulterblatt. Sie war wie eine

Sturmhaube geformt. Von Eisen war in diesem Grabe außer dem Schwerdte, nichts anzutreffen. Wir umgruben nun den zweiten Stein, welcher drei Ellen lang, zwei breit und eine stark war, und schafften ihn auf gleiche Weise auf die Seite. Sand und Graberde war das Unterlager. Er bestand aus Kalksteinfelsen und Hornstein und war auf der Oberfläche vorzüglich eben. Es sollen sonst, wie mir die Bauern versicherten, Zeichen auf diesem Steine eingegraben gewesen seyn; jedoch will ich mein Urtheil hierüber zurückhalten. Vermuthlich sind jene rinnenförmigen Vertiefungen und Kreuze blos durch die Pflugschaare hineingerissen worden. Merkwürdiger aber war dieses Grab in seinem Innern, als das erstere. Denn schon an der nordöstlichen Seite zeigte sich der alte Hals eines Gefäßes. So behutsam wir auch dieses mit einem alten Messer umgruben, zeigte sich doch bald, daß der hineingefallene Sand dasselbe auseinander getrieben hatte, und es zerfiel, ohngeachtet es lange der Luft ausgesetzt blieb, in mehrere Stücke. Eine dieser Urnentrümmer, welche ziemlich groß ist, hat an den Seiten augenförmige Vertiefungen. Die Masse selbst ist äußerst grob, enthält viel Sand, Quarz und Glimmertheilchen und besitzt auf der innern Seite einen Fettglanz. — Im Innern dieses mit Sand ausgefüllten Gefäßes lag ein großer Zahn, (Tab. I. Fig. 5.), der äußerst tiefe Furchen hat und an der Wurzel sehr stark ist. Es ist kein Eberzahn, sondern es scheint vielmehr der Freßzahn eines Elephanten oder Mammuths zu seyn. Als etwas Charakteristisches ist noch bei diesem Zahne zu bemerken, daß er seine schöne weiße Farbe behalten, während die in und neben den Gräbern so häufig aufgefundenen Eber-, Pferde-, Büffel- und die in den neuern Zeiten erst bekannter gewordenen Zähne von den Höhlenbären zwar oft versteinert, aber jederzeit durch die Einwirkung der Feuchtigkeit ihre blendende Farbe

verloren haben und braun, röthlich und schwarz aufgefunden werden. Nachdem wir nun die Graberde behutsam hinweggenommen hatten, gewahrten wir das Skelett. Die Lage desselben war wie bei dem vorigen. Es war männlich. Ueberreste von Knochen mehrerer Skelette waren in keinem von diesen drei Gräbern anzutreffen, sondern immer nur ein Skelett unter der Deckplatte. — Das Schwerdt lag hier wieder an der rechten Seite, war mit einem Kalkfelsen beschwert und beinahe ganz zertrümmert. Nur eine Armille (Tab. I. Fig. 6.) und eine Fibel (Tab. I. Fig. 7.) lagen an der rechten Achsel und waren mit schönen Zierrathen versehen. — Auch befand sich ebendaselbst ein schönes, meiselförmiges oder um mich richtiger auszudrücken, keilförmiges Instrument (Tab. I. Fig. 8.) aus grünlichem mit schwarzen Queeradern versehenen Jaspiskiesel, welches 6 Zoll in der Länge und 3 Zoll in der Breite hatte. Es ist äußerst scharf und wog 1 Pf. 5 Loth. Sonderbar ist es, daß dieser Stein zwischen vier blauen Platten lag, welche zu seinem Schutze aufgestellt waren. Kein Abhäuteinstrument ist es nicht, sondern ein sogenannter Donnerkeil (Lapis Ceraunius), welche Steine die Alten auch Brontiae nannten. Wegen anhaltenden Regenwetters mußten wir an diesem Tage die Arbeiten einstellen, und erst den 3. Juli, da alles wieder trocken war, konnten wir unsere Versuche fortsetzen. — Die Deckplatte bei dem dritten Grabe hatten 4 Ellen in der Länge, 3 Ellen in der Breite und war 1½ Elle dick. Auf dieser lag noch ein kleiner von 1½ Ellen Länge. Sie waren regelmäßig eckig gearbeitet und bestanden aus gelblichen verwitterten Kalksteinfelsen; nur an einigen Stellen blickten Theile von Hornsteinblende hervor, und der Stein war außerordentlich porös. Auf der Oberfläche war er rauh gearbeitet; jedoch konnte man jene Längenfurchen noch recht gut erkennen. Nachdem derselbe

erst recht tüchtig umgraben worden war, ließ ich mit einem eisernen Hammer die Ecken abschlagen, um denselben mit einem Hebebaume desto leichter umwenden zu können. Als nun auch dieses mit vieler Mühe beseitigt, und die Graberde und der Sand, welcher fast zwei Fuß über dem Skelett lagen, weggeräumt war, wurden zuerst die untern Extremitäten und dann der Schädel, welcher sich sehr herabgesenkt hatte, zu Tage befördert. Das Skelett war männlich. Der Schädel so ziemlich gut erhalten und die Suturen des Stirnbeins fast verwachsen. — Die Beckenknochen waren vermorscht und zertrümmert, so wie die Röhren der Arme und der Füße. Die Länge des Skeletts konnte, so wie bei den vorigen, nicht bestimmt werden. Ein Schwerdt fand man hier nicht. Aber desto erfreulicher war es mir, eine herrliche Streitwaffe, Streithammer, oder sogenannten Schildbrecher (Tab. I. Fig. 9.) von Metall zu finden. Dieser Schildbrecher, welchen die Frühvölker in Schlachten gebrauchten, um die Schilde der Gegner, welche blos aus dünnem Holze bestanden und mit Fellen überzogen waren, zu durchbrechen, ist meiselartig geformt, hat einen Henkel, um eine Schnur daran zu befestigen, vermöge dessen sie diese Waffe wieder zurückziehen konnten. Sie konnten dieselbe zum Stoßen und zum Schleudern in die Ferne gebrauchen. Auch war sie noch ganz gut erhalten und lag neben dem rechten Arme auf einer Steinplatte. Dann fand man auch Spuren von einem hölzernen Schafte, und einen länglichen Stein, auf zwei Seiten glatt geschliffen, von Granit, neben der Waffe. Ganz unten neben der rechten Fußröhre lag noch eine kleine Nadel oder Pfriem (Tab. I. Fig. 10.) von Horn, oben mit einer Oeffnung versehen, und ein eiserner Bolzen, (Tab. I. Fig. 11.) welcher inwendig hohl war. Uebrigens zeigten sich eine Menge Trümmer von steinernen Waffen um diese Gräber herum, z. B. eine Streitaxt von

schwarzem Kiesel mit einem Loche versehen, welche die Alten Disci nannten. Diese ist zerbrochen, aber die Form kann man recht gut noch erkennen. Auch eine zerbrochene von weißem gemischten Kiesel, aber ohne Loch, wurde ausgegraben.

B.

Tumuliden

oder

Gräber mit ganz einfachen, kleinen, länglichen, aus guter schwarzer Erde bestehenden, Rasenhügelchen. Die Gräber selbst sind jederzeit tief unter der Erde in wild gewachsenem Boden angelegt, und sind insgesammt Familiengräber. Drei bis sechs Skelette in einem Grabe. Umfang der Hügelchen 6—8, Höhe 2—3 Fuß. Sie sind sehr durchs Alter eingesunken. Man findet sie entweder sporadisch zerstreut, oder innerhalb einer Steinumzäunung, wo sie dann die Begräbnißplätze ganzer Stämme bilden. Richtung dieser Hügelchen von Norden nach Süden.

Nach ihren innern charakteristischen Unterscheidungszeichen.

a) Gräber ohne alle Steinbedeckung.

Mit schwarzen Grabgefäßen.

Diese Gräber befanden sich sämmtlich am Fuße des Freysnitz = oder Preisnitzberges neben dem Schießhause zu Ranis. Der Garten selbst, in welchem sie entdeckt wurden, hat eine trianguläre Form und war in alten Zeiten mit gro-

großen Steinfelsen umsetzt, wie man dieses auch noch recht deutlich in dem Hohlwege bemerkt, wo noch ganze Stücken Mauer und übereinander gehäufte Felsen zu sehen sind. Diese Felsen sind theils durch Sandgräberei von ihren Plätzen entrückt, theils zum Bauen verwendet worden. Die äußerste westliche Spitze dieser Begräbnißstätte ist mit Linden bewachsen und es sind mehrere Scheunen und das Schießhaus darauf gebaut, bei deren Erbaunng viele Gräber entdeckt wurden. Derjenige Theil des Gartens, welcher an das Schießhaus stößt, gehört zum Schießhause, den andern Theil aber, welcher sich nach Osten hin erstreckt, besitzt jetzt der Revierförster Herr Münch, dessen Sorgfältigkeit in Aufsammlung von seltenen Münzen ich hier nicht übergehen darf. In diesem Schießhausgarten war es, wo von mir diese Gräber aufgefunden wurden. Es waren derer nur zwei und enthielten 6 Skelette. Nachdem ich die Spitzen dieser länglichen Hügelchen hatte wegnehmen lassen, stießen wir zuerst, zwei Ellen tief, auf eine kleine kesselförmige Vertiefung und auf eine Menge Gefäßscherben von schwarzer Farbe, mit ganz einfachen, hier sehr gewöhnlichen Winkelverzierungen, aber ohne allen Glanz. Die Thonmasse war äußerst grob, mit vielem Sande vermischt und ließ sich leicht zerreiben. Die Gefäße waren nicht in Feuer gebrannt, sondern bloß ganz leicht entweder durch die Hitze, oder an der freien Luft getrocknet. Auch waren die Scherben ganz von dem beigemischten Molybdän durchdrungen. Die Arbeiter hatten kaum 2½ Ellen tief niedergearbeitet, so stießen sie auch schon auf Asche, Kohle, als Ueberreste des Leichenmahls (Dadsisae) auf graue Graberde, Sand und zwei Skelette. Von Steinen war hier nicht die geringste Spur. Nachdem man die Skelette ringsum von der Erde befreit hatte, genossen wir das Vergnügen, dieselben in einer ganz unverschobenen Lage zu erblicken. Die Schädel

waren ganz zertrümmert. Das eine Skelett war 6 Fuß 2 Zoll und das andere 6½ Fuß lang. Die Armröhren und Beckenknochen äußerst morsch und gelb. Beide waren männlich, lagen auf dem Bauche, ausgestreckt, mit den Füßen nach Westen hin gerichtet, die Arme an den Schenkelknochen anliegend. Kleiderzierrathen fanden wir an diesen morschen Skeletten, außer einer großen Fibel, (Tab. I. Fig. 12.) nichts. Uebrigens war dieses Grab im Innern länglich viereckig, lag ganz nahe am Vereingarten und war noch unverletzt. Das andere Grab war 6 Schritte von diesem entfernt am Zaune des Vereingartens. Hügel und Scherben waren wie bei jenem und die innere Form ein längliches Viereck. Der Raum war mit feiner Graberde und Sand angefüllt. Nur 4 Schädel waren in diesem Grabe befindlich, die übrigen Theile des Skeletts fehlten. Die Schädel waren alle nach Norden hingerichtet und schienen recht geflissentlich mit den Unterkinnladen in die Erde eingestampft zu seyn. Von Zierrathen fand man nur ein Stück von einem eisernen Ringe. Das Merkwürdigste aber hierbei war ein 6 Ellen langer und 2 Ellen breiter, länglich viereckiger mit Menschenhänden gearbeiteter Stein, welcher ohngefähr 4 Schritte von diesem Grabe entfernt lag. Die Oberfläche desselben war ganz eben gearbeitet; auch waren Spuren von Feuer an demselben nicht zu verkennen. Vermuthlich war es ein Opferstein, welcher nur einen Schuh hoch mit Rasen bedeckt war. Um diesen Stein herum fand man viele Trümmer, zerbrochener, schalenförmiger, schwarzer Gefäße. Dergleichen Schädelgräber bemerkte auch der Geschäftsführer des hiesigen Vereins, Herr Diaconus Börner, mitten im Vereingarten. Behutsam müssen wir bei Beurtheilung dieser Gräber seyn, und sie nicht vielleicht für die Begräbnisse von Verbrechern halten. Vielleicht war das erste Grab, wo die zwei Skelette auf dem

Bauche lagen, blos eine Ruhestätte von Sclaven; aber Verbrecher ruhen hier gewiß nicht. Noch weniger entspricht das zweite Grab dieser Vermuthung; es scheinen mir vielmehr Gräber zu seyn, welche von den Alten sehr heilig gehalten wurden, wenn wir den alten Schriftstellern und unter diesen vorzüglich dem Plutarch einigen Glauben beimessen wollen.

b) Gräber mit einer einfachen Kalksteinplatte auf dem Skelette.

Es wurden während der ganzen Fundgräberei am Freysnitzberge nur vier solche Gräber entdeckt. — Drei waren im Schießhausgarten und eins im Garten des Vereins befindlich. Sämmtlich waren sie auf der südwestlichen Seite desselben angelegt. Es waren Familiengräber. Als der Hügel des ersten Grabes ungefähr 2 Fuß tief abgeschärft war, kam, wie bei den vorigen, eine kleine kesselförmige Vertiefung, mit Asche und Kohle angefüllt, zum Vorschein. Viele Trümmer von schwarzen Schaalen lagen umher zerstreut. Parallellaufende Linien waren die Zierrathen dieser Gefäße. Die Gräber selbst waren vier Fuß tief im Sande angelegt, und der innere Raum war wie gewöhnlich mit aschgrauer Erde ausgefüllt. Nur ein einfacher, zwei bis drei Schuh langer, viereckiger Kalksteinfelsen bedeckte hier die Ueberreste der Verstorbenen. Hier waren nur drei Skelette befindlich in kauernder Lage, mit den Gesichtern nach Sonnenaufgang hingerichtet und ziemlich gut erhalten. Die Schädel waren auffällig oval gebildet, und die Suturen ganz verwachsen. Zwei von diesen Skeletten waren männlich und eines weiblich. Das eine männliche Skelett hatte nur den linken Arm im Schooß; hingegen der rechte war nach einem abgerundeten Kiesel hin ausgestreckt. Das zweite Mannsskelett maß 6 ½ Fuß, und

hatte keine Mitgabe. Aber auf der Brust des Frauenskeletts lagen 7 Ringe. (Tab. I. Fig. 13.) Sechs Stücke derselben waren von Blauwacke. Sie waren äußerst glatt gearbeitet, in der Mitte bauchig und mit drei Linien versehen. Der siebente ist noch einmal so groß wie die übrigen, und ist von Bergkrystall. (Tab I. Fig. 14.) Diese Ringe scheinen zu Brustverzierungen gehört zu haben. Auf dem Krystallringe sind mehrere Zeichen eines halben Mondes befindlich. Das zweite und dritte Grab war diesem ganz gleich. Sie enthielten beide 5 Skelette, worunter kein weibliches sich befand. Auffallend war im zweiten Grabe, wo nur drei Gerippe waren, die Lage derselben. Zwei derselben lagen in kauernder Stellung mit den Gesichtern nach Osten hin gerichtet, neben einander; aber das dritte lag quer unten bei den Beinen herüber, mit abgewendetem Gesichte auf dem Bauche. Es war vielleicht ein Sclave oder Diener. Das Sonderbarste aber bei diesem Grabe waren drei kleine, flache, nur zwei Zoll breite Schüsselchen von einer schwarzen Thonmasse mit Sand. Jede derselben hatte in der Mitte eine kleine rundliche Vertiefung. Die Schüsselchen (Patellae) (Tab. I. Fig. 15.) lagen an der ausgestreckten Rechten eines der beiden neben einander liegenden Skelette. In der Vertiefung eines jeden Schüsselchen lag eine kleine Kugel (Tab. I. Fig. 16.) von grauem Thon, welcher so hart war, daß englische Feilen, wie Bleistift darauf schrieben. Uebrigens sind diese Kugeln nicht vollkommen rund, sondern mehr länglich. Auf jeder dieser Kugeln sieht man das Zeichen des halben Mondes, welches man auch auf steinernen Ringen öfters bemerkt. Das dritte Grab enthielt in seinem Innern nur zwei Skelette, welche wie die vorigen fast in sitzender Stellung mit den Gesichtern nach Osten hin gerichtet waren. — Auf der Brust lagen drei aus Kalksteinfelsen bestehende bauchige, mit drei vertieften Linien versehene

Ringe. Diese Ringe waren nicht so zierlich, wie die vorigen, gearbeitet. Von Metall war in diesen Gräbern gar nichts aufzufinden. Zu bemerken ist noch, daß die Skelette im zweiten und dritten Grabe sehr morsch waren, und daß hier die Feuchtigkeit viel zu deren Zerstörung mag beigetragen haben.

c) Gräber mit pyramidenförmig gestellten blauen Steinplatten auf den Todten.

Nur drei von diesen äußerst merkwürdigen Gräbern wurden hier aufgefunden. Sie waren alle auf der südlichen Seite des Schießhausgartens angelegt. Es sind auch, wie die vorher aufgefundenen, Familiengräber, und alle drei enthielten nur sieben Skelette. Nach Abtragung des ersten Hügels bis auf 2 ½ Fuß Tiefe, stieß uns erst eine blaue Steinplatte auf, welche ich aber anfänglich blos für ein Anzeichen hielt, daß hier Steinhäuser sich befänden. Aber bald gewahrten wir drei fast senkrecht stehende schmale 1 ½ Fuß hohe Platten, auf welchen die eben weggenommene ½ Fuß breite Platte geruht hatte. Wir standen alle in der Meinung, daß diese Platten blos zum Schutz der Donationsgefäße aufgestellt gewesen wären; jedoch täuschten wir uns auch hierin. Denn erstlich wurden diese Steine in dem Innern des Grabhügels also nicht beim Skelette, aufgefunden; auch konnte man keine Spur von einem Gefäße finden. Nur eine kleine kesselförmige Vertiefung, war unter dieser Platte sichtbar, welche mit Asche und Bruchstücken von Kohlen aus hartem Holze ausgefüllt war. Drei Fuß tiefer stießen wir auf die Skelette selbst. Dieses erste Grab, welches ganz in Kalksteinmergel angelegt war, enthielt drei Gerippe. Die inwendigen Seiten des Grabes waren alle mit einer fettigen, weißlich-grauen Masse, die an manchen Stellen ½ Fuß dick war, versehen. Uebrigens lag dieses Grab sehr feucht. Die Masse brauste mit

Säure auf. Die Hauptbestandtheile waren Kalkmergel und Asche. — Diese Substanz mag wohl durch Feuchtigkeit sich gebildet haben. Denn zu behaupten, daß die hier ruhenden Todten an der Pest gestorben und deren Körper mit dieser Masse übergossen worden seyen, wäre wohl höchst problematisch. Wenigstens in alten Schriften findet man von dergleichen Krankheiten nicht viel erwähnt. Auch würden sie dieselben nicht so nahe an die übrigen Familiengräber angereihet haben, wie es hier der Fall war. Die gute Erhaltung der Skelette war hier auffallend. Es waren drei Skelette in diesem Grabe. Sie waren sämmtlich mit den Füßen nach Norden hin gerichtet. Die Schädel noch ziemlich erhalten. Das mittelste, als das längste unter allen maß 6 ½ Schuh und lag wie die übrigen auf dem Rücken ausgestreckt. Die rechte Hand lag hoch auf der Brust, die linke am Schenkel angedrückt. Die Suturen des Schädels aus einander stehend. Die Backenzähne sehr abgenutzt. Nur ein Armring aus dem Ganzen und aus Metall gearbeitet, war die Zierde des rechten Armes. Ueber dem Schädel waren noch die Ueberreste eines ziemlich großen, weitbauchigen Gefäßes sichtbar. Zwei Parallellinien zierten dasselbe. Dieses Gefäß war mit vier viereckigen blauen Platten umgeben, welche zur Erhaltung und Deckung desselben aufgestellt zu seyn schienen. Das andere Skelett, welches an der rechten Seite lag, maß 5 ½ Fuß, war ein weibliches, und vorzüglich gut erhalten. Das Email der Zähne glänzend. Das Subject schien noch sehr jung gewesen zu seyn. Die beiden Arme waren an die Schenkel angeschlossen. An der rechten Seite waren schwarze Gefäßscherben unter vier blauen Platten sichtbar. Das dritte Skelett an der linken Seite befindlich, war von einem Kinde. Die Länge desselben konnte nicht ermittelt werden, weil es durch die Unvorsichtigkeit der Arbeiter Schaden gelitten hatte.

Nur an der rechten Armröhre, welche nach dem mittelsten Skelette hin ausgestreckt lag, fand man einen kleinen metallenen Armring (Tab I. Fig. 17.) Mir schienen jene pyramidenförmig aufgestellten blauen Platten auf der obern Fläche der Hügel nur Gedächtnißsteine, oder man wollte den Rang der Todten damit anzeigen. Auch können es kleine Opferplätzchen gewesen seyn, wo man den Diis manibus opferte. Diese Steine standen ohne Zweifel zu Tage aus und wurden erst späterhin durch Ausschwemmungen vom Berge herab mit Erde bedeckt. Das zweite Grab, welches ungefähr 4 Fuß von diesem entfernt war, hatte eine gleiche innere Beschaffenheit des Hügels; lag aber sehr trocken. Die blauen Platten standen hier noch ganz fest und waren außerdem noch mit einer Deckplatte versehen; auch hatten sie eine große Platte als Unterlager. Keine Spur von jener seifenartigen Masse war hier anzutreffen. Zwei Skelette befanden sich in diesem Grabe. Die Richtung war wie bei den vorigen. Das erste Skelett war 7 Fuß lang, männlich und hatte einen bedeutend großen und starken Schädel. Das Stirnbein und die Backenknochen waren sehr hervorstehend. Das Skelett lag ausgestreckt mit dem Gesichte nach Norden zugekehrt. Auf der rechten Seite lagen die Ueberreste eines Schwerdtes. Das zweite Skelett war 5 Fuß lang, weiblich, und etwas zusammengedruckt. Der Schädel und die Backenknochen waren noch gut erhalten. Der rechte Arm lag hoch auf der Brust, und der Schmuck bestand blos aus 15 blauen und grünen Glasperlen. (Tab. I. Fig. 18.) Das dritte Grab lag hoch am Berge, ungefähr 10 Fuß von jenem entfernt. Die kleinen Pyramiden im Hügel waren zusamengefallen und nur 1 Fuß tief unter der Oberfläche der Erde befindlich. Die kesselförmige Vertiefung war ganz mit Asche ausgefüllt. Vier Fuß unter dieser Vertiefung stießen wir erst auf die Skelette.

Es waren deren nur zwei, welche mit dem Gesichte nach Norden hin gerichtet waren. Das eine Skelett war vorzüglich schön, männlich, und 6 Fuß lang. Der Schädel war groß, mit Sand gefüllt, das Stirnbein sehr hervorragend. Der rechte Arm war nach Osten ausgestreckt. Neben diesem lag ein vierkantiger, pyramidalischer, mit glatt geschliffenen Seiten versehener rother kieselartiger Stein. Am linken Arm, welcher am Schenkel anlag, befand sich ein metallener Ring ohne Oeffnung (Apyron). Das zweite Skelett war 6 ½ Fuß lang. Der Schädel und die übrigen Gebeine waren gut erhalten. Beide Arme lagen auf der Brust. Eine große Fibel befand sich am linken Schulterblatt und eine kleinere am rechten Fuße.

d) Gräber mit zirkelrunden Steinkreisen.

Sie befanden sich im Vereinsgarten an der nördlichen Seite, etwas hoch am Berge liegend, am äußersten Ende des Gartenzauns. Es waren deren nur zwei. Der Steinkreis selbst lag nur 3 Fuß tief unter der Erde und bildete um das Grab einen wahren Zirkel, welcher fast 8 Fuß im Durchmesser hatte. Die Steine selbst bestanden aus gelben verwitterten Kalksteinfelsen, waren meistentheils viereckig, schienen sorgfältig bearbeitet zu seyn und waren ganz dicht an einander geschoben. Ihre Größe betrug meistens 2 bis 2 ½ Fuß. Aller Wahrscheinlichkeit nach standen diese Kreise vor Alters zu Tage aus und sind erst durch Regengüsse verschlemmt worden. In der Mitte dieses Kreises 2 ½ Ellen tief fand man einen plumpen Kalksteinfelsen von 2 Ellen im Umfange, unter welchem das Skelett sich befand, nebst den Ueberbleibseln von andern Skeletten, welche aber fast nicht mehr zu erkennen waren. Vielleicht stammen diese Trümmer von einem ältern Grabe ab. Jeder solche Steinkreis enthielt übrigens

nur ein vollständiges Skelett. Der Schädel selbst war sehr oval. Die Zähne der Suturen standen sehr auseinander. Das Innere des Schädels war mit Sande ausgefüllt und die Zähne ganz unversehrt und blendend weiß; der rechte Arm war nach dem Schwerdte hingerichtet, welches oben an dem Griffe mit zwei gelben Ringelchen versehen war. Das Schwerdt war umgebogen und mit einem gelblichen Kalkstein beschwert. Die Spitze des Schwerdtes war nach Süden hingerichtet. Der linke Arm war am Schenkel anliegend. Das Skelett selbst lag auf der rechten Seite, mit dem Gesichte nach Westen hingewendet und war etwas verschoben. Am rechten Schulterblatte fanden sich zwei große Fibeln mit Schlangenverzierungen. Auf der Brust lag ein metallener Ring, offen und an beiden Seiten trompetenförmig gearbeitet. Am rechten Arme wurde noch ein Ring ohne Oeffnung und neben dem rechten Fuße eine kleine metallene Fibel aufgefunden. Sämmtliche Zierrathen waren mit edlem Roste überzogen und äußerst nett gearbeitet. Zwischen den Röhren der untern Extremitäten fand man Scherben von schwarzen Donationsgefäßen mit ganz einfachen Linien versehen. Unten an den Füßen lagen 9 Schneckenhäußer mit regenbogenförmigen Streifen. Außer etwas Graberde war nirgends etwas weder von blauen Steinplatten, noch von eisernen Gegenständen in diesem Grabe zu erblicken. Das andere Grab war 10 Schritte von diesem entfernt und lag in gleicher Linie mit dem vorigen, schien aber viel älter zu seyn. Das Skelett war hier ganz vermorscht und mit dem Gesichte nach Westen hingerichtet. Der Halsring fehlte hier, aber zwei Armringe von Metall wurden gefunden. Die Ueberreste eines geraden Schwerdtes lagen unter der rechten Achsel und am Schulterblatt eine große Fibel. An dem Knöchel des linken Fußes wurde eine kleinere Fibel und 6 gelbe Schneckenhäuschen ausgegraben

Auch lagen noch hie und da an der rechten Seite Scherben on Donationsgefäßen zerstreut umher. Im Uebrigen war lles, wie bei den vorigen. Vermuthlich ruhen hier die Gebeine der Häuptlinge, welches schon aus den Steinkreisen, us der höhern und isolirtern Lage der Gräber, und aus den Waffen hervorzugehen scheint.

) Gräber mit halbmondförmigen Steinkreisen.

Nur eines dieser sonderbaren Gräber wurde im Vereinarten entdeckt. Es lag weit tiefer als die vorigen und geade unter denselben, ungefähr sechs Schritte von jenen und ildete mit den zirkelförmigen Steinkreisen gleichsam einen Triangel. Die Steine des Kreises lagen zwei Fuß unter der Oberfläche er Erde. Es waren Kalksteinfelsen von vierkantiger Form nd 1 bis 2 Fuß im Umfange. Sie waren nicht so eng zuammengedrängt, sondern lagen in gewissen Distanzen von inander entfernt, eilf an der Zahl, in einem Halbzirkel um as Grab herum. An der westlichen Seite war dieser Halbirkel offen. Sein Umfang betrug 6 Fuß. — Vier Fuß tief nerhalb dieses Halbkreises stießen die Arbeiter erst auf den Kalksteinfelsen. Nur ein Skelett fand man hier, welches anz gut erhalten auf dem Rücken liegend mit dem Gesicht ach Westen hingerichtet war. Die Länge des Skeletts beug 7 Fuß 2 Zoll. Neben dem rechten Arm lag ein dolchtiges eisernes Instrument (Saca). Nur 2 Armringe wurn hier aufgefunden, welche aber nicht mehr an den Armhren befindlich waren. Scherben von Gefäßen und Schneknhäuschen lagen in Menge umher zerstreut, aber keine pur von blauen Steinplatten war zu finden. Fast mit Geßheit kann man annehmen, daß dieser künstlich aufgeführte teinkreis ein Unterscheidungszeichen irgend eines tapfern Kriers oder untergeordneten Häuptlings gewesen sey. Denn

warum befand sich denn dieser Halbzirkel gerade unterhalb jenen zwei runden Steinkreisen und warum hatte das in diesem Grabe befindliche Skelett, welches offenbar männlich war, nur einen Dolch und zwar an der rechten Seite als Mitgabe bekommen?

f) Unächte Steinhäuser.

Alle diese Gräber befanden sich in dem Vereingarten und zeichneten sich vorzüglich durch die breiten blauen Platten aus, welche um die Skelette aufgestellt waren. Diese Grabplatten kommen in den übrigen Gräbern nie, oder wenigstens selten vor, entweder nur zur Deckung der Donationsgefäße innerhalb des Grabes, oder sind blos auf den Spitzen der Grabhügel aufgestellt. Die Hügelchen bestanden hier aus gewöhnlicher Erde und nichts Besonderem, außer einigen Scherben von schwarzer Farbe wurden in denselben entdeckt. Die Gräber selbst bilden ein längliches Viereck, und sind 3—4, oder 4—5 Ellen tief, in reinem weißen oder gelblichen Sande angelegt. Die blauen Platten, welche meistens 1—1½ Fuß Höhe hatten, waren hier blos an die Skelette angelehnt und standen in weiten Distanzen aus einander. Die Zahl dieser Platten gieng nie über 6—9 hinaus. In der Mitte des Steinhauses lag gewöhnlich ein großer 2 Ellen langer und dicker verwitterter Kalksteinfelsen auf der Brust des Skeletts. Am Eingange befand sich stets ein kleiner Felsen als Schlußstein. Es waren meistens Familiengräber. Bisweilen fand man nur ein Skelett; aber immer waren die Ueberreste von mehreren noch sichtbar. Jeder Zeit waren 3—5—6 Skelette in denselben befindlich. Die Gesichter waren meistens nach Westen und Norden hingerichtet; jedoch in einigen andern fand man sie auch nach Osten und Süden hingewendet. Die Skelette waren gut erhalten, meistens 6 Fuß lang,

lagen auf dem Rücken in ausgestreckter Form. Bald waren beide Arme an die Schenkel angeschlossen, bald lag der rechte Arm auf der Brust oder Stirn. Bisweilen war das Skelett in kauernder Stellung und hatte beide Arme im Schoos liegen. In einem Familiengrabe, worin drei Skelette sich vorfanden, lagen zwei derselben auf der linken Seite, ob zufällig oder mit Fleiß, konnte man nicht bestimmen. Nur zwei Skelette fanden wir auf dem Bauche liegend. Von Zierrathen wurde in diesen Familiengräbern viel gefunden; besonders zierlich geformte Halsringe, Armspangen und Armillen mit Schlangenverzierungen. Auch blaue, graue, gelbe, glatte oder punktirte Glasperlen, viel Bernsteinringe als Brustverzierungen. Mehrere Fibeln von Metall, seltener von Eisen, und einige kleine Ohrenringe wurden zu Tage gefördert. Außer den Frameen oder Hasten, welche hier sehr schmal und fast gleichbreit sind, war nur selten etwas von Eisen zu finden. Alles war aus der bekannten Metallmischung gemacht und mit grünem Roste überzogen. Die Donationsgefäße, welche überhaupt bis jetzt äußerst sparsam und nur einzeln in den Gräbern bei Ranis entdeckt wurden, waren in diesen Gräbern ziemlich häufig, groß, bauchig, mit einem kurzem Halse und Rande und meistens inwendig mit einem Fettglanze versehen. Parallellinien, Winkel, Triangel und halbmondförmige Bögen waren die Verzierungen. Sie standen meistens an der rechten Seite des Kopfes; seltener zwischen den Beinen und an dem rechten Arm. Das Innere derselben war immer mit etwas Sand und grauer Graberde ausgefüllt. Deckel oder Platten zur Bedeckung der Gefäße fand man nicht.

g) Aechte Steinhäuser.

Diese befanden sich auch wie jene im Vereingarten; aber unterscheiden sich [illegible] den vorige[illegible]

chen bestehen nicht, wie bei jenen, aus guter schwarzer Erde, sondern blos aus Kalksteingerölle, welches bisweilen 1 Elle hoch aufgeschüttet ist. Sie waren auf der südlichen Seite des Gartens, nahe bei dem Hohlwege, im Sande angelegt, hatten eine längliche viereckige Form, und waren mit grauer Graberde ausgefüllt. Die blauen Platten, welche die Skelette umgeben, sind hier ganz eng zusammengestellt, stehen horizontal, und sind tief in die Erde eingedrückt. — Die Decke besteht hier nicht aus Kalksteinfelsen, sondern aus 3 bisweilen 4 großen blauen Platten. Auch der Eingang des Grabes ist nur mit einer blauen Platte geschlossen. Die Zahl der Platten, welche das Grab umgaben, betrug 18—21 Stücke. Es waren Familiengräber. Drei bis sechs Skelette lagen in einem Grabe zusammen. Bei den meisten waren die Gesichter nach Westen hingewendet und die Skelette noch ziemlich erhalten. In einem dieser Gräber, worin nur 3 Skelette sich befanden, lagen dieselben nach Osten hin. Die Rechte lag auf der Brust. Das mittelste Skelett war das längste, und maß 7 Fuß und 1 Zoll. Es war vermuthlich der Familienvater. Sowohl männliche als weibliche Skelette führten viel Schmuck bei sich. Nicht selten wurden an einem Skelette 6—7 Ringe, an Füßen, Armen und Brust befindlich ausgegraben. Auf der Brust lagen außerdem öfters noch viele Bernsteinkugeln, welche durchlöchert und in metallenen Ringen befindlich waren. Die Fibeln waren meistens von Metall, nur selten von Eisen. Immer die größten Fibeln lagen am rechten Schulterblatte, die kleinern hingegen unten am linken Fuß. Die Ringe waren perlenförmig, offen und an beiden Seiten mit trompetenförmigen Erhabenheiten versehen. Die Donationsgefäße waren hier etwas weniger ausgebaucht. Die Verzierungen bestanden aus schlangenförmigen verzogenen S. Die Masse war sehr fein, zierlich auf

der Scheibe gedreht, schwarz und hatte einen Fettglanz. Sie standen meistens unter den Achseln. Feiner Sand und etwas Graberde füllte das Innere derselben. In einigen derselben fand man die Knöchelchen von Singvögeln, (wahrscheinlich von Nachtigallen.) Auch ein vogelartiges Gebilde von Eisen wurde ausgegraben. Pferdezähne, Schneckenhäuser von brauner und weißer Farbe waren hier häufig anzutreffen. Die Schneckenhäuser lagen hier unter der Kinnlade, immer 3 und 2 zusammen. Auch fand man bei einem Frauenskelett ein thönernes Gefäß mit 9 Oeffnungen versehen. Das Skelett hatte ausnehmend viele Bernsteinverzierungen und metallene Ringe als Schmuck bei sich. Kinderspielzeug, Kinderklapper konnte es nicht seyn; denn man fand erstlich in diesem Grabe kein Skelett von einem Kinde, sondern blos von erwachsenen Personen; auch zeigte schon der reiche Schmuck eine ausgezeichnete Person an. Wahrscheinlich war es eine Priesterin. Sämmtliche Zierrathen, welche in diesen Steinhäusern aufgefunden wurden, befinden sich in der Vereinsammlung zu Hohenleuben, und sind in der Variscia abgebildet.

h) Steinhäuser ohne blaue Platten, blos mit Kalksteinfelsen inwendig ausgesetzt. Die Hügelchen sporadisch.

Mit ganz rothen Grabgefäßen.

Sie wurden im Jahre 1828 auf den Feldern bei Oepitz entdeckt. Sie haben zwar viele Aehnlichkeit mit den vorigen, aber auch manche ganz besonders auffallende Unterscheidungszeichen, so daß dieselben, wenn man nicht der Wahrheit zu nahe treten will, dem Volksstamme, welchem die Steinhäuser am Freisnitzberge angehören, nicht zugeschrieben werden können und dürfen. Auf freiem Felde in der Nähe des Eritz-

berges angelegt, sind zwar diese Grabhügelchen sehr vermischt, jedoch immer noch kleine längliche Erhabenheiten sichtbar, aus welchen öfters die Deckplatten dieser Gräber beim Pflügen herausgerissen werden. Diese kleinen Hügelchen sind länglich, haben 6 — 8 Fuß im Umfange und kaum 2 Fuß Höhe. Oft bemerkt man auch gar nichts von Erhabenheiten. Das eine Grab, welches ein Bauer beim Pflügen fand, war nur 2 Fuß tief unter der Oberfläche der Erde angelegt, und zwar im Sande. Das Grab selbst bildete ein längliches Quadrat und war inwendig mit 16 Kalksteinplatten ausgesetzt. Drei breite Platten bildeten die Decke. Nur zwei Skelette lagen hier, mit dem Gesichte nach Westen zugekehrt. Das eine lag auf dem Rücken ausgestreckt und war sehr morsch und zusammengeschoben. Der linke Arm lag am Schenkel an, hingegen der rechte war ausgestreckt nach einer Streitaxt von Eisen, welche an der untern Seite fast halbmondförmig geformt war. Unmittelbar daneben lag die Spitze eines einseitigen Schwerdtes und Trümmer von eisernen Ringen. Rings um diese Waffen befanden sich Ueberreste von rothen Gefäßen. Diese Gefäße waren bisweilen außen und inwendig roth, auf dem Bruche aber schwarz, bisweilen auch schwarzröthlich und hatten perlenförmige um den Hals des Gefäßes herumlaufende Verzierungen. Auch wurde von einem Bauer in Oepitz noch ein solches Grab entdeckt, welches eine große Streitaxt enthielt, welche nach Naumburg an den Herrn Landrath Lepsius eingeschickt wurde. Auch bei Winzern fand ich solche Gräber. Zu bemerken ist, daß man hier bei Oepitz auch Deckel fand, zwar etwas zertrümmert, aber doch noch deutlich zu erkennen. Der eine derselben hatte am Rande ein Kreuz und tief eingedrückte Figuren (Tab. I. Fig. 19.), in der Mitte aber einen Zirkel als Verzierung. Die Masse war schwarz. Was die Zeichen darauf bedeuten, ist unbestimmt. Das andere Bruch-

stück (Tab. I. Fig 20.) ist von rothem Thone, auf welches die Figur eines Mannsfußes eingegraben ist. In der Nähe dieser Gräber sind die Katzen- oder Cattensteine.

Opferheerd bei den Druden, oder Drachenbaume.

Dieser merkwürdige Opferplatz befindet sich an der Semtiz, oder richtiger Sammichigbach, eine halbe Viertelstunde unter Ranis. Gegen Norden hin wird derselbe von den Diaconatsfeldern und durch die Straße, welche jetzt mitten durchgehet, begrenzt; gegen Westen und Süden stoßen Felder und die Straße an denselben. Auf der östlichen Seite befindet sich das Heerda-Thal und der Bach, in deren Nähe man die hohe Teufelskanzel und die Heerdahöhle erblickt. Der Platz selbst wurde von dem Herrn Diaconus Börner entdeckt, und den 23. October 1830 wurde der erste Versuch mit Ausgrabungen dort gemacht. Nachdem die Vereinarbeiter Nachmittags 1 Uhr gekommen waren, wurde dieser Opferplatz erst ausgemessen. Derselbe hatte eine trianguläre Form, war mit Rasen überzogen, und der Umfang desselben betrug 140 Fuß. In der Mitte ist er 12 Fuß breit. Inwendig befanden sich 3 rundliche Erhabenheiten, welche aber etwas eingefallen waren. Die Spitzen dieses triangulären Platzes ziehen sich von Norden nach Süden. Die Höhe des Randes vom Bache herauf ist 10 Fuß. Von der westlichen Seite ist durch den Wegebau viel weggegraben worden; auch auf der nordöstlichen Seite ist dieses der Fall, wo die Pachter der Diaconatsfelder einen großen Theil dieser Anhöhe jetzt abgetragen haben. Uebrigens ist dieser Hügel künstlich aufgetragen und besteht aus ungeheuern Massen von großen und kleinen Geröllsteinen, Asche und schwarzer Erde. Die Steine, welche den Platz umgeben, und von welchen schon

ein großer Theil zum Wegebau verwendet worden ist, bestehen aus großen, ausgewitterten, gelblichen Kalksteinfelsen, von denen wechselsweise immer einer auf der flachen Seite, der andere hingegen horizontal stand. Die Fundgräberei begann an der Spitze des Triangels. Nachdem eine Menge Felsenstücken, welche zur Steinumzäunung gedient hatten, von den Arbeitern weggeräumt worden waren, stießen sie auf eine große Menge von Gefäßscherben aller und jeder Art, die umher zerstreut lagen. Sie hatten mitunter herrliche Verzierungen und waren meistens schwarz, jedoch auch einige röthlich und gelblich. Einfallendes Regenwetter hinderte uns am folgenden Tage die Arbeiten fortzusetzen, und konnten erst den 25. October ganz früh wieder beginnen. Schon um 8 Uhr stießen die Vereinarbeiter auf den Heerd, welcher sich ganz in der Spitze des triangulären Rasenplatzes ungefähr 6—8 Schritte von dem Semtizbache befindet. Nur ein steiler Rand trennt hier Heerd und Bach von einander. — Der Heerd selbst zieht sich von Norden gegen Süden an dem Bachrande hin, hatte ungefähr 12 Fuß in der Länge und 5 Fuß Breite und ist länglich viereckig. Das Unterlager besteht aus einer Masse von gelblich rothem Thone, grobem Bachkies und Sand und ist fest auf die unten liegenden Geröllsteine aufgeschlagen. Auf diesem Estrich von Thon befindet sich noch ein steinerner Ueberzug von Thon. Dieser ist glatt geschlagen und mit Längefurchen, die von Norden nach Süden hinstreichen, versehen. Durch diese Längefurchen zogen sich wieder in etwas schiefer Richtung von Westen nach Süd-Osten hin Querfurchen 3 und 3 immer zusammen, und mit den Oeffnungen nach den Bache hingewendet. Der ganze Estrich bildete auf den meisten Stellen eine ganze durch das Feuer erst gehärtete Masse, welche ½ bis 1 Schuh dick war; jedoch an der nördlichen Spitze desselben kamen auch etliche Stücken wie Backsteine geformt vor, welche

nach unten keilförmig gestaltet waren. Die Oberfläche dieses Heerdes war ganz aschgrau und schwarz von Feuer gebrannt. Auf der Süd-Ost- und Nordseite lagen Trümmer von Opfergefäßen sehr dicht zusammen. Sie waren meistens schwarz, schalenförmig, und jederzeit lagen rothe Thonschieferplatten als Deckel dabei. Viele große, auf den Flächen geglättete Steine, theils aus Sand, theils aus Blauwacke, wurden ausgegraben. Es sind vielleicht Ueberbleibsel von Schlacht- und Opfersteinen. Geröstetes Getreide, vorzüglich Gerste fand man hie und da zerstreut liegen. Merkwürdig sind die kleinen Erhabenheiten innerhalb des Triangels. Sie sind von Bach- und Geröllsteinen aufgeführt, und viele Gefäße sind ringsherum eingesenkt. Große Steine lagen um diese kleine Erhabenheiten herum. Vielleicht dienten diese Erhöhungen innerhalb des Steinkreises einstens zu religiösen Mahlzeiten und Zusammenkünften, auf welchen nach vollbrachten Opfern geschmauset wurde. Viele Pferdeknochen, Gebeine von Vögeln, welche sehr lang waren (vielleicht von Kranichen, Reihern u. dergl.) wurden hier häufig gefunden. —

Die Sagen von dem Drudenbaume, von der Herdahöhle, in welcher in alten Zeiten eine große Steinplatte gelegen hat, die weißen Kühe ohne Kopf, welche sich hier herum hätten sehen lassen, die Nähe der Gräber, das Freyenthal, der Hayn, Werwölfe und dergleichen, machen diesen Platz besonders merkwürdig. —

C.

Tumellen ohne Ustrin,

oder

Gräber mit ausgezeichnet großen und hohen, entweder doppelt zusammenhängenden oder ganz einfach und isolirt stehenden Rasenhügeln, meistens auf Hochpuncten befindlich und jederzeit auf der Fläche des wilden gewachsenen Bodens angelegt. Sie bilden fast immer Kreisabschnitte; bisweilen sind sie länglich zugespitzt und nur selten ellyptisch geformt. Umfang 20—45, Höhe 10—17—19 Fuß. Oft sind einzelne graue Steine an der Spitze, oder an den Seiten sichtbar; bisweilen findet man auch die Ueberreste eines äußern Steinkreises. Richtung der Hügel, wie bei den vorigen von Norden nach Süden.

Nach ihren charakteristischen innern Unterscheidungszeichen.

a) Tumellen mit einem nahe an der Spitze und zwar innerhalb des Hügels befindlichen Steinkranze.

Diese Hügel, welche auch bisweilen von den Landleuten Irrkappen genannt werden, zeichnen sich vor allen andern Tumellen gar sehr aus. Wie aus grauer Nebelferne sieht man diese Hügel oft Stunden weit entfernt herüber schimmern. Sie scheinen geflissentlich in ziemlich gerader Richtung mit den übrigen angelegt zu seyn. Wenigstens kann man in den meisten Fällen von einem Hügel zu dem andern hinsehen, ob sie gleich öfters zwei bis drei Stunden von einander entfernt sind. Immer die schönsten Hochpunkte wählte man

zu diesen Hügeln, von wo aus man die Gegenden weit und breit übersehen konnte. Die Richtung dieser Hügellinien ist stets von Osten nach Westen, obgleich die Hügel selbst sich immer von Norden nach Süden hinziehen. Die isolirte und hohe Lage dieser Hügel, welche oft auf schaurigen Orten angelegt sind, die wenigen Skelette, welche man in diesen Gräbern findet, zeigen ein Volk an, welches schon im grauesten Alterthume eingewandert, über ganz Europa, mithin auch über Deutschlands Fluren sich ausbreitend, hier gleichsam zerstreut und nur in einzelne Familien sich auf diesen Hochpunkten niederließ, um sich vor den wilden Thieren zu schüzzen, die sich zu jener Zeit wohl häufig genug in diesen Gauen aufhalten mochten, theils aber auch, um sich vor den häufig vorkommenden und alles zerstörenden Fluthen zu sichern. Nun zu diesen Tumellen selbst. Diese ersten Tumellen befinden sich bei Wernburg, an dem Wege nach Pösneck rechts, etliche hundert Schritte von der sogenannten Altenburg entfernt. Der Weg, welcher nach Jüdewein führt und der Fußsteig, der von Wernburg nach Pösneck geht, machen hier mit der Altenburg einen Triangel. In der Spitze dieses Triangels liegen diese Hügel. Es sind deren zwei. Der unterste oder nördliche hatte 85 Fuß im Umfange und war von der Basis bis zur Spitze 17 Fuß hoch. Die Basis, welche sich weit in das Feld hinein erstreckte, war länglich und schien früherhin mit Rasen umlegt gewesen zu seyn. Die Hügel selbst bildeten Kreisabschnitte, und drei graue Felsenspitzen, jede nach einer besondern Himmelsgegend, nämlich nach Nord-Ost und Westen hin gerichtet, waren dem Auge des Beobachters sichtbar. Nachdem man den untern nördlichen Hügel über das Kreuz vorsichtig durchstochen hatte, stieß man 1½ Elle tief auf einen Steinkranz. Dieser bestand aus 11 ziemlich großen, plumpen Kalksteinfelsen. Vermuthlich hatte er auch

früherhin zu Tage ausgestanden, war aber mit der Zeit durch Ansetzung von Erde bedeckt worden. Innerhalb dieses Steinkranzes waren nichts als Schichten von großen und kleinen Geröllsteinen, Sand und ganz schwarzer Erde, welches Alles unordentlich untereinander lag. Unter diesen Steinschichten befand sich das Familiengrab mit 5 Skeletten. Die Skelette lagen auf den Rücken, waren außerordentlich morsch, und mit den Gesichtern nach Westen gekehrt. Das mittelste Skelett war das größte und längste, 7 Fuß 2 Zoll lang. Neben dem rechten Arme lag das Schwerdt umgebogen und mit einem Kalkfelsen beschwert. Die Spitze war nach Westen hin gerichtet. Neben diesem lag die Frame oder Haste, in ovaler Form mit eiserner Scheide. Eiserne Ringe nnd Schnallen von einer Kuppel lagen an der Brust. Nahe beim Schädel fand man eine schöne Schaale von blaßgelbem Glas nur mit einfachen Linien verziert. Gegen die Sonne gehalten konnte man noch unzerschmolzene Theile von Kiesel in denselben bemerken. Die Schaale selbst wurde etwas beschädigt. Mehrere große und kleine Fibeln von Metall mit schönen Zierrathen, öfters mit Email versehen, an den Füßen liegend, wurden aufgefunden. Halsringe und Armillen lagen umher zerstreut. Noch eine Haste wurde neben einem von den Geröllsteinen ganz zusammengeschobenen männlichen Skelette ausgegraben. Auch metallene Reifen und Henkel, schön verziert, von einem Methgefäße (Dolium), wurden zu Tage befördert. Die meisten Skelette in diesem Grabe waren männlich, und nur zwei weiblich. Auf der Brust des einen Frauenzimmerskeletts, welches auf der rechten Seite des Familienvaters lag, befanden sich eine Menge Glasperlen, von grüner, blauer, gelblicher Farbe, öfters mit Punkten versehen. Auch Stücken Eisen, wie Bolzen geformt, wurden aufgefunden. Ein Wetzstein, oben mit einer Oeffnung, fand sich an der

Rechten eines Männerskeletts. Merkwürdig waren die vielen Pferdezähne, welche umherlagen, und ein sonderbar geformter Sporn mit einer Stachel. Uebrigens wurde eine Menge Scherben von schwarzen zierlich gedrehten Donationsgefäßen ausgegraben, welche wie die oben beschriebenen alle bauchig, kurzhälsig und mit einfachen Winkelverzierungen versehen waren. Das Merkwürdigste aber bei dieser Tumelle war der Nebenhügel. Graue Steinfelsen blickten hier aus der grauen Rasendecke hervor. Die Vereinsarbeiter machten einen Versuch, es fand sich aber nichts weiter, als rohe gewachsene Felsenmassen, welche nicht durch Menschenhände aufgeführt waren. Auf der Oberfläche dieses Hügels, welcher etwas höher ist, als die wirkliche Tumelle und welchen man beim ersten Anblick für einen Grabhügel hält, nur 1½ Fuß tief unter dem Rasen, lagen viele Trümmer von schwarzen schaalenförmigen Gefäßen oder eigentlichen Opferschaalen, welche ohne alle Zierrathen waren. Pferdezähne gab es hier in Menge; einige derselben waren versteinert. Dieser Nebenhügel diente einstens wohl blos zu religiösen Zusammenkünften oder Festen, bei welchen man den Diis Manibus die Libamina oder Oblationes, Speiseopfer darbrachte. Auch das angrenzende Feld ist voll von Thierknochen. Es wurden auch Spitzen von Hirschhorn, wahrscheinlich Pfeilspitzen und Pfrieme von Knochen daselbst gefunden.

b) Tumellen mit einem auf der Basis des wilden gewachsenen Bodens, innerhalb des Hügels befindlichen Steinkranze.

Nur eines dieser Gräber entdeckte ich 1½ Stunden von Ranis auf dem Dobigauer Bergen. Sehr weit ist diese Tumelle sichtbar. Bei Eröffnung derselben im Jahre 1825 den 3. Mai fand sich Folgendes: die Tumelle hatte eine fast

ovale Basis, welche 36 Fuß im Umfange maß. Die Höhe von der Basis bis zur höchsten Spitze betrug 16 Fuß. Die äußere Form glich fast einem stumpfen Winkel. Viele Trümmer von schwarzen Gefäßen lagen umher zerstreut, den vorigen ganz ähnlich. Die Oeffnung wurde von Westen nach Osten gemacht. Die ganze Spitze war bis auf 4 Ellen Tiefe mit kleinem und großem Steingerölle, wie in den Wernburger Hügeln ausgefüllt; auch der Steinkranz befand sich tief, fast auf der Basis angelegt und hatte eine ovale Form. Die Steine desselben waren groß, 17 an der Zahl; nur einer derselben war an der westlichen Seite der Tumelle sichtbar. Zwei Ellen tief, von der Spitze abwärts gerechnet, wurden wir das erste Lager von schwarzen Scherben und Asche gewahr, die mit Pferdezähnen und Knochen untermengt waren. Keine Spur von Leichenbrand an den Zähnen und Knochen wurde bemerkt. Ganz tief in der Mitte des Steinkranzes stießen wir auf Graberde, Scherben und Asche. Nachdem auch diese Dinge mit der größten Behutsamkeit weggenommen worden waren, wurden die Skelette sichtbar. Es war wie das vorhergehende ein Familiengrab und enthielt 6 Skelette. Sie waren so durch das Steingerölle zusammengeschoben, daß sie einen Haufen bildeten. Die Schädel waren ganz morsch und zerdrückt; jedoch die Zähne noch blendend weiß. Die Lage und Länge konnte zwar nicht ganz genau bestimmt werden; aber doch aus den untern Extremitäten konnte man mit Gewißheit schließen, daß sie nach Westen hin gewendet waren. Ein einziges Frauen- und Kinderskelett befand sich unter denselben. Ueberbleibsel von schwarzen, bauchigen Gefäßen lagen neben den Schädeln zerstreut. Die Hälfte eines geraden Schwerdtes befand sich in dessen Nähe. Das Wichtigste aber unter allen war Folgendes: nachdem man das Steingerölle auf die Seite geräumt hatte, fand

man einen Armring von Metall, und der Hals von einem bauchigen Donationsgefäße kam zum Vorschein. Dasselbe stand auf der westlichen Seite. Schwer ist es, so ein Gefäß trotz aller angewendeten Mühe ganz herauszubringen. Auf allen Seiten spitzten schon die Wurzelfasern durch die Risse des Gefäßes. Um die äußere Beschaffenheit desselben wenigstens kennen zu lernen, ließ ich ringsumher mit einem alten Messer die Erde wegnehmen. Das Gefäß war 10 Zoll hoch und 6 Zoll weit, schwarz und nicht im Feuer gebrannt, sondern blos getrocknet. Man konnte die Trümmer dieser Gefäße mit den Fingern zerreiben. Die Zeichen waren bogenförmig wie mit Nägeln hineingekratzt, und im Bruche der Scherben zeigten sich viel Quarztheilchen. Kaum hatte ich das Gefäß abgezeichnet, als es auch schon zerfiel und wie groß war mein Erstaunen, als ich zwei, wie bleierne Knopfplatten geformte Metallstücken erblickte. Man konnte anfänglich das Gepräge nicht erkennen, weil alles grau wie Blei angelaufen war; aber kaum war dasselbe mit einem Läppchen abgerieben, so kam auch schon das Gepräge zum Vorschein. Das Metall bestand, wie es die Untersuchung lehrte, aus dem feinsten Golde (Aurum obryzum). Auf der Vorderseite ist die behelmte Minerva. (Tab. II. Fig. 1.) Den Helm ziert eine aufgehende Sonne und ein Drachenschwanz. Das Gesicht ist sehr ausdrucksvoll. Die Locken hängen auf den Seiten herab. Auf der Kehrseite sieht man die Siegesgöttin (Dea Victoria) als ein gelocktes Frauenzimmer mit Flügeln dargestellt. Der Kopf ist etwas verwischt. Diese Münzen sind unter August geschlagen, so wie noch mehrere andere, welche man dort herum gefunden hat. Jede dieser Goldmünzen wiegt 2½ Ducaten. Auch eine solche Tumelle an der Orla bei Neumhofen, welche ich oft im Vorbeigehen gesehen habe, wurde, ohne daß ich es verhindern

konnte, von dem Besitzer des Feldes, welcher Steine brechen ließ, geöffnet und geebnet. Sie hatte eine ellyptische Form. Auch ein Steinkranz war an derselben befindlich. Ueberreste von Gebeinen und schwarzen Gefäßen lagen auf dem Felde umher zerstreut. Nur eine seltene und gut erhaltene Streitwaffe wurde mir eingeliefert. Sie war von Metall, gehenkelt, mit grünem Roste überzogen und unten keilförmig gearbeitet. Sie gehört mit vollem Rechte unter jene höchst selten vorkommenden Schildbrecher, welche man **Bipennes** nennt. Uebrigens gibt es noch mehrere solche Hügel, z. B. bei Lichtanne, welche aber noch nicht untersucht worden sind.

Opferplatz
auf dem
Glintsch oder Gleitsch bei Obernitz und Fischdorf.

Es ist unstreitig der schönste Hochpunct, den wir in diesen Gegenden haben, und von wo aus man Saalfeld und einen großen Theil des Saalthals nach allen Seiten hin übersehen kann. Der Berg selbst, an dessen Fuße sich die Saale hinschlängelt und das Dorf Obernitz liegt, hat eine, zumal von der westlichen Seite herüber, bedeutende Höhe. Die Form desselben an der Spitze ist ein abgestumpfter Kegel. Derselbe ist mit einem Gürtel von Schwarzholz umgeben. Der Eingang zu dem von Natur schon sehr festen Platze bildet ein ungeheuerer Kalksteinfelsen, der die ganze südliche Spitze des Berges umgibt. Hier hat die Natur, um die Gegend noch anziehender zu machen, ein großes Thor in den gediegenen Felsen angebracht, durch welches man auf

die Spitze durch ein Paar Felsenstufen gelangt. Ueber diesem Felsenthore stehen mehrere starke Fichten. Nicht allein diese Bergspitze, sondern auch die ganze Gebirgskette, welche sich süd=östlich nach Kaulsdorf an der Saale hinauf zieht, nennt der gemeine Mann Gleutsch, Glittig und Glindig. — Kleutsch heißt auf wendisch ein Haken. Clutsch ein enges Thal, Schlüssel, enger Paß. Die Benennung Glindig, Glindisch scheint mir aber die richtigere zu seyn. Klint bedeutet eine Klippe, ein isolirter Felsen. Glin heißt ein langer Spieß, Lanze bei den Deutschen. Es scheint daher dieser Name auf Waffenplätze hinzudeuten, welche man bei Opfermahlzeiten und andern Zusammenkünften immer bei sich führte. — Der Opferplatz bildet ein längliches Oval und hat von dem Felsenthore an gerechnet, nämlich von Süden nach Norden 95 Fuß, von Osten nach Westen aber nur 63 Fuß im Durchschnitt. Der ganze Umfang 232 Fuß. Die Spitze des Ovals ist Nord=West. — Auf der westlichen und nördlichen Seite sind wilde Felsenpartbieen, umherzerstreut, sichtbar. — Von Nord=West nach Süden hin zieht sich ein künstlicher, aufgeworfener Erdaufwurf oder Rasenrand, welcher vorzüglich nach Norden zu 11—16 Fuß breit ist. Unter dieser Rasenerhöhung zieht sich der Steinkranz in gleicher Entfernung von diesem Rande hin. Die Steine sind von verschiedener Größe und stehen nur 3 bis 4 Schuh aus einander. Der Opferplatz selbst befindet sich innerhalb der Steinumzäunung und Rasenerhöhung auf der nördlichen Seite, wo der Bauer Voglitz aus Obernitz Feld angelegt hat. Nach einem den 10. Juni 1831 gemachten Versuch ergab sich Folgendes: Ungefähr einen Schuh tief unter der Ackerkrume befand sich ganz schwarze Erde, Asche, Kohle, Thierknochen, vorzüglich von Pferden, Eberzähne mit Spuren von Feuer. Von Menschengebeinen war am Opferplatze keine Spur auf=

zufinden. Gefäßscherben in großen Massen waren um diesen Platz in die Erde eingesenkt. Sie waren oft einen halben Zoll stark, von roher Masse, ganz weich, sämmtlich roth von Farbe, oder außen roth und inwendig auf dem Bruche schwarz; bisweilen findet man sie inwendig roth und außen schwarz. Die äußere Form ist wie bei den Urnen am Freysnitzberge. Keine Zierrathen waren an denselben zu entdecken. In einer kleinen Entfernung von diesem Platze nördlich fanden wir einen Ring von Metall, eine Schlange vorstellend, und ein thönernes Amulet mit Löchern versehen; auch zwei thönerne Ringe wurden ausgegraben. Die thönernen Ringe waren mit Wasserblei ganz durchdrungen und hatte ganz kleine Oeffnungen. Stücken von Wasserblei fand man. Zu bemerken ist, daß ganz nahe bei dem Steinkranze auch Ueberreste von Menschengebeinen sich vorfanden. Es schienen hier Steinhäuser zu seyn, welche mit den Gräbern unterm Critzberge Aehnlichkeit hatten, aber durch das Pflügen zerstört worden waren. Viele Bruchstücke von steinernen Instrumenten, vorzüglich aus röthlichem Kiesel, Bruchstücke von eisernen Ringen, eine zerbrochene Handmühle und Stücken von einer Streitaxt, worin das Loch noch sichtbar ist, wurden zu Tage gefördert. — Auffallend sind noch 3, an der östlichen Seite am Saume des Holzes aufgestellte, ungeheuere Felsen. Zwei derselben stehen aufrecht, und der dritte ist in schiefer Lage über diese weggelegt. Diese Steine stehen ganz frei an den Feldern, welche das Holz, das wie mit einem Kranze den Berggipfel umgiebt, begrenzen. Die große Platte, welche darauf gedeckt ist, hat auf der untern Seite eine Aushöhlung. Es ist wahrscheinlich ein Opferstein. — Nicht zu übergehen sind die bei Obernitz sich befindenden Käsesteine. Die Form war ein abgestumpfter Kegel. Die Oeffnung geschah von Westen nach Osten und zwar von der Spitze des Kegels

herunter, um zu erforschen, ob nicht vielleicht Donationsgefäße, oder andere Gegenstände hier befindlich wären. Nachdem die Arbeiter 2 Fuß tief den aus gewöhnlicher schwarzer Erde bestehenden Boden weggegraben hatten, kam ein aufrecht stehender weißer Kiesel zum Vorschein. Unter diesem Steine lag an der östlichen Seite ein 2 Fuß breiter schwärzlicher Kiesel, bei welchem in einer kleinen kesselförmigen Vertiefung (Scrobs), welche mit Asche und Kohlen angefüllt war, drei flache graufarbige Schalen (Tab. IV. Fig. 1.) aufgestellt waren. Nur mit Mühe konnten wir eine derselben retten. Die Thonmasse war äußerst grob. Sie hatten gar keine Verzierungen, sondern nur auf beiden, bisweilen nur auf einer Seite, eine Narbe, wie mit dem Finger eingedrückt. Sie ähneln unsern Käsenäpfen. Dies sind die Thränenschalen, Thränengefäße, Vasa lacrymalia, oder um mich richtiger auszudrücken, die Plendisteria der Alten, in welchen die Thränen gesammelt wurden. Uebrigens sind diese Gefäße ganz schlecht gebrennt. Ich ließ nun die Arbeiten mit möglichster Sorgfalt fortsetzen; aber nichts wie zerstreut liegende Scherben von grauen Gefäßen kamen zum Vorschein. In der Mitte des Hügels, wo man bisweilen in andern Gräbern ganze Lager von Gefäßen entdeckte, wurde nichts aufgefunden. Als wir aber bis auf den wilden Boden niedergearbeitet hatten, kam die Leichenbrandstätte (Bustum) zum Vorschein. Sie nahm die ganze rundliche Basis des Hügels ein. Die Asche, Kohlen und Brandmasse lagen einen halben Schuh hoch, jedoch in der Mitte des Busti war diese Masse dicker und höher aufgeschichtet, als an den Rändern desselben. An der östlichen Seite fanden wir auch noch ein ziemlich großes mit einem Henkel versehenes Knochengefäß (Olla). Zierrathen waren nicht an demselben. Die äußere Form war ganz plump, oben weit und nach unten etwas zugespitzt, grau von Farbe und ganz mit verbrannten

Menschengebeinen angefüllt. Sie bestanden meistens aus Stückchen von Röhren, auch ein kleines Bruchstück von einem Stirnbeinknochen war darunter. Keine Spur von Zierrathen aus Kupfer und Zinn war hier anzutreffen, außer die Ueberbleibsel eines Schwerdtes und eines Messers von Eisen, welches aus der Asche und Kohle herausgegraben wurde. Die eigentliche Form dieser aufgefundenen Gegenstände konnte wegen zu starker Oxydation nicht mehr genau bestimmt werden. In den übrigen 3 Hügeln wurden blos auf der Spitze derselben Trümmer von Gefäßen und auf der Basis die Brandstätte aufgefunden.

b) Tumellen mit einer innerhalb derselben und zwar auf der Basis des wild gewachsenen Rasens befindlichen Leichenbrandstätte.

Die Donationsgefäße sind nicht im Hügel selbst, sondern in einer gewissen Entfernung von jener an einem Rande, Wege oder Fuße eines Berges beigesetzt.

Sonderbar ist es, daß in der Nähe aller dieser Hügel sich immer Fahrwege befinden, welche sich oft durchkreuzen. Man wird daher nicht selten getäuscht, wenn man bei Eröffnung eines solchen Hügels blos die Verbrennungsstätte findet, und in dem Wahne steht, daß die Nation, welche einst hier wohnte, gar keine Gefäße beigesetzt habe. — Ganz in der Nähe dieser Hügel muß man die Urnengräber suchen. Oefters hält dieses schwer, weil durch Alter und Zufall die Malsteine, welche diese Urnengräber bezeichnen, meistens zerstört sind. Steine, welche hervorragen, oder ein aufgeworfener Rand, oder andere kleine Anhöhen, sind die Hauptmerkmale. — Diese Hügel sind jenen ganz ähnlich, bald ganz kegelförmig, bisweilen etwas länglich, aber selten. Der Umfang derselben beträgt 16—18 Fuß. Höhe 6—9. Kein Malstein bezeichnet hier die Spitze des Hügels; auch in dem Innern war

keine Spur von Steinen anzutreffen. Nicht einmal Scherben fanden die Arbeiter. Nur an der Basis der Tumelle, 3 Fuß von derselben entfernt, befanden sich einige Kiesel und die Ueberreste von 2 Messern. Die Brandstätte war ganz wie in der vorigen. Von Kupferzierrathen wurde nichts gefunden. Ungefähr 30 Schritte von der Tumelle nach Osten hin, ist ein Fußsteig befindlich, welcher am Berge sich hinzieht. Hier an diesem Wege, an einem kleinen Abhange, fanden wir einige Felsenspitzen, welche an der westlichen Seite hervorragten und diesen Rasenabhang auf einer Seite umgaben. Die Arbeiter schlugen hier ein, und sie hatten kaum 4 Fuß tief in die gute Erde nieder gegraben, als schon die Gefäße zum Vorschein kamen. Sie befanden sich alle in der Mitte einer runden kesselförmigen Vertiefung, welche mit Asche und Graberde ausgefüllt war. — Von den meisten fand man nur Bruchstücke; nur zwei wurden ganz heraus gebracht. Sie waren krugförmig gebildet, nur mit einem Henkel versehen, 12 Zoll weit, 4 ½ Zoll hoch, kurzhälsig, grau von Farbe und hatten nur zwei bis drei vertiefte, parallel um den Hals laufende linienförmige Verzierungen (Tab. II. Fig. 3.) Das Innere derselben war mit den Ueberresten von verbrannten Menschenknochen, Asche und etwas Erde ausgefüllt. Auf die Zahl der Skelette, welche hier einst beigesetzt wurden, kann weder aus der Ustrin, noch aus den Ueberbleibseln in den Urnen, mit Sicherheit geschlossen werden. Diese Gefäße waren alle mit ganz dünnen Platten von rothem Thonschiefer bedeckt; aber eigentliche Deckel fand man nicht. In dem einen dieser Krüge befanden sich zwei sonderbar geformte Pfeile (Tab. II. Fig. 4.) von Eisen und nur mit einem kleinen Widerhaken versehen, 4 Zoll lang, und standen mit den Spitzen aufwärts. In der Höhlung derselben konnte man deutlich die Spuren von Holz erkennen. Diese Krüge wurden von den Frühvölkern

recht geflissentlich und absichtlich an oft begangenen Wegen bei gesetzt, damit sich die Vorübergehenden desto öfters des Todes erinnern sollten. In der Nähe dieses Urnengrabes lag eine Menge Trümmer von ganz flachen, schalenförmigen Gefäßen umher, welche man Lances oder Paterae nennt. Diese Schalen waren ohne alle Zierrathen, nicht einmal eine Linie oder Strich war an denselben zu bemerken. Auffallend ist es, daß man in dem Bruche dieser Scherben nie Quarz und Glimmertheilchen bemerkt, so wie in den schwarzen Grabgefäßen. Eben solche Gräber wurden in dem Popenbiel beim Popengraben, in der Nähe des Dorfes Seusla entdeckt. Sie waren meistens zerstört. Die Brandstätte hat man bis jetzt noch nicht aufgefunden. Die Ossuarien waren hier am Saume dieses Buschholzes in den Feldern eingesenkt. Sie standen ungefähr eine halbe Elle tief in der Erde ohne alle Steinumgebungen, an der Zahl 6, waren grau, krugförmig und hatten sehr starke Henkel. Keine Zierrathen waren an denselben zu entdecken. Rings umher lag nichts als Asche, Sand und verbrannte Knochen. Diese Gebeingefäße zerfielen bei der geringsten Berührung. Sie waren von verschiedener Größe. Auffallend ist es, daß in den kleinern blos die Gebeine von Kindern befindlich waren, während man in den größern nur die Knochenüberreste von Erwachsenen auffand. Neben den Ossuarien standen zwei schalenförmige Näpfchen, von denen nur eins unversehrt geblieben ist. Es hat an der Seite einen mit dem Finger gemachten Eindruck. Neben dieser Schale lag ein Pfeil und Stückchen von Eisen, vielleicht von einem Schwerdte. Ungefähr 8 Fuß von diesen Urnengräbern entfernt befanden sich zwei Skelette. Sie lagen mit den Gesichtern nach Morgen und waren ganz morsch. Nur die Trümmer von Messern entdeckte man hier. Diese Gräber waren mit rohen Kalksteinen umgeben wie ein Steinhaus. Auch in dem Dorfe

Seysla wurden bei Grabung eines Grundes zu einem Keller solche Ossuarien und Pfeile ausgegraben. — Dergleichen gehenkelte Krüge wurden auch vor einigen Jahren in dem Dorfe Silberfeld, eine halbe Stunde von Wenigenauma entfernt, entdeckt, wovon mir einige derselben eingeliefert worden sind. Die Gefäße sind eben so, wie bei den unsrigen, und die Näpfchen haben eben solche eingedrückte Narben.

Opferplatz oder Rasenaltar (Altare) auf dem Eris- oder Eritzberge bei Depitz.

Dieser Berg liegt in der Nähe des Dorfes Depitz, erhebt sich mitten aus den Saatfeldern, ist länglich, rundlich an der Basis, und bildet an der Spitze ein breites, abgestumpft-kegelförmiges Plateau. Dieser Altar wurde im Jahre 1827 entdeckt. Schon der Name dieses Berges läßt auf Gräber hinschließen, was sich späterhin bestätigt hat. Eria wurden die Begräbnißplätze bei den Griechen genannt. An der östlichen Seite dieses Berggipfels fand man bei einem Versuche, den man daselbst machte, Spuren von einem länglich runden Rasenkranze, wobei innerhalb desselben eine Menge Scherben von Donationsgefäßen befindlich waren. Die Farbe der Gefäße war meistens roth-schwarz. Die Zierrathen glichen denen, welche am Preisnitze aufgefunden worden waren. Ueber und unter der Rasenoberfläche stößt man auf eine Menge Asche und Kohlen und viele Pferdeknochen und Zähne mit den Knochen von verschiedenartigem Geflügel vermischt lagen umher zerstreut. Auch sind die Spuren von Feuer an diesen

Knochen nicht zu verkennen. Bei einem zweiten Versuche, den der Herr Diaconus Börner machen ließ, wurden Ringe von Bronze aufgefunden.

Auch die künstlich aufgebauten Felsen an der östlichen Seite des Gemsenberges bei Oppurg mögen einstens zu einer Opferstätte gedient haben. Die auf dem Berge aufgefundenen Alterthümer, Nadeln, Fibeln und Ringe beweisen dieses hinlänglich. Viele Steine sind von diesem Focus zum Bauen verwendet worden; daher man keine deutliche Beschreibung mehr davon geben kann. Es war auch eine Höhle in diesem Berge, welche aber jetzt verschüttet ist. Ueberdieß sind noch unzählige Sagen in der Leute Munde. Zu übergehen sind nicht jene aufrecht stehende Felsen bei der Döberitzer Kirche, welche Gemsensteine genannt werden, so wie auch die zwei großen Steine auf dem Lasterberge unweit Ziegenrück, an welchen man Spuren von Menschenhänden findet. Desgleichen die Lattensteine bei Oepitz. Die Teufelskanzeln bei Ranis, bei Schleitz in dem sogenannten Trilloche und an der Sorbitz bei dem Klettighammer; die Bogsteine bei Gräfendorf und bei der Bockendorfer Höhe in der Gegend von Knau; die Käsesteine bei Obernitz, die Teufelslöcher bei Preilipp; der Rundwall bei Knau, mit Wasser umgeben, neben dem Töpfelsberge, in welchem man bei einem Versuche viel Asche und Kohlen fand, und viele andere Oerter mehr, tragen die unverkennbarsten Spuren an sich, daß man hier opferte oder andere abergläubische Ceremonien verrichtete. Auch die Walperawiesen bei Wilhelmsdorf, der Narrenberge bei der Porta, der Lasterberg bei Paska deuten auf heidnische Gebräuche hin. Viele Quellen, welche man gewöhnlich Gerstenquellen oder Gerstenbrunnen nennt und bei welchen man sonst opferte, jetzt aber nur Osterwasser schöpft, haben jenen heidnischen Frühvölkern ihren Ursprung zu verdanken.

E.

Urnen, Tumellen
innerhalb eines Steinkranzes,
oder

künstlich aufgeführte, kleine, längliche, auf den Spitzen von Feldrändern befindliche Hügel, unter welchen ungefähr 1—2 Ellen tief, in wildem selbst gewachsenen Boden die Aschen-Urnen mit den Ueberresten der verbrannten Gebeine, innerhalb eines aus länglichen, viereckigen Sandsteinen bestehenden Steinhauses aufgestellt sind. Ueber den Urnen liegen große Sandfelsen und dann gute schwarze Erde. Richtung dieser Ränder und Hügelchen jederzeit von Norden nach Süden. Umfang derselben 6—10 Fuß. Höhe 5—6. Außerhalb dieses Urnensteinhauses befindet sich jederzeit ein Steinkranz von Sandsteinen. Diesen Steinkranz umgeben die Skelettgräber ringsherum. Sie bilden hier zugleich mit den Urnengräbern eine allgemeine Begräbnißstätte.

Capitel II.

Todtenbeisetzung und Leichenbrand zugleich. Gebeingefäße (Ossuaria) und Aschentöpfe (Olla Cineraria) ganz schwarz ohne Zierrath und selten Deckel. Die äußere Form kurzhälsig und bauchig.

Allgemeine Bemerkungen und unterscheidende innere Kennzeichen.

Diese Gräber befinden sich bei dem altenburgischen Dorfe Röbschütz (Remschütz, Ramschütz) eine kleine Stunde von Orlamünde, im Herenthal, am linken Ufer des Wirrabaches,

einige hundert Schritte von Röbschütz entfernt. Diese Anhöhe oder vielmehr der Rand ist lang und zieht sich fast bis an das Dorf herunter und wird von zwei auf den Seiten herunter laufenden tiefen Hohlwegen gebildet. Nach Norden hin führt dieser Weg ins Holz. Von Westen nach Osten durchschneidet die höchste Spitze dieses Randes ein Feldweg, welcher von Heilingen kommend am Fuße desselben durch den tiefen Teufelsgraben nach Orlamünde führt. Da wo sich diese Wege durchkreuzen, befinden sich die Gräber. Durch das viele Fahren ist die Spitze dieses Randes etwas abgestumpft, und auch viele große Sandsteine herausgerissen worden. In der Mitte dieses Randes von Süden nach Norden sich hinziehend befinden sich die Urnengräber und auf den Seiten sind die Skelettgräber angelegt, welche mit den Urnengräbern sich einige hundert Schritte an dem Wege und Rande hinauf erstrecken. Schon der düstere und tiefe Teufelsgraben, welcher an diese Gräber anstößt und die Sage der Landleute, daß hier zur Nachtzeit Gespenster sich sehen ließen, war schon hinlänglicher Grund für mich, daß ich hier nicht vergebens suchen würde. Ich ließ daher den 19. November 1832 in Gegenwart meines Freundes Herrn Pastors Lommers aus Heilingen einen Versuch machen und zwar da, wo sich die Wege durchschneiden, auf der östlichen Seite. Als die Rasendecke sorgfältig hinweggenommen war, stießen wir ungefähr eine Elle unter der Oberfläche, welche aus ganz schwarzer Erde bestand, auf unordentlich und zerstreut liegende Sandsteinfelsen. Als diese entfernt waren, folgte Sandsteingerölle, untermischt mit guter schwarzer Graberde und rundlichen Kalksteinen. Unter diesen befand sich der erste Schädel nebst Skelett. Der Schädel war ziemlich groß und sehr morsch. Das Email der Zähne noch gut erhalten. Die Schläfbeine etwas eingedrückt. Die Suturen des Stirnbeins

sehr auseinander gedrängt. Die Stirn erhaben gewölbt. Die Röhrenknochen der obern und untern Extremitäten sehr stark, aber so morsch, daß die Länge des ganzen Skeletts nicht bestimmt werden konnte. Mit dem Gesichte war es nach Westen hingerichtet und lag auf dem Rücken in ausgestreckter Lage. Die Arme lagen an den Schenkelknochen. Neben diesem Skelette und zwar an der linken Seite lag ein etwas kleineres Skelett ausgestreckt, welches aber weit mehr zertrümmert war als das erste. Der Schädel war ganz zerdrückt; die Armröhren lagen ganz im Schoos. Die untern Extremitäten waren vermorscht und verschoben. An der rechten Seite desselben lag ein kurzes gerades Messer (Sax), (Tab. V. Fig. 1.) welches zweischneidig war. Uebrigens sah man ganz deutlich, daß dieses Familiengrab länglich viereckig und auch mit länglich viereckigen Sandsteinen anfänglich ausgesetzt gewesen war; aber nur einige dieser Steine standen noch in ihrer Lage und waren an den Ecken sehr abgestumpft. Hier zeigte sich die erste Spur von einem Steinkranze, welchen wir anfänglich für Deckplatten neuer Gräber hielten. Die Sandsteine standen hier in kleinen Distanzen aus einander, 16 an der Zahl, und waren aufrecht gestellt. Der Umfang dieses Steinkranzes betrug 20 Fuß. Es wurde nun gerade in der Mitte, fast auf der höchsten Spitze dieses Kreuzweges innerhalb des Steinkranzes eingeschlagen. Wir fanden eine Menge großer Sandsteine, welche unter der länglichen Erhabenheit innerhalb dieses Kranzes über das Kreuz gelegt waren; unter diesen lag Sandsteingerölle, Asche und Sand. Erst zwei Ellen tief unter dem wilden Rasen stießen wir auf 6 länglich viereckige Sandsteine, welche zum Schutze der Todtenurnen (Ossuaria) und der Aschengefäße aufgestellt waren. Zur Bedeckung war eine breite Sandplatte darüber gelegt. Nachdem diese Sandsteine behutsam weggenommen worden waren,

kamen zwei Gefäße von bedeutender Größe zum Vorschein. Sie waren beide schwarz von Farbe, bauchig, kurzhälsig und nur mit einem kleinen Rande versehen. Zierrathen, Henkel, Deckel und Fettglanz an den Gefäßen vermißte man hier gänzlich. Sie waren beide noch in ihrer unverschobenen Lage befindlich. Die größere derselben stand auf der Nordseite; hingegen die kleinere auf der südlichen und insgesammt mit verbrannten Röhrenknochen und Stücken von Rippen angefüllt. Schädelknochen bemerkte man hier nicht. Die größte dieser Todtenurnen hatte 9 Zoll im Durchmesser und 6 Zoll Höhe. Die Gebeine schienen mit Gewalt in die Asche, welche sich in diesen Gefäßen befand, hineingestoßen zu seyn. Die Ueberreste der Gebeine waren, nach der Stärke derselben zu schließen, von erwachsenen Personen. Von Kindergebeinen war nichts in dieser Urne anzutreffen. Die Röhrenknochen bildeten jedesmal ein Häufchen auf der Urne und Spuren von schneidenden Instrumenten waren an denselben nicht zu verkennen. Trotz aller Mühe und obgleich dieses Gefäß lange der Luft ausgesetzt war, zerfiel es doch. Die zweite Urne war etwas kleiner und hatte 5½ Zoll Höhe und fast 7 Zoll Weite. Sie war eben wie die vorige mit Asche und Gebeinen ausgefüllt und wurde so ziemlich unbeschädigt heraus gebracht. Im Innern dieses Urnensteinhauses war feiner Sand und das Skelett eines Kindes, welches quer neben den Urnen herunter lag. Der Kopf war nach Norden, die Füße aber nach Süden gerichtet. Es war ganz morsch und zerfiel sogleich. Neben der Brust lag ein Gebilde von Metall (Tab. II. Fig. 6.) 2 Zoll lang und ½ Zoll breit, welches mit Zierrathen versehen ist und Aehnlichkeit mit einem Idol hat. Kinderspielzeug ist es nicht. Ein gleiches Bildniß wurde auch von Herrn Pastor Lommer bei einem Urnengrabe aufgefunden. Den 20. November früh wurden die Arbeiten fortge-

setzt und nach einer halben Stunde Arbeit stießen wir auf ein Kinderskelett, welches mit dem Gesichte nach Süden hin gerichtet war. Die Gebeine waren wie bei den übrigen ganz morsch und hatte als Mitgabe zwei zierliche metallene Armringe (Tab. II. Fig. 7.) mit grünem Rost überzogen bei sich. Das Grab war inwendig mit Steinen ausgesetzt. Neben diesem Grabe 6 Schritte entfernt an der östlichen Seite befand sich wieder ein Grab mit Sandsteinen ausgesetzt. Es war länglich viereckig und mit vieler Graberde ausgefüllt. Die Sandsteine an der Zahl 6, waren klein; einen Schuh lang, fast wie die Backsteine geformt, und an den Ecken abgestumpft. Nur ein männliches Skelett war in demselben befindlich, ausgestreckt, mit den Füßen nach Westen, und auf der rechten Seite liegend. Das Gesicht war nach Norden hingekehrt. Der Schädel hatte sich noch gut erhalten. Die Suturen waren äußerst zusammengedrängt. Die Röhren waren durch die Sandsteinfelsen zerdrückt. Neben dem rechten Arm befand sich ein flaches zweischneidiges Messer. Die Fundgräberei konnte nur wegen eintretenden Schneewetters nicht fortgesetzt werden, sondern wurde bis auf das kommende Jahr verschoben. Der Anfang war den 1. und 2. April 1833. Es wurde auf der scharfen Kante dieses Randes unterhalb des Kreuzweges nach Röbschütz zu eingeschlagen, wo sich eine kleine hügelförmige Rasenfläche befand. Nach Abtragung des Rasens stießen wir erst auf schwarze Humuserde, dann folgte fast 1 Elle hoch aufgeschüttetes Steingerölle und als dieses auf die Seite geschafft worden war, kamen erst die Deckplatten des Urnensteinhauses zum Vorschein. Die Sandsteinplatten waren fast eine Elle lang, ziemlich dick und senkrecht stehend. Es befanden sich 3 Urnen (Tab. II. Fig. 8, 9, 10.), 1 Aschengefäß (Tab. II. Fig. 11.), 2 kleine napf- oder schalenförmige Gefäße (Tab. II. Fig. 12, 13.) und 1 Deckelchen in

diesem Grabe (Fig. 10.) Die eine Schale stand in der Aschenurne. Sie waren sämmtlich schwarz und von der gewöhnlichen Form. Sie wurden sogleich in ihrer noch unverschobenen Lage gezeichnet; denn dieselben ganz unversehrt heraus zu bringen, war unmöglich, da sie ganz zersprungen waren. In der Aschenurne, welche mit Asche angefüllt und eine nicht sehr bauchige, längliche Form hatte, wurde ein Wirl (Tab. V. Fig. 11.) von Metall und zwei von Thon (Tab. V. Fig. 12.) aufgefunden. Sie hatten ganz kleine Löcher. Sie dienten vielleicht einstens zu einem symbolischen Zwecke. Recht deutlich waren die Spuren von dem Steinkranze zu bemerken, welcher dieses Urnengrab einstens umgeben hatte. Neben diesem Urnengrabe befanden sich noch mehrere Gräber, in welchen sich Skelette befanden, welche aber meistens, da sie am Fuhrwege angelegt, zerstört sind. In dem einen wurden 2 Ohrenringe von Metall, neben dem morschen Skelette aufgefunden. Auch am Fuße dieses Randes ostwärts nach dem Teufelsgraben zu entdeckten wir noch ein Grab, welches mit Steinen ausgesetzt war. Es befanden sich nur zwei ganz verschobene Skelette darin. Die Schädel waren, soviel man noch erkennen konnte, nach Norden hin gerichtet. Die Mitgabe bestand in einem zweischneidigen Messer oder Dolch, neben welchem noch Spuren von einem Hefte aus Knochen sichtbar waren. Ungefähr hundert Schritte von diesen Gräbern westwärts an dem Fußsteige, welcher nach Heilingen führt, befindet sich ein geebneter Stein, auf manchen Stellen ganz mit Erde und Rasen bedeckt, auf welchem eine ringförmige Figur (Tab. V. Fig. 13.) eingegraben ist. Vermuthlich bediente man sich dieses Steines zu gottesdienstlichen Verrichtungen. Auch ist ein Stein auf der Nordseite über den Gräbern, an dem Fuhrwege von bedeutender Größe, unten spitzig und oben breit, mit vertieften Riefen oder Rinnen versehen,

welche von oben nach unten parallel laufen. Vermuthlich ein Opferstein. Er ist etwas verletzt. Neben diesem fanden wir noch ein schönes Messer von Eisen mit zwei triangulären Löchern (Tab. V. Fig. 14.) versehen.

Die Ustrinen
in der Nähe dieser heidnischen Gräber.

Die erste dieser Ustrinen bemerkte ich bei dem Dorfe Heilingen (Hueilo, Heilo der Mistel.) Sie ist auf der Nordseite ganz nahe an den Häusern angelegt, wo sich ein Hohlweg befindet, der durch einen andern Weg, welcher hinter diesem Dorfe weggeht, durchschnitten wird. In der Mitte dieses Kreuzweges ist ein ebener, freier Platz, welcher ganz schwarz von Asche und Kohlen ist. Hier ist es, wo dieser Hügel, auf dessen Basis sich die Verbrennungsstätte oder Bustum befindet, aufgeführt ist. Die dortigen Einwohner nennen alle diese Hügel Kummeln, Kumule, Cumulus heißt ein Haufen bei den Lateinern. Die Sage, daß Karl der Große in der Nähe des Buchenberges eine große Schlacht geliefert hätte gegen Wittekind den Schwarzen, der hier mehrere Besitzungen gehabt hätte, wie z. B. das Dorf Engerda, Dorndorf u. s. w. eine Straße, welche hinter dem Buchenberge sich nach Erfurt hinzieht und welche den Namen Kriegerstraße führt, der hohe Teufelsberg, der Todtengraben, Teufelsgraben, die alte Saxenburg und mehrere andere Sachen machten mich neugierig, ob nicht vielleicht unter diesem Hügel jene in der Schlacht gefallenen Krieger ruhten. Ich ließ daher den 25. April 1833. einen Versuch

dort machen. Diese Kummel ist ungefähr einen Büchsenschuß von den Gräbern entfernt. Der Hügel selbst hat eine ovale Basis und ist länglich, hat gegen 49 Schuh im Umfange und 15 Schuh Höhe und besteht in der Spitze aus Steingerölle, auf der Basis aber ist derselbe mit grünlich gelbem Thon ausgeschlagen, welcher auf der Oberfläche ganz glatt, ohne Vertiefungen und schwarz gebrennt ist. Rings herum nichts wie Asche, Kohle und Brandmasse. Keine Spur von verbrannten Menschengebeinen ist in diesem Hügel anzutreffen. Auf den Feldern, welche ganz in der Nähe dieser Kummel sich befinden, trifft man eine große Menge gehenkelter Gefäße an, welche zertrümmert und meistens schwarz von Farbe sind. Wahrscheinlich sind dieses noch Ueberreste von Schmausereien, welche dabei gewöhnlich gehalten wurden. Die zweite Kummel befindet sich bei dem Dorfe Engerda und zwar auf der Südseite in dem sogenannten Mittelfelde. Diese Kummel ist sehr beschädigt worden durch die Ausbesserung des Kreuzweges. Uebrigens hat sie gleiche innere Beschaffenheit mit der vorigen. Es werden nicht selten in der Nähe dieser Verbrennungsstätten auf den Feldern und bei den Gräbern steinerne Waffen, oder sogenannte Donnerkeile aufgefunden, meistens von schwarzem Kiesel oder Grünstein. Theils sind diese Waffen mit Löchern versehen, theils werden sie ohne eine solche runde Oeffnung gefunden. Seltener sind sie von Blauwacke und ganz wie ein gewöhnlicher Holzkeil geformt. Zu bemerken ist noch, daß auch bei Wegmar in der Nähe von Camburg eine solche Kummel sich befindet.

Zweite Hauptabtheilung.

Thiergräber.

Die Beisetzgefäße sind aschförmig oder unten spitzig und oben ganz weit, groß, mit oder ohne Fettglanz, öfters mit einem Zeichen versehen, welches kreuzförmig ist. Bisweilen sind 3—5—6 kleinere solche Gefäße in einem größern befindlich. Die Farbe derselben ist schwarz. Die Hügel fehlen. Die Gefäße sind meistens außerhalb des Steinhauses beigesetzt.

Allgemeine Bemerkungen und charakteristische innere Kennzeichen.

Die Entdeckung dieser höchst merkwürdigen Gräber verdanken wir dem Herrn Rentverwalter Bies in Wernburg. Sie befinden sich auf der südlichen Seite des nahe bei dem Dorfe liegenden Altenburg-Berges. Dieser Berg ist ziemlich hoch mit Schwarzholz bewachsen, oben ganz eben und gehört dem Freiherrn von Erffa zu Wernburg. Derselbe hat auf der südlichen Seite ungefähr 20 Schritte von der Basis desselben aufwärts gerechnet, einen etwas hervorspringenden Rand,

welcher sich nach Osten hinzieht. Als hier im Jahre 1829, 1830—1831 Steine gebrochen und Sand gegraben wurde, fand man diese Gräber. Die Oberfläche des Berges besteht erstlich aus Schichten von Humus, dann aus einem Lager von gelbem verwitterten Kalksteingerölle. Unter diesem befindet sich Sand und in der Tiefe steht Kalkfelsen. Sechs bis acht, ja an manchen Stellen zehn Fuß unter der Oberfläche in reinem Sande befanden sich die Gräber und vielleicht nie würden sie entdeckt worden seyn, wenn nicht durch Abgrabung der Bergwand an den glatten Seiten derselben Asche, Brandstreifen, zerbrochene Gefäße, Pferde- und andere Thierknochen zum Vorschein gekommen wären. Hierdurch aufmerksam gemacht, wurden den 8. April 1831 in Gegenwart des Herrn Rentverwalters Bies, Herrn Diaconus Börner und Herrn Justizcommissarius Kreutler weitere Versuche angestellt, wobei sich fand, daß es regelmäßig angelegte länglich viereckige Steinhäuser waren. Viele dieser Gräber wurden zu Tage gefördert. Jedes derselben enthielt nur die starken Schenkelknochen, Rippen, Zähne von Pferden, Ochsen (vielleicht Büffel), denn die Röhrenknochen waren außerordentlich stark. Schädelknochen sind uns nie aufgestoßen. Diese Knochen lagen jederzeit in einer Schicht Asche und Kohle. Diese ganzen Gräber waren mit Graberde ausgefüllt. Ordnung in der Lage dieser Knochen konnte man nicht bemerken. Nur drei bis vier ziemlich große gelbe verwitterte Kalksteinfelsen umgaben die unordentlich zusammengehäuften Knochen. Uebrigens sind diese Thierknochen ganz gut erhalten und keine Spur von Feuer war an denselben zu bemerken. Die Grabgefäße standen stets außerhalb dieser aufgestellten Kalksteinfelsen, seltener innerhalb derselben. Sie waren groß, aschförmig, oft 8—9 Zoll weit nicht im Feuer gebrannt, sondern blos an der Hitze getrocknet. Bisweilen sind sie am

Halse mit einer kreuzförmigen Vertiefung versehen, äußerst grob im Bruche, mit Milchquarz vermischt und jederzeit schwarz. Oft sind viele kleinere schalenförmige Gefäße in der größern aschförmigen vorhanden. Insgesammt wurden sie nur stückweis herausgebracht. Schon einige Jahre früher, als man hier Sand grub, fand man mehrere solche Gräber, in welchen aber blos die Gerippe und Geweihe von Hirschen beigesetzt waren. Die Beisetzgefäße bei diesen waren auffallend klein außen weißlich, inwendig schwarz = schalenförmig und standen innerhalb des Steinhauses. Die Schädelknochen von diesen Hirschgerippen wurden ebenfalls wie bei den vorigen vermißt. Nur ein einziges solches Gefäß (Tab. II. Fig. 19.) wurde mir unversehrt eingeliefert. Auch wurde im Juli 1833 dem Herrn Diaconus **Börner** von dort ein von Thon geformtes und wie die Spitze einer Gießkanne oder Dille gebildetes Gefäß mit einer Oeffnung überbracht.

Die enorme Tiefe dieser Gräber zumal auf der Südseite, die vielen über einander liegenden Schichten von Kalksteingerölle und Sand, der besondere Begräbnißritus welchen man hier bei diesen Gräbern beobachtet findet, und welcher sich wohl auf den Glauben an die Seelenwanderung stützen mag, läßt auf ein sehr hohes Alter schließen. Von Menschenskeletten fand man nirgends etwas um diese Thiergräber.

Nicht zu übersehen ist, daß 40 Schritte von diesen Gräbern sich eine Brandstätte befindet, (vielleicht eine Ara oder Opferplatz). Sie hatte fast 9 Ellen in der Länge und war 3 Ellen breit. Die Lage derselben war fast südöstlich. Keine Leichenbrandstätte ist es nicht, weil hier herum bis jetzt noch nichts von Urnengräbern mit verbrannten Menschengebeinen entdeckt worden ist. Die vielen Scherben von schwarzen Ge-

fäßen, welche mit künstlichen Zierrathen versehen die Peripherie dieses Platzes umgeben und tief in der Erde versenkt, und die nicht im Feuer gebrannt ganz mürbe sind, verrathen hinlänglich, daß es eine Opferstätte sey. Die Brandüberreste lagen an einigen Stellen 1 ½ Fuß hoch. So viel man noch mit Gewißheit schließen kann, war sie länglich viereckig. Von Knochen in dem Innern der Ustrin, Thon auf der Basis oder einer Steinumwallung, war nicht die geringste Spur aufzufinden. Die Gefäße waren außerordentlich weich und wurden alle nur stückweis herausgebracht. Viele derselben waren vorzüglich glänzend von dem ihm beigemischten Wasserblei. Knochen meistens von Ochsen, und Zähne von Pferden, deren einige versteinert waren, lagen umherzerstreut. Von Zierrathen und Instrumenten wurde nichts als zwei Pfriemen von Horn, (Tab. II. Fig. 20.) auf der hintern Seite mit 3 Zähnen versehen, und Stückchen von Knochen, roth von Farbe, mit Zeichen verziert, vielleicht von einem Trinkhorne, aufgefunden.

Wenn wir mit unbefangenen Blicken diese vorausgeschickte Beschreibung aller bis jetzt im Orlagau aufgefundenen Grabhügel durchblättern; wenn wir die Ueberreste, die uns der Zahn der Zeit noch unangetastet aus jenen Frühzeiten in den Gräbern dieser Gauvölker auffinden läßt, betrachten, so drängt sich uns unwillkührlich die Frage auf, von welchen Völkern wohl und besondern Stämmen derselben diese Gräber herzuleiten seyn möchten? Obgleich nun diese Frage beim ersten Anblicke mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden zu seyn scheint, und Männer mit umfassender Kenntniß, schon sehr oft darauf aufmerksam gemacht haben, daß nicht nur

fast alles erschöpft sey, was aus den Gräbern zu erwarten war und ist, sondern daß auch auf diesem Wege in der Aussonderung der besondern Völkerstämme wohl schwerlich an weitere Fortschritte zu denken sey: so lehrt doch die tägliche Erfahrung und die vielen höchst wichtigen Auffindungen, daß dieser Grundsatz nicht auf alle Gegenden angewendet werden darf, und daß gerade die genaue innere Kenntniß der Gräber, verbunden mit einer sorgfältigen Auffassung der Umgebungen, alterthümlicher Namen, vorzüglich solcher, welche auf den Götterdienst Bezug haben, Waffen, Grabgefäße, Sagen, Münzen und Idole die einzige Stütze für den Forscher seyn werde, mit welcher er die Absonderung der verschiedenen Gaustämme mit Nutzen fortzusetzen im Stande sey. Zwar ist es wahr, daß nicht in allen Gegenden, so wie in der unsrigen, die, wie zu vermuthen, einst weniger durch verheerende Völkerzüge geändert wurde, die alterhümlichen Namen der besondern Volksstämme noch so ganz unverändert auftauchen, mithin auch die Untersuchung weit mehr erleichtern, als in andern Gauen. — In den Gegenden, wo bei den großen Völkerwanderungen, ein Volk das andere und ein Stamm den andern, mit den Waffen in der Hand aus seinem heimathlichen Gebiet vertrieb, und diese wieder vertrieben wurden, kann unmöglich der Forscher einen festen Stützpunct für seine Untersuchungen auffinden, indem dort alles zu verändert, alles zu ungewiß ist, um gewisse Folgerungen daraus herleiten zu können. Ganz anders verhält es sich in unserm Orlagau und den ihn begränzenden Saalgegenden, wo noch rein die Ueberreste jener Frühvölker zu erkennen sind. Schon bei einer flüchtigen Durchspähung dieser Fluren von Westen nach Osten herüber finden wir, wenn man die Lokalitäten berücksichtigt und auf die alterthümlichen Namen recht genau aufmerkt, erstlich die Hünen, oder Celten-Gallen; die Catten,

sowohl auf dem linken als rechten Saalufer; dann Schweifen Chäemen (Hermunduren) mit einem Stamme Quaden. Neben und zwischen diesen an kleinen Bächen die Milziener oder Wilzen mit einer Ansiedelung von Siuslern. An den Grenzen auf der südlichen Seite des Gaues bei Sorna, Knau, Gössitz bis an den Sorbitzbach und an den Frankenwald die Sorben. Auf dem linken Saalufer gegen Norden die Sachsen. Es sey mir nun vergönnt, einen Versuch zu machen, und die eben erwähnten deutschen und slavischen Stämme besonders von einander zu trennen und auszuscheiden.

Die seltensten aller dieser Hügelgräber, welche wir hier von jenen Frühvölkern auffinden, sind ohne Zweifel jene hohen Hügel bei Wernburg auf der Dobigau u. s. w., welche von dem gemeinen Manne bisweilen Irrhügel genannt werden. Schon wenn wir die Spitzen derselben abtragen, erblicken wir jenes kunstlose aufgeschüttete, aus großen und kleinen Steinen bestehende Gerölle, Sand und schwarze Erde, und sogleich finden wir bestätigt, was Tacitus in seiner Germania Cap. XVI. Seite 38 von den Deutschen sagt: „Materia ad omnia utuntur informi et citra speciem et delectationem.“ Noch deutlicher sprechen über diesen Gegenstand Dr. Hünefeld und Ferd. Picht in Rügens metallischen Denkmälern der Vorzeit Seite 3. Diese beiden Gelehrten sagen gerade zu heraus, daß diejenigen Gräber, welche blos aus Schichten von großen und kleinen Geröllsteinen bestünden, ächte Hünen- oder Celtengräber wären. Die Steinkränze, die man oft in denselben antrifft, verrathen blos einen deutschen Volksstamm und sind in Scandinavien sehr gewöhnlich. Selbst Dr. Schneider in seiner Buchonia, wenn ich nicht irre Seite 9, versichert, solche mitten in den Hünengräbern gesehen zu haben. Das Beisetzen der Todten war uralter deutscher Gebrauch, und darf uns nicht auffallen,

oder gar vielleicht verleiten andere Volksstämme als die Deutschen für die Urheber derselben auszugeben. Man vergleiche Karl Krimm über deutsche Runen Seite 259 und Stephanius Anmerkungen zu Saxo Grammatikus Odinssagen Seite 40. b. Dieser bemerkt ausdrücklich von den Nordlandsdeutschen, daß bei ihnen diese Art und Weise die Todten zu bestatten gewöhnlich gewesen wäre: „Man begrub die unverbrandten Leichname sammt ihren Zierrathen in einem Zirbel von Steinen, bedeckte sie dann mit andern und häufte dann Sand und Erde darüber, bis ein Hügel entstanden war. Die Ueberbleibsel der Donationsgefäße waren glänzend schwarz und gut gedreht. Hünefeld's und Picht's metallische Denkmäler der Vorzeit, Seite 3. Wir finden ferner schöne Glasperlen, die der ägyptischen Glasmosaik ähneln, gläserne Schalen und viele andere künstliche metallne Zierrathen, z. B. Ringe und Fibeln mit Schlangenverzierungen, woraus hervorgeht, daß bei ihnen die Schlangenverehrung im Gebrauche gewesen seyn müsse. Braun die Religion der Deutschen Seite 69. Alle diese Sachen sind nach römischem Geschmacke gearbeitet und lassen mit Gewißheit vermuthen, daß die Celten im frühen Verkehr mit den Römern standen und diese Perlen und Urnen durch Tauschhandel bekommen haben. Jedoch besaßen sie selbst schon viele Kunstfertigkeiten, liebten das Bunte, behängten ihre Kleider, Waffen, Gürtel und Schilde mit Perlen und verfertigten gute Schwerdter. Dieses beweiset Clemens ab Alexandria Stromat. Libr. I. p. 307. und behauptet, daß die celtischen Schwerdter auch bei den Römern geschätzt worden wären. Auch erwähnt Dr. H. Schreiber in seinem Werke. Die neu entdeckten Hünenhügel im Breisgau Seite 45, daß die Norischen Celten den Bergbau stark getrieben und viel Eisen zu Tage gefördert hätten. Bemerkenswerth ist es, daß die Celten sowohl Schwerdter als Dolche

stets an der rechten Seite trugen. Die Schwerdter kommen bisweilen einschneidig vor und haben eiserne mit Zierrathen versehene Scheiden. Dolche waren vorzüglich bei Frauen gewöhnlich. — Gleiche Beschaffenheit hat es mit den Gräbern am Galgenberge bei Ranis. Die großen Steinblöcke, welche über den Skeletten lagen und welche wie der gelehrte Engländer Seldenius de Diis Hebr. Praeleg. Cap. III. p. 49. sagt, schon bei den Griechen sehr gewöhnlich waren; die Richtung der Skelette nach Westen die schönen metallnen und steinernen Waffen; man vergleiche Dr. Major in seinem bevölkerten Cymbrien. p. 45. lassen uns mit völliger Gewißheit schließen, daß dieses noch Ueberreste der alten Celten sind. Die Grabsteine haben viele Aehnlichkeiten mit den Stelis der Alten. Schon bei den ältesten Teuten kommen blos auf Gräbern Steinblöcke vor. Auch die Lanzen, welche häufig bei den Celten zu finden, sind charakteristisch von den rein germanischen unterschieden, denn sie haben eine ovale Form. Die Halsringe, welche hier gefunden wurden, waren bei den Galliern und Celten gewöhnlich, wie Diodorus Lib. V. schreibt. Die Abbildung eines solchen Circuli ist bei Thom. Bartholin. in lib. de armillis veter. pag. 58. zu sehen. Diese Circuli, welche man zuweilen Torques nannte, waren offen, gedreht, hatten an dem einem Ende ein kleines Löchelchen, am andern Ende aber einen Stift, welcher in diese Oeffnung paßte, so daß man diesen Cirkel auf- und zumachen konnte. Daher sagt auch Propertius Libr. IV: „Torquis ab incisa decidit unca gula.“ — Mehrere Namen und Flurbenennungen beweisen recht deutlich, daß die Hünen einst hier weilten, z. B. Hünerlinge, Hünerburg, Hainersdorf, Hönerglenge u. s. w. Wir können also mit vollem Rechte diese Gräber Hünenhügel, oder celtisch-gallische Gräber nennen. —

Die Gräber am Freysnitzberge zeigen einen mächtigen Volksstamm an, welches wir aus den bedeutend großen allgemeinen Grabstätten schließen können. Die kleinen länglichen Hügelchen glichen ganz denjenigen, von welchen uns jener Commentarist über den Tacitus ein Bild entwirft: „Simplex coespes sepulcrum erigit.“ Die ganze Stätte hatte eine trianguläre Form und war einstens mit Steinen umsetzt. Schon Schedius Syngramm. 2. cap. 25 sagt, daß die alten Deutschen etwas Geheimnißvolles im Triangel gesucht hätten. Auch der gelehrte Professor Kruse in seinen deutschen Alterthümern Band I. Heft 1. Seite 2—13 behauptet, die Triangularzeichnung sey mystisch und ächt deutsch. Die Gräber sind hier mit Steinen ausgesetzt; aber ohne Mörtelverbindung und Backsteintrümmer. Diese Art und Weise die Gräber inwendig mit Steinen auszusetzen, brachten die alten Deutschen aus ihrem Vaterlande Asien zu uns herüber und ahmten hierin die in jenen Gegenden gewöhnliche Beisetzung der Todten in ausgehöhlte Felsen nach. Christian Braun über Religion der alten Deutschen S. 82. — Auffallend sind hier die ganz schmalen, fast gleich breiten, gefährlichen Hasten, die Tacitus beschreibt und vorzüglich noch die sogenannten Schafscheeren von Eisen, welche viele für wirkliche Schafscheeren halten. Man findet dieselben höchst selten und nur einzeln. Man kann daher auch nicht mit Gewißheit behaupten, daß diese Volksstämme die Schafzucht getrieben haben; sondern es scheinen ordinäre Scheeren und unsere Schafscheeren blos eine Nachahmung dieser Instrumente gewesen zu seyn. Es sind ächt deutsche Produkte und kommen schon in den ältesten cymbrischen Gräbern vor; aber auch nur einzeln. Siehe Arnkiel de re funebr. Popul. septentr. Libr. III c. 7. p. 9. Die Klapper von Thon, welche daselbst aufgefunden wurde, ist ein höchst seltenes Stück und wurde bei den Opfern

der Isis zu Ehren gebraucht. Man lese nach Tenzels monatliche Unterredung p. 690. Die Schwerdter waren hier auch zweischneidig, wie in allen deutschen Gräbern, hatten einen sehr kurzen Griff und waren zusammengebogen. Die alten Deutschen glaubten an den Gilgul, oder an den Seelenumlauf nach den abgeschiedenen Geistern hin. Sie glaubten ferner: daß sich die Verstorbenen in und bei den Gräbern aufhielten; daher jene abergläubische Verrichtungen bei den Gräbern und das Zusammenbiegen der Schwerdter. Die Beisetzgefäße waren wie bei den vorigen geformt, schwarz und hatten gleiche Zeichnung. Nicht zu übersehen ist in diesen Gräbern die Menge des Bernsteins, welche aufgefunden wurde. Wir dürfen ja nicht glauben, wo Bernsteinverzierungen gefunden werden, daß die Gräber kein hohes Alter hätten. Denn schon Pythias ein Astronom unter Alexander dem Großen suchte die Bernsteinküste. Die alten Aeßyer ein Volk von suevischer Sitte kannten schon den Bernstein und nannten denselben Glesum. Zu Herodots Zeiten wurde ein starker Handel aus Griechenland, Italien und Ungarn nach Danzig getrieben und der Bernstein weit verführt. In Syrien machte man aus denselben Wirtel für die Spindeln der Frauenzimmer, wie Homer bezeugt. Odyss. XV. 460. XVIII. 296. Uebrigens standen die Hermunduren mit den Römern im besten Vernehmen und trieben Tauschhandel mit ihnen. Unter den alterthümlichen Namen im hiesigen Gaue, aus welchen auf das Vorhandenseyn der Chäemen zu schließen ist, sind folgende: die Gäehmen= oder Gehwenburg bei Brandenstein; der Gaemen= oder Gemdenbach bei Oppurg; die Gemdtensteine bei Döberitz; die Gäemische eine Gegend bei Goswitz; der Gämisch ein Acker; die Gama ein Berg und Gegend bei Preilipp; das Dorf Gama bei Altengesäß; das Dorf Großgamsdorf und Kleingamsdorf; die Gämdenhöhle

bei Döberitz; das Gemischgerode bei Knau; das Chaemen oder Gemsdalle bei Kleindembach; das Chaemdenholz bei Gertewitz; der Chämdenbach bei Cospoda; der Chämdenbach in dem Usitigau bei Jena; Gamburg oder Camburg eine Stadt bei Naumburg. Nicht minder finden wir Ueberbleibsel dieser Chaemen auf dem linken Saalufer in dem Dorfe Altenbeuthen. In den Butonen erkennen wir die alten Hermunduren wieder. Nach einem Confirmationsbriefe des Kaisers Lothars III. über die Güter des Klosters Kaltenbrunn vom Jahre 1136 wird dieses Dorf Buthene genannt. Man schlage nach Hofraths von Bünau Leben Kaisers Friedrich I. im Anhange p. 428. und in einem Schenkungsbriefe des Abts Reinhardts zu Halberstadt wird es Butine geschrieben, wie dies aus Pet. von Ludwig Reliq. Manuscript. Tom. X. p. 136. zu ersehen. Uebrigens kommt es in alten Manuscripten aus dem Raniser Archive auch unter dem Namen Bateine und Buteine oft vor. Die vielen römischen Münzen sämmtlich unter August geschlagen, welche in den Umgebungen dieser Gräber gefunden werden, die römischen Zierrathen und die große Namensähnlichkeit ihrer Ansiedelungspunkte deuten auf ein deutsches Volk hin, welches mit den Römern im stetigen Verkehre war, und das eher unsere Gaue bewohnte, als die räuberischen Milziener diese Fluren verheerten und die bewaffneten Sorben sich in unsern Thälern eindrängten und niederließen. — Und dieses sind jene Bonochämen, welche, wie Tacitus in seiner Germania S. 60. Cap. XLI. sagt, ohne Soldadeska die römischen Lager betreten durften. Wir gehen nun zu den Gräbern am Cris- oder Critzberge über. Hier findet man gleiche innere Struktur, wie in den Gräbern am Freysnitzberge; aber die Gefäße sind roth, die Waffen schwer. Man findet hier nicht jene leichte Frama, wie am Freysnitzberge, sondern Streitäxte von Eisen mehrere Pfund schwer,

so wie auf den Cattenkuppen bei Saalfeld bisweilen aufgefunden werden. Aus dem Tacitus ist hinlänglich bekannt, daß die Catten jedesmal schwer bewaffnet im Krieg zogen und daß sie eiserne Ringe trugen. Tacitus German. S. 51. Cap. XXX. Omne robur in pedite, quem super arma ferramentis quoque et copiis coonerant u. Cap. XXXI. S. 52. Fortissimus quisque ferreum insuper annulum velut vinculum gestat, donec se caede hostis absolvat. Auch in Hessen, wo der Hauptsitz dieser Völker war, vorzüglich bei Gießen kommen diese rothen Gefäße häufig vor, wie aus der Meisnischen Berg-Chronik S. 178 recht genau zu ersehen. Es ist kein Wunder hier mitten unter den Hermunduren-Chämen Ueberreste der Catten aufzufinden: denn das Gebiet derselben stieß ja an der Saale zusammen, wie man aus vielen Ortsbenennungen dieses mit Sicherheit schließen kann, z. B. bei Preilipp unweit Rudolstadt liegt ein hoher Berg auf dem rechten Ufer die Gama und in der Nähe dessen das Dorf Catternau oder Cattenauwe benamet; auf dem linken Saalufer ziehen sich hingegen drei hohe Berge herunter, die Cattenkoppen und eine Schlucht bemerkt man nach Nord-West hin in den Gebirgen, welches das Cattenloch heißt. So finden wir noch auf dem rechten Saalufer bei Oepitz auf der Straße nach Pösneck die Cattensteine, auf welche schon früher der Herr Diaconus Börner aufmerksam gemacht hat; bei Gamsdorf den Cattenberg; bei Paska den Cattenfels u. s. w. Wahrscheinlich standen auch Teuriochämen unter den Catten und waren mit den Chämen als Grenznachbarn in gutem Vernehmen; daher auch noch jene Spuren von Catten und Teuriochämen über Saalfeld herauf nach Neustadt zu. Bei Ranis befindet sich der Teurichberg; die Teuriche oder Täriche und bei Neuhofen die Teure ein Berg unweit des Gemdtenbaches und viele andere Oerter mehr,

welche auf die Teuriochaemen hinweisen. Wenn wir der Chronik des Carionis, herausgegeben von Peucer S. 58, Glauben beimessen wollen, so haben die Teuriochaemen den ganzen Saalstrand bei Saalfeld, Jena und Naumburg inne gehabt. Bei sorgfältiger Untersuchung der Saalufer findet man jedoch von den Teuriochaemen keine fernere Spuren weiter; wohl aber viele von den Chaemen, wie z. B. bei Jena das Dorf Gamsdorf, die Gemdte, der Gämdterbach, Camberg oder Camburg und viele andere Oerter mehr. Vielleicht ist der Name dieser Teuriochaemen nach der Schlacht der Catten mit den Hermunduren verschwunden, oder sind wohl gar mit den Chaemen ein und derselbe Volksstamm gewesen?

Die abweichendsten und auffallendsten aller dieser schon beschriebenen Gräber, finden wir am linken Saalufer im Wirrathal. Beim ersten Anblicke glaubt man slavische Gräber vor sich zu haben; aber bei genauerer Untersuchung ergab sich das Gegentheil. Hier in diesen Gräbern finden wir Leichenbrand und Todtenbeisetzung zugleich. Das Erste, was uns hier in die Augen fällt, sind die Urnengräber, welche mit hohen Steinen umsetzt und mit einer Platte bedeckt sind, worüber dann der Hügel sich befindet. Diese Urnengräber sind jedesmal mit einem Steinkranze umgeben. Man vergleiche Stephanius Anmerkungen zu Saxo's Odins Sagen S. 39. a. und man wird finden, daß eine Nachahmung derselben hervorblickt. Saxo sagt ausdrücklich: „die Todten und Aschenurnen wurden in die Mitte gestellt, mit Steinen umbaut, denen ein breiter als Decke übergelegt und dann der Hügel aus Rasen darüber errichtet wurde. Dieser Gebrauch war vorzüglich bei den Nordlandsdeutschen gewöhnlich. Charakteristisch ist hier, daß die Leichname nicht auf der allgemeinen Begräbnißstätte, wo die Urnen eingesammelt, sondern auf besondern Ustrinen (Kummeln), die in der Nähe sind,

verbrannt waren. Die steinernen Steitärte, oder Schildbrecher, die schönen metallenen Ringe, welche auf der einen Seite offen und auf der andern Seite ein aufwärts gebogenes S hatten; die Dolche oder geraden Messer, die man bei den außerhalb des Steinkranzes und der Urnengräber unverbrannt beigesetzten Skeletten antrifft und welche oft mit knöchernen Heften versehen sind, beurkunden keinen slavischen Volksstamm, sondern einen deutschen, die alten Sachsen. (Sax ein kurzes Messer.) Schon Arnkiel de popul. septentr. L. I. c. 4. p. 23. sagt, daß die Sachsen ihre Todten theils verbrannt, theils begraben hätten. Aus dieser Ursache ist es oft sehr schwer, sie von slavischen Gräbern zu unterscheiden, welche wie der nämliche Schriftsteller sagt, gleiche Gebräuche mit diesen gehabt hätten. Auch dürfen wir die daselbst befindlichen Skelettgräber nicht vielleicht in jene Zeiten setzen, wo der Gebrauch die Todten zu verbrennen, verboten war, und wo man nachher die Verstorbenen unverbrannt neben ihren Freunden auf der gemeinsamen Ruhestätte begrub. — Wir sehen aus den vielen Kinderskeletten, welche man unverbrannt innerhalb der Urnensteinhäuser beigesetzt findet, daß diese Skelettgräber, welche viel Zierrathen bei sich hatten, und die Skelette, welche zu der nämlichen Zeit mit den Urnen eingesenkt worden waren, mit den Urnengräbern selbst von gleichem Alter seyn müssen. Schon bei den heidnischen Römern findet man diesen Gebrauch, daß sie die Kinder unverbrannt neben den Urnen beisetzten. Man vergleiche Keyslers Reisebeschreibung 1 Band S. 606—607, wo der Verfasser selbst in den römischen Catacomben dieses bemerkte. Die alte Sachsenburg, die in der Nähe ist; das Dorf Engerda von den alten Engern abstammend; das Dorf Heilingen von Huilo, Huelo, Mistel, sind unverkennbare Spuren von den alten Sachsen.

Die kriegerischen Stämme der Sorben und Milziener liebten düstere Thäler und sumpfige, waldige Gegenden, wohin sie sich zurückziehen konnten, wenn sie feindlich angegriffen wurden. Diese finden wir auf dem linken und rechten Saalufer am Sarmartzbache bei Gama, an dem Sorbisbache bei Rudolstadt, an dem Sormitzbache bei Paska, an der Sornitzburg bei der Schlingenmühle bei Gössitz, an der Sornitz bei Knau, bei Sorne und in dem Sornenholze daselbst, in dem Wilzathal bei Rauschengesäß, am Wilschnitzbache bei Wilschberg, am Slavenhagen bei Dörflas an der Saale, bei Dobrehagen nahe bei Wilhelmsdorf. Ferner Spuren der Milziener finden wir am Meilitz- oder Militzbache bei Seysla (Susla), beym Dorfe Militz und am Milz, Mihlisbache, einer Gegend bei Gräfendorf und Crölp, und bei Milzenfurth. Das unterscheidendste Merkmal in den Sorbengräbern ist ohne Zweifel die große Armuth, mit welcher sie ausgeschmückt sind. Hier findet man nicht jenes metallene Geräthe, nicht das Aes ustum der Römer und die steinernen Waffen des Thors. Vergebens sucht man hier die künstlich auf der Scheibe gedrehten schwarzen Gefäße und die mystischen Triangel. Nur höchstens ein Messer (Nosch) oder Stücken von Schwerdtern wurden aufgefunden. Die Sorben verbrannten ihre Todten; wenigstens finden wir in unsern Gegenden keine Spur, daß sie dieselben beisetzten. Nur in den Gräbern der Milziener und Siusler am Popengraben und Popenbiel bei Seysla fand man Urnen mit Gebeinen und Asche angefüllt. Diese Urnen aber waren nicht mit Steinen umsetzt, sondern blos in die Erde eingesenkt und grau. Daneben befanden sich aber auch Skelettgräber, welche inwendig mit Steinen umsetzt waren. Die Gräber bildeten hier kein längliches Viereck, sondern die Steine, waren fast ein Oval bildend, um die Skelette herumgelegt. Wahr ist also, was Marschall Thurius in seiner meklenburgischen Reimchronik sagt:

„Der Obetriten Begräbniß schlecht,
Uf Bergen, darum ganz gerecht,
Gelegt Steine groß in Ring.
Das was uff die Zeit ein herrlich Ding,
In mitten da wurden die Herrn begraben,
Oder andere herrliche und mächtige Knaben,
Der ist das Land noch allenthalben voll
Dabei man sie erkennen soll,
Ein Theil auch haben verbrennen lassen,
Geleget im Kruge recht an die Straßen,
All man jetzt zum großen Heil,
Herrn Heinrich den Fürsten gebracht ein Theil.

Dieses bestätigt auch Weise in seinen Antiq. Misnico-Saxonic. S. 490. In more prisci Saxones habebant suos exstinctos vel comburere, vel humare. — Idem fecerunt et Slavi etc. — Kreusler in seinen altsächsisch und sorbenwendischen Alterthümern S. 298. behauptet, daß die Slaven ihre Todten nur verbrannt hätten. Dieses kann aber nur auf die Sorben bezogen werden, nicht aber auf alle andere slavische Volksstämme. Helmolds Chronicon Slavor. Lib. I. cap. 36. sagt: „die Slaven oder Raven hätten nach einer schweren Niederlage vor Lübeck 1107 ihre Todten unter einen Hügel begraben. So schreibt August Engelhardt in seiner Geschichte der Chur- und Herzoglich-Sächsischen Länder 1 Band S. 76—79. Nie fände man auf ächt sorbischen Gottesäckern Skelette, sondern blos Urnen und Asche; aber die Zechen, setzt er hinzu, begruben ihre Todten nur auf Wiesen und Aecker. Bei den Thiergräbern auf der Altenburg bei Wernburg ist sehr beobachtungswerth jenes oft auf den beigesetzten Gefäßen vorkommende Zeichen des Kreuzes. Daselbe für ein christliches Zeichen zu halten, wäre lächerlich. Schon aus Monfaucon Supplem. Antiq. Expl. Tom. II.

p. 133. und Tom. III. p. 77. ist zu ersehen, daß dieses Zeichen auf den ältesten etruscischen Monumenten vorkommt. — Rufinus in seiner Kirchenhistorie Lib. 2. c. 29. sagt: es wäre in dem Tempel des Serapis gewöhnlich gewesen und die Egyptier hätten das ewige Leben darunter vorgestellt. — Snurro Sturleson aber in seiner Adelstens Fostres Saga, c. 18. hält es und zwar mit Recht für das Zeichen des Thorhammers. Auch wissen wir aus der Isismünze des Domitian, welche Obrecht beschrieben hat, daß das Kreuz der Göttin Isis vorzüglich eigen gewesen sey. Diese Isis ist aber die Hertha der Deutschen, wie dies Arnkiel cap. 2. §. 3. p. 80 seq. beweist. Die Egyptier hielten sie für ihre oberste Göttin, die über Leben und Tod zu gebieten hatte, so wie bei den Deutschen die Hertha. Daher dies Zeichen auf den Gefäßen der Celten und Germanen. Vielleicht bediente man sich dieses Kreuzes auf den Gefäßen als eine Zauberrune, um die Gespenster und Riesen von diesen geweihten Plätzen abzuhalten. Auch jene Abbildungen des Neumondes auf thönernen Kugeln und steinernen Ringen, welche in den Gräbern und neben Opferplätzen gefunden werden, und gleichsam zwei Hörner haben, deuten ohne Zweifel auf die Feste hin, welche sie zur Zeit des Neumondes feierten, und dabei der Isis-Mondgöttin, Ostar oder Hertha opferten. Daß man keine Schädelknochen findet, läßt sich leicht erklären, da die alten Deutschen blos die Schädel oder Köpfe von Ochsen dem Monde (Hertha) opferten, wie dieses aus Arnkiel p. 25 und aus Adam. Brem. de situ Dan. p. 153. zu ersehen ist. Auch muß man auf diesem Opferplatze viele Hirsche geopfert haben, weil mehrere Geweihe, aber ohne Schädel dort beigesetzt gefunden worden sind. Die Römer hatten schon die Gewohnheit, die Hirschgeweihe in dem Tempel der Diana aufzuhängen, wie aus Ovid. Metamorph. Libr. XII v. 211. er-

hellet. Die alten Egyptier bedienten sich mit den Deutschen gleicher Gebräuche; auch bei ihnen wurden zur Sühne die Schädel der Ochsen dargebracht, welches Diod. Sicul. Lib. I. c. 2. und Vossius de Theologia gentili. Libr. II. c. 21. recht schön auseinandersetzen. Die vielen Gebeine von Thieren, welche um diese Opferstätte herum zerstreut liegen, ohne irgend auf einen Schädel zu stoßen, machen es höchst wahrscheinlich, daß hier einstens ein wichtiger Opferplatz der Hertha zu Ehren aufgerichtet gewesen ist.

Zur bessern Bestätigung dessen, was ich bereits gesagt habe, will ich auch noch die merkwürdigsten von denjenigen Oertern angeben, welche nicht allein auf den Götterdienst, sondern auch auf andere Gebräuche unserer Gaubewohner hindeuten. — Diese sind folgende: das Dorf Thräne, Traun bei Neustadt an der Orla. Der Name wird hergeleitet von dem celtischen Worte Taran (Donner.) Tharanis heißt soviel, wie Thor bei den Celten. S. Braun über die Religion der Deutschen S. 36. Lucan nennt den Thor Tharanim. Vergleiche Dithmar. I. c. p. 54. b. Die Landleute sprechen diesen Namen gedehnt aus und so klingt er wie Tarane. Daß hier einst Thor verehrt wurde, ist sehr wahrscheinlich. Dies beweist erstlich der Name des Orts selbst; besonders aber der in der Nähe liegende Todtenberg, worauf ein Opferplatz war. Man findet daselbst viele Ueberreste von Opfergefäßen. Bei Schmieritz befindet sich ein deutscher Rundwall, das Hirschel oder Heerd genannt, welcher mit Steinen umsetzt ist. Desgleichen bei Moderwitz ein Heidenring, welcher auf der Basis künstlich aufgeschichteten Thon hat und ein wirklicher Opferplatz ist. Man nennt ihn das Titen oder Jütensſclo. — Dorrendorf auf dem linken Saalufer bei Orlamünda. Der Wudens= oder Wudelsberg bei Paska kommt von dem altdeutschen Wodan, Woden her. — Der Eroden-

berg bei Ströswitz bedeutet so viel wie Crodo, grote Ode, Odin, Saxen-Ote, oder Wadan. Man lese hierüber nach Paul. Diac. de gestis Longobardorum Lib. I. c. 9. — Der Freysnitzberg auf der westlichen Seite mit einem besonders geformten Felsen; das Freyathal von Freia einer deutschen Göttin. — Der Heerd, die Heerdhöhle, neben dem Opferplatze bei Ranis; die Heerdigs- oder Herigsdalle und der hohe Hain bei Wilhelmsdorf; der Herigsbiel ebendaselbst; der Heerd bei Rudolstadt. Die Sueven sollen den Abgott Herthum mit nach Sachsen gebracht haben, oder vielmehr dessen Namen und den Ort, wo er gestanden, Hertha oder Heerd genannt haben, wie Siegbert Gemblacensis will. Hertha, Herthum, Horthus, Horts, oder grote Herda ist eins. Diese Herda findet man abgebildet in Neretters Juden- und Heidentempel p. 9. 15. und Arnkiel P. I. p. 113. Nerthus oder Nerdus, wie sie einige neuere Schriftsteller nennen, war die Mutter des Tuiscon. Auch Fria, Frigga ist mit Hertha gleichbedeutend. Man vergleiche Preuskers Oberlausitzische Alterthümer S. 74. — Die hohe Arlskoppe auch Harlskuppe, ein Berg bei Wilhelmsdorf an der Saale. Es ist dieses ein höchst merkwürdiger Ort, von welchem man weit umher das Saalgebirge übersehen kann. Dieser Berg hat seinen Namen aller Wahrscheinlichkeit nach von der Mondgöttin Ostar, Luna bekommen und der Name bedeutet weiter nichts als Ara Lunae. Die wild umherliegenden Felsenparthien machen es gewiß, daß einstens hier ein Opferplatz gewesen ist. Noch mehr bestätigen es die Sagen, welche von dieser Gegend noch in der Leute Munde sind. Nicht minder giebt das ganz in der Nähe dieses Berges liegende altenburgische Dorf Alter in alten Documenten S'Alter geschrieben oder Saltar einen giltigen Beweis dazu ab. Dieses Dorf ist sehr alt und hat seinen Namen von

einem in der Nähe liegenden Felsen, welcher das Altar genannt wurde. Auch das Dorf Wilhelmsdorf, welches sonst Wildenmansdorf, Willmannsdorf hieß und dessen Bewohner sich mit äußerster Mühe zum Christenthum zwingen ließen, mag darauf hindeuten. —

Die Oster, Costerquelle mit Rasenerhöhung; das Cosdal; Cosdorf, Costerdorf, Osterdorf, eine uralte heidnische wüste Mark bei Wilhelmsdorf; das Cosdal, Costerthal bei Heilingen. Diese Namen kommen alle von Ostra, Dea Astarte, Oster, Eoster, einer deutschen Göttin her, welche auch Mondgöttin genannt wird. Preusker S. 74 hält die Göttin Ostar oder Astarte mit Hertha für eine und eben dieselbe Göttin. —

Der Hesselhayn, Hesselberg bei Wernburg mit einem freien Platze die Hölle genannt; das Hessel und der Hesselbiel bei Steinbrücken; die Hölle bei Volksmannsdorf, die Hölle bei Schleitz. —

Das Wort Hayn, welches der gemeine Mann Hahn ausspricht, kommt von dem Worte Hanus her, welches ein altdeutscher Gott war. Hies oder Hees heißt soviel wie tapfer. Er ist der Uranus der Celten und der Esus oder Hesus des Tacitus. Bei Ranis findet man auch einen solchen Hayn. Gemeiniglich trifft man Opferplätze entweder inmitten oder in der Nähe desselben an. Man findet noch mehrere dergleichen Oerter, z. B. der Hesselitz bei dem Dorfe Keulaz; der Hellborn bei Renthendorf u. s. w.

Die hohe Drudenkoppe, ein Berg bei Loquitz; der Drudenbaum bei Ranis; der Trujabach bei Wurzbach. Truja bedeutet die ganze Kaste der Druiden; die Truja eine Gegend bei Gamsdorf; die Drude, welche auf dem Raniser Schlosse abgebildet ist. Die Sagen von der Drude in den Clythenfelsen bei Oelsen beweisen genau, daß diese deutschen

Priester auch in unsern Gegenden sich aufgehalten haben, obgleich viele Gelehrte bezweifeln, daß die Druiden zu den Deutschen gekommen sind. Auch die römischen Sporen, die Münzen vom Kaiser August, welche man dort in Steinbrüchen findet, lassen keinen Zweifel übrig, daß diese Priester schon zu den Zeiten August's und Tiberius, welche diesen Orden sehr beschränkten, hierher geflüchtet waren. S. Plin. hist. natur. Lib. 30. c. 1. Nicht minder bedeutungsvoll und merkwürdig ist der Gottaminsteich oder Gottmannsteich bei Oelsen und das Gottmannsloch am Crinnel daselbst. Es sind dieses unverkennbare Spuren von den Druiden, welche wie Döderlein in Antiq. Gentilism. Nordgav. S. 56. sagt, ihre Schüler daselbst unterrichteten. Das Dorf Wissen in der Heide und eine uralte Capelle in der Nähe bestätigen dieses auch.

Die Valleda, Valleida ein waldiger Berg und Thal bei Goswitz. Der Name kommt her von Welleda oder Valeda, welches eine deutsche Priesterin war. Vel heißt eigentlich ein männliches kluges Frauenzimmer. Die Belgier sagen: Het it eene stont Vel, dieses ist ein sehr kluges Frauenzimmer. Nach der Meinung vieler anderer Gelehrten heißt Velde eine Waldbewohnerin eines Waldes Velleda. Schon zu Tacitus Zeiten standen sie in großem Ansehen. Eine solche Velleda wohnte in den bructerischen Wäldern in einem alten Thurme. Sonderbar ist es, daß in der Nähe dieses Valeidathales sich ein Fußsteig, der Römersteig und bei dem Dorfe Eichig ein großer Eichenwald sich befindet. In kleiner Entfernung davon liegt ein Berg die Hohewart, auf welchem einst ein Thurm soll gestanden haben. —

Der Teufelsberg bei Heilingen so wie der Todengraben und Teufelsgraben daselbst; die Teufelslöcher bei Preilipp; die Teufelsthäler bei Wöhlsdorf, in welchen sich ein uralter

Teich befindet, der Buffartsteich genannt wird. Buffar heißt aber ein See. In der Nähe desselben werden auf den Feldern häufig Steinwaffen gefunden. Dieses deutet offenbar auf den Tybelin, Tifel oder Teufel der Deutschen hin. Weise Antiquitat. Misnico-Saxonic. S. 381. behauptet, daß Tybilin, Tysel und Bielin Belenus gleich sey, und weiter nichts als die Sonne bedeute. —

Den Hildebrand, Hilderand, eine Gegend bei Oelsen. Hilda war eine vorodinische Kriegsgöttin, die auch in Deutschland verehrt wurde, wie Munter sagt. S. Saxo's Odinssagen S. 37. Von dieser Göttin haben wahrscheinlich die vielen Sagen von der Frau Holla ihren Ursprung genommen.

Den Todtenhügel bei Gräfendorf mit einer Quelle in der Nähe, welche in frühern Zeiten eine rundliche Form hatte. Es sind Anzeigen von dem Feuerdienst der Alten. Man putzte Strohmänner, zog mit diesen um die Felder herum und warf sie dann in die Quellen. —

Die Eise, eine Gegend bei Wilhelmsdorf und der Eitzbach daselbst; das Dorf Zeitsch oder Ceisa, Ceiza an der Saale bei Orlamünda. Ciza, Cisa, Ziza war eine Hauptgöttin der alten Sueven. S. Ludwig in Script. Lusatic. T. II. p. 81, welcher diesen Namen von den Brüsten herleitet. Mehreres findet man hierüber in Hachenbergs Germania med. dissertatio VIII. p. 186. und in Crusii Annal Suevic. Lib. II. P. I. c. X. fig. 46. angegeben. Cis heißt das heilige Feuer. Der alte Beda de temp. rat. cap. XIII. hält diese Cisa, Estera, Ostra der Sachsen und die Isis oder Mondgöttin der Sueven für eine Göttin. —

Das Kauleichig bei Wenigenauma, ein Buschholz; der Kaulanger bei Volkmannsdorf; der Kaulbach bei Kleindembach; Kaulsdorf. Diese Namen sind Kennzeichen des Sonnendienstes bei den Alten. Juel heißt das Sonnenrad. In Dro-

seri Sächsischen Chronik ist es abgebildet. Bei Kleindembach findet man noch Spuren, daß man dort in alten Zeiten auf einem nahe liegenden Berge Zusammenkünfte gehalten und um eine Säule getanzt hat. Auf deutschen Götterdienst beziehen sich noch ferner die Dörfer Gossewitz, Gössitz und der sogenannte Godewitztempel am Pfaffengarten bei Brandenstein (von Gote, Wodon) und noch einige Schwedenschanzen oder richtiger Suevenschanten (Schant der Teufel) und Heidenringe, welche in ihrem Innern die unverkennbaren Spuren von Opferstätten tragen z. B. der Rundwall bei Wernburg mit doppelten Graben; der Opferheerd bei Knau mit einfachen Graben und Wasser; der Heerd oder Hirschel bei Schmieritz mit doppelten Graben und der Heidering über Moderwitz mit einfachen Graben. — Die übrigen alle, deren es in unsern Gegenden eine unzählige Menge giebt und welche vorzüglich an alten Straßen angelegt sind und innerhalb welcher man öfters deutliche Spuren und Ueberreste von altfränkischen Warten findet, haben wohl nur eine kriegerische Deutung und dienten in alten Zeiten wie jene erhabene Hügel, welche man Wachhügel oder Wachsteine nennt, wie z. B. bei Buch, bei Wilhelmsdorf und Moderwitz nur dazu, um Allarm bei Annäherung wilder Völker zu machen oder sich auch auf und innerhalb derselben zu vertheidigen. Bei Korndorf oder richtiger Gorren- oder Gerrendorf befindet sich der Gottesacker in einer solchen Suevenschanze; jedoch ist dieser Fall selten. Diese Rundwälle zeigen jederzeit ächt deutsche Sitte an. Auch um die Wohnungen zogen die Deutschen tiefe Furchen und Gräben, wobei man jährlich opferte.

Merkwürdige Hügel.

Die Hermeshügel bei Rauschengesäß; die Hermessteine bei Keilhau; das Hermesthal; Hermsdorf u. s. w. bedeuten deutsche Waffenplätze. —

Der Haugwitzhügel bei Goswitz und Gamsdorf. Haug heißt bei den Nordlandsdeutschen ein großer Grabhügel. Der Bautzenhügel bei Gamsdorf. Buda, Bautahügel oder Steine kommen schon bei den ältesten Deutschen vor. Es sollen Denkmäler seyn, welchen man den Helden setzte.

Gerrenhügel; Gernäcker; Geren; Giren (von Ger einer deutschen keilförmigen Waffe) auch das Dorf Gertewitz so wie die Spilingerte bei Preilipp und Gerrendorf zielen darauf hin.

Der Geishügel, Gieshügel bei Schleitz. Gesus heißt in der celtischen Sprache ein Held.

Eine Anhöhe und Thal mit Holz bewachsen bei Goswitz nennt man Hurtha. Hurtha heißt aber ein Platz, wo sich Stämme lagerten. Der Gickelhügel oder Gickelsberg bei Renthendorf; der Riesastein bei Gössitz an der Saale; das Teufelswehr, welches große Steine bei der Burg an der Saale sind u. s. w.

Gerichtsplätze.

Der Mallgraben an dem Schönaberge bei Döberitz. Mall heißt ein Gerichtsplatz bei den Deutschen, auf welchen ein Graf oder Greve unter freiem Himmel Gericht hielt.

Der Kaiser= oder Königsstuhl in der Nähe von Heilingen auf einem Berge. Es war dieses ein deutsches Feldgericht, vorzüglich der alten Sachsen. Das Gericht wurde nur Sonnabends bei scheinender Sonne gehalten. — Der Platz war viereckig. Der Oberrichter hieß Eltergreve.

Das Hammerfeld bei Ilm und noch mehrere Plätze gleichen Namens auf dem Thüringerwalde sind Ueberbleibsel von den uralten Hammergerichten.

Das Barrenfeld ein freier Platz bei dem Dorfe Bahren oder Pahren; das Barrenthal bei Schwarzbach. Diese Oerter zeigen auf die Barrengerichte hin.

Der Siebengerichtsplatz auf dem Gössitzberge bei Goßwitz. Zu Mittag beim wärmsten Sonnenschein wären die Richter sieben an der Zahl um einen großen Stein herumgesessen und hätten Gerichte gehalten. Das Gaugerichte zu Börden bei Neustadt, wo man noch viele Ueberbleibsel von diesem Gerichte findet.

Merkwürdig sind noch die Oerter, welche Loh heißen, z. B. bei Pößnek die Lohgelenge und die Lohe ein Platz bei Kleindembach und Langenorla im Holze. Auch bei Eßbach, in der Nähe von Ziegenrück, soll ein Vehmgerichtsplatz sich befinden, den ich aber aus Mangel an Zeit nicht habe selbst untersuchen können. —

Der Bog= oder Bockstein, zwischen Oelsen (Olsna die Erl) und Gräfendorf und in der Nähe die Juttern. Kommt von Bogh Gott und jutry gut her, und heißt soviel, wie guter Gott (Jutry bogk.) Oder es kann auch hergeleitet werden von Jutre die Morgenröthe und Bogh Gott des Morgens.

Die Pillwitz, eine Gegend bei Oelsen. Pillwit war der Gott des Reichthums bei den Sorben und Milzienern.

Algaster oder Salgaster, eine Gegend bei Wilhelmsdorf. Von Al alt und gast rathgebend, oder auch von gasetz ein rathgebender Gott.

Die Prischnitz ein Berg und Holz bei Wilhelmsdorf. Kommt her von Priscza die Auferstehungsgöttin.

Sorne, Sörnitz. Zcerno oder Zcerny schwarz. Vielleicht ist dort Zernobock verehrt worden.

Kirschka, ein Dorf an der Grenze des Orlagaues. Korsym heißt ich bin krank. Hier wurde wahrscheinlich ein Gott verehrt, bei dem man in Krankheiten Hülfe suchte.

Die Smille, Sminne, eine Gegend bei Wilhelmsdorf. Smin heißt ein böser Geist, eine Schlange.

Schweinitz, ein Dorf unweit Pößneck. Swinzo heiß die Sonne. Die Zwinschke daselbst.

Kaltkich, eine finstere Schlucht an der Saale. Kaltk heißt ein böser Geist, welchem man Gutes und Böses zu trauete.

Der Kessel bei der Hoheneiche in der Nähe von Saal feld. Ist ein sorbischer Gerichtsplatz. — Eben solche Plät haben wir bei Wilhelmsdorf und bei Rudolstadt u. s. w.

Mildenfurth oder Milzenfurthe war eine Vill sorbica und bedeutet einen Uebergangspunct der Milziena über den dortigen Fluß an.

Broda ist eine Quelle und Thal bei Rauschengefä auf dem linken Saalufer. Broda heißt ein Uebergangspunct

Das Dorf Schmorda oder Schmure. — Smurd heißen Leibeigene, welche von ihren Herren eine Hufe Lande bekommen hatten und diese ohne Zins und Dienstpflicht bear beiteten. Auch das Wort Smorgek deutet darauf hin Diese Oerter sind Ansiedelungspunkte der Milziener gewesen

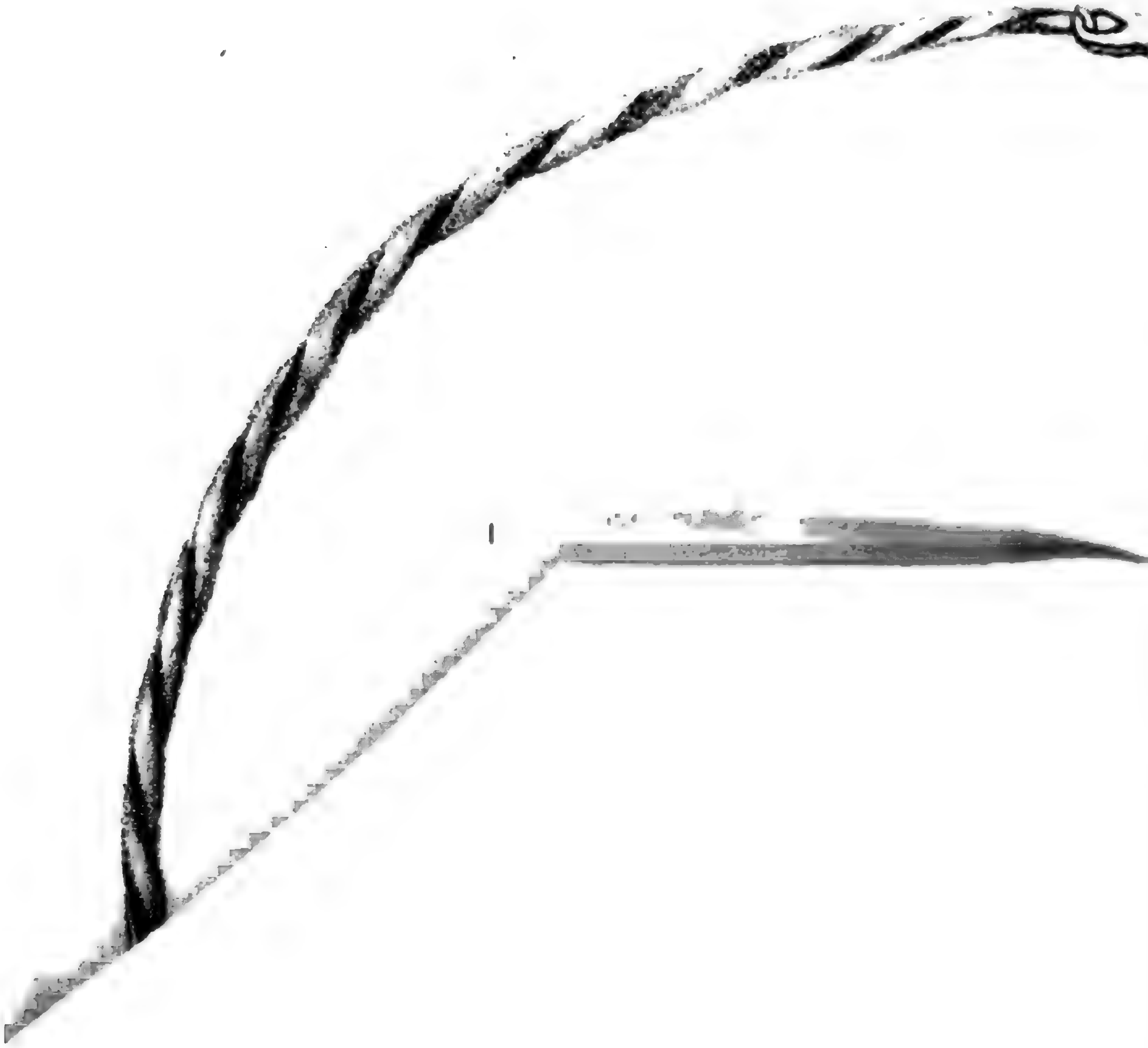
Der Derwigsberg bei Oberoppurg; der Wolga bach bei Neustadt; der Ritschkebach hinter Wernburg das Lischathal von (Lischka der Fuchs) sind alles noc Ueberbleibsel der Slaven. Vieles könnte hier noch eingeschal tet werden, wenn es der enge Raum dieses Werkchens ge stattete; auch sind die meisten Oerter, die sich auf itz un witz endigen von den Deutschen erbaut und blos von den i der Nähe wohnenden Milzienern so benannt worden, wie die die daselbst aufgefundenen Alterthümer hinlänglich beweisen

---

Es mögen nun diese wenigen Zeilen hinlänglich seyn uns zu überzeugen, daß einstens bei den Celten-Galen, b Germaniern und den kriegerischen Slaven, die unsern Ga

bewohnten, der Begräbnißritus im Allgemeinen sich gleich gewesen sey, so sehr man sich auch dagegen stemmen und mit Auctoritäten verpallisatiren mag. Charakteristisch im Innern und unter sich verschieden war die Begräbnißweise jeder dieser besondern Stämme; je nachdem diese mehr oder weniger von der einfachen Vatersitte und ältestem Gebrauche ihre Todten zu bestatten abweichend, dem neuern Dienste Odin's und mit andern Völkern in Berührung gekommen waren. So finden wir bei den Wallen-Celten, jenem Urvolke, welches ein späteres Volk blos noch aus den Begräbnißhügeln wieder erkennen konnte, diesen Ritus rein und unverändert aufbewahrt. Eben so war es der Chamen und der Catten Brauch und Sitte. Nur Sachsen bestatteten und verbrannten zugleich. Unter den Sarmaten stehen die Sorben allein, welche die Todten verbrannten. Bei allen übrigen war Verbrennen und Bestatten zugleich gewöhnlich. Was schließlich den Götterdienst dieser Gauvölker anbetrifft, so finden wir wenig Spuren mehr von Idolen in diesem Gaue auf. Merkwürdig jedoch bleiben immer jene hin und wieder in den Urnen aufgefundenen metallenen 2—3 Zoll langen Gebilde, welche ganz den Götzenbildern ähneln und wohl nicht als Spielwerkzeug einstens gebraucht worden sind. Auch jene Säule, welche in der Nähe des Gölz- oder Götzengrabens zwischen Brandenstein und Pößnek gestanden hat, und einen geharnischten Mann vorstellte, neben welchem ein kleiner Tempel aufgerichtet noch zu Anfange des 16. Jahrhunderts zu sehen war, möchte wohl muthmaßlich, wie schon aus dem Namen Gütewitz oder Jüdewitz hervorgeht (Gedeute, Gedute heißt nämlich eine höchst wichtige vorgefallene Sache) keine Grenz-, Gerichts- oder Rügelandssäule, sondern vielmehr ein signum adjutorium oder Denkmal des Sieges gewesen seyn, welches die Deutschen vorzüglich die Sueven,

von denen viele Stämme mit im Teutoburger Walde
gefochten hatten, errichteten. Der Hayn, welcher hie
erstreckte; der Opferplatz auf dem Eritzberge; die Gr
der Nähe lassen dieses vermuthen. Uebrigens find
den Namen Hesus an der Celten Hügel, bei der
Gräber, so wie an der Sachsen Ustrinen den Tybel
Astarte, und obgleich hie und da der Jüter und Ze
und der Milziener Algaster wie Sternchen inmitten de
manier Stämme aufleuchten, so hallen doch jene schöne
wie Weise sagt: Hera, Freya Ostra, oder L
Freya und Thor alle Berge, alle Thäler, Hayne
Chämen Gaue wieder.



Werbung und Hochzeit.

Schilderungen aus Langesthei in Paznaun

von

Prof. Christian Hauser.

Innsbruck.
Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.
Im Selbstverlage des Verfassers.
1897.

Sonderabdruck aus dem „Bote für Tirol und Vorarlberg“.
Jahrgang 1897.

1. Der Heimgarten.

Gerade schlug die Kirchthurmglocke im Dorfe Langesthei 9 Uhr, als des Müllers Hans, ein strammer, gefälliger und gutmüthiger Bursche von achtundzwanzig Jahren, vor dem Hause seines Nachbars Vitus ankam. Dunkle, stille Nacht lagerte über der Erde, und die Lichter in den Häusern des Weilers Außerlangesthei waren bereits erloschen. Nur beim Nachbar Vitus — dies war von außen leicht ersichtlich — war die Wohnstube noch hell beleuchtet. Daß hier Heimgarten sein müsse, errieth Hans sogleich, da man heute ja das Fest der heiligen drei Könige gefeiert, an welchem die aufgeweckten ledigen Burschen Paznauns nach dem Gasthausbesuche sich noch regelmäßig bei den hübschen, blühendgesunden und heiteren Töchtern des Dorfes oder dessen Umgebung zu einer unterhaltenden Abendgesellschaft einfinden. Solche regelmäßige „Heimgarten-Tage" sind außer dem genannten das St. Stephans- und Neujahrsfest, der „unsinnige" Donnerstag und der Fastnachtsdienstag, der erste Sonntag („Kassunnti") in der Fasten, der Oster- und Pfingstmontag, die Feste Peter und Paul, Mariä Himmelfahrt, Mariä Empfängnis u. a. — Vitus hatte zwei lebensfrohe, hübsche Töchter, welche wegen

ihrer guten Aufführung allgemein gelobt wurden. Sie waren sehr fleißig, haushälterisch und sparsam; sie hießen Thekla und Filomena. Weil ihr bejahrter Vater außer einem schönen Anwesen, welches freilich sein Sohn Martin erben sollte, auch ein ziemliches Capitalsvermögen besaß, so fand es jedermann leicht begreiflich, dass öfter ledige, junge Burschen sich dieses Haus zum Heimgarten auserwählten.

Hans war nach Tische nach Kappl gegangen, um daselbst den Gemeindevorsteher in einer etwas heiklen Angelegenheit zu sprechen; deshalb fühlte er sich von diesem Gange ziemlich müde und matt. Er dachte sich: „Ich gehe noch auf ein Stündchen zum Nachbar Vitus auf Besuch und ruhe aus; zum Schlafengehen hat es heute noch keine große Eile, und ich wäre auch dazu noch wenig aufgelegt". Er klopfte also an die Hausthüre, welche, um Unberufene vom Heimgarten fern zu halten, verschlossen war, und alsbald erschien Filomena mit einem Lichte und öffnete. Nachdem Hans einen guten Abend gewünscht, begrüßte ihn die Nachbarin aufs herzlichste und hieß ihn eintreten. Als sich die Stubenthüre aufthat, da stieg ihm ein dichter Qualm Tabakrauch entgegen, dass er kaum die Burschen gewahren konnte, welche heute zum Heimgarten hier sich versammelt hatten. Da war Caspars Josef, der Possenreißer, Müllers Alois, der gemüthliche Erzähler und ruhige Liebhaber, Peteres Augustin, der treffliche Sänger, Peters Franz, der Schalk, Tschiders Nikodem, der feine Ironiker und gemüthliche Plauscher, und etliche andere, welche beim Tische oder auf den längs der Wände hinlaufenden Bänken saßen, recht gemüthlich ihre Pfeifen schmauchten und sich, wie

es schien, bestens unterhielten. Kaum wurden sie Hansens, welcher lächelnd grüßte, ansichtig, als sie ihn laut bewillkommten und einluden, beim Tische Platz zu nehmen, dem er auch gleich bereitwillig nachkam. Caspars Josef fragte den Hans, wo er denn heute nachmittags sich aufgehalten, dass man ihn gar nicht zu Gesichte bekommen habe. Dabei ließ er es an kleinen Sticheleien nicht fehlen. „Du grosest ins über d' Morch (eigentlich „mähst uns über die Grenzmarke hinaus", d. h. du gehst zu fremden, außerhalb Langesthei wohnenden Mädchen auf Besuch und lässest die unsrigen sitzen") mit deina Gäng' noch Koppla", versetzte nicht ohne Ironie Peters Franz. Hansen machten diese und ähnliche Neckereien stutzig, und etwas ärgerlich rief er: „Bringet mir lieber einmal ein Gläschen Brantwein zu, denn ich bin durstig!" Wie Alois diese Worte hörte, so leerte er rasch den Rest des vor ihm stehenden Gläschens, füllte dieses wieder aus der Flasche und reichte es dem Hans mit dem schönen Spruche: „Vetter, ich wünsche dir recht gute Gesundheit!" — Dieser trank das Gläschen aus und brachte das wieder gefüllte dem Spassvogel Josef mit den Worten: „Es bekomme dir wohl!" — „Dies ist guter, vortrefflicher Schnaps", bemerkte Hans. „So, schmeckt dir unser Brantwein?" entgegnete Nikodem etwas ironisch; „gelt! solchen hast du in Kappl keinen getrunken". Es war eben echter, alter „Faulbeerer", d. i. Vogelbeerschnaps, wie solcher in Heimgärten den Burschen — freilich nicht ohne entsprechendes Trinkgeld — auf ihr Verlangen häufig vorgesetzt wird. „Jetzt mundet dir aber auch ein guter Krapfen auf den Brantwein", sagte Alois und

hielt ihm einen großen Teller hin, der mit solchem Gebäcke gefüllt war; „auch eine tüchtige, fette „„Kas-küachla““ erlaube ich dir zu essen“. Hans nahm vorläufig einen Krapfen und verzehrte ihn mit sichtlichem Behagen. Dies thaten dann und wann auch die anderen Besucher des Heimgartens. An des Alois linker Seite, unmittelbar beim Tische, saß die rothwangige Thekla, welcher derselbe natürlich auch zuweilen ein Gläschen Brantwein einschenkte und dazu ein schönes Kräpfchen reichte. Dass Alois in das Mädchen verliebt war, wusste sein Vetter Hans schon lange, hätte es auch heute leicht wahrnehmen können. Alois war ein allseits geachteter und geliebter, fleißiger und sparsamer Mann, kundig und gewandt in jeder Bauernarbeit, desgleichen tüchtig im Schusterhandwerke. Dazu war sein Aeußeres hübsch und gefällig. Er hatte das Mädchen, die Thekla, schon vor Jahren im Heimgarten — wie das bei vielen ledigen Burschen Paznauns der Fall ist — kennen gelernt, dessen Benehmen bewundert und sich schließlich für dasselbe entschieden. Auch Thekla war ihrem Verehrer besonders zugethan und gewogen und erwiderte in anständiger und zärtlicher Weise seine reine Liebe. Daher wundern wir uns nicht, dass heute Alois seiner Geliebten die größte Aufmerksamkeit widmete und ihr recht schön that. Alois besuchte die Thekla regelmäßig an den bestimmten „Heimgartentagen“, wo ihn dieselbe jedesmal mit freudiger Sehnsucht erwartete, ja äußerst verlegen und niedergeschlagen war, wenn der Geliebte einmal ausblieb; denn nur zuleicht befällt Eifersucht das weibliche Herz. — Filomena hatte ihren Platz Thekla gegenüber, an

der rechten Seite ihres Geliebten Nikodem. Dieser war ebenfalls ein ganz unbescholtener, arbeitsamer und sparsamer Jüngling, welcher ein kleines Anwesen in dem Weiler Schrofen besaß. Beide liebten einander schon seit längerer Zeit, und voraussichtlich stand eine Verlobung in Bälde zu erwarten.

Wie nun alles bei fröhlich-heiterer Laune war und sich aufs gemüthlichste unterhielt, da ließ auf einmal Peteres Augustin einen Gesang ertönen, in den alle, Buben und Mädchen, sogleich einstimmten. Außer längeren, zusammenhängenden Liedern fehlte es auch nicht an sog. Possen- oder Trutzliedchen (Schnaderhüpfeln), welche einer oder der andere heute zum besten gab. Als Alois nach Schluss des Gesanges merkte, dass die Brantweinflasche auf dem Tische völlig leer sei, so theilte er diesen Uebelstand sofort der Filomena, der heutigen Hebe, mit, worauf diese wiederum eine neue, gefüllte Flasche aus ihrer Kammer holte. Da erscholl lauter Jubel in der traulich-warmen Stube, und sogleich wurde eingeschenkt und einander Gesundheit getrunken. Hierauf wurde ein und das andere Tänzchen versucht, wenngleich diese Art Unterhaltung gegenwärtig fast außer Brauch kommt, weil sie vom Herrn Curaten sehr ungerne gesehen und geduldet wird. Von einem Uebergange zu einer schärferen Tonart, von Ausschreitungen und Raufexcessen, von denen man früher auch außerhalb des Paznaunthales nur zu oft Kunde erhielt, war in unserem Heimgarten keine Spur zu entdecken, obgleich man des Feuerwassers nicht im mindesten geschont hatte. — Indes die Zeit war nur zu rasch enteilt; die zweite Stunde nach Mitternacht war bereits da, und man

musste daher ernstlich auf das Antreten des Heimweges bedacht sein. Jeder gab der Filomena ein anständiges Trinkgeld für ihre Bedienung, stopfte und zündete sich noch seine Pfeife an, empfahl sich dann und gieng fort. Nur Alois wartete noch eine Weile, denn er hatte manches noch auf dem Herzen, das er seiner Thekla mittheilen wollte, nahm hierauf ebenfalls von ihr, ihrer Schwester und ihrem Vater Vitus den herzlichsten Abschied und entfernte sich.

Alois war jetzt nach seiner Ansicht der glücklichste Mann auf Erden; Thekla hatte ihm schon längst ewige Treue geschworen, ja die Ehe selbst versprochen; er konnte sie nun heiraten, wann es ihm beliebte, da ihm der Vater die Hälfte seines Gutes abzutreten entschlossen war. Freilich war Alois schon seit zehn Jahren Theklas Geliebter und wähnte sich in deren glücklichem Besitze, und dennoch musste er so lange warten, bis er endlich jetzt in die angenehme Lage kam, zu heiraten. Dies begegnet so manchem Paznauner Burschen. „Worin liegt nun dieser Uebelstand?" dürfte der Leser fragen. Diesem diene zur Antwort, dass der Sohn zur Gründung eines neuen Hausstandes ein eigenes Anwesen besitzen muss, falls nicht seine Geliebte bereits ein solches hat. Mangelt nun demselben — und auch seiner Geliebten — zum Ankaufe eines Gutes das nöthige Geld, so ist er gezwungen zu warten, bis ihm der Vater sein eigenes Anwesen förmlich überläst. Dieses thut derselbe aber, zumal wann er sich noch rüstig fühlt, bei seinen Lebzeiten begreiflicherweise nur sehr ungerne. „Ich lasse, solange ich lebe, das Heft nicht aus den Händen", hört man gewöhnlich den Paznauner Vater sagen.

Daher ist der heiratslustige Sohn leider nicht selten in der misslichen Lage, seine Ehe bis auf das Ableben seines Vaters zu verschieben, so ungeduldig auch seine Geliebte wartet und so gerne sie heiraten möchte. Dazu kommt noch, dass mancher Bursche mit dem Heiraten zögert, damit seine künftige Frau nicht zu viele Kinder ihm beschere, deren anständige Verpflegung und Versorgung ihm Sorgen verursachen könnte. So trifft es sich, dass viele Burschen Paznauns erst spät sich verheiraten; fünfunddreißig-, ja vierzigjährige Brautleute sind nichts Ungewöhnliches.

Alois hatte diese Klippe glücklich erstiegen, diese Schwierigkeit überwunden; er hatte von seinem Vater die Hälfte seines Anwesens überkommen und stand jetzt mitten in den Dreißigern; seine Geliebte war nicht viel jünger. Daher dachte Alois nun mit allem Ernste an das Heiraten. In den nächsten Tagen hielt er bei Vitus förmlich um die Hand der Thekla an, die ihm natürlich nicht verweigert wurde. Schildern wir in Kürze diese Brautwerbung.

2. Die Brautwerbung. (Das „Richtigmachen".)

Im Hause des Vitus Siegele wirbelte eines schönen Nachmittages hellgrauer Rauch aus dem Kamine in die Lüfte empor. Die Nachbarn mit ihren feinfühligen Nasen merkten sogleich, dass dies kein gewöhnlicher Rauch sei, sondern dass er vom Krapfen- oder „Küchelnbacken" herrühren müsse. „Was wird etwa in diesem Hause heute noch los sein, dass die Leute an einem lieben Werkeltage „„küecheln?"" " fragte der stets neugierige Oettles Alois seinen Nachbar Thönis Anton. Dieser besann sich kurz und er-

widerte: „Meiner Vermuthung nach fällt heute abends Wichtiges, Außerordentliches vor; sah ich ja auch, wie gestern des Vitus Tochter Filomena, keuchend mit einem Rückkorbe, aus dem ein offenbar mit Wein gefülltes Fässchen ein wenig hervorlugte, in der Abenddämmerung ihrem Hause zueilte". Da äußerte sich die Nachbarin, Seppels Carolina, welcher nicht leicht ein Begebnis in der Gemeinde entgieng: „Gewiss findet heute abends die Werbung um Vitus' Thekla statt, wovon ich schon längst im Geheimen reden hörte. Dass dieselbe den Müllers Alois seit lange gerne geheiratet hätte, ist ja allgemein bekannt. Nur der Vater des Alois war nie recht damit einverstanden, indes jetzt tritt er demselben die Hälfte seines Gutes ab und legt ihm kein Hindernis zum Heiraten mehr in den Weg. Müllers Alois ist ein allseitig geachteter und beliebter, hübscher Mann, fleißig und sparsam und zu jeglicher Arbeit, wie sie der Bauer nur braucht, tüchtig und geschickt, gegen seine Mitmenschen sehr zuvorkommend und diensteifrig. Im Wirtshause und auf dem Heimgarten ist er gerne gesehen, nüchtern, friedliebend und unterhaltend. Deshalb braucht niemand sich zu wundern, wenn alle Jungfrauen von Langesthei in ihn verliebt sind und ihn überaus gerne heiraten möchten. — Auch Thekla ist in der Ordnung, sie ist brav und fleißig und weiß auch die Nähmaschine gut zu handhaben. Nebenbei bemerkt, kann sie auch gut singen, tüchtig „trodeln" (jodeln) und kennt, wie sie mir einmal mittheilte, bei neunzig Schnaderhüpfeln. Dass sie etwas recht-rechthaberisch und zänkisch sei, wird ihr allerdings von manchen nachgesagt, doch scheint darüber ihr Ver-

ehrer in seiner Liebe hinwegzusehen. Beide sollen jetzt einmal mit dem Heiraten nur Ernst machen, denn verliebt in einander waren sie schon vor zehn Jahren, und der ewige Besuch des Heimgartens, sowie das beständige Warten und Hinausschieben der Ehe muss einen schließlich anwidern".

Carolina hatte nicht unrecht mit ihrer Ahnung. Einige Stunden später, als die Nachbarn sich in ihre Häuser zurückgezogen hatten und die Nacht bereits alles in Dunkelheit hüllte, begab sich Müllers Alois im Feiertagskleide in des Vitus Haus. Wie er bei der Thüre leise in die Wohnstube eintrat und einen recht guten Abend wünschte, da wurde er von den Anwesenden freundlichst begrüßt und eingeladen, Platz zu nehmen. Bekanntlich wussten alle Familienmitglieder des Vitus bereits die Absicht und den Zweck von seiner Ankunft. Alois ließ sich auf eine Bank hinter dem Tische nieder, zur Linken seiner Geliebten Thekla, und unterhielt sich mit ihr und ihrem Vater auf gemüthliche Weise. Die Schwester Filomena eilte nach der Begrüßung des Alois wieder in die Küche, wo sie vollauf zu schaffen hatte, während der Bruder Martin heute früh in einer Geschäftsangelegenheit verreist war; — die Mutter barg schon seit Jahren der kühle Schoß der Erde —. Thekla, heute selbstverständlich besonders freudig gestimmt, holte aus ihrer Kammer ein Fläschchen „Moosbeerer" (d. i. der Schnaps von der Heidelbeere, Vaccinium Myrtillus) und einen halben Weihnachtszelten und legte beides auf den Tisch. Dann schenkte sie ein Gläschen ein, nippte davon, füllte es wieder voll und brachte es ihrem Geliebten mit den Worten: „Ich wünsche dir recht gute Gesund-

heit!" Dieser trank das Gläschen aus und reichte das wieder gefüllte dem Vater Vitus mit dem Spruche: „Vitus, Ihr sollt leben!" Im Verlaufe der Unterhaltung erhob sich Alois von seinem Sitze, wandte sich zu Vitus hin und fragte mit Anstand: „Wisset Ihr wohl, warum ich heute eigentlich hier bin?" Derselbe versetzte niedergeschlagen und sichtlich ergriffen: „Ja freilich weiß ich das". „Nun denn", entgegnete Alois, „ich halte jetzt um die Hand Eurer Tochter Thekla an und bin überzeugt, dass Ihr mir sie nicht verweigern werdet". Da erwiderte Vitus: „Ich kenne dich, lieber Alois, seit langem als einen achtbaren und redlichen, thätigen und sparsamen Mann; dir kann ich meine Thekla, so nothwendig ich sie auch zur Arbeit brauchte und so ungern ich sie aus dem Hause lasse, nicht abschlagen. Bei dir ist sie, davon bin ich vollkommen überzeugt, aufs beste aufgehoben und versorgt. Thekla ist sehr fleißig und thätig, sparsam und haushälterisch; sie bringt dir eine hübsche Ausstattung mit ins Haus und bekommt nach meinem Ableben noch achthundert Gulden an Vermögen. Ich weiß, dass du damit zufrieden bist. Vom ganzen Herzen wünsche ich Euch beiden viel Glück und Segen zu Eurer baldigen Verbindung". Hierauf reichten sich beide zur Bekräftigung des Jawortes noch die Hände, und der Vertrag war geschlossen. Alois gab auch der Thekla die Hand, und indem er diese warm drückte, sagte er mit freundlicher Miene: „Nun, Geliebte, gehörst du mir, und niemand soll dich mir mehr entreißen. Mit unserem Fleiße und Gottes Segen werden wir gewiss miteinander unser Fortkommen auf dieser Erde finden". Sodann umarmte und küsste er sie. Darauf wurde

ein Gläschen Brantwein auf „gut Glück" getrunken. Mittlerweile kam Filomena aus der Küche, erfuhr, was soeben vor sich gegangen, beglückwünschte beide und breitete dann ein weißes Leintuch über den Tisch. Nun wurde aufgetragen: ein tüchtiger Teller voll „Kasküachla", welche sozusagen im Schmalze schwammen — des Alois liebste Speise —, je ein Teller voll „Aepfel-" und „Broatküachla", Strauben und Koch, eine große Schüssel voll Krapfen und dazu ein großmächtiger Krug Kaffee. Des Tisches ganze Fläche ward von den gefüllten Schüsseln und Tellern in Anspruch genommen. Alles war nun versammelt, und nach einem kurzen, recht andächtigen Gebete begann die Mahlzeit.

Heilige Stille herrschte nun im traulichen Kreise, und alles erfreute sich an dem leckeren Mahle. Alois und Thekla, die zu seiner Rechten saß, sowie Filomena langten mit Vorliebe nach den fetten Käsekuchen — sie hatten ja gesunde, starke Magen —, während der Vater Vitus sich lieber zu den leichter verdaulichen Brot- und Apfelkuchen hielt. Natürlich wurde auch der allgemein beliebten und wohlschmeckenden Krapfen und Strauben nicht geschont und dazu stark gezuckerter Kaffee zur Genüge getrunken. Alois konnte nicht umhin, die vortrefflichen Speisen zu loben, die ihm so gut gemundet. Da stand Filomena vom Tische auf und verließ die Stube, um alsbald wieder mit einem Doppelliter Rothwein zu erscheinen. Man füllte die beigeschafften Gläser, trank sich gegenseitig zu und brachte einander Gesundheit aus. Dabei bedachte Alois in besonders zärtlicher Weise seine Thekla und stieß sein Glas an das ihrige an, dass beide hell er-

klangen; auch des Vitus vergaß er nicht, in dessen Augen Freudenthränen glänzten.

Selbstverständlich musste heute das Doppelliterglas noch einigemale mit dem guten Weine, dessen Kosten Alois bestritten hatte, gefüllt werden; denn derselbe schmeckte allen vortrefflich, und die Käsekuchen hatten großen Durst erregt. Jetzt erwachte auch die Redelust, und heiter und fröhlich stimmte der Wein die Gemüther. „Ein Mahl, das mir so ausgezeichnet gemundet, habe ich zeit meines Lebens noch nicht zu mir genommen", dachte sich Alois und mit ihm gewiss auch Thekla, die diesen Abend fast außer sich vor Freude war. Es liegt auf der Hand, dass man heute weit länger, als dies sonst der Fall war, bei Tische blieb, redete und plauschte, wie es eben einem einfiel, hin und wieder ein Gläschen leerte, dazu einen Kuchen oder Krapfen aß und der heitersten, gemüthlichsten Laune war. Indes Mitternacht war herangerückt und die Stunde zum Scheiden da. Alois nahm von Thekla, deren Vater und Schwester den herzlichsten Abschied, wünschte ihnen eine recht gute und angenehme Nacht und begab sich in der wonnevollsten Stimmung nach Hause. „Das Richtigmachen ist glücklich vor sich gegangen", sagte er zu sich, bevor er einschlief, „und Thekla so gut wie gewonnen". Alsbald schlossen sich seine Augen, und er verfiel in einen tiefen Schlaf.

3. Nach der Werbung.

Nach der Werbung herrschte in beiden Häusern das regste Leben und die größte Geschäftigkeit. Die Brautkleider, zu denen die schönen dunklen Stoffe bereits angekauft waren (für Thekla hatte Alois und für

diesen jene den passenden Zeug besorgt), wurden jetzt ernstlich in Angriff genommen und mit allem Fleiße angefertigt, sowie für eine hübsche Ausstattung der Braut die nöthige Sorgfalt getroffen. Die Wohnstuben sammt den besseren Kammern wurden emsig gewaschen, Tische, Stühle und Bänke säuberlich gescheuert und die Fenster spiegelhell gereinigt. Alois hatte bei der Gemeindevorstehung in Kappl die Ehebewilligung einzuholen, was ihm natürlich keine Schwierigkeit verursachte; dem Herrn Curaten in Langesthei hatte er sich bereits früher vorgestellt und demselben seinen wohlüberlegten, reifen Entschluss eröffnet. Dieser hatte des Alois gute Absicht gebilliget und gieng sogleich daran, einen Stammbaum behufs etwaiger näherer Verwandtschaft des Alois mit Thekla anzulegen. Dieser war bald fertig und wies deutlich nach, dass beide nur mehr im fünften Grade mütterlicherseits verwandt waren. Dies hatte die angenehme Folge, dass für unsere Brautleute kein Hindernis mehr gegen das Eingehen der Ehe vorlag und dieselben sich den langen vierstündigen Weg nach Zams zum Dechant ersparen durften, um von diesem wegen näherer Verwandtschaft (im 3. und 4. Gliede) die Vermittlung der Ehedispens beim Brixner f. b. Ordinariate zu erwirken. Der dafür in Paznaun übliche Ausdruck lautet „brixna“, „brixna gia“; „si hoba brixna müaßa“, d. h. „sie sind miteinander näher verwandt“. — Das Brautexamen wurde von beiden bei dem Herrn Curaten mit günstigem Erfolge bestanden — sie hatten ja schon seit mehreren Tagen den staubigen Katechismus wieder gesucht und in die Hand genommen und daraus besonders den kurzen Abschnitt

über das hl. Sacrament der Ehe gründlich eingelernt. Am folgenden Sonntag (es war der vierte nach dem Feste der Erscheinung des Herrn) sollte ihr Entschluss zum Empfange der hl. Ehe öffentlich in der Kirche nach der Predigt von der Kanzel herab verkündet werden; „ohhasolla“ sagt für dieses Verkündigtwerden der etwas derbe Paznauner.

An dem genannten Sonntage früh wanderten beide — der Bräutigam mit einem schönen „Büschel“ (Strauße), den ihm seine Braut gekauft hatte, auf dem neuen Hute — nach dem 1½ Stunden entfernten Dorfe Kappl, um hier dem Gottesdienste anzuwohnen. Diese Sitte herrscht allgemein in Paznaun, nämlich dass die Brautleute beim ersten öffentlichen Aufgebote in der Heimatskirche abwesend sind, theils aus Schüchternheit, theils um den neugierigen Blicken der zahlreichen Bekannten auszuweichen. Für den Kirchenbesuch wird häufig das nachbarliche Kappl oder See gewählt, in neuester Zeit nicht ungern auch der etwas entlegenere berühmte Wallfahrtsort Strengen.

Nach dem Gottesdienste in der großen, schönen Kirche in Kappl, welcher bis halb 11 Uhr gedauert hatte, besuchte Alois mit seiner Thekla das nahe „Gasthaus zur Sonne“, nahm daselbst an einem unbesetzten Tische in der oberen Stubenecke Platz und bestellte Speckknödel und Braten für zwei Personen, desgleichen vorläufig eine Halbe Rothwein und weißes Brot. Alois schenkte aus der gebrachten Flasche ein Glas Wein ein und leerte es auf das Wohl seiner Braut bis auf den Grund; sodann füllte er dasselbe wiederum und reichte es Thekla, die ebenfalls auf die Gesundheit ihres Bräutigams hin daraus einen tüch-

tigen Zug that. Darauf redeten sie von den mancherlei Vorkehrungen, die man für die Hochzeit zu treffen habe, von den Leiden und Freuden, welche sie im Ehestande etwa erleben würden, u. dgl. Mittlerweile erschienen die Knödel sowie bald darauf der Kalbsbraten mit gedünsteten Erdäpfeln auf dem gedeckten Tische; beide Speisen schmeckten unseren Brautleuten vorzüglich, weil sie seit 5 Uhr früh bis jetzt nichts gegessen hatten. Die Flasche muſste noch einmal mit Wein gefüllt werden, bis daſs es zum Rosenkranze läutete. Hierauf beglich Alois die Zeche und gieng mit Thekla zur Andacht in die Kirche, wo sie mit größter Inbrunst zu Gott um das Wohl und Gedeihen in ihrer künftigen Ehe beteten. Nach dem Rosenkranze machte das Brautpaar noch einen Besuch bei einer Tante der Thekla, welche demselben zu seiner baldigen Verehelichung herzlichst Glück wünschte. Hier wurde ihnen bereitwilligst eine Jause vorgesetzt, welche in Kaffee, Brot und Käse, Butter und Honig bestand; sie ließen sich diese sehr wohl schmecken. Alois und Thekla luden die Tante freundlichst zur Hochzeit ein, nahmen hierauf baldigen Abschied von ihr und giengen wieder ihres Weges weiter der Heimat zu. In dem letzten, an der alten Thalstraße gelegenen Gasthause „Bollastadela“, das eine Stunde von dem Dorfe Langesthei entfernt ist, bog Alois mit Thekla nochmals ein, um sich an einer Halbe vortrefflichen Weines zu laben und in traulichem Gespräche auf die anbrechende Abenddämmerung zu warten.

Während ihres hiesigen Aufenthaltes versetzen wir uns auf einen Augenblick im Geiste in das Haus des Vitus und halten dort einige Umschau. Wir finden

Theklas Schwester, die blondlockige Filomena, und ihre Nachbarin Maria hier in lebhafter Thätigkeit begriffen; sie sind in der Küche, aus der uns ein beißender, dichter Rauch entgegenwirbelt, mit dem Backen von Krapfen, verschiedenartigen Kuchen, Strauben u. dgl. vollauf beschäftigt. Filomena, die mich gleich erblickte, grüßte mich freundlich und bot mir in einem Teller zwei Käsekuchen und mehrere Krapfen an, die ich natürlich nicht zurückweisen wollte.

Allmählich fieng es an zu dämmern, und unser Brautpaar verließ nach Begleichung der Zeche das Gasthaus und machte sich langsam auf die Beine. Unterwegs fragte Alois seine Braut, wie sie sich befinde. Diese versetzte: „Ganz wohl; wie wird es etwa uns im Ehestande ergehen?“ Alois entgegnete: „Mit Gottes Hilfe und unserem redlichen Fleiße hoffentlich auch gut; indes darüber wollen wir uns keine unnöthigen Sorgen machen und alles dem lieben Gott anheimstellen. Hat dich, liebe Thekla, der Entschluss, mich zu heiraten, wohl noch nicht gereut?“ Da drückte sie des Alois Rechte sehr warm und antwortete: „Nicht im mindesten, Geliebter, vielmehr sehne ich mich ungemein nach dem Tage unserer Verbindung“. Bei diesen und ähnlichen Gesprächen kam ihnen der sonst ziemlich lange Weg sehr kurz vor. Die Nacht hatte bereits ihren dunkeln Schleier über die kühle Erde gebreitet, als Alois und Thekla in seliger, freudenvoller Stimmung in Vitus' Hause eintrafen. Wie sie mit dem üblichen Wunsche „guten Abend“ bei der Stubenthüre eintraten, siehe, da hatten sich bereits eine Menge Verwandter und mehrere (je einer aus einem Hause) Nachbarn als Gäste versam-

melt — wie ich hörte, waren deren dreißig —, welche das Brautpaar auf das wärmste und herzlichste bewillkommten und zu seinem ernsten, feierlichen Vorhaben beglückwünschten. Hierauf wurde jedem Gaste von dem Bräutigam und dessen künftigem Schwiegervater Vitus der bestimmte Platz bei den einzelnen Tischen angewiesen, während das Brautpaar in des sog. Herrenwinkels unmittelbare Nähe sich setzte.

Es fand eben an diesem Abende das „Stuelfest" statt, welches früher in Paznaun häufig gefeiert wurde, hingegen in jetziger Zeit immer mehr in den Hintergrund tritt. An diesem Feste nahmen zwanzig, mitunter dreißig, ja sogar vierzig Personen theil. Manchem Leser dürfte der Ausdruck die „Stuelfeste", das „Stuelfeste", das „Stuelfest" minder geläufig sein. Im Mittelhochdeutschen bedeutet die stuolveste (stuol= Brautstuhl): a) das feierliche Eheverlöbnis vor dem Pfarrer, b) das bei dieser Gelegenheit übliche Mahl. Das Paznauner „Stuelfest" ist nichts anderes als das auf die Verlobung und die erste öffentliche Verkündigung der Brautleute zum Empfange der hl. Ehe folgende nächtliche Mahl. Kommen wir nach dieser kurzen aufklärenden Abschweifung wieder auf unseren Gegenstand zurück. Die Tafeln waren gedeckt, und nun wurden verschiedene Speisen nacheinander aufgetragen: Speckknödel und geräuchertes Rind- und Schweinefleisch mit schmackhaftem Sauerkraute, darauf mannigfaltige Kuchen als: „Kas"-, „Broat"- und „Aepfelküachla" — dazu Krapfen und Strauben in reichlichster Menge. Das viele Gerede und Geplauder, das soeben noch summend die Stube erfüllt hatte, hörte auf, und alle Gäste speisten nun mit größter

Lust und Wonne. Viele hatten in der That „Hunger“ zu diesem Mahle mitgebracht. Allmählich kam auch der Wein auf die Tische in Doppelliter-Flaschen, welche heute selbstverständlich mehrmals mit diesem edlen Nass gefüllt werden mussten. Der kräftige rothe Rebensaft wurde in kleinere Gläser gegossen und dann mit Behaglichkeit getrunken. Es liegt auf der Hand, dass die Gäste zuerst das geachtete Brautpaar sehr stark leben ließen und hierauf einander „Gesundheit“ zutranken. Der Wein wirkte nach und nach und verfehlte nicht, seinen wohlthuenden Einfluss auf die bei Tische Versammelten auszuüben; eine fröhlich-heitere Stimmung bemächtigte sich der Gemüther, und das Band der Zunge löste sich und ließ dem gemüthlichen Reden und Plauschen freien Lauf. Das „Stuelfest“ des Alois und der Thekla dauerte bis nach Mitternacht, wo sich dann die Gäste allmählich dankend verabschiedeten und in ihre Heimat zurückzogen. Nachdem der Bräutigam noch kurze Zeit zurückgeblieben war, nahm er ebenfalls von seiner Braut und deren Angehörigen den herzlichsten Abschied und trat in ruhiger Stimmung den Heimweg an. Zu Hause verfiel er in Bälde in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst gegen Achte morgens erwachte. Nachdem er das Frühstück eingenommen und sich angekleidet hatte, schritt er — es war heute das Fest Mariä Lichtmess — durch den Strauß auf seinem Hute als Bräutigam leicht erkennbar, mit gehobenem Muthe der Kirche zu. Wer ihm begegnete, der grüßte ihn freundlich und wünschte ihm viel Glück zu seinem nahen Standeswechsel; dasselbe erfuhr wohl auch Thekla. Beim Gottesdienste fand heute in der

Kirche die zweite Eheverkündigung unserer Brautleute statt.

Am folgenden Donnerstage hatte Alois wieder wie gewöhnlich in seinem Hause viel zu schaffen und zu ordnen, wobei ihm sein guter alter Vater Johann, sowie sein Bruder Chrysanth hilfreich zur Seite standen. Gegen Abend erschien „Veita Bua" (des Vitus Sohn), Martin, im Feiertagsstaate und mit einem großen Strauß auf dem Hute. Sein Gruß wurde freundlichst erwidert und er eingeladen, Platz zu nehmen. Er setzte sich auf eine Bank hinter dem Tische und unterhielt sich mit dem Vater und Bruder des Alois. Dieser war inzwischen in seine Kammer gegangen, um sich umzukleiden. In Bälde kam er wieder in feiner Kleidung, mit einem Strauße auf dem Hute, in die Wohnstube und grüßte den Martin sehr herzlich. Bald darauf brachte die Base Anna Maria einen Krug voll Kaffee auf den gedeckten Tisch und holte dazu Brot und Käse; auch eines Fläschchens Brantwein hatte sie nicht vergessen. Nach der Jause blieb man noch eine kurze Weile beisammen, trank hin und wieder ein Gläschen auf gegenseitige „gute Gesundheit" und sprach über mancherlei Dinge. Die Nacht war angerückt, und Alois und Martin — es waren die „Hochzeitslader" — rüsteten sich zum Aufbruche, denn beide hatten heute noch eine schwere Aufgabe zu erfüllen. Sie traten ihre Wanderung an und giengen zunächst in die Nachbarschaft, wo sie aus jedem Hause eine Person zur Hochzeit einluden. Ueberall wurde ihnen eine kleine Labung angeboten. Das Essen bestand regelmäßig in Kaffee, Brot und Butter, vereinzelt auch in Krapfen und Apfelkuchen, das Getränke

gewöhnlich in Brantwein; nur der Herr Curat bewirtete sie mit einem Liter des besten Rothweines, welcher beiden „Ladern" freilich außerordentlich mundete. Von der Nachbarschaft führte sie der Weg nach den einzelnen „Riedla" (Weilern), welche rechts und links von dem Dorfe Langesthei, der Heimat des Alois, mitunter fast eine halbe Stunde davon entfernt lagen, und luden die Verwandten höflichst ein, beim Hochzeitsmahle gewiss zu erscheinen; die nahen und nächsten Verwandten sollten selbstverständlich sämmtlich dabei sich einfinden. Bei allen wurden sie ähnlich wie bei den Nachbarn bedient. Mitternacht war bereits da, als beide ihrer Aufgabe sich vollständig entledigt hatten und wiederum zu Hause eintrafen, vielleicht nicht ohne etwas schweren Kopf, wie leicht begreiflich gewesen wäre. — Alois war überhaupt in allem seiner Aufgabe vollkommen gerecht geworden; was noch zu thun war, lag hauptsächlich den Köchinnen und deren Gehilfinnen ob.

Gegenwärtig trifft es sich in Paznaun häufig, dass die Brautleute sich nach dem Wallfahrtsorte Strengen zur Trauung verfügen und darauf mit einem etwas besseren Mahle im Gasthause sich begnügen. Davon wusste man in früherer Zeit so gut wie nichts. Jeder Bauer, so arm er auch sein mochte, veranstaltete an seinem Trauungstage ein glänzendes Hochzeitsmahl in seinem Hause, wozu er seine Verwandten und Nachbarn geladen hatte. Nicht selten musste der Bräutigam das zur Hochzeit erforderliche Geld ganz oder theilweise borgen. Indes dies hatte nicht viel zu bedeuten; ein stattliches Mahl musste die Trauung krönen. Alois hatte sich schon längst mit Thekla für

eine große, schöne Hochzeit entschieden, sonst wäre wohl auch das „Stuelfest“ unterblieben. Da die Hochzeiten in Paznaun regelmäßig am Dienstag oder Donnerstag, nicht leicht am Montag stattfinden, so wählte Alois den nächstfolgenden Dienstag (den 10. Februar) zu seiner Vermählung. Deshalb drängte die Zeit ungemein, und alles musste jetzt aufgeboten werden, die noch nothwendigen Vorkehrungen zum Mahle rasch zu treffen. Das fette große Schwein wurde geschlachtet und in seine Theile zerlegt, desgleichen musste das vierwöchige männliche Kalb, dessen gesottener und mit Blumen und Kränzen geschmückter Kopf die Tafel der Neuvermählten zieren sollte, sein junges Leben verbluten. Geräuchertes Schweinefleisch war im Hause des Bräutigams genug vorräthig und frisches Rindfleisch ward über Bedarf aus der Landecker Schlachtbank bezogen. Theklas Vater überließ dem Alois unter anderem auch einen zweijährigen „Küesugel“, d. i. ein Schaf, welches man im Stalle bei den Kühen frei herumgehen und mit ihnen fressen läst. „Gutes“ Mehl, Eibeben, Rosinen, Birnen und Aepfel, Mohn zu Krapfen u. dgl., alles wurde in reichlicher Menge angekauft und zum Mahle vorbereitet. Das in Südtirol bestellte Fass Rothwein war bereits mit dem Bahnzuge in Pians angelangt und wurde jetzt auf einem Schlitten in des Alois Heimat befördert. Manchmal läst sich der Bräutigam — was auch Alois that — außerdem ein Fäschen Bier kommen, welches dann beim Festmahle vor dem Weine den Gästen vorgesetzt wird. Alles steht in Bereitschaft, und mit Vergnügen gehen wir nun zu dem Hochzeitsfeste selbst über.

4. Trauung und Hochzeitsmahl.

Der Pöller gewaltiges Knallen, das wir bereits am Vorabend der Trauung nach dem Ave-Läuten zu hören Gelegenheit hatten, rüttelte frühmorgens die noch schlummernden Nachbarn aus ihrem süßen Schlafe und erinnerte sie lebhaft an das heutige Hochzeitsfest; allmählich graute der Tag — der 10. Februar — und bald beleuchtete die Sonne mit ihrem milden, rosigen Schimmer die glänzendweißen Bergspitzen, und die Drossel im Walde begrüßte bereits den Morgen mit ihren hellen Tönen. In Müllers Hause, worin heute das Hochzeitsmahl gehalten werden sollte, war alles frühzeitig munter und rührig. Alois, der Bräutigam, hatte im Verein mit seinem Bruder Chrysanth das Vieh im Stalle gefüttert und getränkt und die Kühe gemolken, während die Köchinnen bereits ihres Amtes in der rauchigen Küche walteten. Bald wurde das Frühstück eingenommen, das in Kaffee, Krapfen, Strauben und „Blatteln“ bestand, worauf man an das Anziehen des neuen Hochzeitsgewandes dachte; bei Alois dauerte es nur kurze Zeit, so kehrte er in seinem Festtagsstaate aus der Kammer in die Wohnstube zurück. Der kurze dunkle Rock mit lichter Weste, sowie die schwarze Hose schmiegten sich wie angegossen an seinen Leib; er war ja ein schön gewachsener Mann, dem von jeher jedes Kleid sehr wohl anstand. Auf dem Haupte trug er einen neuen, mit einem Strauße gezierten Hut, ein zweites Sträußchen heftete ihm noch die Base Anna Maria an den Rock vorn auf der Brust. So war Alois fürwahr eine stattliche Erscheinung. Thekla dagegen wurde heute mit

dem Anziehen fast gar nicht fertig; stets hatte sie da oder dort an dem Brautkleide, welches in einer enganliegenden Jacke, einem feinen dunklen Rocke und einer seidenen Schürze („Fürti") bestand, etwas auszusetzen, dass es ihrem Leibe nicht vollkommen anpasse oder zu große Falten bilde. Dass dabei die weibliche Eitelkeit und Gefallsucht mit im Spiele war, lässt sich kaum leugnen.

Um halb 8 Uhr erschien die von Chrysanth abgeholte, festlich geschmückte und bekränzte Braut, gefolgt von ihrer hübsch gekleideten Schwester Filomena und der verwandten Nachbarin Maria, in dem Hause des schmucken Bräutigams, wo sie bereits geraume Zeit erwartet und bei ihrer endlichen Ankunft aufs wärmste begrüßt wurden. Jetzt begaben sich die Brautleute in Begleitung von zwei männlichen und zwei weiblichen Zeugen („Nochgianar" = Nachgeher) unter heftigem Pöllerknallen wie üblich in das Haus („Widum") des Herrn Curaten, um daselbst eine kleine in Wein und Brot bestehende Labung zu nehmen und bis zum Beginne des feierlichen Gottesdienstes zu verbleiben. Als es vom Kirchthurm 9 schlug, da war schon alles auf dem Wege zur nahen Kirche begriffen: voran der Herr Curat, den rechten Arm mit einem Kranze umwunden, und an seiner rechten Seite die Braut, gefolgt vom Bräutigam und den Zeugen. Die Glocken läuteten, die Pöller krachten und feierlicher Orgelklang ertönte, als der Brautzug in freudig gehobener, muthvoller Stimmung langsam durch das Schiff der Kirche bis zum Presbyterium vorschritt, wo er haltmachte. Thekla trug zwei an den Enden zusammengeheftete, künstlich gefaltete Tüchlein in der Rechten, von denen

sie das schönere, in der Mitte mit einem Kränzchen gezierte — das übliche Brautgeschenk für den Herrn Curaten —, nach dem Schlusse des Gottesdienstes auf die Evangelienseite des Hochaltars legte, während sie das andere für sich zurückbehielt.

Die Hochzeitsgäste, sowie die übrigen Andächtigen hatten sich bereits etwas früher im Gotteshause eingefunden. Nach vollzogener Trauung, wobei abermals die Pöller knallten, als die Brautleute einander die Hände reichten, verfügten sich die Neuvermählten mit den Zeugen in die ersten Betstühle des Schiffes zurück und wohnten dem feierlichen Hochzeitsamte bei, das jetzt der Priester hielt. Es braucht kaum der Erwähnung, dass bei dessen Haupttheilen die Pöller tüchtig knallten, so dass die Kirchenfester zitterten. Nach dem Amte traten die Neuvermählten und ihre Zeugen bis zu den Stufen des Hochaltars vor und tranken ein wenig von dem geweihten Weine, den als Johannessegen ihnen der Priester aus einem farbigen Glase reichte. Das war der Schluss der kirchlichen Feier. Nach dieser verfügte sich der Brautzug wieder in den Widum und blieb dort bis gegen Mittag; sie wurden vom Herrn Curaten mit einem Imbisse beehrt und aufs beste unterhalten.

Wiederum bebte die Erde unter dem gewaltigen Knallen der Pöller, als der Brautzug bei prachtvollster Witterung*) aus dem Widum in das Haus des Bräutigams sich begab. Die übrigen Gäste waren bereits

*) Stürmisches Wetter bei der Hochzeit bedeutet Reichthum für die Neuvermählten, ein offenes Grab auf dem „Freithof" viel Unglück in der Gemeinde.

in der schön gewaschenen Wohnstube versammelt, wo längs der Wände drei mit Gedecken versehene Tafeln standen. Die Neuvermählten setzten sich an den obersten Platz, rechts vom „Herrenwinkel", und zur Rechten der Braut setzte sich der Herr Curat; rechts und links von ihnen schlossen sich die Zeugen an und an diese wieder die Familienmitglieder der Brautleute, sowie deren nahe Verwandte. Zwei Tafeln waren bereits besetzt, als an der dritten sich weitschichtigere „Freunde" (Verwandte) und die geladenen Nachbarn niederließen, während kleinere Knaben und Mädchen in der anstoßenden Stube ihre Plätze fanden. Beide Stuben waren mit Gästen — es waren deren an die vierzig — dicht angefüllt.

Da krachten wieder die Pöller, alles erhob sich zu einem kurzen Gebet, und das Mahl nahm seinen Anfang. Jetzt waltete der Speisenträger Tobias, ein Verwandter beider Brautleute, mit Witz und Humor und überaus bewandert in der Reimschmiedekunst, seines mühevollen Amtes. Die Thür öffnete sich und herein trat derselbe mit einer großen Schüssel voll Nudelsuppe, worin die schmackhaftesten frischen Würstlein schwammen, und stellte sie zuoberst auf die Tafel, wo das Brautpaar saß. Noch etliche solche Schüsseln von demselben Inhalte musste Tobias für die Gäste holen, wobei jedesmal ein auf die Speise bezugnehmender Reimspruch nicht fehlte. Nun herrschte große Stille in der Stube, und alles aß mit sichtlicher Freude und wonnigem Behagen von der bereitstehenden Nudelsuppe, die der Paznauner Bauer fast nur bei Hochzeiten sieht. Die halbgeleerten Schüsseln wurden abgetragen und dafür kam ein neues Gericht, welches man „Bluat"

heißt. Das ist ein Blutkoch, mit Rosinen und Zucker bestreut. Der „Aufträger" hatte zu dieser Speise sich den Reim:

„Do bring i enk (euch) gstompfti Moga (Mohn),
Dia ligan enk gwiss im Moga" (Magen)

gebildet.

An das Blut reihten sich die „Löbara" (feingehackt und gekocht und mit Weinsauce übergossen) und die „Lungara" (ähnlich wie die Leber zubereitet). Zu letzterer wusste Tobias den Reim:

„Do hon i enck Lungara,
Dia kinnt (kommt) hea aus Ungara".

Die drei kleinen Gerichte: Blut, Leber und Lunge, die herrlich zubereitet waren, so dass sie selbst Feinschmeckern aufs beste gemundet hätten, waren mehr Freunden des Süßen erwünscht. Auf die Lunge folgte das „Kreas", Gekröse (sorgfältig gereinigte Zickleins- oder Kalbsdärme gesotten und dann im Schmalze ein wenig geröstet), ein vortreffliches Gericht, wie die Mehrzahl der Gäste behauptete, und hierauf das eingemachte „Kölbarna", äußerst schmackhaft, so dass es allen ausgezeichnet mundete. Dann erschienen die Speckknödel, goldgelb und bis zum Zergehen im Munde weich, auf den Tafeln. Sämmtliche Gäste langten mit Vorliebe nach ihnen, und wohl jeder vertilgte wenigstens zwei davon: isst man ja doch diese Knödel auch in Paznaun wie überall in Tirol ungemein gerne. Heute waren sie außerdem noch aus einem Teige vom feinsten Mehle — sonst nimmt man dazu meist nur Gerstenmehl — bereitet, in den viele Eier gerührt waren. Mancher hatte sich noch einen Theil des Eingemachten für jene aufgehoben. An die Knödel reihte sich „grünes" Rind-

und Schöpsenfleisch mit verschiedenen Zugemüsen, als Rettiche, Kren und Runkelrüben; sodann Kalbs- und Schöpsenbraten mit Zwetschken, gedörrten „Birnschnitzen“ und Kirschen als Zuspeise. All diesem wurde tüchtig zugesprochen.

Doch bald hätten wir in unserer Schilderung des Weines vergessen, der Würze des Mahles, des Lösers der Zunge und des Urhebers der Fröhlichkeit. An jeder Tafel standen etliche gefüllte Doppelliterflaschen, aus denen jetzt allgemein der edle Rebensaft in kleine Gläser geschenkt, getrunken und dabei einander „Gesundheit“ gebracht wurde. Letzteres galt namentlich den Neuvermählten, die mit Zutrinken und Lebenlassen förmlich bestürmt wurden. Vor dem Weine hatte bereits das den Gästen früher vorgesetzte gute Bier denselben den ersten Durst gelöscht.

Um 3 Uhr kam das Schweinerne in frischer, geräucherter und gebratener Form mit dem Sauerkraut auf die Tafeln. Da knallten draußen im Freien wieder die Pöller — „Aufskrautschießen“ heißt es der wackere Paznauner —, während in der Hochzeitsstube ein sinnbildlicher Vorgang stattfand. Der Braut wurde nämlich jetzt der „Jungfernkranz“ vom Haupte genommen, was andeuten sollte, dass sie vom Jungfrauen- in den Weiberstand übertrete. Manche hat bei dieser Handlung reichliche Thränen vergossen, was wir mitunter auch begreiflich finden. Indes die stramme Thekla blieb bei diesem Vorgange ruhig und gefasst. Das Krachen der Pöller — der sog. Krautschuss — war verstummt, und die Gäste aßen wieder mit Lust ein Stück Schweinernes mit Sauerkraut und tranken dazu ein Gläschen Wein, welches ihnen vortrefflich schmeckte.

Um diese Zeit wurde auch der gesottene und mit Blumen bekränzte Kalbskopf für den Herrn Curaten und die Neuvermählten aufgetischt.

Hierauf trat ein etwas längerer Ruhepunkt ein, bis wiederum von neuem — wer sollte es glauben? — großartig aufgetragen wurde. Da erschienen auf den Tafeln die verschiedenartigen Kuchen in Schüsseln und Tellern. Wir erwähnen darunter: die in Paznaun so beliebten und gerühmten „Kaskűachla“, desgleichen die Brot- und Apfelkuchen, die „Zwetschkenprofösen“ (auf Brotschnitten werden fein aufgewiegte Zwetschken gestrichen und dieselben dann im heißen Schmalze gebacken), den „Krosar“*) (hartgesottene Eier werden in einen Teig gegeben, hierauf im Schmalze gebacken; das Gebäck wird noch ein zweites- und drittesmal in den Teig gegeben, im Schmalze gebacken und zuletzt mit warmem Weine begossen), die „Schallringga“**) (je zwei aus Teig gewallte und aufeinandergelegte Blättchen werden in der Mitte mit einem Loche versehen und sodann im Schmalze gebacken; links und rechts vom Loche, oben und unten blähen sich die Blättchen auf und sehen einem Schellrinken nicht unähnlich), die einfachen „Blattla“ und „Straua“ (Strauben oder Spritznudeln). Als Begleiter dieser Kuchen galten selbstverständlich die „Kropfa“, Krapfen, welche an diesem Ehrentage in reichlichster Menge auf die Tafel kamen. Eine Art von Krapfen bildeten auch die sog. „Pfoffa-“ oder „Prödikappla“, kleinere Krapfen in der Form eines Barets. Als Flüssiges

*) Beide Silben lang und die erste betont. **) Schalla = Schelle + Ringga = Rinke, Schnalle.

zu diesem Gebäcke diente, abgesehen vom Weine, der ja an diesem Freudenfeste keineswegs gespart werden sollte, eine recht süße, wohlschmeckende Kirschensuppe. An die verschiedenen Kuchen und Krapfen, welche nun für längere Zeit auf den Tafeln zurückblieben, schlossen sich noch einige kleinere Gerichte an, wie z. B. der Milchreis, mit Rosinen bestreut, das sogenannte neue Schmalz (in einen Milchbrei wird Butter gegeben und die so gebildete Masse lange und tüchtig gerührt, schließlich Honig darauf gegossen), aus frischer Butter gedrückte und mit Honig übergossene kleine Nudeln, die sog. Schmalznudeln, endlich die „olta Weibar" (durch einen längeren Faden werden Weißbrotstücke, jedes mit einer Eibebe und Mandel beklebt, gezogen und diese in einen Teig und dann in heißes Schmalz gegeben und darin gebacken, worauf der Faden aus dem Gebäcke entfernt wird). Die Gäste versuchten noch einen und den anderen Kuchen, diesen und jenen Krapfen, denn zum Vielessen war der Magen bei den meisten nicht mehr eingerichtet; dafür mundete ein Glas Rothwein umso besser.

Der Abend war angebrochen, und der eine oder andere Gast entfernte sich aus dem bäuerlichen Speisesaale, um sich abzukühlen und frische Luft einzuathmen. Von der erwachsenen Jugend fiel wohl mancher auf unbestimmte Zeit ab und verlor sich in das Nachbarhaus, das heute zum Tanze auserlesen war. Schon waren hier ziemlich viele zur Hochzeit nicht geladene Personen, Jünglinge und Jungfrauen, versammelt und hatten bereits manches Tänzchen gewagt. Daher finden wir es keineswegs auffallend, wenn jetzt auch die eben eingetroffenen Hochzeitsgäste ziemlich lange

daselbst verweilten und der Tanzgöttin Terpsichore huldigten. Gegen 9 Uhr jedoch waren dieselben wiederum in die Stube, wo das Mahl gehalten wurde, zurückgekehrt, und alsbald erschien das Nachtessen. Dazu diente eine Fleischsuppe, an die sich verschiedene gewärmte Fleischarten reihten, darauf wurde eine „saure Brühe“ aufgetragen, gefolgt von den uns bereits bekannten heißgemachten Kuchen und Krapfen. Bald nach dem Nachtessen verabschiedeten sich manche Gäste, wie z. B. Mütter mit ihren Kindern und halberwachsenen Jungen, der Herr Curat und wohl auch andere.

Vor Mitternacht, etwa um 11 Uhr, findet bei den Paznauner Hochzeiten eine recht drollige, urkomische Scene statt, welche die Leser gewiss interessieren dürfte, ich meine die „Kellengeher“ („Köllagianer“). Zwei Männer von den Hochzeitsgästen, begabt mit trefflichem Witz und Humor und gewandt in Knittelversen, hüllten ihre strammen Glieder in die auffälligsten, mitunter recht zerlumpten Kleidungsstücke, als da sind: abgetragene, sehr schäbige Hosen, eine altmodische, locker anliegende Weste, ein alter, langer Rock, der einem altfränkischen Frack sehr ähnlich sieht, und ein durchlöcherter, großer, fast bis in die Augen fallender Hut. Außerdem ist ihr Auge mit einer Art Brillen bewaffnet, des Leibes Mitte umgibt eine breite, zerfranste Binde, und jeder trägt in der Hand eine große Kelle. — In solcher Umhüllung traten heute „Brueders“ Franz und „Veita“ Martin in die Hochzeitsstube des Alois und wünschten einen guten Abend Dann schilderte Franz als der Aeltere in urwüchsiger und äußerst humoristischer Weise ihr abenteuerliches

Leben und den Zweck ihrer so späten Ankunft in diesem so gemüthlichen Hause. „Wir sind eigentlich „Krowotten“ (Croaten), doch haben wir unser Vaterland schon zwanzig Jahre nicht mehr gesehen. Wir streichen, ohne viel Lust zur Arbeit zu spüren, in der lieben weiten Welt herum und lassen uns da am liebsten nieder, wo das Essen bereits fertig auf dem Tische steht“. Dann sangen sie gemeinschaftlich einige Strophen, welche so recht anschaulich das Thun und Treiben der „Dörcher“ widerspiegeln im Gegensatze zu der Bauern harter Arbeit:

„Miar sei zwoa Dörcher,
Wia-n- ölter, wia störcher;
Miar gia vo Haus zu Haus
Und rauma da Leuta d' Hafan aus.
Wenn's di Baura Spöck obschneida,
Müaßa's di Dörcher Hunger leida;
Wenn's di Baura 'n Ocker fohra,
Könna's di Dörcher d' Schuach derspohra;
Wenn's di Baura Tropfa schwitza,
Könna's di Dörcher im Schotta sitza“.

„Soeben sind wir bei Wind und Wetter, bei Nacht und Nebel in dieses Dorf da gekommen und erfuhren alsbald, dass heute in diesem Hause ein Hochzeitsmahl sei. Deshalb waren wir sogleich entschlossen, uns hieher zu verfügen, in der festen Ueberzeugung, dass zwei müde und matte arme Wanderer von diesem Freudenmahle doch auch ein Scherflein bekommen würden. Heute soll sich ja unter diesem g'istlichen Dache alles freuen, selbst der Bettler, der hier zuspricht“. Die Worte des Franz verfehlten nicht ihre Wirkung, man gab beiden zu essen und zu trinken,

soviel sie nur wünschten. Hierauf wandten sie sich an die einzelnen Gäste und baten in derb-drolliger Weise noch um eine kleine Unterstützung als Reisegeld für ihre heißersehnte Rückkehr in die ferne Heimat, wobei sie dem vermeintlichen Geber ihre mitgebrachten Kellen entgegenhielten. Jeder Gast warf ihnen einige Kreuzer, manche auch ein Zehnkreuzerstück in die Kelle. Sie bedankten sich warm dafür, wünschten allen eine gute Nacht und ein sehr langes Leben und zogen wieder von dannen. Das Ergebnis dieser Sammlung war für die Hochzeitsköchinnen bestimmt, nicht, wie mancher Leser vermuthen dürfte, für die Neuvermählten. Diese sollen erst später, bei der Geburt des ersten Sprößlings, für die ihnen bei der Hochzeit erwachsenen Kosten vonseite der Hochzeitsgäste eine kleine Entschädigung finden.

Mitternach ist da, und wir lassen die Gäste, die noch länger zu bleiben gewillt sind, leben und sich noch recht gemüthlich unterhalten und begeben uns zu Bette. — Die Hochzeit des Alois war großartig und ist in der musterhaftesten Ordnung ohne allen Misston vor sich gegangen. Nur im Vorübergehen gedenken wir der „Nachhochzeit" des folgenden Tages, zu der die nahen Verwandten geladen waren.

5. Das „Plündern".

Der erste Samstag nach der Hochzeit war angekommen; ein lauer Süd („Pfüa"=Föhn) machte sich etwas fühlbar, und der goldenen Sonne milde Strahlen glitten über die in einen weißen Teppich gehüllte Winterlandschaft. Wie gewöhnlich verrichtete der Bauer seine vormittägige Arbeit und gieng nach

deren Vollendung zum Mittagessen. Bald nach Tische wanderten in gesonderten kleinen Gruppen kräftige, junge Burschen und lebensfrohe, hübsche Mädchen — größtentheils Verwandte und Nachbarn der Neuvermählten — über den neuen „Processionsweg“ dem Weiler Außerlangesthei zu. Ihnen folgte der junge Mann Alois mit seiner Thekla. Alle verfügten sich in das uns hinlänglich bekannte Haus des Vaters Vitus in der löblichen Absicht, heute die bewegliche Habe der Thekla von hier in das Haus ihres Gatten Alois zu übertragen — „plündera“ lautet hiefür der Paznauner Ausdruck. Bevor jedoch die „Plünderer“ — es waren deren an die sechzehn — an ihre, mitunter sehr beschwerliche und mühevolle Arbeit giengen, setzten sie sich auf des Vitus freundlichen Rath zu Tische und nahmen eine eben bereitstehende Jause zu sich, die in Kaffee, Brot und Butter, Käsekuchen, Krapfen und Strauben bestand. Den Schluss derselben bildete ein Liter „Faulbeerer“, von dem noch ein und das andere Gläschen getrunken wurde. Darauf schritt man an die Bepackung, Aufladung und Beförderung von Theklas fahrender Habe; der „Plündererzug“ setzte sich langsam in Bewegung.

Gerade schlug es 4 Uhr vom Kirchthurme in Langesthei, und da und dort bemerkte man an aussichtsreichen Plätzen des Dorfes viele Neugierige stehen, welche mit größter Spannung auf das Erscheinen dieses Zuges warteten. Da knallten plötzlich die Pöller, und der langgedehnte „Plündererzug“ kam in Sicht. Voran schritten zwei Männer, von denen jeder die Hälfte des neuen „Kleiderkastens“ auf dem Rücken trug. Man sah ihnen leicht an, dass sie eine

schwere Bürde zu tragen hatten, denn sie keuchten förmlich unter der Last. Der nun folgende hatte eine Commode auf seinem Rücken, und ein anderer trug auf einem Rückkorbe die Schubladen dazu. Hierauf brachten zwei die einzelnen Theile einer auseinandergelegten „Bettstatt“, während wieder andere einen Tisch und mehrere Sessel trugen; der letzte aus der Männergruppe schleppte noch eine unförmlich große Nähmaschine nach. Hieran reihte sich die zweite Gruppe des Zuges, die mit Abrechnung des Ehemannes Alois aus lauter Frauenzimmern bestand. Diese hatte vorzugsweise die Betten, die mannigfachen Kleider, sowie die Bett- und Leibwäsche der Thekla, Schüsseln, Schalen und Teller u. s. w. in Rückkörben zu befördern. Den ganzen Zug schlossen die Neuvermählten: Thekla trug das Spinnrad, an dessen Kunkel ein „Wickel“ Reiste mittels einer rothen Schleife befestigt war, das Sinnbild des weiblichen Fleißes und der Häuslichkeit; Alois hatte mehrere Schachteln für die Hüte und Pelzmützen seines Weibes in den Händen. So bewegte sich der „Plündererzug“, begleitet vom mehrmaligen tüchtigen Knallen der Pöller, langsam vorwärts und verlor sich schließlich im Hause des Alois. Hier stellten oder legten die „Plünderer“ in einer Kammer die Bürde ab und traten in die traulich-warme Wohnstube, wo sie von des Alois Vater recht freundlich begrüßt und zum Platznehmen an den zwei bereitstehenden Tischen eingeladen wurden. Man kam dieser herzlichen Einladung bereitwilligst nach, setzte sich und ruhte von den überstandenen Strapazen aus. Man sprach über dieses und jenes und unterhielt sich in gemüthlicher

Weise; die Männer und Jünglinge vergaßen keineswegs, ihre mitgenommenen Pfeifen zu stopfen, anzuzünden und denselben mächtige Rauchwolken zu entlocken. Die Pfeife ist ja heutzutage der stete Begleiter des Bauers. Da erschien die uns bereits bekannte Base Anna Maria und deckte die Tische. Hierauf wurden in zwei riesigen Schüsseln die Speckknödel aufgetragen, so groß und schön, dass wohl manchem dabei das Herz im Leibe lachte. Nach einem Gebete begann die Mahlzeit, und alles langte mit größter Lust und Wonne nach den schmackhaften Knödeln, die ausgezeichnet mundeten. Auf diese folgte geräuchertes Rindfleisch und ein stattlicher Schöpsenbraten mit Sauerkraut, darauf Kuchen, Krapfen und Strauben in reichlicher Menge, schließlich vier Liter Rothwein als Würze des Mahles. Man aß und trank, brachte einander Gesundheit aus und verweilte, gemüthlich plauschend und erzählend, hie und da auch ein Liedchen singend und ein Tänzchen versuchend, bis zur Mitternacht, wo sich dann die „Plünderer“ in heiterer Stimmung allmählich nach Hause begaben. Das „Plündern“ ist gleichsam der förmliche Abschluss des Hochzeitsfestes, und mit ihm hat auch die lärmende Lustbarkeit ihr Ende gefunden. Dass darüber die Neuvermählten herzlich froh waren, ist einleuchtend.

6. Das „Weisermahl“.

Hinabgesunken in das Meer der Ewigkeit ist ein Jahr, seitdem wir die Neuvermählten, Alois und Thekla, beim „Plündern“ verlassen haben. Viele Freuden haben sie in dieser Zeit erlebt, manches Bittere und Herbe wohl auch erfahren; denn Freuden

und Leiden wechseln miteinander in diesem Pilgerthale „und des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zutheil“, sagt treffend Deutschlands größter Dichter, der unsterbliche Schiller. Thekla ward Mutter und gebar ein allerliebstes Töchterlein, welches in der Taufe den Namen Filomena erhielt. Unbeschreiblich war die Freude des Alois, die er an seinem gesunden und starken Kinde empfand, und diese seine große Freude theilten mit ihm sein alter Vater und die übrigen Anverwandten. Alles wünschte den Eltern viel Glück und Segen zu dem ersten Sprößling. Am folgenden Sonntag nachmittags fand bei der Wöchnerin das „Weisermahl“ statt, zu dem die Verwandten und Nachbarn erschienen, die bei der Hochzeit gewesen waren; doch nahmen, wie allgemein üblich ist, fast nur die Weiber an diesem Mahle theil. Hiebei brachten sie verschiedene Geschenke (eigentlich waren sie nur eine Entschädigung für die Theilnahme an der Hochzeit), die einen einige Liter Wein, die anderen weißes Brot, Zucker und Eier, wieder andere gaben an dessen statt Geld für die Wöchnerin. Der Ausdruck für ein solches Geschenk bei dieser Gelegenheit ist die „Weiseta“, ein Wort, das vollkommen mit dem althochdeutschen wîsôt, weisôt „Geschenk zu Festzeiten an Bräute“ identisch ist; das Zeitwort „weisa am“, „ga weisa gia“ entspricht dem althochdeutschen wîsôn „bei festlicher Gelegenheit sich mit einem Geschenke bei einem einfinden“. Doch kommen wir wieder auf unseren Gegenstand zu sprechen. Die Weiber hatten sich bei der Wöchnerin eingefunden und dieser sowie dem Kinde Gesundheit und viel Glück gewünscht, worauf sie bei den bereitstehenden Tischen sich niedersetzten und na-

türlich ihrer Zunge alsbald ungehinderten Lauf ließen. Da wurden die Tische gedeckt, und in Bälde erschienen darauf die schmackhaften Speckknödel. Die Weiber aßen mit größter Lust und waren froher Laune. An die Knödel reihten sich geräuchertes Schweinefleisch und Speck mit Sauerkraut und schließlich verschiedene, uns bereits bekannte Kuchen, Krapfen und Strauben in großer Menge. Als Getränke diente guter Kaffee und etwas später vortrefflicher Rothwein. Man redete und plauschte von allerlei und unterhielt sich aufs beste bis gegen 7 Uhr abends, wo man sich dann verabschiedete.

Rhönspiegel.

Drei Vorträge

über

Leben, Sitte und Sprache der Rhöner,

gehalten im Rhönklub Würzburg

von

Leopold Höhl,

Professor am Königlichen Gymnasium.

Der Reinertrag [illegible] bestimmt.

Würzburg 1881.

Im Verlag der Rhönklub-Section.

Druck der Thein'schen Druckerei (Stürtz).

Rhönspiegel.

Drei Vorträge

über

Leben, Sitte und Sprache der Rhöner,

gehalten im Rhönklub Würzburg

von

Leopold Höhl,
Professor am Königlichen Gymnasium.

Der Reinertrag ist für den Kirchenbau im Rhöndorfe Seiferts bestimmt.

Würzburg 1881.
Im Verlag der Rhönklub-Section.

Druck der Thein'schen Druckerei (Stürtz).

Vorwort.

Nachstehende Vorträge wurden im vergangenen Winter in der neugegründeten Sektion Würzburg gehalten, zunächst um das Interesse für die vielverkannte Rhöngegend und deren Bewohner zu wecken und zu mehren. Zu diesem Zwecke habe ich von allem, was aus der bisherigen Rhönliteratur bekannt sein dürfte, von landschaftlichen, geographischen und historischen Schilderungen ganz abgesehen und habe nur jene Seite der Rhön zu beleuchten gesucht, welche am meisten unser Interesse erregen muß und doch am wenigsten bisher beachtet und studiert wurde, — das Volksleben. Altes und Neues, Prosa und Poesie, Bekanntes und noch Unbekanntes suchte ich zu einem Gesamtbilde zu vereinigen, aus welchem uns wie aus einem getreuen Spiegel das Rhönervolk entgegentreten soll.

Im Verlaufe der Vorträge kam hiezu ein anderer mehr praktischer Zweck. Es sollte einem armen Rhöndorfe (Seiferts im Ulstergrunde) Beihilfe geleistet werden, um seinen Kirchenbau, der seit Jahren dringendes Bedürfnis geworden war und endlich, trotz nicht ausreichender Mittel begonnen wurde, vollenden zu helfen. Vielleicht

wird auch dieser Zweck manchen bestimmen, nach dem Rhön-spiegel zu greifen und so einen kleinen Baustein zu liefern zu dem guten Werke.

Als aber das Werkchen, zu welchem nach den schon gehaltenen Vorträgen noch manche Beiträge gesammelt wurden, beendigt war, da dachte ich, es zugleich auszusenden als einen Mahnboten an alle Freunde der Rhön, daß sie alle Spuren und Reliquien früherer Zeit, — seien es Sitten und Gebräuche, Sagen und geschichtliche Erinnerungen, Biographien und Denkwürdigkeiten, sammeln und aufbewahren möchten, damit aus diesem bescheidenen Anfange ein möglichst vollständiges und getreues kulturhistorisches Bild entstehen möge!

Drei Wünsche zu thun, war in der Regel den Helden alter Mährchen und Volkssagen gestattet. Ich habe gleichfalls drei Wünsche gethan; mögen sie in Erfüllung gehen, meiner lieben Rhön zu Nutz und Frommen!

Würzburg, 1. Juni 1881.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Vortrag.

Beschäftigung und Lebensweise der Rhöner.

Gehalten am 12. Februar.

Der Künstler, der ein Bild malen will, greift in die vielgestaltige Natur oder in das vielbewegte Menschenleben und schöpft hieraus seinen Gegenstand; aus seinem eigenen Verstande oder Gemüte gibt er die Idee dazu, d. i. den anordnenden und vermittelnden Gedanken, die Hand aber, die kunstfertige, verteilt Licht und Schatten, verleiht dem Bilde den Reiz der äußeren Schönheit, — und wenn schließlich das Kunstwerk vor dem Beschauer steht, ebenso anziehend und anmutend, wie das Werk der Natur vor dem Künstler gestanden, dann hat dieser seinen Zweck erreicht.

In solcher Lage bin ich, wenn ich mit dem angekündigten Vortrage vor Sie trete. „Sitten und Gebräuche der Rhön", — was ist das anders, als ein Lebensbild, das ich vor Ihren Augen entwerfen soll? Ein Bild wird es sein, nicht großartig, blendend und bestechend, sondern einfach, schlicht und schmucklos, und dennoch anziehend und anheimelnd. Der Rahmen des Bildes ist klein: es sind die Berge oder vielmehr die Hügelketten, welche die Thäler der Saale und Sinn, der Brend und Streu, der Fulda, Ulster und Felda einschließen. Es ist

ein Ländchen mit mannigfachen Naturschönheiten, mit freundlichen Wiesthälern, bescheidenen Dörfern und zerstreuten Gehöften, mit waldgekrönten Kuppen, mit sanftgewölbten, rasigen Bergrücken, die alle überragt werden von einem weit ins Frankenland schauenden Kreuze. Und zwischen diesen Höhenzügen, in diesen Thälern, in diesen Hütten wohnt und lebt ein Völkchen, eigenartig in seiner Sprache, in seinen Sitten und Gebräuchen, vielfach verkannt und ungerecht beurteilt. Dies Völkchen möchte ich nun abkonterfeien.

Eigentlich müßte man, um das Bild kunstgerecht zu entwerfen, erst den Hintergrund malen, den landschaftlichen und geschichtlichen. Ersterer enthält ja die Voraussetzungen und Bedingungen, an welche die Existenz und Subsistenz der Bewohner geknüpft ist, und welche oft mit unerbittlicher Notwendigkeit einen großen Einfluß üben auf Lebensweise, Sitten und Gebräuche. Und auch letzterer, der geschichtliche Hintergrund, welcher uns das Land erst im rohen Zustand, dann in seinen verschiedenen Kulturperioden vorführt, seine Bekehrung zum Christentum, seine Eingliederung in staatliche Ordnung, seine Zerstücklung und Zerrissenheit unter Gaugrafen und adligen Geschlechtern, — all das muß uns gleichfalls interessieren, wenn es auch nicht zum Verständnis der heutigen Zeit notwendig ist. Dann erst, wenn der Hintergrund vollendet ist, kommt der Detailmaler, der den Vordergrund, Dörfer und Hütten und die darin handelnden und wandelnden Personen und die an ihnen haftenden Tugenden und Untugenden schildert.

Ob dieses Bild gefallen wird? — Wer nicht blos Salons-, Schlachten- und Stimmungsbilder, Mondscheinlandschaften und Rokokostücke liebt, sondern auch Genrebildchen, auf welchen die Leute barfuß gehen und leinene Kittel tragen, dem könnten die Rhönbilder wohl gefallen. Ebenso demjenigen, der nicht immer in die Ferne schweift und dort auf Gebirgsseen, Gletscher und Alphütten fahndet, sondern der auch seiner engern Heimat, sei sie noch so bescheiden, eine schöne Seite abzugewinnen versteht und ihre Naturschönheiten sammt Vordergrund etwas eingehender studiert. Sollte und könnte denn wirklich unsere Rhön nicht größere Beachtung verdienen, als sie bisher gefunden hat? Hunderte von Frankens Söhnen kennen die Alpen ganz

gründlich, aber die Rhön haben sie noch nicht gesehen. Wär's denn nicht vernünftiger, ehe man das große Buch der Gebirgsnatur studiert, erst in unsern heimatlichen Bergen das ABC der Bergkunde und Bergwanderung zu lernen? Und von den Tausenden, welche alljährlich die fränkischen Kurorte Kissingen, Brückenau, Bocklet und Neuhaus beleben und die Rhön streifen, wie viele besuchen denn dieselbe, um ein paar Brosamen von der üppigen Tafel des Badelebens den armen Rhönern zukommen zu lassen!

Sind wir nicht zudem in den letzten Jahren fast regelmäßig durch traurige Ereignisse an die Rhön gemahnt worden? Ich erinnere an die großen Brände in Brückenau (1876), in Ostheim (1877) und in Tann (1879), an den Hungertyphus in Birx=Frankenheim (1875/76) und an den im letzten Jahre in dem Gebiete von Brückenau ausgebrochenen Notstand. Und wir sollten uns nicht für die Rhön interessieren? Darum — schauen Sie sich diese Rhönbilder gründlich an!

Ob ich aber auch dazu befähigt bin, diese Bilder zu entwerfen?

Jedenfalls besser als einer (Hermann Semmig), der in der Zeitschrift „aus allen Weltteilen (Jahrg. 1875)“ ein Kultur= und Landschaftsbild über die Rhön veröffentlichte und darin außer den zahlreichen geschichtlichen und geographischen Notizen blutwenig über das Leben und Treiben der Rhöner zu bieten wußte. Alles darauf Bezügliche hat er der ältesten Rhönbeschreibung von Jäger entnommen und aus einigen Wirtshausgesprächen aufgeschnappt. Auch in der landschaftlichen Schilderung scheint er stark aufzutragen, indem er z. B. schreibt: „Lange Stunden kann man durch Wälder und über Berge schreiten, ohne einem Menschen zu begegnen und nur der Brandgeruch eines entfernten Meilers verkündet uns ein menschliches Dasein in der Wildnis.“ Das ist wenig geeignet, die Leute in die Rhön zu locken.

Um ein vollständiges Kulturbild der Rhön geben zu können, muß man dort gelebt haben und mit den Rhönern umgegangen sein. Ich hatte reichliche Gelegenheit dazu in den 2½ Jahren, welche ich in der Rhön — im Ulstergrunde —

verlebte, und zwar in einer Stellung, die mich mit dem Volke in den innigsten Verkehr brachte. Ich habe redlich Freud und Leid mit ihnen geteilt: ich habe die Klagen der Alten gehört über die Jugend, ich habe Briefe der auswärts weilenden Söhne und Töchter gelesen, die in der Kaserne zu Berlin oder in der Fabrik zu Offenbach waren. Ich bin mit dem halben Dorf auf die Bergkuppe gezogen, um Freudenfeuer anzuzünden; ich bin als Ehrengast mit zum Maibaum gezogen; ich habe Flachs und Wolle terminiert gleich einem Klosterbruder; ich habe Besuch gemacht in befugten und unbefugten Spinnstuben und letztere durch mein Erscheinen auseinander getrieben; ich habe Kindstaufschmaus, Hochzeit und Leichentrunk mitgemacht, habe ihre Wallfahrten auf den Kreuzberg gesehen; ich habe sogar Theater mit ihnen gespielt und hauptsächlich in ihrer Sprache mich geübt. Und diesen Verkehr habe ich später fortgesetzt, so daß ich nun seit 10 Jahren 23mal tage- und wochenlang dort verweilte.

So gab es auch keine Jahreszeit und keine Tagesstunde, in der ich nicht die Rhön durchstreift hätte: im ärgsten Schneesturm, der wie ein dichter Nebel uns einhüllt, im fußtiefen Schnee, in dem man bis zu den Hüften einsinkt, in lauen Sommernächten und im Frühjahr, wenn alle Wasser der Tiefen zu rieseln anfangen und die Bergpfade in sumpfige Streifen verwandeln.

Aus diesen Wanderungen in der Rhön, aus diesem Verkehr mit den Rhönern habe ich meine Rhönbilder geschöpft. Sie machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit, weil ich die nördliche Rhön nicht mit derselben Gründlichkeit studieren konnte, wie den südlichen Teil; sie enthalten vielleicht auch manche kleinliche und scheinbar überflüssige Einzelheiten, — es sind eben die feinen Schattenstriche, die man nicht einzeln zählen und anschauen darf, sondern im Zusammenhang mit dem ganzen Bilde beurteilen muß. Und nun zum Werke!

Beschäftigungen der Rhöner.

Als die erste Frage, welche bei einem Kultur=, Sitten= und Lebensbild zu beantworten ist, erachte ich jene nach der **Beschäftigung** der Leute. Bei den Einzelnen mag es richtig sein, daß der Mensch je nach seiner Anlage und seinem Temperamente seine Beschäftigung wählt, aber bei der Bevölkerung eines Landstriches ist es umgekehrt die Eigenart der Beschäftigung, welche auf die Anlagen und den Charakter der Generation einwirkt: Flach= und Gebirgsland, ackerbautreibende und industrielle Bevölkerung, welchen Unterschied macht das im geistigen und im Gemütsleben derselben!

Beginnen wir bei der ersten und natürlichsten Beschäftigung des Landvolkes, beim Ackerbau, und betrachten wir uns den

I. Rhönbauer.

Wir dürfen da nicht an den behäbigen Bauern unserer Frankengaue denken, der am Schrannentage zur Stadt fährt und mit gefüllter Geldkatze heimkehrt; nicht an den Bauern, der sich, die Hände in den Taschen, breit unter die Thüre des Hauses stellt, mit Wohlgefallen auf die 2 und 3 Scheunenthore und auf die langgedehnten Ställe schauend. Unser Rhönbauer ist ein ganz anderes Menschenkind. Beobachten wir ihn in seiner Thätigkeit!

Welch' stattliches Gespann — von ferne gesehen — klimmt dort den Berg hinan? Es scheint vier= oder gar fünfspännig zu sein. Kommt man näher, so ist es ein mit Dünger beladener Wagen, der von 4 oder 5 mageren Kühen und Oechslein den Berg hinaufgeschleppt wird, wenn nicht ein „Güllje" (Gäulchen) den Kühen vor= oder gar mit ihnen zusammengespannt ist. Neben diesem Fuhrwerk schreitet das Bäuerlein, die Füße in Holzschuhen, die Glieder umschlottert von grobleinenen Hosen und Kittel; aber trotzdem dampft er sein Pfeiflein, knallt lustig mit der „Geischel" (Peitsche) und pfeift eines der Liedlein, die er seinem Blutfinken daheim einstudiert.

Und doch gehört vielleicht nur die Hälfte seines Gespanns ihm selbst, d. h. es steht noch im Schuldbuch eines Viehhändlers, die andere Hälfte hat er vom Nachbar entliehen, dem er seinerzeit mit gleicher Gefälligkeit aushilft.

Die Haupthindernisse, mit denen der Rhönbauer zu kämpfen hat und welche sich einer ergiebigen Ackerwirtschaft entgegenstellen, ist die geringe Ausdehnung des bau- und ertragsfähigen Bodens und die Lage und Beschaffenheit desselben. Beim Durchwandern der Rhönthäler bemerkt man sofort, daß mehr als die Hälfte des angebauten Landes der Wiesenkultur dienen muß. Unten im Thale die Wiesen, auf der Höhe das oft magere Weideland (eine Ausnahme machen Dammersfeld, der kleine Auersberg und die schwarzen Berge), die „Huten“ und an den Hängen das Ackerland, vielfach steinig und kieshaltig. Daher auch die Schwierigkeit der Bebauung und die durchschnittlich mittlere, auf der hohen Rhön geringe Ertragsfähigkeit. Von einem Verkauf des Getreides ist bei wenigen die Rede. Die meisten sind zufrieden, wenn sie ihr Brod bauen für das laufende Jahr, während die geringen Leute, besonders die Geißbauern, das halbe oder ganze Jahr zum Bäcker laufen müssen. Nur die Gerste (Rhöngerste) ist ein guter Absatzartikel, da fast in jedem Dorfe der hinteren Rhön eine Brauerei besteht, ebenso ist der Rhönhaber berühmt wegen seiner Schwere und Güte (Brüchs, Ginolfs, Reußendorf). Das gilt natürlich nicht von den Thälern der Streu, der Brend und untern Elz, welche sich im Getreidebau den besten Frankengauen an die Seite stellen dürfen und die ein gut Teil auf die Schrannen zu Mellrichstadt und Neustadt liefern.

Einträglicher ist die Viehzucht, auf welche der Rhöner angewiesen ist durch die ausgedehnten Wies- und Hutflächen. Der Viehstand ist sehr bedeutend. 6—8 Stück Vieh im Stalle haben, ist noch kein besonderer Reichtum, während ein Viehstand von 12—20 Stück in den Rhönthälern nichts Seltenes ist. Wer sich mit 2—4 Stück begnügen muß, der zält nicht mehr zu den Bauern, sondern zu den Hüttnern; die allerärmsten sind glücklich, wenn ihre Geiß gut fortschlägt und ihnen alle Jahre ein paar saftige Braten und ein paar Häutchen zum Verkauf (à 1½ M.) liefert. Daß diese ebenso stolz sind

auf ihren Viehstand, beweist das launige Wort eines Geißhirten, der seiner Schwester zurief: „Margret, mach' 'n Staal uf, 's Veih kohmt; hepp, hepp, hepp!"

Als Beleg dafür, in welcher Ausdehnung früher die Viehzucht betrieben und ausgenützt wurde, mag die ehemals auf dem Dammersfelde betriebene Schweizerei gelten, welche dem fürstlich-fuldischen Hofe gehörte.

Auf Veredlung der Rindviehrace, welche früher im allgemeinen klein und schmächtig war, nimmt man immer mehr bedacht, so daß in manchen Orten des Streu-, Ulster- und Fuldagrundes eine wahre Auslese von schönem Vieh zu finden ist. Sogar echte Schweizerracen sind durch größere Landwirte eingeführt worden.

Mit der Viehzucht steht in Verbindung das Institut der Hütjungen (Waidhirten), welche das Kreuz für den Lehrer und Schulinspektor sind. Der Bauer nimmt sich einen armen Jungen ins Haus, der Tag für Tag die kleine Heerde hinaustreiben muß und dann das freieste, ungebundenste Leben führt, manchmal auch ein recht trostloses, wenn er in seiner aus einem Sacke konstruierten Kapuze unter einer breitästigen Rhönbuche Schutz suchen muß vor den rauhen Herbststürmen.

In einem Rhöndorfe (Dietges) bestand in bayrischen Zeiten die Einrichtung, daß im Sommer die Schule von 11—2 Uhr gehalten wurde, damit die Hütkinder morgens und nachmittags ihres Amtes walten konnten. Da gab's böse Gesichter, als die preußische Einrichtung des achten Schuljahres und des fünfstündigen Unterrichtes auch im Sommer eingeführt wurde, — eine Einrichtung, die in sanitärer und sittlicher Beziehung manche Schäden mit sich bringt, wenn nämlich die 14 jährigen Bursche mit ihren ungeschlachten Knochen und die bald heiratsfähigen Mädchen noch in den Schulbänken herumrutschen müssen. Beim Viehhüten hat sich übrigens schon mancher anstellige Junge zum Holzschnitzer ausgebildet, d. h. die rohen Anfänge der Kunst geübt, die er später berufsmäßig erlernte.

Die Schafzucht ist gleichfalls nicht unbedeutend; tausende von Schafen gehen jährlich aus der Hinter- und weimarischen Rhön direkt nach Paris. Die sogen. „Rhönhämmel" sind wegen ihrer Größe, Schönheit und Fettigkeit, besonders aber wegen ihres vorzüglich schmeckenden Fleisches

geradezu berühmt und werden deßhalb von manchen Bauern förmlich gemästet. Es erklärt sich aus der Beschaffenheit des Futters, das eine Unmenge von kräftigen Gebirgskräutern und Pflanzen enthält. Aus demselben Grunde wird auch das hier gemästete Rindfleisch für schmackhafter befunden und erfreut sich die Rhönbutter eines besonderen Lobes.

Auch die Schweinezucht wird in manchen Orten der Rhön (Streu- und Ulstergrund) schwunghaft betrieben und wirft bedeutende Summen ab; Nordheim soll sich besonders auszeichnen, da ein einziger Händler im Laufe von 50 Jahren hunderttausende von Gulden dahin gebracht hat.

Bienenzucht ist über die ganze Rhön verbreitet, besonders gegen Mellrichstadt zu.

Obstzucht — sehr stark im Streugrund (Nordheim, Stockheim und Hausen); Ausfuhr von 100 000 Centnern in manchem Jahr. Ebenso im Geiseramt, in welchem sich förmliche Obstwaldungen finden. Hunderte von Aepfelsorten aus der Rhön haben Anerkennung gefunden auf landwirtschaftlichen Ausstellungen, während die Ostheimer Kirsche als Spezialität gilt. Der Elzgrund ist als das „Nüßland" bekannt.

Eine Hauptursache des Rückganges der Landwirtschaft, dieses Nähr- und Erwerbszweiges, das Kredit-, Hypotheken- und Wucherwesen, könnte hier auch erwähnt werden.

So erzählte mir ein altes Bäuerlein von 60 Jahren, indem es trübselig neben mir herschlotterte, daß es auf dem Hofe, der einst seinem Vater gehörte, nunmehr als armseliges Knechtlein sich plagen müsse. Und wie kam das? Die eine Schwester, die bereits 200 fl. baar als Aussteuer mit bekommen hatte, verhandelte ihr übriges Erbteil um 800 fl. an einen Juden, und das wurde der Anfang vom Ende; in wenigen Jahren war der Bauernhof in den Händen des unerbittlichen Gläubigers.

Das Unikum, das vor etwa 20 Jahren in der Rhön vorkam und schon damals eine Seltenheit war, daß nämlich eine Gemeinde, das obenerwähnte Dietges, kein Hypothekenbuch besaß, wird wohl jetzt gar nicht mehr vorkommen.

Auch der **Fischzucht** muß hier gedacht werden, wenn sie auch nicht so rationell, als es möglich wäre, betrieben wird und nur wenigen Familien einen Erwerbszweig bietet. Fast sämmtliche Flüßchen und Bäche der Rhön sind reich an Fischen, besonders an den beliebten Forellen. Ulster und Elz, Sinn und Fulda sind die Hauptquellen hiefür, sofern nicht die Fischotter, die sehr häufig vorkommt, einen Eintrag thut. Beispielsweise wurden innerhalb 10 Jahren in der oberen und in der schönen Fulda 150 Fischottern erlegt, was den glücklichen Jägern eine Prämie von je 9 M. und aus dem Pelze einen Erlös von 15 M. einbrachte. Kissingen bezieht seinen Bedarf an Forellen ganz aus der Rhön. So liefert seit 40 Jahren ein Händler von Schmalnau allwöchentlich 50—60 Pfund dorthin, das Pfund zu 3 Mark. Ein anderer Händler in Döllbach, der besonders die schöne Fulda ausbeutet und sogar eine künstliche Fischzucht eingerichtet (mit etwa 60 000 Forellen), auch die große Fischereiausstellung in Berlin besucht hat und von der Regierung unterstützt wird, liefert wöchentlich 50—60 Pfund nach Frankfurt und Hanau.

In neuester Zeit wird die Fischzucht sehr gehoben preußischerseits durch die Fischzucht-Anstalt in der Halingsmühle bei Niederbieber und bayrischerseits durch den unterfränkischen Fischzuchtverein, welcher auf dem Kreuzberg und im Sinngrunde mehrere Stationen errichtet hat.

Wir gehen nun über zu einer Beschäftigung, welche der Rhön als solcher eigentümlich ist, die sich zu einem ganz bedeutenden Industriezweig ausgebildet und der Rhön auch in weiteren Kreisen einen Namen verschafft hat; es ist

II. Der Flachsbau und die Leinenindustrie.

Das Produkt derselben glänzt Ihnen auf unseren Messen in den mächtigen weißen und grauen Leinwandballen entgegen. Achtlos geht man an den Firmen vorüber, deren Inhaber nicht versäumen, ihrem Heimatsorte Poppenhausen, Thalau u. s. w. beizufügen „in der Rhön", um den Hausfrauen anzudeuten, daß sie hier hausgemachte Waare, Rhönleinen bekommen, das

etwas unscheinlicher und teuerer, aber desto solider und dauerhafter ist.

Wenn sie erst wüßten, wie viel Schweiß an jener Waare hängt, wie viel Hände sich abmühen mußten, bis aus dem schlanken harten Stengel der Flachspflanze der zarte Bast und aus diesem das Gespinst und aus diesem das Leinen herausgearbeitet wird, sie würden das Produkt mehr zu würdigen wissen. Ich will nun, wie man uns durch die einzelnen Räume einer Fabrik führt und das Handelsprodukt allmählich aus dem Rohprodukt vor unseren Augen erstehen läßt, auch Ihnen die einzelnen Prozeduren beschreiben, welche der Flachs zu bestehen hat, bis er als glänzendes Linnen vor uns liegt, und zwar deshalb, um Sie mit den damit verbundenen Sitten und Gebräuchen bekannt zu machen.

Der alte Jäger schreibt 1803 in seinen Rhönbriefen [1]) also: „Der Flachs ist das einträglichste Produkt dieser Gegend, und durch seine Bearbeitung verdient der Rhöner so viel, daß er beinahe alle übrigen Bedürfnisse damit bestreitet. Groß und Klein erwirbt sich zur Not sein Brod durch Spinnen des Garnes, das alsdann von andern zu Tuch, Zwillich und Barchent verarbeitet wird, so daß von dem Gedeihen des Flachses wirklich das Wohl der Rhönbewohner großenteils abhängt."

Haben sich auch diese Verhältnisse durch die Ungunst der Zeiten vielfach geändert, immerhin ist jetzt noch der Flachsbau über die ganze Rhön verbreitet. Vom äußersten Nordende, von Vacha bis herab ins Saalthal, von Mellrichstadt bis hinüber nach Fulda treffen wir im Sommer die weithin leuchtenden, blauen Flachsfelder, und wer im Winter die Rhön durchwandert, der wird aus Scheunen und Schuppen das taktmäßige Klappern der Brech- und Schwinginstrumente schallen hören. Jetzt noch baut jede Familie, auch die ärmste, so viel Flachs, daß damit die Bedürfnisse des Hauses für sämmtliche Wäsche und für die meisten Kleidungsstücke gedeckt

[1]) Briefe über die hohe Rhön Frankens in geographischer, topographischer, physischer und historischer Hinsicht, von Franz Anton Jäger, Weltpriester in Franken. (Er war Pfarrer in Simmershausen.)

werden; hunderte von Familien aber werden beschäftigt durch die zahlreichen Leinwaarenhändler, über deren Geschäftsbetrieb später einige statistische Notizen folgen werden.

Nun aber zur Frage: „Wie wird der Flachs zum Leinen?

Das Erste ist die

Aussaat,

und schon diese erfordert günstige Verhältnisse. Sie muß geschehen Anfang Juni bei mildfeuchter Witterung, bei windstillem Wetter in einem durch Pflug und Egge wohlbereiteten Boden. Der Rhöner, dem am Gelingen der Saat viel gelegen, sucht schon lange zuvor das Schicksal der Flachssaat zu erforschen, — er stellt ihr gewissermaßen das Horoskop. An den drei Fastnachtstagen nämlich wird je in einem andern Topfe Flachs gesät, der in acht Tagen aufgeht. Welche von den drei Saaten am schönsten aufgeht und am längsten emporschießt, die wird geraten, „die is' Härr".

Die eigentliche Aussaat geschieht nämlich auch zu dreien Malen, so daß von acht zu acht Tagen je ein Stück angesät wird, bei wohlhabenden Bauern je ein Morgen.

Der Flachs schießt schnell empor und im Juli schon steht er in üppiger Blüte und gewährt mit den Tausenden von himmelblauen Blütchen einen lieblichen Anblick, besonders wenn die schlanken Stengel wellenförmig vom Winde bewegt werden.

Mit größtem Interesse verfolgt der Rhöner das Gedeihen des Flachses, wozu öfterer warmer Regen nötig ist, und wenn sich das Gespräch um die Landwirtschaft dreht, kommt am häufigsten die Frage, „bann nor der Flahs gerät", oder die Besorgnis, „ha wörd ze korz". Und am Sonntag Nachmittag besuchen die Frauen ihr Flachsfeld und tauschen ihre Besorgnisse aus: „no, bie steht dann di'n Flahs?" Selbst der Rhönkaplan hört mit Interesse zu, wenn diese Frage behandelt wird, denn auch er bezieht aus dem Flachs einen Teil seines Einkommens.

Bis zur Ernte ist weiter keine Arbeit nötig, als daß, wenn der Flachs halbgewachsen ist, gejätet d. h. das massenhafte Unkraut mühsam ausgerupft wird.

Die Ernte

wird gehalten Ende August oder Anfang September. Das Zeichen der Reife ist die braune Färbung der Leinbollen, d. i. jener erbsengroßen Fruchtkapseln, welche am Ende des langen, dünnen Stengels sich bilden. Von der Kleng-Leinsorte muß ja der Flachs rechtzeitig gerupft werden, damit nicht bei heißem Sonnenschein der Flachs stehend kaine (= keime), d. h. damit nicht schon auf dem Acker der Same (10 Körnchen) aus den weitaufgesperrten Leinbollen (Knotten) ausfalle. Doch auch die andere Sorte, wilder oder Rigaer Flachs, darf die Reife nicht lange überdauern, widrigenfalls er „riest", d. h. die Körnchen aus dem untern Ende der Knotten ausfallen. Das Einernten ist bekannt unter dem Namen „Flachsrupfen". Zu dieser Arbeit werden außer den Hausgenossen nur Freunde und Bekannte beigezogen. In fröhlichem Geplauder und Zuruf sucht jeder dem andern vorzukommen an dem ihm zugewiesenen schmalen Beete. Reichen die Bekannten nicht aus, dann müssen einige alte Weiber helfen, die für ihre Arbeit „a Köpsche Ärbes" erhalten. Beim Flachsropfen „gehts hoch här", d. h. Schnaps und Wurst, Kuchen und Kräppel werden nicht gespart, und Juchhe wird geschrieen wie bei der Kirmes. Der ausgerupfte Flachs wird in große Büschel („Bossen") gebunden und wird heimgeführt zur weiteren Prozedur, welche, um das Feuchtwerden zu verhüten, noch am selben Abend stattfindet.

Das Raffen

geschieht in der Scheune; ein Licht oder Lämpchen in der Laterne verbreitet einen schwachen Schimmer über die belebte Scheunentenne. In der Mitte derselben ist ein starker viereckiger Balken befestigt, auf demselben die eisernen Raffkämme mit schuhlangen Zinken, zwischen denen die mit beiden Händen gefaßten Büschel hineingeschlagen werden, so daß beim Herausziehen die Knotten abgestreift werden und hinunterfallen. Hinter den Raffenden stehen einige, welche sogleich die abgegebenen „Hampfel" (Handvoll) in kleinere Büscheln binden und auf den bereitstehenden Wagen legen. Bei der Arbeit, die nicht unterbrochen werden darf und oft bis Mitternacht dauert, gehts

nicht stille zu. Es wird „geschwatzt“, gesungen, „geschabernäckt“, besonders von denen, welche nicht eingeladen sind und um die Scheune herumschleichen. Wie oft haben mich die weithinschallenden Lieder in den Schlaf gesungen! Nach der Arbeit oder schon während derselben werden die „Hilfer“ von der Hausfrau mit Schnaps, Käsebrod und Obst traktiert.

Die Röste.

Andern Tags muß der Flachs wieder hinaus zur Röste (Rösse). Es werden Rasenstücke ausgestochen und sogen. Flachslöcher hergestellt, wo nicht solche schon (mitunter von langen Zeiten her) existieren, mehrere neben oder vielmehr unter einander, so daß das Wasser in leichtem Fall von einer Grube zur andern fließt. Die Flachsbüschel, die Wurzeln nach außen, werden eingelegt, mit Steinen beschwert und bleiben 14 Tage im Wasser, bis die Hülsen (Agen) weich geworden sind. Schon von weitem kündigen sich diese Flachslöcher an durch einen durchdringenden scharfen Geruch. Es folgt dann, „bann he genung gerosst eß“,

die Bleiche.

Der Flachs wird in reinem Wasser ausgewaschen, auf dem Rasen dünn ausgebreitet und bleibt etwa 14 Tage liegen, bis die Sonne ihn schneeweiß gebleicht hat, so daß sich beim Zerreiben der Hülsen der Bast bloslegen läßt. Bei feuchtem Wetter muß er nochmal in Häufchen aufgestellt (ufgestucht) werden, um völlig zu trocknen, und dann wird er zu Hause ins Trockene gesetzt. Er hat nun Ruhe, bis die Feldarbeiten gethan sind, und erst in den Wintermonaten, gegen Weihnacht hin, muß er sich neuen Prozeduren unterwerfen. Er kommt dann zur

Dörre.

was an der heißen Sonne oder im Ofen geschieht. Wenn das Brod aus dem Backofen ausgeschossen ist, kommt der Flachs an dessen Stelle, — eine mühsame Arbeit für den, der vollständig in den Ofen hineinkriechen muß, um ihn sorgfältig auszubreiten. Ueber Nacht ist dieser Prozeß beendigt. Andern Tags kommt der Flachs zum

Bläuen.

Die Stengel, besonders aber die Wurzeln werden mit einem hölzernen Instrument, dem Flachsbläuel, bearbeitet; es ist dies ein schmales, dickes, unten geripptes Brett an einem langen schiefstehenden Stil, dessen Handhabung großes Geschick erfordert. Dadurch wird der Flachs präpariert zur folgenden Prozedur, zum

Brechen.

Diese mühsame Arbeit wird in Scheunen oder Schuppen vorgenommen und ist ausschließlich Sache der Mädchen. Jede sitzt an ihrer hölzernen Breche, die einer kleinen Schnitzbank ähnlich ist. Mit der rechten Hand wird der Schlagdeckel aufgehoben, mit der linken der Flachs darunter gelegt und nun wird im Takte niedergeschlagen. So eintönig auch die Melodie ist, welche hiedurch hervorgebracht wird, die Rhönerinnen haben doch einen Text hiezu erfunden, gerade wie die Soldaten einen Text für ihre Horn- und Trommelsignale haben. So rufen die gewandteren Mädchen den Anfängerinnen zu: „das eß nüscht; das muß geh': Soppe, Klöß[1]) un Kräppel hengenach!" — Sie wissen auch ein Geschichtlein zu erzählen, wie dieser Text entstanden sei. Es war einmal eine geizige Frau, die gab ihrer Magd während der bösen Brecharbeit alle Tag Erdäppelsuppe. Die Magd war sehr lässig und „fuil" (faul) und ließ die Sache langsam gehen. Zur Rede gestellt, gab sie zur Antwort: „Das eß kei Wonner, bann mer alle Töä' Erdäppelsopp kreigt."[2]) Warte, ich will dich füttern, dachte die Frau und brachte ihr zur Suppe noch Klöse und zur Zuspeis gebackene Krapfen. „Warum gehts denn jetzt?" fragte die Frau, als die Arbeit nun flott voranging. „Ja", sagte die Magd, „jetzt gehts freilich bässer, jetzt haißts: Soppe, Klöß und Kräppel hengenach." Und so blieb das Sprüchwort. In einem andern Dorfe haben sie einen andern Text erfunden, der mehr persönlicher Natur und auf eine böse Frau gemünzt war (auf die schwarz, schwarz Waltere).

---

[1]) Das ö ist ein zwischen ö und ä liegender Laut (Klöäß), den man dem Sprachunkundigen dadurch am besten demonstrirt, daß man ihm sagt, er solle genau das „Mäh" eines Schafes nachmachen.

[2]) ei ist im Dialekt immer wie e—i auszusprechen.

Das Brechen wird in neuester Zeit vielfach ersetzt durch Drehmaschinen.

Nach dem Brechen wird der Flachs wieder gebunden, und bleibt sitzen, bis man ihn zum Gespinst benützen will, so daß manche Leute fünf- und sechsjährigen Flachs sitzen haben.

Hier tritt nun der Rhönkaplan als Mitbeteiligter ein, indem er gewissermaßen den Flachszehnt einnimmt, das ist nämlich

der Flachstermin,

der seit urdenklicher Zeit in der ganzen Rhön bis herab in die Münnerstadter Gegend üblich ist und einen willkommenen Beitrag zu seinem sonst spärlichen Einkommen bildet. Wenn das junge Herrlein als Rhönkaplan hinauskommt, und man sagt ihm, daß er den Flachs- und Wollentermin und zwar in eigener Person vornehmen müsse, da rümpft er die Nase und nimmt sich vor, seiner Würde nichts zu vergeben und sich nicht so weit zu erniedrigen. Sie können's ja in die Kaplanei bringen, meint er; aber „bann ha net sälber kohmt, dann kreigt ha net die Hälft'", heißt es von Seite der Spenderinnen. Und er besinnt sich eines besseren, überwindet seine anfängliche Scheu, kündigt am Dreikönigstag den Flachstermin an, versieht sich mit Rosenkränzen für die Mütterchen, mit Bildern für das junge Volk und mit Fingerringlein für die Kleinsten, und beginnt dann an einem schönen Wintertag die Wanderung von Haus zu Haus, von Hof zu Hof in der ganzen Pfarrei. Ihm zur Seite schreitet der Polizeidiener oder sonst ein alt Männlein mit dem Sack auf der Schulter, der dies Amt oft 20 Jahre lang bekleidet. Der kennt natürlich all die Häuser „ömmig und uisbig" d. i. inwendig und auswendig, er kennt den Lebenslauf der Alten und die Streiche der lieben Jugend, er gibt die Ratschläge, wie man sich anstellen müsse und macht einen bekannt mit der Chronik und den Geheimnissen des Hauses, das an die Reihe kommt. Im Hause selbst, das an diesem Tage mit besonderer Sorgfalt aufgeräumt und „rallich" (reinlich) ist, wird groß und klein nach Namen und Stand vorgestellt; man plaudert mit den Eltern, scherzt mit den Kleinen, der Begleiter hat unterdessen den Zehnt, der je nach dem Stand des Flachsbaues ausfällt, eingeheimst (wenn er sehr reichlich ist, tragen ihn die Leute

selbst in die Kaplanei), dabei sucht er oft die Weiber beim Ehrenzipfel zu fassen: „wöllt mich schäm', bann mer so'n riche Frah (Frou) eß und gibt 'm nöüe Kaplo nor 'n halbe Böschl; das nahm ich net." Oder er bringt das Maje (Mädchen) in Verlegenheit, das hinter dem Webstuhl sitzt, indem er mit verschmitztem Lächeln auf sie hinweist: „Die mösse Se mal härnähm', das eß a lose, die eß net kiesig", worauf diese errötend entgegnet: „schwieg stell!" „No", begütigt er, „ich sönn (sag) ja nischt; ja, ja, Härr Kaplo, das eß a brav Maje, se bätt' alle Dak 'n Rosekrahnz, aber se moß 'n Hilfer ha'", worauf es ganz entrüstet heißt: „schwatzt net so schläht, schämt euch, daß ihr ein' so härstallt." — In besseren Häusern muß man beim „Kännje" bescheid thun oder gar einen Kaffee trinken, und so geht es, zwischen ernsten und heiteren Worten abwechselnd, in jedem Haus. Läßt man sich verleiten, ein Haus zu überspringen, weils „gerenge Lüt" sind, sofort geht das Fenster auf und eine Stimme läßt sich hören: „No, Härr Kaplo! gäl', mei senn ze gereng, ze ons monn (wollen) Se net?" Es wäre eine Beleidigung, wollte man das Scherflein der Armen verschmähen und abweisen. Wahrlich, ein solcher Rundgang in den Häusern und Hütten jeglichen Kalibers ist belehrender als wochenlanges Studieren, und in wenigen Stunden hat man gelernt, wie man am besten die Herzen der Rhöner gewinnen kann, durch einen persönlichen Verkehr nämlich, der gleichweit entfernt sein muß von unnahbarer Würde, wie von entwürdigender Vertrautheit.

Auf das Brechen des Flachses folgt

das Schwingen,

gleichfalls von den Mädchen vorgenommen. Dazu gehört wieder ein eigenes hölzernes Instrument, über welches der Flachs herabhängt, der dann mit einer eisernen Schwinge, einem Hackmesser ähnlich, durch flache Schläge bearbeitet wird, um die letzten Reste der Agen (Ünne) zu entfernen.

Hier reiht sich ein förmliches Fest an, das

Schwingfest,

indem von einer Führerin die des Schwingens kundigen Mädchen, 12—20 an der Zahl, zusammengeladen werden, um

den terminierten Flachs des Kaplans zu schwingen. Es ist ein großes Ereignis, wenn nach langen Jahren wieder einmal ein „Härr" seinen Flachs selbst verarbeiten läßt, statt ihn zu verkaufen, und jedes ordentliche Mädchen macht sich eine Ehre daraus, zu dieser Arbeit geladen zu werden. Dann sitzen ihrer 20 zusammen im Schwingstall, vollführen mit den 20 Instrumenten, noch mehr mit den 20 redegewandten Zungen einen Heidenlärm, necken einander, schwatzen und singen und schlagen drauf los, daß eine undurchdringliche Staubwolke sie einhüllt und die schmutzigen Agen fingersdick auf den vermummten Gestalten — denn es ist Winterszeit — liegen, und das ganze Dorf redet vom Schwingfest.

Die nötigen Erfrischungen tagsüber werden auf Kosten des Kaplans gereicht, und am Abend kommen sie „schön angethan" in das Haus der Direktrice und werden mit einem solennen Kaffee, mit Wurst und Bier traktiert. Der Festgeber muß natürlich mit seinem Schullehrer dabei sein, und nach kurzem Zieren lassen sie ihrer Munterkeit freien Lauf, singen und necken sich unter einander und versprechen hoch und teuer, daß der nächste Termin noch viel besser ausfallen würde, weil ihnen die Freude geworden, wieder einmal ein Schwingfest zu feiern, wie es ihre Mütter vor vielen Jahren auch gefeiert. Ist der Festgeber selbst musikalisch und gibt etwas zum besten, dann hat das Vergnügen seinen Höhepunkt erreicht.

Die langwierige Flachsarbeit tritt in ein neues Stadium, es kommt zum

Hecheln.

Wer kennt nicht unser deutsches Sprüchwort: „Einen durch die Hechel ziehen, durchhecheln?" Wenn man das Hechelinstrument sieht, versteht man, warum jenes Wort eine so schlimme Bedeutung hat. Auf zwei Säulchen ruht wagerecht eine Holzplatte; auf dieser sind zwei Hecheln, d. h. je ein Quadrat von 40—50 nadelförmigen Stacheln, bei dem einen näher, bei dem andern weiter gestellt. Durch diese Nadeln wird der Flachs gezogen, so daß eine dreifache Sortierung entsteht; was durch die grobe Hechel fällt, ist grob Werg, was durch die feine Hechel fällt, ist fein Werg, und das wenige, was in der Hand bleibt, ist der reine Flachs. Hievon

werden je drei „Hampfeln" zusammengedreht zu einem Kauden (einer Schnecke ähnlich), die Kauden (Kuide) wandern in die Körbe, aus denen sie erst zum Spinnen hervorgeholt werden.

Das Spinnen.

Wir wissen, daß dasselbe in den ältesten Zeiten zu den Frauenarbeiten gehörte, deren sich selbst Königs- und Fürstenfrauen und deren Töchter nicht schämten, da sie ja ihre Kleider selbst spannen und webten. In den mittelalterlichen Frauengemächern, wie sie unsere Sammlungen zeigen, darf das Spinnrad nicht fehlen, und ein bürgerliches Haus im Anfang dieses Jahrhunderts können wir uns ohne Spindel nicht denken. Und jetzt finden wir dieses ehrwürdige, altväterliche Hausgeräte, dieses Symbol häuslichen Fleißes und emsiger Frauenarbeit nur mehr auf dem Lande und selbst da nur vereinzelt; in den Gaudörfern findet man auf den Böden zu halben Dutzenden die Spinnräder unter dem Gerümpel, wo sie den fleißigen Spinnen als Webstühle dienen. Welche Poesie, welche echt deutsche, sinnige Gemütlichkeit ist uns damit verloren gegangen! Das kann nur der fühlen, der selbst noch auf einem Schemel zu Füßen der spinnenden Mutter gesessen und mit den kleinen Händchen das Rädlein mitzudrehen oder gar zu bremsen suchte. Und was wird aus den schönen alten Spinnliedern, wenn nicht mehr gesponnen wird?

Nun denn, in der Rhön ist das Spinnrad nicht blos Symbol, sondern Wirklichkeit, nicht blos Zierrat, sondern Handwerkszeug. Wenn der Winter ins Land gezogen und der Schneesturm an die Fenster schlägt, dann beginnt das Spinnrad zu schnurren, Tag für Tag, von Morgen bis Abend mit kurzen Unterbrechungen; und wenn ein Stück Tuch bald fertig werden soll, dann beginnt diese Musik schon früh um 5 Uhr und dauert bei düsterem Lampenschein bis in die tiefe Nacht.

Das Spinnen „so mutterseelen allein", wie es im Liede heißt, ist aber eine eintönige Beschäftigung; viel erträglicher ist's, wenn das Schnurren des Spinnrades von einem anregenden, unterhaltenden Geplauder begleitet ist. Und so knüpft sich an das Spinnen die bekannte Sitte oder Unsitte der

Spinnstuben,

die mit all ihren Nebenumständen einen großen Reiz für die Jugend beiderlei Geschlechts haben und mit ihren Schattenseiten manchen Kummer den Eltern und Pfarrherrn bereiten. Doch muß man auch hier unterscheiden zwischen gut und bös, befugt und unbefugt. Erstere finden statt, wo ein Trupp Mädchen sich wirklich zum Spinnen zusammenthut unter dem Schutze der Hausfrau, und wo diese selbst, wenn alle versammelt sind, das Kreuz macht, um irgend eine Abendandacht oder den Rosenkranz vorzubeten. Dann wird auch gesungen, weltliche und geistliche Lieder durch einander; die in der Sonntagsschule angelegten Liederheftchen, wie sie früher auch bei uns jedes Mädchen hatte, werden mitgebracht, neue Lieder werden einstudiert. So hab ich selbst im Jahre 1871 gehört, wie das Lied „König Wilhelm saß ganz heiter“ kurz nachdem es in der Zeitung gestanden, in den Spinnstuben gesungen wurde. Um neun Uhr wird eine Pause gemacht und es wird schnabuliert, was eben eine jede im „Säckel“ mitgebracht hat.

Unbefugte Spinnstuben sind jene, bei denen das Spinnen Nebensache ist und wo unter den Fittigen einer nachsichtigen Mutter das junge Volk, oft sogar die noch Schulpflichtigen sich zusammenfinden zu müßigem Plaudern, Scherzen und Singen. Da ist im Nu eine Mund- oder Ziehharmonika in Thätigkeit und unvermerkt ist „a Böhlje“, ein kleiner Ball arrangiert, „öm en Tüsch röm“, wie sie sich ausdrücken. Daß Zucht und Sitte durch diese Spinnstuben nicht gefördert werden, das wurde schon vor 130 Jahren anerkannt, indem ein Rhönpfarrer im Jahre 1749 für jeglichen Spinngeher ein Pfund Wachs, der Spinnstuben aber zwei Pfund als Strafe ansetzte, welche Strafe auch auf Erlaß des Fürstabtes von Fulda durch den Amtsvogten „durch Exekution herausgetrieben“ wurde. Im Jahre 1787 wurde eingeschärft, daß die Spinnstuben ohnehin verboten sind, und daß der Pfarrer auch das Spiel mit dem vermummten Ochsen unter Strafe verbieten solle, was jedenfalls auf eine Fastnachtsmummerei oder gar auf den Pfingstochsen zu beziehen ist. Auch im Würzburgischen wurde gegen die Spinnstuben geeifert. Der

sonst so milde Fürstbischof **Franz Ludwig** predigte selbst in der Kirche zu Nordheim (woselbst 14 Spinnstuben bestanden) gegen diese Quelle des Sittenverderbnisses, forderte den Pfarrer, den Schultheißen, das Gericht auf, an der Aufhebung der Spinnstuben mitzuarbeiten; und am 13. November 1783 erließ er eine landesherrliche Verordnung, worin er die Spinnstuben aufhob und nur auf die nächsten Blutsverwandten einschränkte. In einem alten Pfarrbuche zu Oberelsbach heißt es, daß 1698 eine ernstliche Bestrafung der Spinngeher und die Abschaffung der Spinnstuben (conventiculae nentium) aufgetragen wurde. In einer Gersfelder Dorfordnung 1657 wurde „denen, so die Spinnstuben halten, und denen, so ihre Kinder vnd Gesinde hineingehen lassen, fünff Gülden Straff" angesetzt. — Am schlimmsten war allerdings die sogen. Kommstunde von 8 bis 9 Uhr, wo sich die verschiedenen Spinnstuben Besuche machten oder auf der Straße herumschwärmten.

Beide Arten von Spinnstuben bestehen aber ebenso fort, wie der „Heimgarten" in Tirol, der „Hongascht" und die „Nachtstubat" in Vorarlberg, und wenn auch das letzte Spinnradl ins Feuer geworfen ist, wirds immer noch Spinnstuben geben. Wetter und Sturm thuen keinen Eintrag, im Gegenteil, je schlimmer es draußen stürmt, desto behaglicher plaudert sichs am warmen Ofen. Um 10 Uhr ist Feierabend in der Spinnstube, und hustend und fröstelnd huschen die vermummten Gestalten über den knisternden Schnee; der arme Weber, der keinen Chronometer im Hause hat, erhebt sich dann von seinem Marterholz und sagt zu seiner spinnenden Ehehälfte: „Frah! 's eß zah' Uhr, die Spiller gehn hei', monn uns au schlaff' leg'."

Ein Hauptvergnügen besteht darin, eine andere Spinnstube zu „schabernäcken", z. B. den Laden ausheben, oder „'n Schahl werfen" d. i. einen Hafen an die Thüre werfen, oder die zum Kaltwerden vors Fenster gestellten Huitzel wegstibitzen oder die im Haus-Ern (Vorplatz) stehenden Holzschuhe verstecken.

Außer den Spinnstuben gibt es auch sog.

Spinnkränzchen,

welche nähere Bekannte und Freundinnen, Mädchen wie Frauen, an den Nachmittagen (gewöhnlich Dienstag und Donnerstag) veranstalten; hiebei gibt es ein Traktament mit

Kaffee und Kuchen, und mancher ungeladene Gast produziert sich mit einem selbstverfaßten Spruch, wie aus folgendem Beispiel zu ersehen.

Ich dachte mich in ein Haus hinein,
Darin muß eine schöne Gesellschaft sein;
Da dachte ich bei mir,
Wenn ich nur auch mit kampier;
Ich habe mich besonnen hin und her,
Was denn da zu machen wär.
Endlich fiel mirs ein:
Ich nehm eine Bouteille Wein,
Damit komme ich gewiß hinein.
Nun ist mirs auch gelungen
Und ich bin auch hineingekommen;
Doch fiel mir noch was ein,
Dies muß auch noch dabei sein.
Nemlich ich koch einen guten grünen Thee,
Und wer davon trinkt, dem wird nicht weh.
Aber wie ich mich kränke,
Wenn ich daran denke,
Wie ich meinen grünen Thee wollt kochen,
Da ist mir mein schönes Tüppche zerbrochen.[1])
Nun meine liebe Gesellschaft insgemein,
Müßt ihr mit dieser Bouteille zufrieden sein, —
Ich kann euch nicht anders helfen, ihr Gäst'!
Ich wünsche Euch viel Vergnügen zu euerm Fest,
Und ich will auch nicht bleiben daneben,
Vivat hoch! die Gesellschaft soll leben! —

Wer freilich das Spinnen als Erwerbszweig betreiben muß, dem wird alle poetische und humoristische Zuthat verleidet werden, „däm vergenn die Späß"; denn es ist ein gar armseliger Verdienst, — kaum, daß eine gute Spinnerin 20 bis 30 Pfennig täglich verdient. In den armen Dörfern am Kreuzberg treffen wir sogar das Mannsvolk am Spinnrad, wie es überhaupt in der Rhön auch „Mannslüt" gibt, welche mit Stricken sich beschäftigen, eine Demütigung, welcher sich der Spessarter nicht leicht unterziehen wird.

Nachdem das gesponnene Garn eine weitere Prozedur,

das Kochen

durchgemacht (mit Buchenasche und in weichem Flußwasser), wobei ich an eine fränkische Sage zu Hessenthal im Spessart

[1]) Vor dem Eintritt wird im Haus-Ern ein Hafen zerschlagen.

erinnere (eine Frau, welche ihr Garn am zweiten Pfingsttag kochte, versank in die Tiefe), nachdem es ferner ausgewaschen und an der Luft (an langen Stangen ausgehängt) oder am Ofen getrocknet ist, wandert es zum Weber.

Das Weben

ist eine minder poetische Arbeit als das Spinnen. Für eine schwächliche Konstitution ist der Webstuhl ein wahres Marterholz, da der an dasselbe Gebundene Luft und Bewegung die ganze Woche hindurch entbehren muß. Verschiedene Manipulationen sind nötig, so das Klopfen, Spulen, Zettel machen auf der Werfe, Aufbäumen, bis endlich das Webschifflein seinen Lauf beginnt (in der Stunde mehrere tausendmal) und die Weblade, welche nach jedem eingeschossenen Faden 2mal und öfter (bei Feuerschläuchen 5mal) angeschlagen werden muß, ihren eintönigen Takt anhebt.

Die Weberei ist in der Rhön nicht blos ein Handwerk, das geschäftsmäßig betrieben wird,[1]) sondern öfter noch eine häusliche Arbeit, zu welcher die erwachsenen Kinder alle angehalten werden. Es giebt Rhöndörfer, wo in jedem Hause ein Webstuhl steht, in vielen Häusern findet man zwei, in manchen sogar drei Stühle. Dagegen giebt es auch Dörfer, in welchen nur wenige Webstühle zu finden, weil die Häuschen, von zwei Familien bewohnt, zu klein sind, um das unförmliche Instrument aufzustellen. (An manchen Webstühlen, besonders aus älterer Zeit, finden sich ganz zierliche Schnitzereien). Selbst wohlhabende Leute schämen sich nicht, ihre Kinder um Lohn weben zu lassen, wenn der häusliche Bedarf gedeckt ist, und so wird aus der häuslichen Arbeit ein Erwerbszweig, der eine nicht zu verachtende Einnahme abwirft. Die Weber bilden eine ganz eigene Zunft, in dem Sinne nämlich, daß sie am meisten noch vom alten Zunftwesen gerettet haben (Webersprüche und Weberlieder) und die altehrwürdige Handarbeit vertreten gegenüber der Fabrikarbeit. Auch darin sind sie eigen, daß sie die meisten Diftler und Grübler stellen, die gerne lesen, Sprüche machen, Musterbücher sauber zusammen-

---

[1]) Man findet in manchen Orten sogar Damast-, Plüsch-, Stramin und Korsettenweberei.

schreiben. Ist auch erklärlich, wenn ein kluger Kopf hinter dem Webstuhle sitzt, daß mit dem mechanisch laufenden Schifflein auch das Webschiff der Gedanken fleißig hin- und herfliegt und manches grobe und feine Gespinst zusammenwebt, was dem Bauern, der hinter dem Pflug geht, auch nicht im Traume einfällt.

Das vom Weber abgelieferte Tuch kommt zur

Bleiche.

Der Rhönwanderer sieht oft auf den grünen Wiesengründen und Berghängen eine glänzend weiße, fast quadratische Fläche, die er von ferne nicht zu erklären weiß; in der Nähe erweist sie sich als Tuchbleiche, auf welcher hunderte von Stück Tuch der verschiedensten Form ihrer Vollendung entgegenreifen. Denn wie das Getreide, so wird Woche für Woche die Färbung des anfangs dunkelgrauen Tuches etwas lichter, bis es glänzend weiß uns entgegenschimmert. Bei den großen Bleichen der Händler muß freilich der Gips etwas nachhelfen, während die bleichende Hausfrau dieses Mittelchen streng verpönt und sich lieber mit dreimaligem Kochen (in Lauge) und Waschen abplagt. Zu einer Bleiche vereinigen sich jedesmal mehrere Familien; abwechselnd muß dann in den 4—6 Wochen einer die Nachtwache halten in der Bleichhütte, oder vielmehr der „Hoind" muß es thun, während der Wächter in sein gutes Bett schlüpft, das den ganzen Raum der Hütte einnimmt. Mancher Schabernack wird hier gespielt, von denen der unschuldigste ist, daß man heimlicherweise Steine und Holzstücke in das Lager versteckt.

Die letzte Station endlich ist die

Walkmühle und Mange.

In ersterer wird durch Schlagen und Walken aller Staub und Schmutz herausgetrieben, in letzterer bekommt das Tuch seine Glätte und Appretur. Jetzt ist das Handelsprodukt fertig und wandert in die weite Welt auf Messen und Märkte, oder es wird von der Hausfrau sofort im Hause verwendet, oder auch, wenn sie zu den Reicheren zählt, zur Aussteuer für die Kinder und als Prunkstück in die Schränke gelegt; denn je

mehr Stück Tuch eine Frau aufzuweisen hat, desto größer der Ruf ihres Fleißes und ihrer Sparsamkeit.

Um sich einen Begriff von der Ausdehnung dieser Rhönleinen-Industrie machen zu können, dienen folgende Angaben:

In 13 Dörfern der Hinterrhön gibt es nicht weniger als 49 Leinwaarenhändler; die meisten (18) hat Poppenhausen, dann folgt Weyhers (8) und Thalau (6); in den andern Dörfern sind je zwei oder einer (Schmalnau 3, Batten, Eckweisbach, Lahrbach, Dietershausen, Dipperz je 2, Gersfeld, Reulbach, Melperts, Seiferts je 1). In Poppenhausen bildeten die Leinwaarenhändler eine eigene Zunft oder Bruderschaft, wie aus einem geschriebenen Buche zu ersehen, das den Titel führt: „Manuale oder auserlesenes Handbuch zum Gebrauche der Warhändler, welche jährlich in der Steinkapelle zu Poppenhausen den 30. Novembris auf Andreastag ihre Andacht auf die in diesem Buch vorgeschriebene Weis verrichten. Geschrieben von Johann Kaspar Wolf, zur Zeit Schullehrer. Im Jahre 1784.“

Mit ihrer Waare beziehen diese Händler die Messen von Würzburg, Bamberg, Erlangen, Nürnberg, Aschaffenburg, Hanau, Frankfurt, Kassel, Leipzig. Der Engroshandel geht bis Köln, Braunschweig, Hamburg, Holland.

Der Betrieb ist verschieden; es gibt Händler, die 50 bis 70 Webstühle beschäftigen und einen Umsatz von 30—50000 Mark haben. Der Weberlohn, den sie vom 1. November bis 1. Mai ausgeben, beträgt oft 3000 M. und darüber.

Das Fabrikat (grobe und feine Hausleinen, Halbleinen — auch Ha'btuch und Schmaltuch genannt) erstreckt sich auf alle Bedürfnisse in Haus und Hof; vom gröbsten Sackzwillich und Packtuch bis zum Damast-Tafeltuch ist jede Sorte und Qualität vertreten.

Doch ist auch diese Rhönindustrie bedeutend zurückgegangen; da die Fabrikanten ihren Bedarf nicht vollständig aus der Rhön beziehen können, lassen sie die Garne ungebleicht und roh aus den Spinnereien in Sachsen, Schlesien, Elsaß und in den Rheinlanden kommen. Das Publikum trägt auch seinen Teil dazu bei, indem es die Rhönwaare, die etwas teurer ist, verschmäht und so den Händler zwingt, mehr zur Fabrikwaare zu greifen.

Hier dürfte auch Erwähnung geschehen der ganz untergegangenen Rhöner Tuchmanufaktur, die hauptsächlich in Bischofsheim betrieben wurde, und anfangs nur ordinäre und billige Waare lieferte, die man im Stiftslande spottweise „Böschemer Scharlach" oder „Böschemer Sammet" betitelte. Fürstbischof Franz Ludwig aber that alles zur Hebung dieser Industrie, ließ zu seiner eigenen Kleidung Bischofsheimer Tuch verwenden, so daß es auf einmal im ganzen Stiftslande begehrt wurde. Zur Zeit des Großherzogtums Würzburg wurde der gesammte Bedarf an Militärtüchern aus Bischofsheim bezogen. So ist es erklärlich, wenn der Chronist[1]) berichtet, daß im J. 1808 an 500 Menschen in Bischofsheim durch diese Manufaktur beschäftigt waren (die Walker, Färber, Spinnereien der Umgegend nicht gerechnet), daß die Arbeitslöhne jenes Jahres 44,385 fl., der Wert der Tücher 246,699 fl. 50 kr. betrugen, so daß in dem wohlhabenden Städtchen von 1900 Einwohnern stets Frohsinn und Munterkeit herrschte und Gesang und Musik eifrigst gepflegt wurden.

Daß der Rhöner vielseitig ist und auf alle mögliche Art sich durchs Leben schlägt, wird ersichtlich werden aus den verschiedenen anderen Arten der Industrie, welche wir mehr erwähnen als besprechen wollen. Da ist zunächst

III. die Holzindustrie.

Der arme Rhöner, der kein Feld sein eigen nennt, auf dem er sein Brod bauen kann, muß Geld verdienen, um seine Familie ernähren und seine von Ahnen und Urahnen als heiliges Vermächtnis ererbten Schulden verzinsen zu können.

Er richtet sein Augenmerk auf den Wald und studiert und probiert, was ihm dieser wohl liefern könne zu des Lebens Notdurft. Die meisten Gemeinden der Rhön haben etwas Wald für sich; kleinere Bezüge liefert der Staatswald gratis seinen Holzhauern und Waldarbeitern[2]); und wer die Industrie

---

[1]) Schumm, Geschichte der Stadt Bischofsheim v. d. Rh. Würzburg bei Goldstein. 1875.

[2]) In den Weimarischen Waldgründen der Zillbach leben mehrere Ortschaften fast ausschließlich von diesem Verdienste.

in großem Maßstab treibt, der schlägt aus dem Klafter, das er kaufen muß, das Doppelte und Dreifache heraus durch seinen Gewerbfleiß.

Zuerst sucht man die eigenen Bedürfnisse zu decken. Es braucht jeder Rhöner, ob Männlein oder Weiblein, ob groß oder klein, alljährlich seine 2—3 paar Holzschuhe. Das macht tausend und mehr Paare für ein Dorf, und das gibt schönen Verdienst für die 2—6 Holzschuhmacher, die den ganzen Winter an ihrer Schnitzbank sitzen und aus Ahorn-, Birken- und Eschenholz die Stücke zuhauen, dann bohren, mit dem Schnitzmesser glatt machen und facionieren. Täglich werden 4—8 Paare fertig gestellt; der Preis per Paar stellt sich je nach der Größe auf 30—50 Pfennig. (Im Bezirke Brückenau wurden in einem Winter durch den polytechnischen Verein allein für 2000 Mark Holzschuhe angekauft und allmählich abgesetzt.)

Ein zweites Bedürfnis ist der harte Wettermantel, den der Rhöner seinem Hause gibt. Das sind die „Wetterbräter“, welche meist nur die Wetterseiten, oft auch das ganze Haus umpanzern und durch die verschiedene Form der schichtenweise angenagelten Brettchen, sowie durch den freundlichen grauen Anstrich den sonst einfach gebauten Häusern ein schmuckes Aussehen geben. Diese Fabrikation beschäftigt wieder in einigen Dörfern (Seiferts, Waldberg und Werberg) mehrere Familien und schafft per 1000 Stück 3 Mark Arbeitslohn.

Wer kennt nicht das Sprüchlein:

„Kauft hölzere Waar',
Kocheläffl, Blaserahr!“,

das von den Rhönern ausgeschrieen wird in den Frankengauen! Vom einfachsten Kochlöffel bis zum feinen Mangholz liefert der Rhöner alles, was die Küche an Holzwaaren bedarf, — sauber und billig. Am bekanntesten sind die Händler von Dalherda, wo neben den gewöhnlichen Küchengeräten auch Zigarrenspitzen fabriziert werden.

Eine ganz eigene Zunft ist die der Stützenmacher, die aber nur „Retze“ und „Löppe“ (Born-Löppe) verkaufen, und selbst hier Künstelei anwenden, indem sie die kleinen Stützen aus verschiedenfarbigem Holze verfertigen und mit Geschmack verzieren.

Dazu kommt, auf einzelne Dörfer verteilt, die Fabrikation von Peitschenstecken aus Eschenholz, von jenen nämlich, bei denen aus dem massivem Stiel mehrere Aeste sich abteilen, die dann geflochten werden (Hauptort: Frankenheim); die Fabrikation von Spazierstöcken (in Langenleiten); Korbflechtereien (Waldfenster und Premich); Strohflechterei (Simmershausen); Siebmacherei (Gegend von Fladungen); der einträgliche Felgen- und Daubholzhandel (in Schmalwasser, Waldberg und Sandberg); auch Kohlenbrennereien fehlen nicht.

Die zwei letztgenannten Dörfer haben zudem den Ruf des Besenlandes wegen der stark betriebenen Besenbinderei, welche durch ein eigenes Lied verherrlicht wird, dessen Refrain heißt:

Waldberg, Sandberg stammverwandt,
Sei gegrüßt, mein Besenland![1])

Zu der Holzindustrie ist auch die in der weimarischen Rhön betriebene Fabrikation der Holzpfeifen zu rechnen, und diese leitet uns zugleich zu der kunstgemäßen und nun rationell betriebenen

Holzschnitzerei.

Dieser Industriezweig hat für die Rhön eine große Zukunft, besonders seitdem der Schnitzschule in Bischofsheim von allen Seiten mehr Beachtung geschenkt wird.

Diese 1854 in Poppenhausen gegründete und 1861 nach Bischofsheim verlegte Schule erhielt durch Beihilfe des Königl.

---

[1]) Einige Strophen dieses Liedes mögen hier Platz finden:

Als Herr Noah mit den Seinen
In die Rettungsarche schritt,
Nahm er von den schönen, feinen
Besen sich ein Dutzend mit.

O wir wären doppelt fleißig,
Wenn die Forstamtspolizei
Gäbe einst das Besenreisig
Uns zum Besenmachen frei.

Vivat hoch ihr flotten Besen,
Schlank und biegsam, jung und schön,
Ja ihr seid von je gewesen
Schmuck und Zierd der freien Rhön.
Waldberg, Sandberg stammverwandt,
Vivat hoch! mein Besenland!

Staatsministeriums ein eigenes ihren Zwecken entsprechendes Haus, in welchem zugleich arme Schüler aus entlegenen Orten Unterkunft während ihrer Lehrzeit finden. Der Absatz der Arbeiten, welche an Mannigfaltigkeit und Schönheit von Jahr zu Jahr sich vervollkommen, da der Hauptlehrer der Schule (Valentin Gilbert aus Thaiden; als armer Hütjunge machte er seine ersten Versuche im Schnitzen, und jetzt ist er ein tüchtiger Künstler) auch im Zeichnen, Modellieren und Bemalen Unterricht erteilt, geschah anfangs durch Privatbetrieb, jetzt unter Leitung des polytechnischen Vereins. Von den 103 Schülern, welche von 1864—1874 aus der Schule hervorgingen, befinden sich in verschiedenen Rhönorten 52, welche für das Geschäft in Bischofsheim oder auswärtige Firmen arbeiten, 12 treiben in deutschen Städten, 7 in Amerika selbständig ihr Gewerbe, 9 haben sich verwandten Gewerben (z. B. der Schreinerei) zugewendet. In die Oeffentlichkeit trat die Schule mit ihren Leistungen bei der Weltausstellung in Paris 1867, bei einer Kreis-Ausstellung in Lohr 1878, in Würzburg 1880 und zur Zeit bereitet sie sich vor auf die Landesausstellung (1882) in Nürnberg. Leider wird das weitere Aufblühen immer noch gehemmt durch die mangelhaften Verkehrsverhältnisse der Rhön, sowie durch das Vorurteil der Bevölkerung, welche das Unternehmen mehr vom Standpunkt der Wohlthätigkeit auffaßt, während die Absicht des Vereins dahin geht, eine Hausindustrie zu schaffen, welche den Rhönbewohnern einen soliden und gewinnreichen Erwerbszweig an die Hand geben sollte.

IV. Die Handelschaft.

Wir beginnen mit dem, was der Wald dem Rhöner als Handelsartikel liefert.

Macht man im Kurgarten zu Kissingen eine Morgenpromenade, so passiert man eine ganze Reihe von Frauen und Kindern in Rhönertracht, welche gleich den Edelweißverkäufern des Gebirges das Badepublikum mit duftenden Sträußen versehen; einen ganzen Monat lang wird die Maiblumenindustrie ausgenützt.

Auf diese folgt die Saison der Erdbeeren, dann der Heidel- und Preißelbeeren und schließlich des Wachholders.

Auf den Märkten zu Würzburg, Schweinfurt, Frankfurt, Fulda trifft man großmächtige Körbe voll dieser Handelsartikel, die erst seit 10 Jahren so recht ausgebeutet werden. Nach Meiningen wird dieser Erwerbszweig besonders von Neustädtles aus betrieben.

Etwas komplizierter, weil der Artikel erst durch Industrie gewonnen werden muß, ist der Handel mit Buchelöl, das der Rhöner auf seinem Schubkarren in Franken hausieren fährt. Waldberg ist das eigentliche Oelland, da es nicht weniger als 10 Händler in die Welt sendet. Obwohl es oft Jahre lang (so auch jetzt wieder) keine Bucheln gibt, Buchelöl gibt's dennoch und die Handelschaft geht flott weiter; doch brauchen wir dabei nicht gleich an Fälschung zu denken, denn ein gutes Bucheljahr deckt, wie mir ein Forstmann sagte, den Bedarf auf mehrere Jahre. Das Oel wird in den Oelmühlen „geschlagen"; Hauptsitz derselben scheint Burkardroth zu sein. Der Scheffel Bucheln kommt auf etwa 15 M. zu stehen, das Liter Buchelöl den Produzenten auf 1 M.

Mehrere Dörfer (besonders Dalherd, Neustädtles, Sandberg) befassen sich stark mit Zwischenhandel, indem sie nicht blos Kamillen, Kirschen, Weichsel, Sellerie, sondern sogar Tuchwaaren und irdenes Geschirr, Krüge und Steingutwaaren, Sägenblätter aufkaufen und dann verhöcken, wobei oft die Industrie aufhört und die Bettelei anfängt.

Auch der Handel mit Brennholz ist zu erwähnen, der in Schmalwasser, Ober- und Unterweissenbrunn schwunghaft geht.

Der Handel mit Mineralwassern bietet gleichfalls den in der Nähe der Badeorte (Kissingen, Brückenau, Bocklet) liegenden Dörfern manchen Verdienst. Auch die da und dort in der Rhön (bei Kothen, Lütter und Weyhers) sich findenden Mineralwasser werden von einzelnen benützt und ausgebeutet. Bei den zwei Quellen (Säuerlinge) in der Nähe von Lütter hat ein Privatmann aus Fulda eine Art Brunnenhaus bauen lassen; in Weyhers betreibt ein Mann seit Jahren den Export des stark stahlhaltigen Wassers nach Fulda.

V. Die Gänsezucht

verdient ein eigenes Kapitel, wie sie auch durch ein eigenes Lied verherrlicht ist, das man aber nicht singen darf in der

Metropole der Gänsezucht, in Burkardroth. Im Frühjahr werden die Gänschen per Stück um 35—50 Pf. zusammengekauft und mit großer Sorgfalt auferzogen, denn wenn die Hälfte, was manchmal passiert, darauf geht, dann ist der ganze Profit verloren. Sind sie flügge, dann geht es in Zügen von mehreren Hunderten nach Würzburg und Fulda, wo sie per Stück zu 2 M. bis 2 M. 20 Pf. abgehen.

Bekannt ist jene Anweisung, welche eine Rhönerin ihrem Söhnlein gab, das nach Würzburg zum Studium kam und den Weg nicht kannte, es solle nur immer dem Gänsd . . . nachgehen. Vielleicht gab dies auch den Anlaß zu dem erwähnten Liede, das also beginnt:

Wollt ihr wiß', wo der Weg nach Würzburg geht,
Hei ze Burkerdroth?
Da geht nur grad dem Gänsd . . . nach,
Find't ihr'n Weg schon ohne Frag
Hei ze Burkardroth.

Im Verlauf des Liedes heißt es u. a., daß die Burkardröther eine Gans geschlacht und aus der Haut ein Stadtthor gemacht; im Rathaus sei oben der „Herresaal, unne der Gänsestaal", und dem Scholtes wird nachgeredet, „morgens thut er der Gemein' gebiete, mittags muß er Gäns ausbrüte" und anderes, was Pfarrer, Lehrer, Ausschuß und die Musik des Dorfes angeht.

Was die

VI. Fabrikthätigkeit

anlangt, so ist vor allem jene Industrie, welche sich die mineralischen Produkte des Bodens nutzbar macht, auf der Rhön in allen Arten sporadisch vertreten.

Aus alter Zeit wird berichtet, daß sich im Sinngrunde eine Eisenschmelze aufthat, daß am Fuße des Dammersfeldes eine Glashütte entstand, daß in Silberhof ein Silberbergwerk betrieben wurde, daß man schon damals, wenn auch mit schlechtem Erfolg, alles Mögliche probierte. Was aus jetziger Zeit zu erwähnen ist, wäre die Steingutröhrenfabrik in Bischofsheim, Steingutwaaren in Oberbach und Römershag (6 Papierfabriken in Brückenau und Römershag seien hier erwähnt, obwohl sie in ein anderes Fach einschlagen); das

Braunkohlenbergwerk auf dem Holzberg bei Bischofsheim und jenes bei Kaltennordheim (letzteres eingegangen); der Torfstich auf der hohen Rhön beim Rhönhäuschen; die Thongruben zwischen Wüstensachsen und Gersfeld, sowie bei Abtsroda; die wieder eingegangene Schwerspatgrube bei Silberhof; die Töpferwaarenfabrikation in Burkardroth; Ziegel- und Kalkbrennereien in Reulbach, Weisbach, Sondernau und Nordheim (in letzterem auch französische Falz-Ziegeln); Krugbäckereien in Römershag. Endlich die groben Steinhauerarbeiten in Oberbach, Oberweissenbrunn und im Steinbruch (Müller) bei Poppenhausen; durch feinere, künstlerische Steinhauerarbeiten ist, abgesehen von Kissingen (Bildhauer Weidner), das Rhöndorf Oberelsbach berühmt geworden; es liefert die meisten Kruzifixe und Statuen, die wir bei den weit verstreuten Weilern und Gehöften der Rhön erblicken und die von der künstlerischen Fortbildung ihrer Meister (Gebrüder Weigand) ein gutes Zeugnis ablegen.

Unter den Bildhauern ist besonders zu erwähnen Gottfried Fleck in Mellrichstadt (auch Musiker), der aus der Rhön (Simmershausen) stammt, an der Kunstakademie in München sich ausbildete und bereits vortreffliche Statuen in Stein auf die Rhön lieferte, so besonders die Madonnenstatuen nach Fladungen, Dietges und auf die Milseburg.

Die allerjüngst aufgekommene Fabrikthätigkeit besteht wohl in Frankenheim. Hier wurde im Jahre 1879 auf Anregung und durch Unterstützung der Großherzogin eine Bürstenfabrik eingerichtet, welche ungefähr 60 Personen Beschäftigung bietet. Letzteres ist wohl auch der Hauptzweck dieser Einrichtung, denn an eine gedeihliche Entwicklung größerer Fabrikthätigkeit ist in der Rhön nicht zu denken.

Ferner wären hier noch anzuführen: die Seifen- und Topf-Fabrikation in Weimarschmieden, die Flanell- und Wollkammfabrik in Lengsfeld, die Korkfabrik in Dermbach, die Glockengießerei (Gebrüder Krick) in Eckweisbach. Auch die etwa 200 selbständigen Meister des Schustergewerbes in Ostheim betreiben ihr Handwerk fabrikmäßig, so daß sie sogar große Lieferungen für das Militär übernehmen.

Als Unikum muß erwähnt werden, daß in der Rhön sogar der Tabakbau sich findet, und zwar in Langenleiten und Stangenroth. Das Produkt, das aber der Beize entbehrt,

kommt nicht auf den großen Markt, sondern dient zum Hausgebrauch des armen Mannes, sofern Brust und Geruchsnerven es vertragen können.

VII. Lohnarbeit.

Wer keinen Anteil hat am heimatlichen Boden oder wem die Kunst und Geschicklichkeit fehlt, demselben etwas abzuringen, der nützt die Kraft seiner Hände in der Fremde.

Wenn die goldgelben Saaten unserer fränkischen Gaue sich schwergefüllt zur Erde neigen, dann kommen schaarenweise die Schnitter aus der Rhön. („Mer genn on Schniet.") Monate lang mühen sie sich ab im Schweiße ihres Angesichts, bis der letzte Halm geborgen ist, um dann mit gekrümmten Rücken, aber mit gefüllten Taschen wieder heimwärts zu ziehen; und doch war diese Arbeitszeit vielleicht die glücklichste des ganzen Jahres, denn sie hatten wenigstens eine ordentliche Kost, deren sie wieder auf lange entbehren müssen.

Den Schnittern folgen die „Dröscher", die mit ihrem Handwerkszeug und mit dem leichten Bündel die getreidereichen Gegenden bis in die Wetterau durchziehen, jede Dreschmaschine, die ihnen gewaltig Konkurrenz macht, mit schiefen Augen betrachtend. (Auch ein kleines Steinchen zu dem großen Mosaikbilde sozialer Not und des Kampfes ums Dasein, den die Menschenhand gegenüber der Dampfkraft führt.) Von einem Rhöndorfe (Waldberg) allein ziehen 20 Partieen Drescher in die Welt.

Länger noch als diese finden die Maurer und Steinhauer Arbeit, welche sich besonders nach Frankfurt und in die großen Städte ziehen, nach Westfalen oder wie es schlechtweg heißt „ins Preußisch"; früher fanden viele Arbeit bei den Festungsbauten in Ingolstadt und Ulm.

Jene jungen Leute, welche aus der Hinterrhön in die Korsettenfabriken nach Offenbach wandern, gehören nicht in diese Kategorie, denn sie werden meist ihrer Heimat entfremdet, lassen sich in Offenbach nieder und gründen dort taliter qualiter ihren Hausstand. Hie und da kommen sie heim zu Besuch, thuen groß mit ihrem glänzenden Elende und werden von den Rhönern mit Recht mitleidig angeschaut.

VIII. Musikanten.

Erwähnen muß ich auch die Rhöner Musikanten, die dereinst kein kleines Renommé hatten gleich ihren böhmischen Zunftgenossen. Sie rekrutierten sich hauptsächlich aus Hilders, Eckweisbach, Wickers und Wüstensachsen. Alle Sommer und Herbst durchzogen sie in einzelnen Banden Westfalen, die Rheinlande, Belgien und Holland und spielten zu den Schützenfesten und Kirchweihen auf.

Um sich einen Begriff machen zu können von dem Rufe der Rhönmusikanten und von der Ausdehnung ihrer Musikantenfahrten, will ich einige Einzelheiten anführen, die der Erzählung der noch lebenden Musiker entstammen und die der Aufzeichnung wert sind als Belege für die Charakteristik der Rhöner.

Aus älterer Zeit werden drei Fuldaer Namens Link als bedeutende Musiker genannt; der hervorragendste, Johann, war der Anführer der Rhönmusiker und spielte seiner Zeit vor König Georg von England (Vater der Viktoria), vor dem Kaiser von Rußland und dem Großherzog von Baden.

Eine merkwürdige Fahrt machte diese aus 10 – 12 Mann bestehende Musikbande, zu welcher die verschiedensten Rhönorte (Wickers, Eckweisbach, Ostheim) ihr Kontingent stellten. Zuerst spielten sie in Baden-Baden; dort wurden sie von einem Baron Wiedenhofen ermuntert, nach Rußland zu ziehen; sie wanderten nun über Riga nach St. Petersburg, unterwegs schon ihre Kunst verwertend. Dortselbst suchte der Ostheimer Bickel einen weimarischen Oberst auf, der dies Musikkorps rekommandierte, so daß es vor dem Kaiser musizieren durfte. Bickel komponierte dann ein dem Kaiser gefälliges Lied als Marsch und wurde in Folge dessen zum Kapellmeister über die vier Garderegimenter ernannt. In seiner Heimat, die er später wieder besuchte, erinnert man sich heute noch seiner in der russischen Uniform stattlichen Erscheinung. Ein anderes Mitglied (Quillmann), das zwei Jahre in Rußland sich aufhielt, ging dann mit einem ambulanten Theater nach Frankreich. Ein dritter (Burkard von Wickers), der die Fahrten nach Holland und England mitgemacht, auch in Straßburg gewesen, der

überhaupt sein ganzes Leben auf solchen Kunstreisen zugebracht, ist erst vor zwei Jahren in der Ausübung seines Berufes gestorben; gelegentlich einer Kirmesmusik ward er vom Schlag gerührt. An seine Künstlerfahrt erinnert nur noch der russische Mantel, den er sich einst in Rußland bei der grimmigen Kälte acquirierte und der später seine alten Knochen vor der rauhen Rhönluft schützen mußte.

Eine Hauptpflegestätte der Musik war Eckweisbach, das mehrere Musikantengeschlechter (Josef Sauer und seine Söhne Johann und Valentin) und einige ganz merkwürdige Originale lieferte. Einer davon, Josef Will, war zugleich Bauer, Musikant und Geigenmacher. Eines Tags kam er nach Fulda und ging dort wie er ging und stand, in bäurischer Tracht und mit harzschmutzigen Händen (er war eben mit Bauen beschäftigt), auf den Musikchor im Dom und schaute neugierig den Musikern in die Noten. Als man ihn zum Spott fragte, ob er vielleicht mitspielen wolle, nahm er sofort die erste Violine und spielte die ganze Messe auswendig, weil man ihm das Notenblatt „unterst-oberst" vorgelegt hatte, worauf er meinte, er könne es so und so. Nach vollendeter Messe wurde er mit großen Ehren behandelt, ins Bierhaus geführt und dort traktiert. (Dies Faktum wird durch den damaligen Chordirigent Henkel und dessen beide Söhne, welche gleichfalls tüchtige Musiker waren, verbürgt.

Merkwürdige Schicksale hatten auch vier Eckweisbacher, die zusammen als Musikanten nach Amerika reisten. Der eine wurde drüben Lehrer und war eben im Begriff, eine zweite, besser besoldete Stelle bei New-York anzutreten. Da begegnet er einem Schwarzbacher, der eben im Begriffe war, sich nach Europa einzuschiffen. Von Heimweh erfaßt, löste er sich gleichfalls eine Schiffskarte, kündigte seinen Dienst und kehrte nach Eckweisbach zurück, wo er seine Musikantenfahrten wieder begann, bis er endlich unter preußischem Schulregiment die bei dem großen Lehrermangel sehr erleichterte Prüfung bestand, so daß er nun als ehrsamer Schulmeister in seinem Heimatdorfe waltet und zugleich seinem Bruder Glockengießer als technischer Experte zur Seite steht. Ich selbst hatte oft Gelegenheit, mich an seinem wundervollen Orgel- und Violinspiel zu erbauen. Ein zweiter von den vier Genossen (Hartmann)

starb, die beiden anderen (Wingenfeld und Magnus Möslein) gingen als Musiker zum Theater in New-York.

Auch Wüstensachsen stellte ein kleines Kontingent von Musikanten, von denen die bekanntesten die Gebrüder Ullrich waren; der eine war ein geschätzter Sänger und Musiker im hiesigen Musik-Institut und starb als Lehrer auf dem Lande. Selbst wenn er zuviel geladen hatte, sang und spielte er noch vorzüglich.

Der andere durchreiste mit einer Musikbande von 6 Mann viele Jahre hindurch die ganze Schweiz, Westfalen und Holland. Das meiste Geld aber verdienten sie mit ihrem Quartett (Flöte, Fagott, 2 Klarinetten), als sie ganz Bayern, Baden und Würtemberg durchwanderten. In Tegernsee spielten sie vor der Königin (Wittwe des alten Max), in Possenhofen vor Herzog Max, der Musikkenner war und sich manchen Spaß mit ihnen erlaubte. Ein andermal wurden sie von einem Italiener engagiert, den sie auf seinen Kunstreisen — er war Athlet und Kunstreiter — begleiteten. Oft brachte einer bei sparsamem Leben 300 fl. mit nach Hause, und mit diesen Ersparnissen, so schloß der Erzähler, hab' ich meine Mühle gekauft.

Eine jahrelang zusammenwirkende Musikbande bestand aus vier Gersfeldern und mehreren aus Hilders und Wickers. Anführer und Direktor war der vielseitig ausgebildete Florentin Seifert von Hilders, über dessen Leben man ein Buch schreiben könnte. Er war Buchbinder, Autodidakt in Schreinerarbeiten, erster Tenorist, vielseitiger Musikant, ein unerschöpflicher Komiker mit einem unnachahmlichen Imitationstalent, Theaterspieler und Redner bei festlichen Gelegenheiten [1]), und schließlich avancierte er durch das allgemeine Vertrauen und durch seine Tüchtigkeit zum Gemeindeoberhaupte und fungierte zugleich als Polizeianwalt am Amtsgerichte. Von oftmaligen Krankheiten heimgesucht, erlag er am Gründonnerstag 1880 einem erneuten Anfalle. Eine ungeheuere Teilnahme von Volk und

[1]) So sagte mir ein Pfarrer, daß beim Abschied eines Amtsrichters unter allen Reden jene des Vorstehers Seifert die beste und gediegenste gewesen sei.

Beamtenwelt ehrte den Dahingegangenen, der Rhöntroubadour aber (so nenne ich mich in den Fremdenbüchern, denen ich manche poetische Gabe gespendet) widmete seinem Freunde folgendes Akrostichon, das jetzt seinen Grabstein schmückt.

Frühlingslüfte wehen um ein teures Grab,
Leis verhallen uns're Trauerlieder, —
Ob auch Glaube Wiedersehens Hoffnung gab,
Rinnt doch ungestillt die Thräne nieder.
Echten Mannessinn hast allzeit Du bewährt,
Nie verlorst den Mut in trüben Stunden,
Treu und redlich hast gesorgt am eignen Herd,
In der Freunde Kreis oft Trost gefunden.
Nimmer tönt Dein Lied, so klar und rein;

Sangst es Freunden, mehr noch Gott zur Ehre;
Einzustimmen mög' Dir nun vergönnet sein
In Cäcilia's heil'ge Himmelschöre!
Freudig eiltest Du zu bessern Welten hin,
Einzugeh'n ins Land, da Friede wohnet:
Ruh'st nun aus von Erdensorg' und schweren Müh'n:
Treue Knechte werden reich gelohnet.

Dieser treffliche Musikant gastierte mit seiner Kapelle, abgesehen von den Fahrten durch Westfalen und Holland, in England, indem sie 4 Jahre zu Dover in einem Privatbade das Badepublikum ergötzten und von Mitte Juli bis Ende September eine hübsche Summe (30 M. monatlich, nebenher manchmal 5—10 M. per Tag) verdienten. In Bad Scheveningen spielten sie 12 Jahre lang auf, und dann übernahmen sie während 17 Jahren die Kurmusik in Bad Brückenau und hatten den alten König Ludwig zu ihrem besonderen Gönner. Auch in Holland hatten sie an König Wilhelm II., der ein großer Musikfreund war, einen hohen Protektor. Er schickte seine Lakaien nach den „Blaujassen" aus, citierte den Dirigenten ins Palais, redete sie auch auf der Straße an: „Nun, wie geht es Euch, ihr Blaujassen?" So hießen sie nämlich wegen ihrer Uniform, bestehend aus schwarzen Hosen, blauen Röcken und Cylinderhüten. Sie hatten einen großen Ruf in Holland und wurden überall requiriert, wo man eine feine Musik haben wollte. —

Der Verdienst, den sie hatten, war nicht zu verachten; sie mieteten ein gemeinschaftliches Logis, lebten sparsam,

führten ihre eigene Küche, und so kam es, daß mancher von ihnen 200—300 fl. mit nach Hause brachte.

Die Musikliebhaberei lebt jetzt noch in Eckweisbach und Hilders fort bei der jungen Generation, die aber keine solche Celebritäten mehr aufzuweisen hat, wie die frühere, und die sich nurmehr damit begnügt, das Bedürfnis der einheimischen tanzlustigen Jugend zu befriedigen; nur von Wüstensachsen zieht jetzt noch eine Musikantenfamilie (Vater und drei Söhne) mit zweien von Seiferts nach Westfalen.

Auch jenseits der Rhön im Streugrund wird profane und Kirchenmusik eifrigst gepflegt; so wohnte ich am letzten Ostermontag [1]) einem Konzert des Nordheimer Musikvereins bei, über dessen Leistungen in Quartettgesang und Orchestermusik ich höchlich erstaunt war.

Ein Kuriosum, das wohl seinesgleichen nicht hat, ist dieses, daß vor mehreren Jahren sogar Frauenspersonen sich mit der edlen Musika befaßt haben; wenigstens brachten sie es so weit, daß sie — ihrer zwei — bei der Silberhöfer Prozession, die auf den Kreuzberg zog, mitspielen konnten.

Eine ganz eigene Industrie, die aber durchaus nicht zu verachten ist, bildet

IX. die Vogelzucht.

Wie der Harz seine Kanarienvögel, so hat die Rhön ihre Blutfinken und Gimpel. Zum Zeitvertrieb hält sich der Rhöner Amseln, Drosseln, Grasmücken, den Finken aber richtet er ab zu seinem Profit.

Es fordert etwas Sorgfalt und viel Geduld, die kleinen Schreier aufzuziehen und ihnen ein Liedlein einzustudieren. Wenn der Bursche auf dem Webstuhl eine Pause macht, oder wenn er von der Arbeit hinweg ab und zu in die Stube kommt, stellt er sich jedesmal an den Käfig und pfeift dem Vogel das Stücklein vor. Da darf aber beileibe kein anderer Ton dazwischen gehört werden, wenn nicht die ganze Kunst scheitern soll.

Der eigentliche Vogelhändler (Heinrich Burkard) hat seinen Sitz in Hilders und betreibt diese Industrie, auf welche

[1]) Erst nach dem gehaltenen Vortrage, wie überhaupt einzelne Notizen erst aus jüngster Zeit nachgetragen wurden.

er gelegentlich einer Musikantenfahrt aufmerksam gemacht wurde, bereits 15 Jahre. Er ist der einzige Großhändler der Rhön, während die andern nur Aufkäufer und Unterhändler sind. Großhändler finden sich erst wieder in Köln, Leipzig, Erfurt, Karlsruhe, Darmstadt, Frankfurt, Hamburg, Rotterdam, Amsterdam.

Objekt seines Handels sind dressirte Dompfaffen und Kanarienvögel, Stieglitze, Finken, Zeisige, Hänftlinge, Buchfinken.

Er macht jährlich vom September bis Mai etwa 6 Reisen nach London, jedesmal mit 500—1000 Stück Vögeln. In London verkauft er sie an Großhändler aus Amerika oder auch an Engländer; auf der Hin- und Heimreise werden immer Ein- und Verkaufsgeschäfte gemacht, letztere mit ausländischen Vögeln, die er von den Amerikanern bezieht. Die wenigsten seiner Vögel (etwa 100) bezieht er aus der Rhön, die meisten kauft er zusammen am Vogelsberge, im Harz, im Fulder- und Geiserland. Hunderte von Pfleglingen hat er bis zur Zeit der Abfahrt zu versorgen, eine mühsame Arbeit, da die Käfige täglich gesäubert werden. Diese sind ganz klein und niedlich, vom leichtesten Holz gearbeitet; sie werden im Harz fabriziert und stehen per Stück auf 15 Pf. Die Käfige eines Transportes kommen auf etwa 30 M. In London in der großen Vogelherberge, woselbst auch die Amerikaner einkehren, ist natürlich der Lärm der tausendköpfigen kleinen Schaar und die Arbeit, die sie verursachen, unbeschreiblich. Zur Fütterung allein sind das Jahr über 50 Ctr. Rapssamen nötig.

Die größte Sorgfalt erheischen die kleinen Tierchen auf der Reise, wo sie ganz besonders durch Verhängen mit wollenen Teppichen vor dem Frost geschützt werden müssen. —

Liegt nicht in dieser Vogelindustrie ein Beweis dafür, mit welcher Umsicht und Energie ein Rhöner sich in eine ihm fremde Sache hineinarbeiten kann?

Damit diesem Kapitel die Romantik nicht fehle, will ich zum Schlusse eines Erwerbszweiges erwähnen, der bis in die dreißiger Jahre in den Grenzorten der Rhön (zwischen Weimar und Bayern) sehr kultiviert wurde und viel Geld eintrug. Es war der **Schmuggel**. Die heutige Generation weiß kaum noch

etwas von der Verschlagenheit und dem tollkühnen Mute, mit dem die wetterharten Rhöner den Kugeln der Gendarmen und Grenzwächter trotzten; die Strapazen achteten sie ohnedies für nichts. Erst vor kurzem habe ich einen Veteranen jener Zeit, einen 70jährigen Mann, mit jugendlicher Lebendigkeit davon erzählen hören, und will ich ihn selber sprechen lassen. Auf die Frage, ob er auch mitgethan habe, fing er an: „Ich war freilich dabei. Ich war damals — anno 34 — ein junger Mann und hab all die gefährlichen Gänge und die blutige Batallie mitgemacht. Denn es wurd' viel Geld verdient, am meisten mit Seidenwaaren, die 50 fl. vom Centner abwarfen, da er mit 150 fl. verzollt wurde; vom Centner Kaffee und Zucker, der etwa 30 fl. Zoll machte, hatten wir 5 fl. Nacht und Finsterniß und das größte Unwetter genierte uns nicht, das war im Gegenteil die beste Zeit. Wir hatten einen Spion, einen Mann von Langensalz, der nur einen Arm hatte; da wußten wir genau, wo die Grenzjäger standen und konnten so oft zweimal in der Nacht den Marsch machen. Denn die Pascherwaaren, welche durch Juden vermittelt wurden, lagen immer vorrätig im Schulhause, in der Birxmühl und auch in der Kirche. Bei diesen Gängen, wo wir oft unser 50 waren, gings manchmal scharf her.

Das Schlimmste, was ich mitgemacht, war das: Schwer beladen machten wir den gewöhnlichen Weg auf Urspringen zu, wo die Grenze war. Dort wurden wir überrascht; die 6 Gendarmen hatten die Jäger von Ruppers und die Bauern von Roth aufgeboten, und nun gabs blutige Köpfe, denn wir waren stets auch bewaffnet. Tote gabs keine, aber viel Verwundete; mir selbst blieb eine Kugel im Brusttuch stecken, und eine andere habe ich aus dem Halsfleische mit den Fingern herausgedrückt. Von unsern 37 Centnern hatten wir blos 15 davongebracht. Aber wir wollten unsere Sache nicht so leicht aufgeben; es wurde beratschlagt, indeß die Gendarmen und Bauern ihre Beute weiterschafften nach Ostheim zu. Als sie dort ankamen, waren wir schon zuvorgekommen und schlossen die Thore und ließen sie nicht hinaus. Als ein Gendarm das Thor öffnen wollte, wurde er niedergeschlagen und nun begann noch einmal die Schlacht, wobei die Ostheimer auf unserer Seite standen. Da gabs Schläg, bis endlich die Waaren

herausgekämpft und auf Seite (in den Gottsacker) geschafft waren; die aber wurden von den Ostheimern wieder gestohlen und in die Häuser versteckt.

Nun wurde ausgeschellt und Alles aufgeboten, die versteckten Schwärzer zu fangen. Ich selber machte mich (= schlich heimlicherweise) zu einem Schuster, zog mich anders an und ging dann selbst mit, um zu fangen. Endlich hieß es, die Ostheimer sollten den verschleppten Kaffee aufs Rathaus bringen; sie brachten nun Säcke bei, aber in dem einen waren Erbsen, im andern Linsen, so daß von 25 nur 9 Centner reiner Kaffee waren.

Weniger gefährlich wars, wo wir 4 Wochen lang von Helmershausen her schmuggelten. Denn da hatten wir einen Gendarmen, das war ein braver Mann! Der drückte die Augen zu und bekam dafür von jedem Schwärzer seine wohlgezählten 24 Kreuzer, die jedesmal in Ostheim ausgezahlt wurden. Um aber die Geschichte nicht auffällig zu machen, mußte doch einmal „abgeschmissen“ werden. Es wurde also eine Tracht von wohlfeilen Pascherwaaren zusammengemacht und über Neustädtles geschickt, während 52 Mann mit kostbaren Waaren über Willmars gingen. Der geringe Transport wurde abgejagt und der kostbare ging frei.“

Aber auch am hellen Tage suchte man unter allerlei Schlichen hoch besteuerte Waaren einzuschmuggeln. So erzählt unser Veteran: „Einmal hielt ich in Stetten mit 2½ Centner Pulver, wovon nur ½ Centner vermautet, während das andere versteckt war. Da kam einer angefahren mit Kienrußfäßchen und verzollte seine Waare. Der war aber flüchtig, als er seinen Schein hatte. Eine Frau aber hielt ihn auf und wollte um jeden Preis ein paar Fäßchen kaufen. Um nicht Verdacht zu erregen, mußte er einige abgeben, — und siehe da, sie enthielten Seidenwaaren.“ So wurden alle möglichen Kniffe erfunden, um die Behörden zu täuschen, und nebst dem Gewinn setzten die Pascher ihren Stolz darein, ihre Schlauheit auf solche Weise zur Geltung zu bringen.

Mit dieser romantischen Episode möge dies Kapitel beschlossen werden.

Lebensweise.

Noch mehr als die Beschäftigung bietet die Lebensweise einen Anhaltspunkt zur Beurteilung der Sitten und Gewohnheiten eines Landes. Und hier sind es zunächst drei Fragen, die zu beantworten sind.

I. Wie wohnt der Rhöner?

Den ersten Gradmesser für den Charakter der Leute hat der Fremde vor sich in den Wohnungen. Stolze und behäbige Häuser, mit Vorhängen und Blumen an den Fenstern, sie zeugen von dem Wohlstande und dem Schönheitssinn der Bewohner.

Solche behäbige Häuser haben nur die besseren Rhönthäler, die hohe Rhön dagegen hat keine aufzuweisen. Und doch tritt selbst dort die Armut nicht so grell zu Tage, wie im Spessart, wo die schiefen, wackligen Häuser mit den armseligen Lehmwänden gar so traurig uns anschauen. Hat auch das Haus des Rhöners, auf einer schmucklosen Stein- oder Basaltmauer ruhend, gleichfalls nur Fachwände, so sind sie doch meist auf zwei Seiten mit Wetterbrettern verdeckt. Oder sie sind mit einem Kalkbewurf und Tünche überkleidet, und zwar nach dem Geschmack des Rhöners mit hellen Farben. Die vielfach verschlungenen oder gewundenen, aber immer symmetrischen Balken sind braun oder rot, sehr oft auch hellblau angestrichen, wovon die weißen Felder sich grell abheben; in der Danzwiese prangt sogar ein Häuschen ganz in hellblauem Gewande. Mancher Sinnspruch ziert den Giebel des Hauses; ein solcher in Kleinsassen ist sogar ein Vexirspruch, der je nach Versetzung des Gedankenstrichs doppelten Sinn hat. Er heißt:

Alle Menschen müssen sterben, ich — allein nicht.

Andere Sinnsprüche, mehr oder minder prosaisch, poetisch und biblisch sind folgende:

1) Gegen den Nächsten halte insgemein jene von Gott und der Natur gesetzte Liebes-Regel, welche Billich an jedem Hause mit großen Buchstaben sollte angeschrieben stehn. Waß Du nicht willst, das man Dir thu, daß füg auch keinem andern zu.

2) Großer Gott mit Deinem Segen
Sei in diesem Haus zugegen!

3) Zu Dir ruf ich, Herr Jesu Christ,
Der Du ein treuer Helfer bist!

4) Je länger, je schlimmer,
Besser wirds nimmer.

5) Dies Haus ist mein und ist auch nicht mein; es kommt ein Anderer herein, und 's ist wieder nicht sein.

6) Wir sind die Vögel aller Dingen;
Deß Brod wir fressen, deß Lied wir singen.

7) Der Fuchs der ist ein Hühnerfreund,
Der Fuchsschwanz ist ein Herrenfreund;
Wer den Fuchsschwanz streichen kann,
Der ist gar wohl gesehen an.

8) Allen Menschen recht zu thau,
Ist eine Kunst, die Niemand kann.

9) Dieses Kreuz wär' halb so schwer,
Wenn das böse Weib nicht wär.

10) Ich laß das Sorgen sein, und trinke Brantowein!

11) Hier steh' ich Aff' und gaff';
Die Zeit, daß ich hier steh',
Könnt ich ein Stückchen weiter geh'.[1])

12) Dem Maler einen gebratenen Has,
Dem Leser einen Dreck auf die Nas.

13) Wann der Mißgönner seind noch so viel,
Geschieht doch, was Gott haben will.

14) Titel ohne Mittel seind wie ein Haus ohne Dach.

15) Wo in einem Haus sauber aufgeführt wird,
Da wohnt eine saubere Frau.

Am praktischsten ist der Spruch am früheren Wirtshaus in Roth:

Hier wohnt der Gastwirt Georg Link,
Ein Büttner und ein Brauer flink,
Willkommen bist du lieber Gast,
Sobald du Geld im Beutel hast.

---

[1]) Nr. 9—12 sind jedenfalls dem Humor des „Malers" entsprungen, 11 und 12 sind ein „Utz" für den neugierigen Leser.

Zweistöckige Häuser findet man in den Hauptthälern sehr häufig. Ein Annexum jedes größeren Bauernhauses ist das „Uiszugshüsje", fast unmittelbar angebaut und mit vollständiger Hauseinrichtung; es ist für die Alten bestimmt, die den „Uiszug" nehmen und dann in nächster Nähe, und doch getrennt, ihren selbständigen Haushalt fortführen.

Die Einrichtung des Hauses ist fast durchweg die gleiche. Die Wohnstube mit Kammer ist auf der gegen die Straße gerichteten Giebelseite, auf der andern Seite der Stall. Der Rhöner lebt mit seinem Vieh meist unter einem Dache. Mit wenigen Schritten ist er von der Stube aus im Stalle, beide Thüren münden in den Hausern, so daß er ohne viel Zeitverlust von einer Arbeit zur andern gehen kann, vom Viehfüttern zum Webstuhl und umgekehrt. Auch die Wärme des Viehstalles kommt dem ganzen Haus zu gut, besonders der über dem Stalle liegenden Schlafstube für die Kinder.

In der Wohnstube selbst zieht sich von der Thür zum Ofen ein geplatteter Gang, auf den die Holzschuhe von den Eintretenden gestellt werden, denn auf den Dielen geht Alles „stömpig" (strümpfig). Die eine Ecke der Stube nimmt der massive Eßtisch ein, die andere die große Bettstatt oder der Webstuhl und die dritte der mächtige eiserne Ofen, über dem verschiedene Stangen angebracht sind, die sog. Ofendäuse zum Dörren des Obstes, zum Trocknen des Garnes oder für die Späne, die jetzt nur noch zum Feueranmachen und Pfeifenanzünden verwendet werden, während sie früher allgemein den Beleuchtungsapparat bildeten. Sie wurden dann an einem hohen hölzernen Gestell (Lüchter, Leuchter) befestigt, so daß die abfallende Kohle in ein unten angebrachtes Blech fallen mußte. Späne zu brennen, galt später, als die Unschlittlichter und das jetzt allgemeine Petroleum aufkam, für ein Zeichen allzu großer Sparsamkeit, weßhalb jetzt noch einem „Gizhals" der Name „Spähbrenner" beigelegt wird.

Ganz eigentümliche Wohnungsverhältnisse bestehen in den hochgelegenen weimarischen Dörfern B i r x und F r a n k e n h e i m, besonders in letzterem. Häuser mit Ziegeldach und Schornstein sind eine Seltenheit; Stroh und Moos in der verschiedensten Färbung bilden seit Jahrzehnten eine dichte

warme Decke über dem einstöckigen Häuschen, dessen Insassen in eine oder zwei kleine, schwarzgeräucherte Kammern zusammengedrängt sind. An Thüren, Fenstern und Treppen herrscht das Prinzip des Rokokostils, gerade Linien sind nämlich verpönt. Und wie poetisch! Der Rauch steigt nicht einförmig gerade aus dem Schlot, wie sonst in der Welt, sondern breit und behaglich windet er sich aus allen Ritzen unter dem Moosdach hervor oder spaziert unbehelligt durch Küchen- und Hausthüre. Man bedauert fast, daß das einheitliche malerische Bild durch einige neue Häuschen mit Ziegeldächern gestört wird. —

Zwei große Fehler haben viele Rhöner in ihren Wohnungen. Sie lüften diese zu wenig vom Nacht- und Tages-Qualm, scheuen zu sehr die frische Luft, die ohnedies durch den Staub und Schmutz beim Spinnen und Weben bald vertrieben und in eine ganz unausstehliche Atmosphäre verwandelt wird; auch lieben sie zu sehr die Wärme, so daß mitten im Sommer bei naßkalter Witterung sofort Feuer geschürt wird und so in keinem einzigen Monat der Ofen beschäftigungslos wird. „Am Tage vor Johanni," sagt man, „wird aufgehört mit dem Einfeuern, und am Tage darnach wird wieder angefangen." Die einzige Ventilation besteht bei vielen Häusern in einem Luftloch, das in die obere Stube geht, welche so einen Teil der überflüssigen Wärme empfängt; eine andere Oeffnung ist in der Außenwand, durch welche nämlich die Amsel oder das Schwarzblattl ihren Durchgang haben vom Winter- zum Sommerpalais, weil innen und außen ein Vogelkäfig angebracht ist. Kommt noch dazu, daß junge Gänschen oder Schweinchen, oft beide zugleich, Mitinsassen der Wohnstube sind, da sie besonderer Pflege bedürfen, — dann entwickelt sich ein buntes lebhaftes Leben, da besonders die Kinder sich gern mit diesen zwei- und vierfüßigen Spielkameraden abgeben, aber auch eine Luft, die nur der Rhöner mit seinen starken Nerven vertragen kann. — Dieser Mangel an frischer Luft mag viel beitragen zu der meist bleichen Gesichtsfarbe der Rhöner, obwohl das mehr noch auf Rechnung der Ernährungsweise zu schreiben ist, von der wir nunmehr handeln.

II. Was ißt und trinkt der Rhöner?

Der Rhöner ist vorzugsweise Vegetarianer, aber nicht aus freier Wahl. In den ärmeren Dörfern am Kreuzberg ist Kartoffel und Milch die Hauptnahrung. So lange es „Erdäppel“ gibt, leidet der Rhöner keine Not; in allen Formen weiß er sie zu verwerten. Sie bilden in den ärmsten Orten sogar den Hauptbestandteil des Brodes, das nur soviel Mehl enthält, um den Kloß in den Ofen bringen zu können. Am Morgen sind gesottene Kartoffeln die Zuspeise zur „Brüh“; am Mittag bilden sie als Klöße die Hauptmahlzeit und abends gibt es nichts Pikanteres als gestoßene „Zämmeta“ zur kalten Milch.

Eine zweite Hauptnahrung ist das Kraut (Kruit, Kräut), aber meist ohne die dazugehörigen Schweineknöchl, ohne Schinken und Riemenfleisch; Butter oder Buchelöl muß das Fleisch ersetzen. Die von Jäger geschilderte Sitte, das Kraut in Löchern, die mit Steinen ausgemauert sind, einzumachen (Lochkraut), besteht heute noch in einigen Dörfern und wird von Kennern dieser Lieblingsspeise durchaus nicht verworfen.

„Flaisch und Wörscht“ sind dagegen zu Haus in den Rhönthälern, kommen aber doch nur in wohlhabenderen Häusern wöchentlich einigemal auf den Tisch, und im Ulstergrund sorgen die Judenmetzger von Tann und Wüstensachsen, die teilweise mit Hundsfuhrwerk [1]) kutschieren, für ein Kuh- oder Ochsenfleisch am Sonntag.

Einen eigentümlichen Namen hat man in der Hinterrhön für unseren „Schwartenmagen“, dort heißt er „Schwartegönder“ oder blos „Gönder“. Am Tage des Flurgangs, sagte man mir, da werde in jedem Haus der sog. Flurgönder oder die Flurwurst verzehrt; und richtig, als ich in Dipperz ein vierjähriges Maje fragte: „Annemieche, bas hatt ihr dann gässe?“, lautete die Antwort in einem unnachahmlichen Tonfall: „Nuidl und a klai' Gönderje.“

Dem Backwerk ist der Rhöner nicht feind; kommen nach Tisch Kräppel oder Köchle, Plaaz (in allen Abarten als

---

[1]) Auch eine Spezialität der Rhön, überhaupt ärmerer Gegenden.

Darm=, Daum=, Brod=, Speck=, Zwiebel= und Käseplatz), Isekuchen oder Daitscher [1]), dann ist er auch mit der einfachsten Vorspeise versöhnt, ja sie können im Verein mit Huitzeln ihm als vollständige Mahlzeit dienen. Nur wenn das Schmalz gar zu sehr gespart ist, dann meint er spöttisch, „ihr ha't hüt au wieder mit Huitzelbrüh geschmälzt.“ Ist er eingeladen und er legt seinen „Läffel“ bei Seite, so dankt er auf weiteres Zureden nicht mit den prosaischen Worten „ich bin satt“, sondern „ich senn vergnügt“; ist er aber unter seinesgleichen oder hat ihm etwas nicht besonders gemundet, so sagt er: „Nu senn ich das Käue müd“. —

Der Kaffee als Frühstück hat sich seit Jahren allgemein eingebürgert; in den besseren Häusern ist er selbst nachmittags gebräuchlich. Die Armen begnügen sich mit einem sog. Kaffee von Runkelrüben, welche in kleinen Würfeln geschnitten, gedörrt und gemahlen und mit etwas Kaffee vermischt werden. Zum Vesperbrod wird den Kindern und Dienstboten das „Waichgezük“, d. i. süßer Käse mit Rahm angemacht (Koppeles= oder Mattenkäs).

Kommt Besuch ins Haus, so steht sofort die hart geräucherte Rhönerwurst, ziemlich fett und scharf, auf dem Tische, zugleich mit dem „Kännje“ Schnaps.

Wir ständen somit beim Nationalgetränke des Rhöners, das ihm zugleich den üblen Ruf eines „Schnapssüffers“ gebracht hat, wenns auch, wie es der eingangs erwähnte Rhönschilderer thut, etwas zart mit den Worten bezeichnet wird: „Ein besonderer Zug ist die Vorliebe zum Branntwein; fünf bis sechs Kännchen trinkt ein Bursche leicht in der Schenke; kostet das Kännchen doch nur drei Kreuzer, während das Seidel Bier vier Kreuzer kostet.“ [2]) Auch in der Hildburghäuser Dorfzeitung wurde unlängst das alte Geschichtlein wieder aufgetischt: „Man erzählt von den Rhönbewohnern, daß sie ohne Unterschied des Alters den Schnaps mit Brod vermengt mit

---

[1]) Datsch (auch Dotsch) = Platz; fränkisch Dätscher, altbayer. Datschi.

[2]) Letzteres war weder damals noch ist es heute richtig, da die Rhönerwirte durchweg das Seidel Bier, und zwar unverfälschtes gesundes Gebräu, um 10 Pfennige schenken.

Löffeln aus der Schüssel essen, wie wir etwa unsere Schnippeles= d. i. Kartoffelsuppe verzehren." Vorher muß der Referent allerdings zugestehen, „freilich auf unsern (Thüringer) Bergen, wo Not und Armut herrscht, da muß auch der schlechteste Fusel, wenn auch nur auf kurze Zeit, seine Schuldigkeit thun." Ich dächte, nordwärts der Rhön brauchte man über die Rhöner Schnapstrinker nicht die Nase zu rümpfen; denn gerade dort ist die Heimat des Fusels, der den früheren reinen Korn= und Zwetschgenschnaps verdrängt hat. Um ja nichts zu ver= schweigen, könnte man auch anführen, daß man den Rhöner Müttern die barbarische Unsitte zur Last legt, sie tauchten sogar den Schnuller, mit dem sie ihre Kleinen beschwichtigen, in dies Nationalgetränke, und sie hätten als Wöchnerinnen stets die Schnapsflasche neben sich am Fenster stehen.

Wie sieht es nun in Wirklichkeit aus?

Ja, es wird durchschnittlich viel Schnaps getrunken in der Rhön; aber wenn es auch in jedem Dorfe ein paar Bursche oder Männer gibt, die den Schnaps gerne trinken, so gibt es doch eigentliche Säufer nicht mehr als anderswo. Rührend war die Klage eines alten Mütterchens, die mir sagte: „ich hon a rächt Kröüz mit mi'm Sylväster; sonst eß ha ja rächt o'adentlich, äwer ha trenkt 'n Schnaps a beßja gärn." Ihm gegenüber drückte sie sich schon etwas derber aus, indem sie sagte: „Du bist 'n rächter Sufflapp!" Wer einmal einen Winter in der Rhön durchgemacht hat oder auch einen heißen Sommer, der wird bald die Wirkungen eines guten Schlück= chens an sich selbst erfahren und wird dann die bekannten Worte unterschreiben, die auch im Fremdenbuch auf dem Kreuz= berg zu lesen sind:

> Des Morgens früh der Schnaps ist gut,
> Desgleichen zu Mittage,
> Wer abends nur ein Schlückchen thut,
> Bleibt frei von jeder Plage;
> Hingegen soll der Branntewein
> Um Mitternacht — nicht schädlich sein.

Unter den vielen Sprüchen, die der Rhöner bei feier= lichen Gelegenheiten zum besten gibt, hat er auch einen auf sein Lieblingsgetränk, der also lautet:

O Brantewein, du edler Geist,
Ich sage dir, daß du mir in den Kopf nicht steigst;
Steigst du hinein und schlägst mich nieder,
So steig ich auf und sauf dich wieder;
Und nun soll dies deine Strafe sein:
Du mußt marschieren zu diesem Loch hinein.

Der feierlichen Verkündigung folgt natürlich sofort die Vollstreckung des Urteils.

Der Rhöner begehrt übrigens nie einen Schnaps im Wirtshause, sondern nur „a halb Kännje", oder „a Wörsje", oder „'n Korze", vielleicht auch einen „Kulam". Der Fuhrmann, der Kutscher, der Jäger, der Gendarm, der Postbote — sie trinken alle ihren Schnaps; bei „Wenkof", bei Taufen und ärmlichen Hochzeiten vertritt er die Stelle des Weines.

Ein Element, das die Verbreitung des Schnapses befördert, darf nicht unerwähnt bleiben. Von mehreren Seiten wurde mir versichert, daß die Juden bei ihren Handelschaften ein Fäßchen Schnaps (von 5 Liter an) einbedingen, das sie dem Bäuerlein zum Haustrunk liefern. Bei diesem ersten und kleinsten Fäßlein aber bleibt man nicht stehen, denn die Bequemlichkeit, seinen Trunk sofort zur Hand zu haben, ist gar zu angenehm, und die Zahlungsbedingnisse sind im Anfang gar günstig gestellt; aber mit der Vorliebe für den Hausschnaps wächst die Schuld und die Geldverlegenheit, und bald hat der Jude das Bäuerlein, das durch den Schnaps gerade auch nicht gescheidter und vorsichtiger wird, da, wo er es haben will. Auch mit großen Fleischrechnungen wird es in ähnlicher Weise getrieben.

Die meiste Reaktion gegen den Schnaps macht das Bier. Wo es freilich mehrere Tage läuft, da wird der erhitzte Wanderer oder durchfrorene Arbeiter eher zum Schnapse greifen, der mit einem Stück Schwarzbrod eine ganz andere Wirkung hat; wo aber, wie von Bischofsheim bis Fulda, in fast jedem Dorfe eine Brauerei besteht, da tritt der Schnaps zurück und er wird nurmehr zur Abkühlung vorgesetzt, oder zur Verdauung draufgesetzt, welch Letzteres selbst hierzuland nicht schaden könnte.

Großer Abbruch wurde auch gethan dadurch, daß die Privatbrennereien, welche die Bauern hatten, der hohen Steuern wegen ihren Betrieb einstellen mußten; damals war es nichts

Seltenes, daß das Schnapsfäßlein allzeit auflag und fleißig benützt wurde. In einem Dorfe, wo es kein Bier gab und wo auch der Schnaps „a beßja gärn" getrunken wurde, da thaten sich mehrere zusammen und ließen sich ein Fäßlein kommen. Heute noch sehe ich das alte Weiblein von 70 Jahren, wie es wöchentlich einigemal über den hohen Berg keuchte, in ihrer Kötze das Fäßlein schleppend, und auf mein Befragen, warum sie sich so plage, voller Nächstenliebe antwortete: „Bann ech net komm, bas monn se dann o'fang? da hon se ja nüscht ze trenka." Dafür erhielt sie auch von den Hildersern, welche sie passieren mußte, den poetischen Namen „die Schnapspost".

Doch trifft man hie und da auch manchen, der das Schnapstrinken verredet, und dann das Gelübde auch gehalten hat bis ins hohe Alter, so daß er keinen Tropfen Schnaps mehr verkostet trotz aller Anfechtungen.

III. Wie kleidet sich der Rhöner?

Wie in der übrigen Lebensweise, so ist er auch in der Kleidung einfach und bescheiden; die Not lehrt's ihn.

Vor allem hält er fest an der schönen Sitte, die unsere Vorfahren vor tausend Jahren hatten, daß er die meisten seiner Kleider selbst verfertigt. Nicht blos die Leibwäsche, sondern auch das Tuch zu Hosen und Jacken, zu Rock, Mieder und Schürzen geht aus den spinnenden und webenden Händen des Rhöners hervor; es ist dies das sog. „Beidermang", nämlich Leinen-Zettel und Wollen-Einschuß, welches hell- und dunkelblau, grau, grün, lilla gefärbt, einfärbig und mit Mustern, auch zum Sonntagsgewand dienen muß. In Tann ist sogar eine Fabrik, in welcher getragene Wollwaaren wieder verarbeitet und gewebt werden und so ein zweites Stadium durchmachen.

Die Farbe der Kleider ist meist dunkel, grau oder blau; nur auf dem Kopfe liebt die Rhönerin einen bunten „Schleier", so wird nämlich das Kopftuch genannt. Die Hauben mit den schwarzen Morébändern, wie sie jetzt noch in Oberhessen üblich, sind aus der Rhön verschwunden; auch der „Potsch", ein

nur für Jungfrauen bestimmter Kopfputz, gehört nurmehr der Erinnerung an.

Die Buntfarbigkeit der Kopftücher kann man besonders an den Wallfahrtsfesten auf dem Kreuzberge bewundern. An Zierraten und Schmucksachen ist bei der Rhönerin nichts zu sehen, selbst nicht an hohen Festtagen; statt dessen nimmt das Frauenvolk seinen „Zwieck" mit zur Kirche, d. i. einen Blumenzweig oder ein einfaches Sträußchen.

Die Frauenkleider sind in der Hinterrhön und in den Thälern, wo sie ohnedies ganz den bekannten städtischen Anflug haben, lang, bis auf die Knöchel reichend; nur in einigen Dörfern der Vorderrhön trägt man die bekannten kurzen Röcke, die kaum das Knie bedecken und dann die blauen und weißen Strümpfe sehen lassen. An Werktagen tragen sie „Bei'hose", d. h. Socken, welche bis zu den Knöcheln reichen und die Füße bloß lassen. Aus dem fast viereckig ausgeschnittenen Mieder schaut das schneeweiße Fürtuch vor; schmale weiße Spitzen umsäumen oft den Ausschnitt.

In der weimarischen Rhön, in Städtchen und Flecken, trägt das Frauenvolk, groß und klein, wenn sie über die Gasse gehen, ein kattunenes mit Kragen versehenes Mäntelchen, welches die sonst ärmliche Kleidung schamhaft bedecken muß. Was schon Jäger erwähnt, daß in protestantischen Dörfern die Frauen meist dunkle Kleider und Strümpfe tragen, wird heute noch beobachtet; dazu kommen in manchen Orten die breiten schwarzen Schnüre an den Schuhen.

Beim jungen Mannsvolk ist die plumpe Bauernkappe längst verschwunden und das runde, schmalkrempige Hütchen allgemein geworden. Alte Männer sieht man noch mit den früher üblichen Kniehosen, blauen Strümpfen und Schnallenschuhen, und mit dem langen „Motze".

Das hat auch Anlaß gegeben zu einem Rhönerscherz, der früher den Fremden aufgetischt worden. „Droben in Abtsrod", so erzählte man ihnen, „war der alte Wirt ein ganz kurioses Männlein; der hatte nie eine Hose an, und schämte sich auch nicht, vor all seinen Gästen so zu erscheinen". ‚Ah, das ist nicht zu glauben, das wäre doch zu stark.' „Das ist sicherlich wahr, und auch leicht erklärlich", heißt es entgegen, „er hatte eben nur „a Hösje" an. Den breitkrempigen Hut mit

etwas herabhängenden Schnüren findet man sehr häufig noch im Geiseramt.

In der hessischen Rhön sind bei jung und alt die blauen Kittel in der Mode, wie sie die Händler tragen, selbst als Sonntagsgewand und beim Kirchgang. Zu letzterem erscheinen die von den zerstreuten Dörfern und Gehöften kommenden Bauern alle mit Stöcken bewaffnet, die dann außen an der Kirchenmauer lehnen oder in den Fugen und Ritzen derselben aufgehängt werden und trotz ihrer Einförmigkeit alle wieder zu ihren Herrn gelangen. —

Ohne unserem späteren Urteile über den Charakter der Rhöner vorzugreifen, können wir jetzt schon sagen, daß wir, was Beschäftigung und Lebensweise anlangt, in der Rhön einen ganz eigenen Menschenschlag finden, der sich wohl nicht an Glücksgütern mit den Bewohnern des Flachlandes messen kann, der aber gerade durch den Kampf mit der Not des Lebens sich in einer gewissen Einfachheit, Natürlichkeit und Kraft erhält, die jenen abgeht, ohne dadurch an Ausbildung des Geistes und des Gemütes einzubüßen, wie uns die weiteren Vorträge belehren werden. Der alte Jäger schließt seine desfallsige Betrachtung mit der Behauptung, daß noch heutzutage der Zustand der Rhöner dem Bilde sehr nahe komme, welches einst Tacitus von den alten Deutschen entworfen hat, ein Zeugnis, dessen sich die Rhöner nicht zu schämen brauchen.

Zweiter Vortrag.

Sitten und Gebräuche der Rhöner.

Gehalten am 14. März.

Als ich das erste Mal vor Sie trat, um Ihnen ein möglichst vollständiges Kultur- und Lebensbild der Rhön d. i. seiner Bewohner vorzuführen, da habe ich mir angemaßt, mich mit einem Künstler zu vergleichen, was nämlich die Wahl des Stoffes und die Anlage des Bildes anlangt.

Heute möchte ich mich entschuldigen wegen einer Eigenschaft, die dem Künstler gewöhnlich anhaftet bei der Ausführung seines Werkes, und das ist diese. So lange er das Bild in seinem Atelier stehen hat, wird er nicht fertig damit. Er bessert und feilt Tag für Tag. Da und dort ist noch ein Pinselstrich nötig, um Licht und Schatten besser zu verteilen, manches muß ausgemerzt, manches beigefügt werden. So ging es mir bei meinen Rhönbildern. Zug um Zug stieg entweder in meiner Erinnerung auf oder wurde mir von meinen Rhöner Freunden[1]) mitgeteilt.

Soll ich mich auch entschuldigen, daß mancher derb-realistische Zug in diesen Bildern sich findet? Nein; entschuldigt sich doch auch der Künstler nicht, wenn er die Menschen malt so wie sie sind, mit zerrissenem Kittel, mit struppigem Haar und schwieligen Händen, je nachdem solches in der Wirklichkeit vorkommt.

---

[1]) Wenn ich unter diesen einen Unterschied machen darf, dann muß ich als meinen eifrigsten Gehilfen Herrn Pfarrer Hohmann von Batten bezeichnen und seiner dankend erwähnen; viele Pinselstriche, und nicht die schlechtesten, rühren von ihm her. Er ists auch, dem überhaupt der Kirchenbau in Seiferts zu verdanken ist.

Es ist ein langes Kapitel, das wir beginnen, das Kapitel von den Sitten und Gebräuchen der Rhöner. Einiges mußte schon bei der Beschäftigung und Lebensweise geschildert werden, wird aber gelegentlich nochmal erwähnt, wo es nötig ist zur Vollständigkeit des Bildes. Die Quellen, aus denen ich schöpfte, waren meine eigenen Erlebnisse, die Erzählungen der Alten und alte Aufzeichnungen, die ich da und dort entdeckte.

Um eine gewisse Ordnung und Uebersicht herzustellen, schildere ich vorerst jene Sitten und Gebräuche, die sich an die Familienfeste oder Familienerlebnisse anschließen, sodann jene, welche das weltliche und kirchliche Festjahr mit sich bringt.

Wollen wir den Rhöner gründlich kennen lernen, dann dürfen wir ihn nicht blos bei der Arbeit und im alltäglichen Gang des Lebens beobachten, sondern wir müssen ihn aufsuchen im geselligen Kreise, wo er die Not des Lebens zu vergessen sucht, wo er neue Kräfte und besonders neuen Mut zur harten schweren Arbeit sammelt. Er läßt sich nicht leicht eine Gelegenheit entgehen, die es ihm ermöglicht, Besuche zu machen oder zu empfangen, Gastfreundschaft zu üben oder in Anspruch zu nehmen, ein Fest mitzufeiern, überhaupt die Geselligkeit zu hegen und zu pflegen.

Das zeigt sich vor allem bei seinen

Familienfesten.

Hier liebt es der Rhöner, die „Fröündschaft" möglichst zahlreich um sich zu sehen, auf daß sie Freud und Leid mit ihm teile.

Das erste Familienfest, das verhältnismäßig am stillsten begangen wird, aber manche eigentümliche Gebräuche mit sich bringt, ist

die Taufe („Taufet").

Vor allem gilt es, für den jungen Weltbürger einen geistlichen Beistand, einen Paten („der Döth [1]), die Döthe") zu finden und ihn um „das christliche Werk" anzusprechen, ein ziemlich schwerer Gang, da der Gevatter gar manche Verbind-

[1]) Unter den verschiedensten Schreibweisen ist diese am geeignetsten, um die Länge des Vokals auszudrücken.

lichkeiten eingeht, welche nach Sitte und Herkommen unweigerlich zu erfüllen sind.

Die Sitte, welche beim Gevatterbitten herrschte und welche schon Jäger[1]) erwähnt, besteht heute noch. Wenn der Bittsteller ins Haus kommt, so muß die Frau Gevatterin sofort eine Aufwartung machen, gewöhnlich „Dier oisschlöh'“.

Etwas umständlicher aber ist der Brauch, vierzehn Tage lang die Gevattersuppe der Wöchnerin zu bringen; das letzte Mal muß sie besonders reichlich ausfallen, so daß meist die Kötze herhalten muß, um Kuchen, Kräppel u. dgl. zu transportieren.

In der alten Zeit freilich ging es beim Gevatterbitten etwas feierlicher zu. Ich fand in einem alten Heft (1716), in welches sich ein ehrsamer Weber seine Webmuster, Gebete und Hausmittel zusammengeschrieben hatte, folgende

Ladung zur Tauf.

„Es hat Gott der Allmächtige aus großer Gütigkeit mir und meiner Hausfrauen ein jungen Erben bescheert, als nemlich ein Jung (Knabe). Dieweil aber dasselbig Kind in Sünden empfangen und geboren, und durch kein anderes Mittel kann geholfen werden, als durch das heilig Sakrament der Tauff und einen christlichen Namen, so bin ich dann erstlich gewesen bei dem Herrn Pfarr als geistlichen Diener der Kirchen und hab Ihn angeredt um die heilige Tauf; so hat er mir dasselbige unabgeschlagen. Dieweil aber solches nit geschehen kann ohne guter und frommer Leut Hülf, so ist dann mein sehr freundliches Bitten an Euch und euere getreue Hausfrauen, daß Ihr doch wollet so gut sein und eueren Sohn (ew. Tochter) wollet lassen erscheinen in der christlichen Kirchen, allda das Kind bei dem heil. Sakrament der Tauf helfen fürtragen zum Heil seiner Seel, und einen christlichen Namen mittheilen, und daß es mit dem heiligen Blut Christi möge abgewaschen werden und in das Buch der Lebendigen möge geschrieben werden. Dies ist mein größte Bitt an Euch. Wann euere Bitt einmal an mich gelanget, so will ich auch wieder das Best thun.“

---

[1]) Briefe über die Rhön, 3. Teil. S. 1.

Zur Taufe selbst geht es in festlichem Zuge und zwar „paarweis“, woran außer dem Vater des Kindes, dem Paten und Kerzenträger nur Frauen aus der Verwandtschaft sich beteiligen.

Ein besonderes Augenmerk wird auf den Namen gelegt, den das Kind erhalten soll. In manchen Orten liebt man es, den Kindern zwei Namen beizulegen, die dann auch beide gesprochen werden. So gibt es in der Rhön ungezählte Hanjosef, Franz-, Michel- und Jörgjosef, Franzkarl und Hannamm, Hanoed oder Hansoed (Johann Adam); deren Schwestern aber heißen Mibar, Mikathrei, Miann und Marjann (Mi = Maria), Anna-, Eva-, Lisebar (Bar = Barbara).

Noch eher aber verstehen sich die Rhöner dazu, auf Anraten ihrer Geistlichen den Kindern ungewöhnliche, „schöne“ Namen beizulegen, was bei den oft gleichlautenden Familiennamen auch praktischen Wert hat. So kommt es, daß eine Angelika oder Juliana hinter dem Webstuhl sitzt, während Hyacintha und Rosamunde den Stall besorgen; die Flora und Florentine sitzen am Spinnrad, während Eugenia und Aurelia in der Küche hantieren; eine Beatrix aber mit der Serafina ist verurteilt, das Vieh zu hüten, indeß die Sidonia mit der Maja und Priska als Schnitterinnen nach Franken gehen. Manche unserer Damen, die mit dem einfachen Namen „Barbara“ behaftet sind, könnten die Rhönermädchen beneiden, daß sie die schönen deutschen Namen Bereswinda, Edeltrud, Lioba, Luitgardis, Adelgundis, oder die anmutigen Lorette, Rosette und die hochtönenden Eleonore, Constantine, Liboria und Lidwina tragen. Bei den Knaben sind sowohl die lateinischen und klassischen — Alexander, Cäsar, Hannibal, Oktavian, Angelus, Basilius, Processus, als auch die deutschen — Bärwald, Lothar, Robert, Sigismund vertreten; sogar ein Napoleon und ein Deogratias findet sich. Auch der Name des bekannten Fulder Abtes Sturmius kommt häufig zu Ehren. Manche müssen sich freilich eine arge Verstümmelung gefallen lassen; so wird der Polykarp nur Bonekar gerufen und aus dem Ubald wird manchmal ein Unbald. Alttestamentliche Namen — Daniel, David, Salomon, Zacharias sind durchaus nicht ungewöhnlich. Auch der Humor des Pfarrers hat schon

beim Namengeben mitgespielt; so heißt z. B. ein Rhöner Homobonus Gutmann.

Selten wirds vorkommen, daß sich jemand weigert, den vorgeschlagenen Namen anzunehmen. Einmal geschah es in folgender drastischen Weise. Der Döth heißt Johannes und will auch den Kleinen so genannt haben. Als es nun zur Frage kommt, „Ferdinand willst du getauft sein?“, da erfolgte die energische Antwort: „Na, ech well net, Johannes eß sein Nam'.“ Und so zum zweiten Male, worauf der beleidigte Döth zur Hebamme sagte: „Sapprements Meigelsels, da hast de dei Keind“ und sich entfernen wollte.

Der **Taufschmaus** (Kindszeche, auch kurzweg Taufet) richtet sich nach den Verhältnissen des Hauses. Bei den Armen thuts ein Kaffee und ein Trunk Schnaps; in den besseren Häusern wird die Feier bis in den Abend ausgedehnt, wobei leicht ein Fäßchen Bier daraufgeht. In Hilders und Wüstensachsen mußten in alter Zeit gleich den Hochzeiten auch die Kindszechen der zugehörigen Dörfer im Gasthaus gehalten werden, wobei das Quantum Bier oder Wein, das jedem Teilnehmer gereicht oder doch von ihm bezahlt werden mußte, genau bestimmt war. Es heißt nämlich in dem sog. „Bannrecht“ also: „Solche (Tauff) wird und muß gleich der Hochzeit im Wirthshaus gehalten. Dergestalten müssen sich die dazu geladenen Freund und Gäst, wie sie sich in dem Gottshauß bei der Tauff versamblet, sämbtlich mit dem vorangehenden Gevatter und Kindsvatter in das Wirthshaus verfügen, und zur gemeinen Zech ein Mann und junger Gesell eine Maß Wein oder zwei Maß Bier, eine Frau und Jungfrau aber halbsoviel dem Wirth auflegen. Zu dieser gemeinen Zech muß der Gevatter sowohl als der Kindsvatter 6 Maaß Bier oder 3 Maß Wein, mit einander 6 Maß Wein oder 12 Maß Bier auflegen und denen geladenen Gästen zum Besten geben. Worzu auch noch allezeit freiwillige Verehrung geschehen; wenn dieß nun Alles verzehrt, steht jedem frei, umb sein Geld nachzuzechen oder nicht, so das gemeiniglich geschieht.“

Vielleicht stammt aus jenem alten Brauch die noch herrschende Sitte, der zahlreich geladenen Freundschaft ein reiches „Traktament“ zu geben; es kann hiebei vorkommen, daß in

der schönen Stube lustig fortgegessen und getrunken wird, während drüben in der Kammer der Held dieser Feier bereits das Zeitliche gesegnet hat.

In ersterem Orte ist vielfach Neigung vorhanden, bei jeder aufstoßenden Gelegenheit eine Festlichkeit zu arrangieren. Eine sehr selten vorkommende Feier, die deshalb nicht still vorübergehen darf, ist die Hebammenwahl, wobei die Frauen, stolz auf das Wahlrecht, das sonst nur den Männern zukommt, sich auch gütlich thun und über die Schnur hauen. Sie kaufen sich ihr Fäßlein Bier, wenn es ihnen nicht dediciert wird, sammeln Geld, um die Erkorene mit einem Halstuch zu beschenken und begleiten sie am Abend in militärischem Schritt nach Hause, wobei vielleicht eine „stömpig" vorausmarschiert und den erhobenen Pantoffel als Taktstock benützt, das angestimmte Lied zu dirigieren. An diesem Tage ist der Spieß einmal umgekehrt, es sitzt der Mann zu Haus und wartet auf die Frau. Dies Vergnügen gönnt ihr aber der Mann von Herzen, denn es kehrt manchmal erst in 20 Jahren wieder.

In welcher Weise die guten Beziehungen zwischen dem Paten und Patenkind und dessen Familie gepflegt werden, werden wir später bei anderen Gebräuchen ersehen. Es ist und bleibt ein wirklich geistliches Band, das alljährlich bei gewissen Gelegenheiten, sowie bei jedem freudigen und traurigen Familienereignisse erneut und befestigt wird; der Döth gehört zur „Fröündschaft", gleichsam zur Familie.

Das feierlichste aller Familienfeste ist

die Hochzeit,

Huichzig, Huehzet oder Huizig genannt in den einzelnen Dörfern; an dieselbe knüpfen sich manche noch ganz zähe festgehaltene Gebräuche.

Da zum Heiraten nach altem Sprüchwort zwei gehören, so ist notwendig das Erste, daß sich diese zwei zusammenfinden. Gewöhnlich bedarf es keines Unterhändlers oder Schmusers, der nur selten etwas zu verdienen bekommt. Noch seltener wird jener Fall vorkommen, daß der Vater gefragt wird, „No, Kößje, baröm wird euer Maje net ehlich?" — und die Antwort gibt, „ja, ich lenn ehr nüscht in Wähk, äwer se hat noch kain Gägestahnd." So komisch auch die Rede sich anhört, so

entspricht sie doch ganz genau der etymologischen Bedeutung des Wortes, insofern es ein zweites außer uns stehendes Wesen bezeichnet, das uns entgegentritt und unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Eine zweite Station ist die „Hingabe" oder Verlobung, welche in früheren Zeiten unter Beteiligung des Lehrers und der Verwaltung gehalten wurde, da die Aussteuer oder Gutsabtretung und hauptsächlich der „Uiszug", das ist das Reichnis an Geld und Naturalien, das sich die gutsabtretenden Eltern ausbedingen, festgesetzt und protokolliert wurde. Die Förmlichkeit ist nunmehr weggefallen, die Hauptsache aber, die Besprechung, ist geblieben und wird nach wie vor mit einem Imbiß und Trunk bekräftigt.[1])

Nach der „Hingab" wird die Sache sofort öffentlich bekannt, und nun kommt ein strenges Sittengericht. Hatten die Verlobten schon irgend welches Verhältnis im Dorf angeknüpft, oder hat man gegründeten Verdacht, daß sie den Ehrenkranz nicht mehr verdienen, — dann dürfen sie sich innerhalb der nächsten Wochen auf die übliche Strafe gefaßt machen.

Im ersteren Falle, und hier ist es zugleich ein Spott für die Sitzengebliebenen, hat man eine zweifache Prozedur.

Das erste ist das Knottenstreuen. Es werden nämlich vom Hause der Verlassenen bis zum Hause des Untreuen Knotten gestreut, das sind die Hülsen der Leinbollen, welche nach dem Ausdreschen des Leins als unnütze Waare in einer Ecke liegen. Die Arbeit geschieht unter dem Schutze der Nacht und frühmorgens weiß es das ganze Dorf, „däm senn Knotte gegestreut worn". Sie liegen in Pfadbreite ganz regelmäßig da, diese stummen Ankläger und heben sich besonders schön ab von der weißen Schneedecke; wegblasen lassen sie sich nicht, wegkehren auch nicht, denn der Weg ist gar lang, und so

---

[1]) Die Sitte, Verträge durch einen Imbiß zu bekräftigen, ist uralt. Man nannte das einen „Weinkauf" und die dabei zugezogenen Zeugen „Weinkaufsleute". Insbesondere bei Verlobungen und Eheschließungen wurde auf das Hochzeitsmahl zuweilen ein solches Gewicht gelegt, daß die Ehe ohne dasselbe nicht als geschlossen angesehen wurde. Ein bezeichnendes Beispiel findet sich in dem Gedicht „Erek" von Hartmann von der Aue.

bleiben die Spuren davon tagelang sichtbar, bis endlich mit ihrem Verschwinden auch das Gerede der Leute verstummt.

Die zweite Art besteht darin, daß man der betrogenen Partei eine Spottfigur vors Haus setzt, dem Burschen eine „Kötzefra“, dem Mädchen den „Kötzema“, und zwar auf das Dach des gegenüberliegenden Hauses, so daß die Verspotteten sie im Auge haben. Ich habe selbst einmal eines schönen Sonntags den „Kötzema“ auf einer alten Ulme stehen sehen, auf das Haus der Betreffenden hinschauend, und das war gerade am Kirchenwege, wo alle Leute vorüber mußten.

Für das andere aber, den Verlust des Ehrenkranzes, hat man folgende Strafe. Es wird nachts ein Waschseil über den Hof gezogen und auf dasselbe hängt man alle möglichen Dinge, welche Anspielung und Spott zugleich enthalten, z. B. Kinderzeug. Hierauf wird „der wilde Jägerstanz“ aufgeführt, es erhebt sich ein Heulen, Pfeifen, Händeklatschen u. dgl., daß mans im halben Dorfe hört. Dann heißt es sofort: „däre eß hüt geklitscht worn.“

Noch empfindlicher und wirklich boshaft ist die Strafe für den erwähnten Fall, sofern die Betreffende in der Kirche nicht aus dem Jungfrauenstuhl wegbleiben will. Nichts ahnend geht sie eines Sonntags zur Kirche und will wie gewöhnlich auf ihren bisherigen Platz. Da fliegt auf einmal, während sie mitten im Gang ist, von der Emporbühne aus der Reihe der Burschen ein Schnuller herab und fällt ihr vor die Füße. Die Aufregung bei der Gekennzeichneten und im Publikum ist natürlich eine ungeheure; dieser Akt der Volksjustiz war nur früher möglich, wo man nicht wagte, gegen den Exekutor eines solchen Urteils, sofern man ihn kannte, gerichtlich vorzugehen. Diese zwei Arten von Volksjustiz sind jetzt fast ganz abgekommen; man begnügt sich jetzt mit dem Streuen von „Häckerling“, was entehrender ist als das Streuen von Knotten, da das letztere blos das Bestehen einer heimlichen Liebschaft bezeichnet.

Die Wogen der Volksstimmung haben sich meist schon gelegt, bis die Verlobung durch die Ausrufung von der Kanzel definitiv bestätigt wird; nun ist nichts mehr an der Sache zu ändern.

Hier will ich einflechten eine ganz sonderbare Ausrufung, wie sie einmal der alte P. Robert von Hilders vornahm. Das war ein ehrwürdiger Kapuziner, der nach der Säkularisation in seinem Geburtsorte lebte, überall Aushilfe leistete, und der in seiner derben, originellen Weise manche heitere Stückchen lieferte, abgesehen von jenen, die man dazu erfunden hat. Einst hielt er Gottesdienst in S. und sollte hiebei eine Ausrufung vornehmen. Alt und „tapplich", blättert er lange, ohne sie zu finden; da ruft er ärgerlich in seinem Dialekt: „Nu soll ich Ein' uisruf und feng (finde) ehn net. Der Hütte-Hanamm eß es; er well wie'r ählich wär' und kriegt ei' von Brann (Brand), es werd öüch scho' bewußt sei!"

Daß das Geschichtlein wirklich wahr sei, habe ich von dem Bräutigam selbst gehört, der inzwischen ein alter Mann geworden. Von den vielen anderen Stücklein des P. Robert will ich nur eines noch anführen. Bei einem feierlichen Gottesdienste wollte er auch ein hochfeierliches Ite missa est singen; aber es fiel aus wie gewöhnlich — sehr kräftig aber höchst unmusikalisch. Da drehte er sich um, ganz unzufrieden mit sich selbst und brummte halblaut: „Das waar wieder emahl nischt."

Eine wichtige Angelegenheit, die vor der Hochzeit geordnet werden muß, ist die Ausstattung des Brautwagens. Das erfordert große Umsicht und Geschicklichkeit, alles so zu ordnen und zu richten, damit der „Bruitwö'a" stattlich ausfällt und die Aussteuer sich im schönsten Lichte zeigt, es ist ja eine öffentliche Ausstellung der Aussteuer. Der mächtige Leiterwagen ist vor allem ganz mit dem feinsten und längsten Flachs angefüllt, der durch die Leitern sichtbar ist. Darüber folgt der kunstvolle Aufbau des Hausgerätes, dessen Glanzpunkt das stattliche, vollständig aufgeschlagene Bett bildet. Zu oberst prangt das Symbol der Frauenarbeit, das Spinnrad; der von rotseidenen Bändern umwundene riesige Rocken ist von den Kamerädinen der Braut gespendet. Diese selbst sitzt stolz und freudestrahlend neben dem Bräutigam auf der bunt angestrichenen Truhe. Fuhrmann und Pferde, selbst die Peitsche, sind mit dem „Zwieck" aus künstlichen Blumen geschmückt; ab und zu wird von den Burschen „gehemmt", und das Braut-

paar muß sich durch Spendung eines Trunkes auslösen. So geht es in die neue Heimat, in welcher gleichfalls der Brautwagen als Gradmesser für die „Tüchtigkeit" der Braut gilt.

Das nächste Geschäft ist das Hochzeitladen, das durch einen festlich geschmückten Burschen (der Zwieck darf nicht fehlen) geschieht und bei der weitzerstreuten Freundschaft mehrere Tage in Anspruch nimmt. Hat der Hochzeitlader etwas Grütze unter dem Hut, dann kleidet er seine Ladung in einen Spruch. Förmlich, feierlich und christlichen Inhalts war diese Ladung bei den Alten, wie folgendes Muster beweist.

Wann man auf Hochzeit lahtet.

„Ihr werd eüch wohl zu Erineren wissen, weßwegen daß wier herein Kommen. Dieweil sichs hat zugetragen außzuschicken Botten, daß sich mein Doth hat verlobt vndt versprochen in den standt der hl: Ehe, Mit der Ehr vndt tugetsame Jungfrauen N:, — so haben sie Ihren hochzeitlichen Ehren Tag angestelt alß Morgen über acht Tag; so können sie daselbig christlich Werk nicht verricht ohne Gottes und frommer Leut hülff; so wollen wir euch auch angesprochen hab, Euch vndt ewere Haußfrauen N. N., daß Ihr den christlichen Kirchgang wollet helfen ziehren vndt schmückhen vndt Gott dem Almächtigen ein andächtiges Gebett aufopfern, damit daß der Ehestandt desto besser möge gerahten. Wan dan daselbig christlich Werckh verricht ist, sollet Ihr vns nachfolgen in meines Tothen Behausung; allda sollet Ihr helffen geniesen, was vns von Koch vndt Keller wirdt aufgedragen; daß wollen wier mit einander in Friedt und Einigkeyt verzehr. Daß ist mein Bitt auf dies Mahl; wann Eüer Bitt einmahl an vns belanget, so wollen wier auch Fleiß darzu thuen."

Die größte Festlichkeit und ein ganz strenges Ceremoniell umgibt natürlich die **Hochzeit** selbst. Stille Hochzeit ist dem Rhöner ein Greuel, es muß laut und lustig zugehen. Trotz des strengen Verbotes knallen rechts und links die Schüsse, wenn der Brautzug das Haus verläßt, und begleiten ihn bis zur Kirche. Ich habe selbst gesehen, wie die höchste obrigkeitliche Person, der Scholtes, ein baumlanger kräftiger Rhöner, als Teilnehmer am Zuge aus der tiefen Brusttasche seines

langen Mutzens ein altes Reiterpistol hervorzog, den langen Arm in die Höhe hob und einen kräftigen Schuß losließ; das rauchende Pistol verschwand sofort wieder in der Brusttasche.

In der Kleidung hat jetzt weder Brautpaar noch das im Gänsemarsch aufziehende Gefolge etwas Auffälliges, nur die Brautführer haben ein neues, oft seidenes Taschentuch in schönen Falten auf dem Hütchen befestigt, so daß die Zipfel über die Krempe herunterhängen. In früherer Zeit trugen Braut und „Bruitmahd“ ein aus zwei Teilen bestehendes Hochzeitskrönchen, das eigentliche Schappel und das Stirnband, während den Rücken herab seidene, buntfarbige Bänder flatterten.

Nach Beendigung der kirchlichen Feier, bei welcher oft die Dorfmusik getragene Weisen spielt, wird noch in der Nähe der Kirche vom Bräutigam eine Hand voll kleiner Münzen unter den Volkshaufen „in die Krappe“ geworfen[1]), von welcher Bescheerung nun jedermann etwas zu erwischen sucht. Dann geht es zurück ins Hochzeitshaus. Im Marktflecken H., wo mehrere Wirtshäuser sind, wird schon unterwegs die Braut gestohlen d. h. mit sanfter Gewalt in ein Wirtshaus geführt, so daß der Zug halten und die Gefangene erst ausgelöst werden muß.

Vor dem Hause ist wieder ein Aufenthalt, die Thür ist fest geschlossen. Der Bräutigam tritt vor, um zu sehen, was es gibt. Die Köchinnen halten von innen vor das neben der Thüre befindliche Schlupfloch eine hölzerne Schaufel, in welches der Bräutigam das Lösegeld wirft. Dann tritt die Braut

---

[1]) Die Spendung von Münzen hängt unzweifelhaft mit dem alten Brautkaufe zusammen. In der heidnischen Zeit wurde bei den Deutschen jede Ehe durch einen Kauf geschlossen, indem der Bräutigam einen gesetzlich bestimmten Betrag, dessen Höhe sich nach dem Stande der Braut richtete, an den Vater oder Vormund der Braut zu zahlen hatte. Unter dem Einfluß der christlichen Kirche ist diese Sitte bei den meisten Stämmen im Laufe des 5. bis 8. Jahrhunderts abgekommen, nur bei Sachsen und Friesen hat sie sich noch bis tief in das Mittelalter erhalten. Aber auch bei den übrigen Stämmen blieben noch gewisse Reste zurück, kleine Summen oder einzelne Münzen wurden als Scheinpreis an die Angehörigen der Braut entrichtet und dann häufig sofort als „Gottespfennig“ den Armen zugewendet. So erklärt sich jene Rhöner Sitte.

voran durch die geöffnete Thür und wird zuerst in die Küche geführt, wo sie eine Handvoll Salz in die Speisen werfen und mit dem Kochlöffel umrühren muß; dann begibt sie sich mit den Gästen in die Stube.

Das Hochzeitsmahl zeichnet sich mehr durch Fülle als durch Manigfaltigkeit aus. Es kommen drei oder vier Gänge, mächtige Schüsseln mit Rindfleisch, Braten, Schweinefleisch und Bratwürsten nebst den entsprechenden Beilagen. Ein Gericht darf nicht fehlen, Hirschbrei mit Zwetschgen. Die Spielerei mit Vielliebchen, auf unseren Hochzeiten gebräuchlich, wird dort dadurch ersetzt, daß man sich gegenseitig mit den gesammelten Zwetschgenkernen nach allen Seiten hin bombardiert, so daß einem, der im Centrum sitzt, die harmlosen Geschosse beständig um die Ohren pfeifen.

Unter den Klängen der Musik, die in der Kammer oder in einer Stubenecke postiert ist, geht das Mahl zu Ende, und es folgen im Laufe des Nachmittags folgende Ceremonien.

Es erscheint zunächst der Brautführer und hält seinen Spruch, dasselbe was im bayerischen Gebirg als Abdankung bezeichnet wird. Im Hessischen hält er ihn vor dem Eintritt ins Hochzeitshaus, und wenn er einmal stecken bleibt, macht die Musik einen Tusch, während dessen er sich wieder sammeln und besinnen kann.

Ein solcher Spruch ist folgender:

Gelobt sei Jesus Christus!
Mit Gunst und Erlaubnis tret ich herein
Und grüße Euch Alle insgemein;
Groß und Klein, Arm und Reich
Sind mir Alle eben gleich.

(Ich grüß Euch Alle ihr Hochzeitsleut,
Wie Ihr hier versammelt seid.)

Wenn ich Einen thät grüßen und die Andern nicht,
So wär' ich kein rechtschaffener Brautführer nicht.
Nun will ich auch sagen, warum ich hereingekommen bin;

(Ich werde Euch zeigen in kurzer Red,
Warum ich in Eurer Mitte steh).

Da hat mich der ehr- und tugendsame Bräutigam gebeten, am heutigen Tag die Braut zu führen, wenn ich Euch gut genug bin.
Hierauf begehr ich eine Antwort, ja oder nein!

(Darauf erfolgt natürlich die Antwort: Ja.)

Wo ist denn der Döthe-Mann,
Der mir die Braut herstellen kann?

Der Döthe-Mann, d. i. der Mann der Patin der Braut, erhebt sich und führt irgend ein Mädchen aus dem Kreis der Gäste herbei.

„Mir ist sie recht, wenn sie dem Herrn Bräutigam auch recht ist.“

Dieser antwortet mit Nein. Und nun wird sie zurückgewiesen mit den Worten:

Dies Mädchen ist wohl hübsch und fein,
Der Bräutigam nennt sie doch nicht sein.

Darauf führt er eine der Brautjungfern herbei, welche gleichfalls zurückgewiesen wird:

Die ist zwar geziert mit Kranz und Strauß,
Doch der Bräutigam sucht eine Andere aus.

Nun erst wird die richtige Braut herbei- und dem Bräutigam zugeführt [1]) mit folgender „Abdankung“:

Jetzt nehm' ich die Jungfer Braut bei der Hand
Und übergeb sie dem Herrn Bräutigam in seine Hand.
So geh' an ihre Seite da
Und führe sie durch's ganze Leben,
In Lieb und Treue, so wie eben!

Wenn ihr das Buch Moses betracht,
Wie Gott den Adam hat gemacht,
Er hat ihm auch ein Weib gegeben,
Daß er sich freue in seinem Leben.

Wenn ich das Buch Tobias betracht,
Sein einziger Sohn auch Hochzeit macht,
Er nahm die Sara zu seinem Weib,
Die bösen Geister er vertreibt.

Johannes der Evangelist
Auch ein Hochzeiter gewesen ist,
(Auf der Hochzeit) zu Kana in Galiläa
Die Mutter Jesu auch war da,

---

[1]) Bis zum 14. Jahrhundert herrschte in Deutschland und Frankreich der Brauch, daß die Braut im Kreise der Freunde von einem Verwandten oder einem eigens hierzu erkorenen „Vormunde“ oder „Fürsprecher“ feierlich dem Bräutigam getrauet, d. h. übergeben wurde. Dies geschah häufig vor der Kirchthür. Nach dieser „Trauung“, ursprünglich erst am darauf folgenden Tage, hielten die Brautleute dann ihren Kirchgang. Der Gebrauch in der Rhön mag noch eine Reminiscenz an die alte Laientrauung sein, die neben der kirchlichen Eheschließung üblich gewesen.

Und als es that fehlen an dem Wein,
Maria wollt' eine Fürsprecherin sein;
Er macht das Wasser zu gutem Wein,
Damit die Gäste zufrieden sein.
Wer jetzt in diesen Tagen
Thut Jesum auf die Hochzeit laden,
(Dem wird er mit seiner Gnad
Den Segen geben früh und spat,
Den wird er befreien von jeder Not
Und ihm geben sein tägliches Brod.)
Dem wird Gott seinen Segen geben
Früh und spat, durch's ganze Leben.
Vorm schnellen und vorm jähen Tod
Behüte uns der liebe Gott!

Ach liebste Eltern mein,
Laßt Euch nicht zu leide sein,
Weil ich nun bekomme einen Mann,
Der mich schon versorgen kann.

Für alles Gute, das Ihr mir gebracht,
Sei ein herzlicher Dank gesagt
Euch, liebe Eltern und Geschwister mein,
Einmal muß geschieden sein. Amen.

Bei den letzten Worten, welche im Namen der Braut gesprochen werden, wird manches Auge feucht, und es wird so still an der Hochzeitstafel, wie bei der rührendsten Predigt in der Kirche.

Hier mag auch eine

Brautpredigt

wie sie in alter Zeit (1724) gehalten wurde, Platz finden.

Da komm ich vom Tanz,
Wie der Fuchs mit seinem Schwanz,
Wie der Pfau mit seinem Gefieder:
Macht der Braut ein Ort und setzt sie bei euch nieder!

Ihr Dothen und tugendsame Weiber und alle gute Freund,
Die Ihr allhier beieinander versammlet seidt,
Das ist mein Begehr,
Daß ich jetztund tret' daher;
Das ist dieses, das meinem Dothen so wohl gefällt,
Da er sein ehrliche Hochzeit hat angestellt,
So hat er mir die Ehr erzeigt
Vor andern geladenen Gästen und guten Freunden allen —
Daran hab ich ein großes Wohlgefallen —:

So hab ich ihm sein Braut geführt mit Maßen
Zur Kirchen und zur Straßen,
Zur christlichen Kopulation,
Zum Ambt der heiligen Meß,
Auch wiederumb hab ich sie geführt
Zu Weeg und zu Steeg,
Zu Tisch und zu Dantz,
Mit ihrem Ehrenkrantz;
Auch wiederumb hab ich sie geführt ins Ehebett hinein,
Gott weiß — sein sie sanft geschlaffen ein.

Nun geb ich sie euch in euere Hand.
Gott geb euch Glück und Segen zu allem Standt.
Lehret ihr den Weiberbrauch,
Daß sie nit scheu den Küchenrauch!
Lehret ihr nit das Krickeln und das Brommen,
Damit mein Doth ein frommes Weib mög bekommen.
Setzet sie oben an den Tisch,
Reicht ihr dar ein' gebratenen Fisch;
Bringt ihr eins oder zwei freundlich zu,
So wird sie euch guten Bescheid thun.
Nun hebt ihr ab ihr Bändlein mit Fleiß
Und setzet ihr auf ein Schleierlein weiß!

Nun will ich meine Red enden
Und will mich zu den Jungfrauen wenden,
Und will mich setzen an der Braut Orth,
Ich denk wohl, ihr habt Alle gehort.
Mein Predigt hat ein End,
Wers nit glauben will, stoß sein Kopf an die Wänd'.
Mein Bredig ist aus
Wer sein Frau nit haben will,
Der schick sie wieder nach Haus!
Behalt ihr nur eure alten,
Ich will mich noch an den jungen Mägdlein halten.

Während obiger Brauch nur da zur Ausführung kommt, wo der Brautführer das nötige Geschick dazu hat, wird folgende Ceremonie nirgends unterlassen.

Die Patin der Braut bringt das feine, mit Bändern und Maschen geschmückte „Dödekissen“, legt es auf den gedeckten Tisch, und nun treten die einzelnen Gäste herzu und legen ihre Hochzeitsgeschenke darauf.

Im weiteren Verlauf geht es an die Versteigerung des Schuhes der Braut, der ihr unter der Mahlzeit gestohlen wurde; gewöhnlich geschieht es durch einen Jungen, der unter dem Tische bis zum Sitze der Braut kriechen muß. Es kommt

nun ein als Schuster verkleideter Bursch, der unter allerlei Sprüchen eine ganze Auswahl von Schuhwerk aus der Kötze bringt, das er die Braut probieren läßt; endlich kommt der richtige Schuh, der nun unter lebhaftem Mitgebot von dem Zeugen der Braut um teueres Geld erstrichen wird.

Auch die verdeckte Schüssel wird, wie es auch hierzuland üblich ist, der Braut vorgestellt.

Schließlich kommt noch die Köchin mit verbundener Hand, und der Brautführer muß für dieselbe eine Sammlung veranstalten „als Brandsalbe für die Hand", oder „weil sie den Schürz verbrannt" zur Beisteuer für einen neuen.

Eine richtige Hochzeit wird mit einem Tanze beschlossen, der nötigenfalls im Wirtshause gehalten wird. Ist eine vornehme Hochzeit, dann wird wohl auch zur Kurzweil und manchem zum Verdruß der „Flaschentanz" aufgeführt. Eine Flasche Wein (oder gar Champagner, wenns ein reicher Leinwaarenhändler ist) wird in die Mitte gestellt; wer beim Herumtanzen dieselbe umwirft oder nur berührt, muß die nächste bezahlen, während die erste der Zeuge der Braut zu kaufen hat.

Eine bemerkenswerte Sitte besteht in der Vorderrhön. Abends nach dem Aveläuten ziehen die Gespielinnen der Braut vor das Hochzeitshaus und singen ihr das sog.

Brautlied,

worauf sie ins Haus geladen werden, einen eigens gebackenen (Stolper-) Kuchen erhalten und die Hochzeit vollends mitfeiern.

Das Lied selbst besteht aus 3 Teilen. Erst bekommt die Braut, dann der Bräutigam gute Lehre und Abschiedsklage, und zuletzt folgt ein für beide geltender Sang moralischen Inhalts. Es erinnert, von einigen korrumpierten Stellen abgesehen, in Form und Inhalt vielfach an die echten alten Volkslieder und möge darum unverkürzt hier Platz finden.

Der Braut.

Jetzt fahren wir obahina (!)
Vor dieser Braut ihrer Thür.

Refr. für alle Strophen:
Schellelein die klinge,
Die liachte [1]) Madlich singe.

Mir hörn a Kiste kirre, [2])
Und drin die Kuche wirre.

Sie wirre sie hi', sie wirre sie ha' (her),
Sie wella uns 'n größte ga'.
(Anspielung auf den zu erhaltenden Kuchen).

Die Braut die hat a paar neue Schuh,
Damit geht sie auf die Kircha zu.

Die Braut die hat a gelbbrauns Hoar,
Bis übers Johr geits Wiegestroh.

Die Braut die hat a paar lange Zöpf,
Bis übers Johr geits Wiegaknöpf.

Die Braut die hat ein rotes Band,
Bis übers Johr geits 'n Wiegastrangk.

Auf der Mista kräht der Hahn,
Das Weib ist Herr und nicht der Mann.

Der Schnee der reißt wohl durch den Thurn,
Mer hönn a schöne Mahd verlurn.

Mer komme und wolle se wiedrum ho,
En Eimer Wein, den wolle mer ho.

En viertels Eimer wolle mer ho,
Mit wenger könne mer ogeschlo (abschlagen).

Es schwimmt ein Entlein durch den See,
Heut ist sie Braut und nimmermeh.

Dem Bräutigam.

Jetzt fahren wir obehina
Vor dieses Bräutigams Thür.
Refr.: Roth ist das Rosenblaht,
Veriwahr (fürwahr), daß er a feins Liable hat.

Der Bräutigam hat a hoches Haus,
Die Gäst die gucken oben raus.

---

[1]) liacht = schön, glänzend, mhd. lieht.

[2]) kirren = scharfe, zitternde besonders höhere Töne von sich geben (Räder, Wetterfahne, Kindergeschrei).

Der Bräutigam hat einen weißen Tisch,
Auf jeder Ecke gebackene Fisch.

Der Bräutigam hat en hoche Härd,
Die Gäst senn aller Ehre wärt.

Hinter dem Härd da lehnt a Scheit,
Der Mann ist Herr und nicht das Weib.

Es reißt ein Neblein [1]) durch den Thurn,
Mer hon an schöne Borsch verlurn.

Es schwimmt ein Entlein durch den See,
Heut ist er Borsch und nimmermeh.

Wir wünschen euch viel Glück ins Haus,
Das Unglück soll zum First hinaus!

Wir wünschen euch das Leben,
Denn Gott hat's euch gegeben.

Wir wünschen euch a ruhsame Nacht,
Dann la't (laßt) uns alle ungeacht.

Schlußgesang.

Ihr Ehleut, ach höret doch an
Und fasset zu Herzen den Gsang,
Und haltet die Lieb und die Treu,
In Nöten einander steht bei.

Die Ehe ist ein Sakrament,
Gesetzet zum Ziel und zum End,
Damit man die Kinder erzeugt
Und bring sie zur himmlischen Freud.

Viel Ehleut im Hause gehn rum,
Nichts redend, als wären sie stumm,
Und schauen einander nicht an,
Als hätten sie keine Lieb zusamm.

Der Ehmann muß schaffen das Broad,
Sust leiden die Kinder große Noet, —
Muß sorgen für Weib und für Kind, —
Sonst thut er eine grausame Sünd.

---

[1]) Während es oben heißt „der Schnee reißt". An einen Zusammenhang der ersten mit der zweiten Zeile ist wohl nicht zu denken; höchstens, daß die Schnelligkeit, mit der ein Nebel oder Schneesturm durch die geöffneten Turmlöcher „reißt" d. i. hindurchzieht, ein Bild sein soll der schnell entschwindenden Jugendzeit. Wenigstens ist es eine neue Variation der vielen in Volksliedern vorkommenden Gemeinplätze, wie: „Es schwimmt ein Entlein durch den See, ich hör' ein Sichlein rauschen, ein Glöcklein hör ich läuten" u. s. w.

Ihr Weiber gehorsam sollt sein
Und haltet die Zunge fest ein,
Sust über euch kommet die Rach
Und endlich die höllische Straf.

Wo immer der Friede nicht ist,
Da wohnet der liebe Gott nicht,
Da kommet der Teufel ins Haus
Und jaget den Frieden hinaus.

Ach schaffet den Unfried hinaus,
Sust wohnet der Teufel im Haus,
Er wird euch verführen zur Sünd
Und bringt die Verdammniß schon mit.

Drei andere Lieder, welche in nächster Nähe der Rhön am Hochzeitstage gesungen werden, und von denen das zweite ein echtes altes Volkslied ist, verdienen hier beigesetzt zu werden:

I.

Hört Alles, was ich euch erklär!
Wo kommt der Ehstand her?
Auf welche Weis?
Er ist von keinem Menschen nicht,
Gott hat ihn selber eingericht
Im Paradeis.

Wie Gott den Adam hat erschaffen,
So macht er gleich, daß er mußt schlaffen
Und thut ihm nicht weh.
Er nimmt die Ripp aus seiner Seit
Und macht ihm selbst daraus ein Weib,
Setzt ein die Eh'.

Der Ehstand ist ein festes Band,
Er muß erst durch die Priesterhand
Gebunden sein.
Und Niemand, der es lösen kann,
Das harte, harte, feste Band
Der Tod allein.

Der Ehstand ist eine ew'ge Pflicht,
Dieweil mans vorm Altar verspricht
Muß gehalten sein.
St. Paulus spricht den Ehstand gut
Den Eheleuten versprechen thut
Die Seligkeit.

Der Ehstand ist eine harte Buß,
Dieweil man so viel leiden muß,
Gibt's Kreuz so viel;

Man muß sich halt ergeben drein,
Muß willig und geduldig sein,
So lang Gott will.

So merket auf, ihr Hochzeitgäst,
Das Brautvolk[1]) heute nicht vergeßt
Und seid so gut,
Daß ihr ja fleißig für sie bet't,
Daß es den Ehstand recht antret'
Und halten thut.

Euch Ehleut gratulirn wir heut
Den Frieden wünschen wir allzeit
Bis in den Tod.
Und auch dazu viel Glück und Segen
Und nach diesem das ew'ge Leben,
Das geb' euch Gott!

II.

(Hinweis auf die heilige Familie.)

Aus dreien schönen Blümelein
Will ich ein Büschlein binden,
Die hier in keinem Gärtelein
Auf dieser Welt zu finden.
Die Blümelein seind tugendvoll,
Sind wunderschön und riechen wohl:
Jesus, Maria, Joseph!

Joseph, die schöne Tulipan,
Werd ich zum ersten binden,
Maria soll daneben stahn
Ein Rosendorn, ohn Sünden;
Jesum, die schöne Lilie weiß,
Bind ich dazu mit allem Fleiß:
Jesus, Maria, Joseph!

Ihr Ehleut wollt Ihr auch eins han,
Ich will Euch eines schenken;
Ihr könnt so öfters riechen dran,
Fleißig und wohl bedenken,
Wie da gelebt in Fried und Ruh,
Die keusche Liebe auch dazu:
Jesus, Maria, Joseph!

---

[1]) Alter Ausdruck für „Braut und Bräutigam".

III.

(Wenn die Braut in die Brautkammer geleitet wird.)

Braut, thu du den Brautkranz ro,
Schwarzbraune, grüne Klär (?) [1]),
Du bist das Mädchen nimmermehr,
Frau ins Haus!

Braut, thu du den Brautflor ro!

und so fort, indem jedes Mal ein anderes Stück des Brautanzuges genannt wird, nämlich der Brautmutze, die Brautschürz, der Brautrock, die Brautschuh und die Brautstrümpf.

Mit dem einen Tag ist aber eine richtige Hochzeit nicht abgethan [2]), besonders da die meisten Gäste beisammen bleiben zu einem feierlichen Gottesdienste für die verstorbenen Eltern des Brautpaares. Daran schließt sich eine Nachfeier, welche gleichfalls den Tag über dauert, und selbst am dritten Tage sitzen noch einige „Hocker", die nichts zu versäumen haben, bei einander, vertilgen die „Orze" d. i. die Ueberbleibsel der Hochzeitstafel und läuten die Hochzeitsfreuden zu Grab, gerade wie die Studenten nach zweitägiger Bundesfeier. „Haben denn die „Küz" (Käuze) noch nicht genug?" fragte ich einmal einen der Männer; da sagte er: „Bann se emohl Kruitsbröih trenka, nacha eß gar"; diese Brüh hat nämlich dieselbe heilende Kraft für den Rhöner, wie ein Häring oder eine Sardine für den civilisierten Städter. —

Bei einer solchen Hochzeit übergangen werden, gilt für eine große Kränkung. In einem kleinen Dorfe der Rhön ist es sogar Sitte, von jedem Hause Eines einzuladen. Einst kam es vor, daß ein reicher junger Bauer aus Sparsamkeit sich in der Stadt trauen ließ. Die tiefgekränkten Mitbürger, die um ihre Hochzeitsfeier gekommen, setzten sich ins Wirtshaus und hielten für ihr eigenes Geld einen Hochzeitstrunk,

---

[1]) Dieser Vers ist entweder korrumpiert oder ist der Sinn sehr dunkel. Klär (Klara) ist ein gebräuchlicher Mädchenname; die Beiworte aber können uns an das „schwarzbraune Mägdelein" und an den „grünen Jungfernkranz" des Volksliedes erinnern.

[2]) Daß dies früher allgemein üblich war, geht hervor aus einer kirchlichen Verordnung vom Jahre 1587, wonach keine Hochzeit an einem Tage gehalten werden sollte, nach welchem auf den zweiten oder dritten Hochzeitstag ein gebotener Fasttag falle; das weist auf zwei- und dreitägige Hochzeiten, die auch nicht selten eine ganze Woche dauerten.

und als abends das junge Paar heimkehrte, wurde ihm zum Empfang eine feierliche Katzenmusik gebracht.

In alter Zeit war dem „Bettelvogt" eingeschärft, daß er „uff Hochzeit, Hingebung und Tauffeten die alt und junge Leüth vnd Kinder, auch Bettler, so nicht geladen noch gebetten sindt, aus dem Wirtshauß und andern Zechen treibe, damit solcher Abzug und Unordnung abgeschafft werde;" für diese Dienstleistung sollte er „ein halb Maß Wein vnd ein Knackenweckh auß der gemeinen Zech" bekommen.

Zum Schlusse des Hochzeitskapitels sei auch der Sitte erwähnt, daß in manchen Dörfern die Braut noch drei Tage im Hause der Eltern wohnt oder wenigstens schläft und in diesen Tagen beim Kirchenbesuch noch ihren früheren Platz unter den Jungfrauen einnimmt. Es ist dies die Ausübung jenes Rechtes der Bedenkzeit (das sog. bimestre), welches nach dem kanonischen Recht den Neuvermählten gestattet war.

Nun folgt ein Kapitel mit traurigem Anfang und lustigem End, es handelt vom

Tröster.

Der Tod ist eingekehrt im armen Häuschen und hat ein teures Glied, Kind oder Mutter oder den alten Großvater aus dem Kreise hinweggenommen. Der erste Schmerz ist ausgeweint, wenn das überhaupt vorkommt; denn der Rhöner läßt sich bei solchen Anlässen nicht weich finden, sondern ergibt sich mit Resignation in das Unvermeidliche [1]). Man denkt nun an die letzten Ehren, die man dem Toten erweisen will und zu denen stundenweit die Freunde geladen werden. Sie kommen auch alle trotz des schlimmsten Wetters; ihr tröstender Zuspruch ist ganz eigener Art, er lautet:

„Ich wünsch Euch Glück zu Eurem Leid
Und dem Toten zur ewigen Freud", —

gewiß eine Auffassung, die nur dem gläubigen christlichen Gemüte verständlich sein kann.

[1]) Und wenn doch einmal gestorben sein muß, dann ist es ihm lieber, es geht schnell zu End, als daß man lange darauf warten muß. So sagte ein Rhöner ungeduldig, da die alte Mutter trotz der angebrannten Sterbkerze nicht „ausmachen" wollte: „Die Zit vergeht, des Licht verbrönnt unn die All' ster't noch net", und löschte dabei die Kerze wieder aus.

Die Schaar der Schulkinder, die schwarze Fahne in der Mitte, kommt zum Trauerhaus. Der Sarg ist auf der Straße aufgebahrt, im Halbkreise die Trauerleute, von denen jedes das Buchszweiglein ins Weihwasser getaucht und den Sarg besprengt hat. Die Gebete des Priesters sind gesprochen und die Kinder mit ihren hellen Stimmen beginnen freudig das Todenlied, sie denken vielleicht schon an die Brezeln, die ihnen bei vornehmen Leichen ausgeteilt werden. Die Träger, junge Bursche, treten herzu; selbst bei diesem traurigen Anlaß darf der „Zwieck" nicht fehlen. Tragen sie eine Jugendblüte zu Grabe, so schmückt sie der Rosmarin mit rotem Band; bei einer älteren ledigen Person ist's ein blaues oder weißes Band. Bei Verheirateten aber tragen sie einen Buchszweig mit schwarzem Bande, — Kleinigkeiten scheinbar, die aber einen tiefen Sinn haben. Bei der kirchlichen Feier ist zu erwähnen, daß in der Rhön der allgemeine Opfergang gebräuchlich ist, wobei das Kind geradeso seinen Pfennig auf den Opferaltar legt, wie der Erwachsene; es ist stolz darauf, daß es heute auch in Aktion tritt und vergißt ganz, daß es für seine verstorbene Mutter geschieht. Dieselbe Idee, die sich in dem obenerwähnten Beileidsspruch ausdrückt, liegt auch in der vielfach üblichen Sitte, auf die drei Trauerämter noch ein „Freudenamt" halten zu lassen. Weiße Trauertücher, welche die nächsten weiblichen Verwandten trugen, waren in einigen Dörfern der Vorderrhön noch vor kurzem gebräuchlich.

Ermüdet vom mehrstündigen Marsche nnd von der langen Trauerfeier kommen die Verwandten im Trauerhaus zusammen. Wer kann es ihnen verdenken, daß sie sich eine Stärkung gönnen, daß sie sich, seit lange nicht mehr zusammengekommen, über alles Mögliche „ausschwatzen" und sich gegenseitig trösten und das Lob des Toten singen? Das ist nun der sogen. „Tröster", der unter solchen Umständen auch in anderen Gegenden als Leichentrunk vorkommt, und bei dem das Trauerhaus schon ehrenhalber nichts sparen darf, um die Verwandten zu bewirten. Oft wird ein förmliches Essen gegeben, und als ich einmal einer Mutter, die ihr 12jähriges Töchterlein begraben hatte, Vorwürfe machte über den großen Aufwand, sagte sie: „Was wolle Sei? 's eß' ja hüt der Huchzetstag für mei guts Kehind." Und so greift auch bei dieser Hoch-

zeitsfeier schließlich eine lebhaftere und selbst heitere Stimmung Platz, welche den heimgesuchten Eltern oder Kindern wohl zu gönnen ist und sicher nicht als Gefühllosigkeit ausgelegt werden darf. —

Zu den Familienfesten müssen wir auch, schon um deswillen, weil wir ihn nicht im Kreislauf der Jahresfeste einreihen können, den

Schlachttag

rechnen. Es ist eine Art Erntefest für den langen Winter, denn eine wohlgefüllte Wurstkammer ist ein ebenso lieblicher Anblick für die Hausmutter, als der volle Mehlkasten.

Und doch würde ich ihn nicht erwähnen, wenn nicht eine eigene Sitte damit verknüpft wäre, nämlich das „in die Wurstbrüh fahren".

Im allgemeinen nennt man so die Teilnahme der Freunde und Bekannten an dem abendlichen Mahle, dessen Hauptteil die Metzelsuppe ist. Im besondern aber besteht die Sitte in Folgendem:

Zwei Bursche verkleiden sich als Mann und Frau. Ersterer tritt ein und bittet um ein Nachtlager. Um seinen Paß befragt, zieht er ein Schreiben hervor, von welchem er allerlei „Spukte" abliest. Die Bitte wird gewährt und er wird zur Suppe eingeladen. Aber die Frau sei auch dabei, meint er, und holt sie herein. Die aber fällt zur Thüre herein und schlägt die Häfen zusammen, die sie in der Kötze hat, so daß sie nunmehr keine Suppe, sondern nur Würste mit heim nehmen können. Sie erhalten auch solche, aber oft sind es eigens präparierte, aus Knotten, Kartoffeln und Kohlraben fabriziert, die sie als echte hinnehmen. Oft wird auch von einer Spinnstube aus dieser Schwank in Scene gesetzt und dann kommt die Beute der ganzen Spinnstube zu Gute.

Beim Wurstbrühfahren.

Guten Abend, Glück ins Huis,
Wie siehts mit eurem Schlachte uis?
Mei hon gehoet, Eu hätt geschlacht
En Flohk für en Osse
Onn (und) a Luis für e Sau.
Da hon ich mei gleich a Messerche mitgebracht,
Daß mer die Wurscht a kann versüch.
Mei senn zwar net ümsonst gekomme,
Mei hon ons ei'ma' fürgenomme,

Euch die Ehr zu schäinka.
Un für die Ehr da schäinkt eu ons a halbes Dotzed Würscht.
Sucht ons nur die große ruis,
Die kromme möge mei net,
Das Blut das denn (drinnen) eß, schmäckt ons net.

Wenn die Wurstbrühfahrer bekommen haben, dann geben sie noch ein Lied zum besten und tanzen dazu.

Gehen wir nun über zu jenen Festlichkeiten und Gebräuchen, welche alljährlich beim Umschwung des Jahres wiederkehren und sich entweder an das Leben der Natur oder an die Kirchenfeste anschließen. Bald ist es ein Fest für die liebe Schuljugend, auf welches aber auch die Alten teilnehmend schauen, bald triffts die erwachsene Jugend, wobei schon mancher Uebermut und Ausgelassenheit sich geltend macht, oder es ist ein Fest für jung und alt. Fast kein Monat vergeht, in welchem nicht der alltägliche Gang der Arbeit und Sorge unterbrochen wird durch eine Festlichkeit oder herkömmliche Sitte. Es gibt dabei etwas zu schauen, zu „schwatzen" (d. h. besprechen), zu loben oder zu tadeln. Skizziren wir nun

das weltliche und kirchliche Festjahr

des Rhöners, wobei besonders jene Gebräuche ausführlicher geschildert werden sollen, bei denen Humor und Poesie mitspielt.

Nachdem kaum im November die Spinnstubenzeit begonnen hat, was zu Anfang besonderen Reiz hat, weil sich die einzelnen Spinnstuben erst zusammenfinden und eingewöhnen müssen, kommt ein Hauptfest, das für manchen Tag zu denken und zu reden gibt. Es ist

die Kirmes,

das Fest der erwachsenen Jugend. — Oefter als sonstwo trifft man in der Rhön vor den Wirtshäusern einen hoch über das Haus ragenden, glatt abgeschälten Tannen- oder Fichtenbaum, unter dessen verdorrtem Wipfel der mit Bändern gezierte Kranz sich leis im Winde bewegt. Das ist der „Maibaum", der in manchen Orten das ganze Jahr über, an die letzte Kirmes erinnernd und auf die nächste vertröstend, stehen bleibt.

Ein Maibaum wird alljährlich aufgerichtet, aber die sich anschließende Festlichkeit unterbleibt oft mehrere Jahre, bis

sich wieder ein paar Bursche finden, die im Stande sind, die Sache zu arrangieren. Ich war kaum einige Wochen in der Rhön, als die Kirmes herannahte und mit ihr — nach langen Jahren — die erwähnte Festlichkeit, die man dem neuen Herrn zu Ehren mit ganz besonderem Humor ausstattete.

Der Maibaum war am Abend vor dem Kirmessonntag auf dem „Plan“ neben dem Wirtshause mit großer Mühe aufgerichtet und mit dem üblichen Schmucke versehen worden. Am Sonntag Nachmittag sammeln sich die „Planburschen“, jeder einen mächtigen „Zwieck“ im Knopfloch und auf dem Hütchen; ihnen voran schreiten zwei ganz besonders herausgeputzte Anführer, der „Retzeknecht“ und der „Plaazknecht“, ersterer die gleichfalls gezierte Flasche (eigentlich sollte es die „Retze“ d. i. Stütze sein), letzterer den Plaaz auf der flachen Hand tragend. Sie ziehen mit Musik zum Pfarrherrn oder Kaplan, Wein und Plaaz anbietend, und bitten um Gutheißung des alten, heute wieder aufgenommenen Gebrauches, was meist in poetischer Form geschieht; sie laden den Herrn zur Teilnahme an ihrer Freude ein, und erhalten die Vermahnung, hübsch solid und verträglich zu sein. Dann holen sie in feierlichem Zuge den Lehrer, den Scholtes und die ganze hohe Ortsbehörde ab und ziehen zum Maibaum. Dort wird der noch übrig gebliebene Plaaz mit einem Messer an den Baum geheftet und nun beginnt der Retzeknecht mit lauter Stimme und gewöhnlich in gebundener Rede seinen Spruch an das zahlreiche, dicht gedrängte Publikum, von dem das Häuflein der Planburschen und die gesondert stehenden „Maje“ etwas getrennt sind. Dann ruft er, mit dem Plaazknecht abwechselnd, die mittanzenden Mädchen auf, sie mit dem im Dorfe üblichen Namen nennend, z. B.

Heiers Karline soll härkomm!
Schmidshanse Kathrei soll au härkomm!
Gasseköpers Angelika soll härkomm!
Hamhänsje's Evabar soll au härkomm u. s. f.

Dann folgen anonyme Aufrufe, bei welchen all die dummen oder losen Streiche der Mädchen, die man im abgelaufenen Jahre zu erlauschen wußte, aufgedeckt werden; z. B.

Die ihren Zwieck in 'm eiserne Töppe hat hoimgetröa (vom Markte heimkehrend), — die soll härkomm!

Die a schwarz Hüh'je nach Birx verheiße hat, bann se an Tänzer kreigt, soll au härkomm!

Die ihr'n Schuhk in der Miste verlorn hat, bie se Nachts hai iß ganga,

die en nöue Schleier oufhatt' un a groß Loch in de Stöimp u. s. f.

Manches Gekicher und Fingerdeuten, manch verrätherisches Rot wird da und dort bemerkbar bei dieser Art Haberfeldtreiben.

Hierauf wird der gesammten geistlichen und weltlichen Obrigkeit eine Ovation gebracht, indem der Retzeknecht ein Hoch ausbringt auf den König, auf Landrat, Pfarrer, Kaplan, Lehrer, Scholtes, Verwaltung, auf das anwesende Publikum und die ganze Gemeinde, wobei Musik und der Chorus der Planburschen jedesmal einfallen muß. Ist der Gefeierte selbst anwesend, so wird ihm zugleich das volle Glas hingebracht und er muß bescheid thun. Jetzt erst beginnt der dreimalige Rundtanz um den Maibaum, und daran schließt sich das Tanzvergnügen im Wirtshause.

An diesem Tanz der „drei Reihen" (Reigen) dürfen nur solche junge Leute teilnehmen, die noch „ehrsam" sind, widrigenfalls aus einem benachbarten Hofe oder über ein Dach her ein Besen geworfen wird zum Zeichen, daß solche, die nicht mehr ehrsam sind, sich eingedrängt haben. Ein Bursche, der um die Sache weiß, ergreift den Besen und kehrt damit vor den Füßen der Unberufenen, so daß sie sich mit Schmach aus dem Kreise der Tänzer entfernen müssen. — In einigen Dörfern der Vorderrhön wird dieser Rundtanz erst von Schulmädchen gehalten, „die müssen den Plan ehrlich machen."

Das Gelingen dieses Brauches, der immer seltener wird, hängt natürlich ab von den Rädelsführern; er wird nur dann Beifall finden, wenn diese aufgeweckte Burschen sind, welche Leben hineinbringen mit ihren Sprüchen, über denen sie wochenlang sitzen und studieren, und die nur dann recht von der Hand gehen, wenn sie von ihnen selbst zusammengediftelt wurden. So z. B. fand ein Spruch, den ich einem Retzeknecht zur Verfügung stellte, wohl großen Beifall, aber keine praktische Verwendung. Er mag hier Platz finden, da er zugleich als Sprachprobe dienen kann für den rhön-fuldischen Dialekt.

Ei söät mei nur, ihr liebe Lüt,
Vas eß dann für'n Spektakel hüt?
Es eß ja Alles uff de Bai —
Rich, arm, alt, jong, groß on klei?

Die darnach au no froa wolle,
Die wern rächt schrobe Küz gescholle;
Ei, Kirmes eß, das wißt Eu all,
Mit Juchheschre-in unn Mosikschall.

Unn soll's a rechtig Kirmes se-i,
So moß dazu a Maiboum be-i;
So honn mei Jonge au geboicht
Unn dän da ouf die Bai' gebroicht.

Die Männer, die mit der Zippelkappe
Das gahnze Joehr dehai' rümtappe,
Hüt lidt 'ses net im Hüsje drei,
Sie müsse au be-im Maiboum s-ei.

Die We-iberlüt onn sälbst die All'e,
Die Gsichter hon's scho voller Falle;
Vor fuchzig Joehr warns jong gesei,
Die müsse au zom Maiboum bei.

Die klaine Maje onn die Jonge,
Die komme au ebe-i gespronge;
Geht ha-i, lärnt ärscht das ABC,
Dann dörft ehr au zom Maiboum geh'.

Mich wonnerts, daß die im Weckelkösse
Nit au no här zom Maiboum müsse;
Vann die all fenge oh' ze schreie,
Dör'ffte me-i das Juchze lasse bleie.

Eu Maje, schö brouchts net ze se-i,
Wenn Eu nor könnt auf d'Füße steih;
Ob dünn ob deck, ob re-ich, ob arm,
Willkohmen se-i der ganze Schwarm.

Mog se-i, bie's well, 's eß kaim vergonnt,
Ze mache' sich a goode Stond;
Eu alle drom, ob groß ob klei,
Lad ich zom Kermestanze e-i.

Nu oufgepaßt, eu große Jonge,
Brav hochgeschriea mit äurer Longe,
Unn bär be-im Tanz 'n Tollpatsch maicht,
Där werd dann tüchtig uisgelaicht.

Wohlouf, beginnen wir den Tanz
Wohl um den Boum mit se-inem Kranz,
Un seud drei Reihen abgeleiert,
Dann werd ganz pönktlich uffgeheiert (aufgehört).

Daß der Rhöner seine Lieblingsspeise, Kuchen und Plaaz, sich an Kirmes in Ueberfülle zu verschaffen sucht, ist selbstverständlich. Selbst die allerärmsten Leute backen ihre Kirmesekoche und leben oft die ganze Woche davon; denn, heißt es, „Kermeß on kain Koche! bas wärn die Jonge floche!“ Besonders die Musikanten machen reiche Beute, weil die Maje Kirmeskuchen mit ins Wirtshaus nehmen müssen, um die Bursche und Musikanten zu regalieren. Bei der „Damentour“ kommt sogar Wein oder Bier dazu auf Kosten der Mädchen.

Eine Art kleine Kirmes ist

der Mar't

(im Ulstergrund der Helderscher Mar't), bei welchem sich jung und alt einfindet. Jedes Dorf des ganzen Grundes stellt sein Kontingent; am schnellsten sind die Männer mit ihren Einkäufen (Eisenwaaren, Peitschen, Hüte, „Gäldbüttel“, Sensen, Sicheln) fertig, um möglichst lang beim Bier sitzen zu können und Politik, Landwirtschaft und Handelschaft zu besprechen. Länger brauchen die Frauen und Mädchen, bis der Bedarf an Halstüchern, Küchengeräten, Schuhen gedeckt ist, für welch letzteren Artikel die Stände der weitbekannten Geisaer und Ostheimer Schuster aufgesucht werden. Das junge Volk aber „tüffelt“ sich bei Zeit in die Wirtshäuser, um bis gegen Abend dem Tanzvergnügen zu huldigen, denn der Abend gehört fast ausschließlich den Einheimischen, obschon es auch von auswärts Gewohnheitshocker gibt, welche nicht eher aufbrechen, bis der Wächter „die Zahn' gedutt“ hat.

Auf die geräuschvolle und lustige Kirmes folgt bald die stille **Adventszeit**, in welcher die Spinnfrau streng auf das tägliche Abendgebet hält und keinerlei Belustigung duldet, denn

„St. Katharein (25. Nov.)
Schließt Harfen und Geigen ein.“

In den Musikantendörfern wird vorher noch das Cäcilienfest gefeiert (22. Nov.), eine Art Nachkirchweih, wobei nochmal in Form eines Cäcilienballes getanzt wird.

Eine besondere Freude, aber religiöser Natur, ist für den Rhöner die Teilnahme an den Rorateämtern, welche in früher Morgenstunde, um sechs Uhr, gehalten werden. Schon um fünf Uhr bimmeln die kleinen Glöckchen und senden ihre Töne durch die stille Nacht; und wenn der Kaplan, beschneit und bereift, um ½6 in das Dorf kommt, da sind schon alle Fenster erleuchtet, denn die „Uraahte" will keines versäumen, besonders da keine eigentliche Arbeitszeit dadurch verloren wird. Für den Rhönkaplan sind diese Wanderungen im Winter, entweder früh morgens oder spät abends, die beschwerlichsten; empfindliche Kälte, tiefer Schnee und wirbelnder Schneesturm, das sind drei schlimme Kameraden, die einem zu unverwüstlicher Gesundheit oder auch, wie es Manche an sich erfahren haben, zu Gicht und Zipperlein verhelfen. Und gar erst die Versehgänge im strengen Winter, wenn ein Kranker auf einem einsamen Hofe seiner begehrt, wenn weit und breit keine Spur im fußtiefen Schnee zu entdecken, wenn die steilen Abhänge und die Gräben mit einer trügerischen Decke überkleidet sind, die plötzlich nachgibt und einen bis an die Schultern einbrechen läßt! Da heißt es jederzeit ein Gläschen Schnaps und einen Bissen Brod in der Tasche haben, denn eine einzige Stunde des Kampfes gegen den Schneesturm kann völlige Erschöpfung und eine unbezwingliche Müdigkeit herbeiführen; ein einziger Bissen Brod aber und ein Schlücklein Schnaps stellt die Kräfte ganz schnell, fast plötzlich wieder her.

In dieser Zeit ist es auch (6. Dezember), daß der Klas (in Franken „Hätschekläs") seine Runde macht, wobei er sich also einführt:

„Guten Abend, Glück ins Haus!
Wie steht's mit euren Kindern aus?
Ich hab gehört, sie wär'n nicht fromm gewesen,
Ich will ihnen nun das Kapitel lesen.

Es kommt das hehre **Weihnachtsfest**, das Fest der unvergänglichen Kinderfreude und der unerschöpflichen Elternliebe. Wenn man in einer Christnacht die Weihnachtslieder, besonders

die uralten Krippenlieder aus dem hellerleuchteten Kirchlein schallen hört, dann glaubt man, das müssen die zufriedensten Menschen sein, die so singen können. Geht man mit den Kirchengängern durchs Dorf, dann sieht man hie und da ein kleines Christbäumchen angezündet und zur Beleuchtung des Weges ans Fenster gestellt. Wo aber die Besucher der Christmette einen weiten, stundenlangen Weg haben, da sieht man ganze Reihen von vermummten Gestalten über die weiße Schneefläche schreiten, eine hinter der andern, die Männer voraus, um einen Pfad durch den fußtiefen Schnee zu bahnen. Dann hat jedes Haus seinen Besuch, da man bei Aepfel und Nüssen den Beginn des Gottesdienstes abwartet.

In der Vorderrhön singen Schulkinder am Weihnachtsabend ein Krippenlied vor den Häusern und erhalten dafür eine kleine Spende an Nüssen, Äpfeln u. dergl.

Ein solches Weihnachtslied ist folgendes:

O Maria die Jungfrau zart —
In dem kalten Winter,
Da reiste sie nach Bethlehem
Zu den Adams Kindern.

Sie hielten um eine Herberg an,
Und da war nicht Einer,
Der sich ihrer nähme an
Und sie lasset einer[1]).

Ja sie sprachen überall:
Bei der Stadt da draußen,
Da draußen steht ein alter Stall
Mit einer steinern Klausen.

Da geh du mit dem Josef hin,
Da kannst du logieren;
Bis der Winter ist vorbei,
Da du kannst marschieren.

Und als die Nacht am kältsten war
Und so hart gefroren,
Da hat Maria die Jungfrau zart
Ihr liebes Kind geboren.

Sie wickelt es in Windeln ein
Und thut es recht schön zieren
Und legt es in die Krippe hinein
Zu den wilden Tieren.

---

[1]) In Franken heißt es heute noch eini- oder einerlassen statt hereinlassen.

Lauft ihr Sünder, lauft herbei,
Thut das Kindlein grüßen,
Es macht uns ja von Sünden frei,
Fallet ihm zu Füßen!

Während der erste „Haltig“ (Heiligtag, auch hehrer Tag, so wird jedes hohe Fest genannt) ganz ruhig vorübergeht, wird es am zweiten Tage schon etwas lebhafter. Die Wirtsstuben füllen sich mit Gästen, in den Spinnstuben aber wird die erste Unterhaltung gefeiert. Es ist der sogenannte „Kalbemar't“, wobei die Mädchen den Kaffee, Nüsse und Äpfel stellen müssen, während die Bursche die Weihnachtsbrezeln liefern. Der Spinnfrau wird auf diesen Abend von den Spinngeherinnen ein schönes Kopftuch gekauft und überreicht, auch für den „Spinnherr“ fällt etwas ab, etwa ein Tabak oder eine Pfeife. — So unpoetisch auch die Benennung dieser Sitte, so erklärlich ist sie daraus, daß man nach der stillen Adventszeit wieder einmal seine Freude und Aufheiterung haben möchte.

Am zweiten Christtag begegnet uns ein eigener Brauch, nämlich das Höckeltragen[1]). In großen weißen Bündeln tragen nämlich die Paten ihren Patenkindern, und seien sie stundenweit entfernt, das Christgeschenk zu, bestehend in großen Wecken oder Brezeln, kleinerem Backwerk (der große „Reuter“ oder die „Docke“ aus Marzipan darf nicht fehlen) und Kleidungsstücken. Dieses Geschenk erhalten die Patchen bis zum 12. Lebensjahre. Wenn es das letzte Mal geschieht, steckt ein Messer im Weck oder ist ganz hineingebacken, zum Zeichen, daß die Schenkerei nun abgeschnitten sei. So kommts, daß man die Kinder fragt: „Biste scho abgeschneite? „Na“, lautet die Antwort, „ich krie' no' mahl.“ —

Das Neujahrsfest darf auch nicht still vorübergehen; es wird entweder „Altjahr ze Nacht“ oder „Neujahrsabend“ gefeiert und zwar in derselben Weise, wie am zweiten Christhaltig, nur daß die Brezeln großmächtig ausfallen, so daß sie von zwei Burschen an einem Stecken getragen werden; auch die Bier-Barthel müssen an diesem Abend öfter gefüllt werden.

---

[1]) Höckel = Bündel, wohl abzuleiten von hockeln (aufhuckeln), auf dem Rücken tragen.

Im Dorfe aber knallt es an allen Ecken und Enden, und die Musikbande zieht bei den Honoratioren umher, ihr Ständchen zu bringen und ihr Trinkgeld in Empfang zu nehmen.

Am Neujahrstag morgens macht der „Gemeindehirt“ mit dem Sack die Runde und empfängt sein „Neujahr“, bestehend in Erbsen, Fleisch und Würsten. An diesem Tage werden auch die reicheren Dörfer von den Bettelkindern heimgesucht, welche, besonders von Birx-Frankenheim, in großen Zügen, das Brodsäcklein um die Schulter und einen Stecken in der Hand, „haischen“ gehen und dabei ihre Sprüchlein ableiern. Eines derselben endet mit den wehmütigen Worten:

„Im Himmel ist kei' Trauer mehr,
Ach wenn ich nur im Himmel wär'!“

Ein anderes lautet vollständig also:

„Ich wünsche euch den Gottessegen
Und dabei ein gutes Glück;
Gott laß euch in Frieden leben
Alle Stund und Augenblick,
Daß kein Unglück euch berühre
Und kein böser Geist verführe.
Habet Dank für eure Gabe,
Die ihr uns verehren thut, —
Gott im Himmel wirds euch lohnen,
Was ihr an den Armen thut.

(Nach empfangener Gabe.)

Habt ihr den Armen Guts gethan,
So nehmt den Lohn von Jesus an:
In dem schönen Himmelsgarten
Da wird Jesus euch erwarten. Amen.

Eine merkwürdige Antwort hatte einst ein Bettelmaje für den Pfarrherrn, der zu ihr sagte: „Maje, ich main, du wärst scho' mahl da gewäse?“ Sie sagte darauf:

„Ach nein, Herr Pfarr, es ist nicht wahr,
's ist jene Magd, die bei mir war,
Die hatt' einen Rock, wie meiner war, —
Es hat ihn derselbe Schneider gemacht.
Er ist abgetrennt
Und war verbrennt
Am Hintergewend.“

Wie man bei uns in Franken, sogar in den Bürgershäusern von Würzburg, die Sitte hat, am Neujahrstag Kraut und Erbsen auf den Mittagstisch zu bringen, „damit das Jahr

über das Geld nicht ausgeht", so hat man dort umgekehrt den Brauch, sich an diesem Tage der Lieblingsspeise zu enthalten; statt dessen gibt es ganze Haufen von Neujahrsküchle mit Huitzeln.

Das folgende Dreikönigsfest bringt in einigen ehemals fuldischen Dörfern die Weihe des Dreikönigwassers, das gar hoch in Ehren gehalten wird, was vielleicht im Zusammenhange steht mit der in der griechischen Kirche allgemein üblichen Ceremonie der Wasser- oder Flußweihe, die dort geschieht zur Erinnerung an die Taufe im Jordan. Vereinzelt besteht noch die Sitte, daß am Vorabend Schulknaben als „Drei König" umherziehen und ihren Spruch hersagen, worin es heißt, daß sie weit herkämen, hungrig, durstig und müde, somit einer milden Spende höchst bedürftig seien, die ihnen dann auch zu Teil wird. Einmal wurden die heiligen Dreikönig von einem „Standarmen" als Bettler arretiert und vor den gestrengen Herrn Landrichter gebracht. Nachdem er sie an ihrer Kleidung (Schwert, Krone und Stern) als richtige Dreikönig erkannt hatte und sie versicherten, daß sie nichts bettelten, sondern nur freiwillige Gaben annähmen, ließ er sie ihr Liedlein absingen und sammelte selbst bei seinem Amtspersonal zu einem Ehrengeschenk. — In früheren Zeiten soll sich mancher „Heiligerdreikönig" den Flachs zu einem Dutzend Hemden ersungen haben.

Dieses Fest ist zugleich eine Mahnung an den kurz darauf beginnenden Flachstermin, so daß jetzt schon die Hausfrau den Flachsvorrath durchmustert, um dem Herrn „kei schrobes Gezük" zu geben und sich dadurch in Unehre zu bringen.

Der auf Dreikönig folgende Tag ist der

Töppchestag,

welchen die Rhöner Dienstboten über die Zeit ausdienen müssen, um die während des Jahres zerbrochenen „Töppen" und Häfen abzuverdienen. Der zweitfolgende Tag erst ist der

Schärztag [1]),

der Tag des Wechselns und Wanderns der Dienstboten. Die wenigen Habseligkeiten sind in die Truhe und in den „Schärz-

[1]) Schärzen, vielleicht gleichbedeutend mit schürzen, sich reisefertig machen.

bündel" eingepackt, der gesparte Flachs — denn jede Dienstmagd läßt sich alljährlich eine Maß Lein aussäen, um so allmählich ihre Aussteuer an Leinenzeug zu erhalten — wird auf den Schubkarrn geladen, und nun kommt der Auszug; nachdem es bei Tisch nochmal Trollsupp[1]) und Trollklöß gegeben hat. Den „Scherzlaib", den von der Frau erhaltenen Laib Brod unter dem Arme, den Scherzbündel auf dem Rücken, einen Krug Schnaps in der Hand, folgt die Magd ihrer vorausgetragenen Habe; hie und da wird ein „Ständerchen" d. h. Halt gemacht, um mit den zurufenden Bekannten zu plaudern und ein Gläschen zu trinken. — Natürlich findet man das Institut der Dienstboten nur in den besseren Rhöndörfern und dann ist bei manchen Dienstherren eine Hauptbedingung für die Tüchtigkeit der Dienstmagd, daß sie „hinter dem Webstuhl machen" kann. —

Die Monate Januar bis März sind die eigentlichen Arbeitsmonate für die Bereitung des Flachses. Den ganzen Tag hört man das Klappern der Schwinge und Breche, das Spinnrad schnurrt von Morgen bis Nacht, der mächtige Kachelofen ist unaufhörlich in Thätigkeit und doch kommt es vor, daß in hochgelegenen Dörfern (Abtsroda) wochenlang die Fenster nicht heruntertauen; Holzschuhmacher, Besenbinder, Peitschenfabrikanten schnitzeln sich die Finger wund, — und am Abend schallen geistliche und weltliche Lieder durch die kleinen angelaufenen Fensterchen. Im Schornstein aber baumeln die „Würscht und Schwartegönder", und schlagen den Takt zu der eintönigen Melodie, die der Sturmwind singt. Hie und da steht auch schon ein Weiblein am laufenden „Born", um mit erstarrten Fingern das Garn auszuwaschen und zu bläuen.

Diese Arbeitszeit geht schnell vorüber; bald steht Fastnacht vor der Thüre und mit ihr die Fastenzeit. Noch ein Werktag wird darum dem Abschied vom Karneval gewidmet, nämlich der Donnerstag vor Fastnacht, hier als der „feiste Dunnerschtig", in anderen Gegenden als der „schmutzige Donnerstag" bekannt. Zum letzten Mal wird unter der Woche Fleisch gegessen; in den Spinnstuben gehts nochmal hoch her, und wenn gerade Gelegenheit ist, wird in die Wurstbrüh gefahren.

[1]) Daher die Frage: „Hast e rächt gut Trollsupp kreigt?"

Die Fastnacht

bringt gleich der Kirmes dreitägige Lustbarkeit, und wird hie und da durch ein paar „Fasenächter“ aufgeheitert, wobei aber wenig Poesie zu Tage tritt. Der alte Jäger (3. Teil, S. 5) weiß noch zu erzählen von den früher üblichen und weit ausgedehnten Zügen der „Fasenachtsnarren“.

Das Hauptvergnügen ist natürlich die Tanzmusik, der Mittelpunkt der ganzen Gemeinde — das Wirtshaus. Die Männer füllen die unteren Räume, das junge Volk spielt die Aktiven, die Weiber machen die Zuschauer, indem sie (so sagt mans vom Dorfe L.) ihre Melkstühle mitnehmen, um einen Sitz zu haben; die schulpflichtige Jugend aber lauscht außen den süßen Klängen, oder hält zu Hause Vorübungen beim Klang der Mundharmonika. In Bischofsheim aber hat die Schuljugend das Recht, an Fastnacht öffentlich auf dem freien Platz einen Reigentanz aufzuführen unter Begleitung der Klarinette und Trommel; das ist der sog. Moumertanz[1]).

Auch die kleinen Kinder haben für die Fastnacht ein eigenes Sprüchlein, das sie Tage zuvor ableiern, nämlich:

Am Sunntig eß die Fasenacht,
Ei, was well ich mich potze, —
Da kouf ich mir a paar hölzere Schuh
Und 'n zwillchene Motze.

Die Fastnacht mit dem Brauche des Flachssäens und seiner sonstigen Lustbarkeit ist schnell vorübergerauscht, die ganze Gemeinde hat sich „einäschern“ lassen, und es beginnt die Fastenzeit. Ein ernster Geist zieht auch in die Spinnstube ein, die Spinnfrau macht die Gebete etwas länger und die Lieder etwas kürzer. Nur die Dorfjugend feiert in der Faste ihr schönstes Fest,

den Huitzelsunntig.

Es ist dies der erste Fastensonntag. Wenn es Abend geworden, dann ziehen die Schulknaben mit langen Strohfackeln[2]) (mit Stroh umwundene Stangen) auf den nächstgelegenen

---

[1]) Moumer ist unser fränkisches Schoute (Narr).

[2]) Auch Strohblähse genannt, was vielleicht mit dem engl. blaze (lies blehs) Lohe, flammendes Licht, im Zusammenhang stehen dürfte.

Berg, und bei Anbruch der Dunkelheit zünden sie dieselben an, so daß sie hoch aufflammen. Bald in langer Reihe, bald in Windungen und kreisförmig oder die Fackeln um sich schwingend, so daß ein feuriger Kreis gezogen wird, laufen sie herab ins Dorf. Hier gehen sie nun von Haus zu Haus und „haischen" Eier, Hutzel [1]) und Fleisch, indem sie für diese dreifache Spende je einen Spruch haben, nämlich für die Hutzeln:

Hutzelstielje, Hutzelstielje,
Macht mer Feuer in' Ofe,
Stoßt mer net die Kachel i,
Es räucht mer in die Stube,
Von der Stube bis in Er'n,
Die kleine Maje hon ich gern,
Die große noch viel lieber.
Ich bin der kleine König,
Gebt mer net zu wenig,
Laßt mich net so lange stehn,
Denn ich muß noch weiter gehn.
Ziljes, [2]) kalle Ärbes
Mit Huitzelbrüh geschmälzt!
Wollt eu' ons kei Huitzel gä',
Soll euch der Boum kei' Birn mehr trä';
Ga't ons die Huitzel mit sammt dem Stiel,
Es senn 'r onser gar ze viel.

Für das Fleisch: Dobe im Firscht
Hange die lange Würscht,
Dob'n Schornstei'
Hänge die alte Säubei',
Ga't uns die lange,
Laßt die kurze hange!

Für die Eier: Dönge in'm Käller,
Steht a Korb voll Eier,
Ga't uns die frösche,
Laßt die alte wösche.

Wenn sie ihren Anteil erhalten haben, rufen sie:

Habt ihr uns gegeben,
Behüt euch Gott das Leben,
Und übers Jahr — da kommen wir
Und haischen wieder vor eurer Thür.

---

[1]) Gedörrte Zwetschgen, Birnen und Aepfelschnitz.
[2]) Auch Sillies = Sieblos, ein Dörfchen bei Abtsroda, hier spottweise citiert.

Wenn ihnen die Beute nicht groß genug ist, oder wenn sie die Leute ärgern wollen, dann kommt ein Spottvers, der nicht druckfähig ist und der beginnt:

Hops, Gretel, hops,
Wie schlappert dir der Motz',

und der mit einem langgedehnten Dürrhof endigt, wofür sie, wenn sie sich erwischen lassen, einen Kübel Wasser über den Kopf kriegen, — was aber den kleinen Freibeutern unendlichen Spaß bereitet. Das also Erbeutete wird schließlich in einem Hause verteilt.

Diese Sitte findet sich in fast gleicher Weise in Vorarlberg, nur daß es dort das „Fackelaschwinge" heißt und das Terminieren im „Chüechla haische" besteht. Da dieser Brauch in allen Dörfern und Weilern geübt wird und zwar trotz des schlimmsten Wetters, so kann man oft fünf und noch mehr Partien den Grund entlang beobachten, was in einer schönen Winternacht einen ganz reizenden Anblick gewährt.

Was die Bedeutung dieser Sitte anlangt, so will der alte Jäger (3. Teil, S. 6) einen vielleicht aus heidnischer Zeit stammenden Aberglauben darin erblicken, indem der böse Säemann von den Feldern vertrieben werden soll. Wahrscheinlich ist es, daß sie auf die in diese Zeit fallende Frühjahrs-Sonnenwende bezug hat, — aber die Rhönbürschlein haben keinen anderen Gedanken dabei, als an „Huitzel, Flaisch und Eier", und darum die Zähigkeit, mit der sie diesen Brauch festhalten. —

Ein anderes Fest für die liebe Jugend, das in mehreren Dörfern des Ulstergrundes begangen wird, ist

der Brezeltag,

eine uralte Stiftung, nach welcher am St. Gregoriustag (12. März) den Schulkindern Brezeln ausgeteilt werden; es geschieht dies in der Schule, nachdem sie vorher in der Kirche ein Gebet für den Stifter verrichtet haben. Mit besonderer Feier wird der Brezeltag in Hilders begangen, mit einer feierlichen Kinderprozession durch das Dorf, wobei die Knaben meist Fähnchen tragen, die Mädchen mit Kränzen geschmückt sind. Das ganze Dorf ist auf den Beinen, um die fröhlich

singende und festlich geputzte Kinderschaar vorbeiziehen zu sehen. Nach der Prozession erfolgt die Verteilung der Brezeln, wobei selbst die Kleinen auf den Armen der Mütter bedacht werden. Jäger nennt diese Feier das Gregorisingen, das allerdings im Mittelalter sehr gebräuchlich war und dem Andenken des Erfinders des Gregorianischen Gesanges gegolten hat. Hier aber ist es eher zurückzuführen auf die Zeit des Schwedenkrieges (1632—35), wo man gerne solche Bittprozessionen der unschuldigen Kleinen veranstaltete.

Die ernste stille Fastenzeit geht zu Ende, so auch in der Natur die Zeit der Ruhe und der Innerlichkeit. Nun brechen die Quellen auf allerorten, so daß die Rhöner alle Hände voll zu thun haben, um das überflüssige Wasser in tausenden von Gräben auf ihre Wiesengründe zu leiten; die Landwirtschaft verbreitet ihren bekannten Duft, so daß die massenhaften Veilchen am Rain gar nicht dagegen aufkommen können. Der Wald zwar steht noch schmuck- und blätterlos, wenn man von den immergrünen Fichtenpartien absieht, die darin zerstreut sind; aber die Hecken am Rain und an den Gärten prangen schon im weißen Blütenschmuck; schon schallt der Gesang der Buchfinken aus den duftenden Hecken, die Staarenkästen werden hergerichtet zur Aufnahme der Frühlingsboten. Von den Huten hört man die Saalpfeifen (Huppen) der Schulbuben, die sie in allen möglichen Größen aus der Rinde der jungen saftigen Salweide (Huppeholz) verfertigen; und bald spitzen die kleinen sammtartigen Palmkätzchen aus den braunen Knospen hervor und werden fleißig von den Jungen aufgespürt und beobachtet, denn es gilt, am

Palmentag

einen richtigen Palmbüschel aufzubringen. Es ist nämlich Sitte, jedem Kinde, das die Prozession mitmacht, einen schöngezierten „Palmzwieck“ mitzugeben. Die Rinde wird in spiralförmigen Streifen abgeschält und der oben befestigte Palmbüschel mit farbigen Bändern und Schleifen geschmückt. In einigen Dörfern ist es Sitte, daß die noch nicht schulpflichtigen Kinder ihren Paten einen Palmzweig bringen und dafür Eier erhalten. Wer schon in die Schule geht und der Sitte unkundig den „Palm“ noch bringt, wird als „Palmesel“ fort-

geschickt. Die Armen tragen Palmen allen Leuten zu, bei denen es etwas zu erbetteln gibt.

Auf den Palmentag folgt andern Tags der Palmenmar't in Hilders, diesmal aber ohne Musik, dagegen, was bei Beginn der Arbeitszeit erklärlich ist, mit sehr lebhaftem Verkehr.

Die heilige oder Charwoche bringt in Kirche und Haus einen großen Ernst, der lieben Schuljugend aber großen Jubel, da es gilt, zwei volle Tage die Stelle der Glocken zu vertreten durch das Klappern oder Ratschen. Schon lang zuvor hat das „klei' Jöngje" den Vater geplagt, ihm eine „Klippklapp" (Knackewäk) zu machen, die großen Jungen aber rüsten selbst ihre Ratschen oder Rumpelkästen zu, die mit 3—5 hölzernen Hämmerchen versehen sind und in welche zur Erhöhung der Resonanz noch Erbsen gelegt werden. Am Samstag morgens holen sie ihren Lohn von Haus zu Haus, der in Eiern besteht und der unter Ausschluß der „Freiwilligen" d. h. der kleinen Jongen, die als nachlaufender Troß nur geduldet werden, redlich verteilt wird.

Einen höchst poetischen Brauch haben die Mädchen e i n e s Dorfes in der Charsamstagnacht. Dem Osterwasser, d. i. dem in der Nacht auf den Ostersonntag laufenden Wasser, welches Ostertau genannt wird, schreibt man eine besondere Kraft zu. Man trinkt es gegen Halsweh, gibt es dem Vieh, um es vor Krankheiten zu schützen, läßt das Futter vom Ostertau benetzen, weil dann das Vieh nicht blähe. Die Mädchen wetteifern nun mit einander, welche in den Morgenstunden des Ostertages zuerst den Ostertau holen wird; vor Tag erheben sie sich, um sich den Rang abzulaufen. Diejenige nun, welche zuerst am Brunnen ist, muß den Brunnenstock mit einem Fichtenkranz schmücken, der zugleich das Zeichen ist für die Nachkommenden, die natürlich auch einen Kranz bereit halten, daß bereits eine die Siegerin in dem unschuldigen Wettstreite geworden ist.

In dieser Nacht werden auch vor der Hausthüre bekannter Mädchen großmächtige Nester aus Stroh, Häcksel, Knotten u. dgl. gemacht, mehr zum Schabernack als zur praktischen Verwendung für die Ostereier, die am Ostermorgen gelegt werden. Je größer das Nest, desto größer der Aerger des

Maje, bis es die Unmenge von Material wieder auf die Seite schafft und desto größer der Spaß des Baumeisters, der wahrscheinlich aus der Nachbarschaft lächelnd zuschaut.

Die Ostertage sind in der Rhön die offiziellen Tage für die Ostereier.

Sie sind wohl auch sonst gebräuchlich, aber nicht in dieser Ausdehnung wie hier. Die Kinder machen am Samstag Abend in Scheuer, Vorplatz oder auf dem Boden die Nester für den Osterhasen und sogar das neben der Thüre befindliche Hühnerloch machen sie auf, damit der Has auch ins Haus schlüpfen kann. Sonst werden gewöhnlich nur die Kleinen mit diesem sinnigen Geschenke bedacht, hier aber beschenken sich auch die Mädchen und Bursche, und selbst die Alten, die zu Besuch kommen, erhalten ihr Osterei. Am reichsten wird der Kaplan bedacht, dem seine Kommunionschüler, die „Bildmaje" (d. h. die am Marienbilde tragenden Mädchen) und andere Bekannte Ostereier bringen in solcher Anzahl, daß er sich in der Osterwoche in dem Dorfe, durch welches ihn sein Filialgang führt, eine Menge guter Freunde unter der lieben Jugend erwerben kann.

Die Eier prangen in allen Farben des Regenbogens, einfarbig und bunt und tragen, wenn sie dona reverentiae oder Liebeszeichen sind, ganz sinnige Sprüche als Dedikation. Noch mühvoller als dies Färben der Eier ist jene Einrichtung, daß man in dem ausgeblasenen Ei ein drehbares Stäbchen befestigt, um welches ein beschriebener Streifen gewickelt ist, dessen Ende durch eine kleine Oeffnung herausgezogen werden kann; die oben und unten hervorstehenden Enden des Stäbchens und das Ende des Streifens sind durch kleine Mäschchen verdeckt.

So kleinlich auch dieser Brauch der Ostereier scheint, so beachtenswert ist er doch als Beitrag zur Charakteristik des Rhöners, denn zu solchen Dingen gehört Gemüt und ein wenig Poesie; der berechnende sparsame Haushaltungsvorstand hat sofort herausgeklügelt, daß man mit den 20 — 30 und noch mehr Eiern, welche zu dieser Spielerei in einem Hause verwendet werden, ein paar Abendmahlzeiten hätte bereiten

können. Und erst die Mühe, mit Hilfe von Zwiebelschalen, Wurzeln und Alaun die Farben zu bereiten, Blätter aufzudrücken, mit Scheidewasser die Dedikation zu schreiben oder gar die oben beschriebene Mechanik zu konstruieren. Eine solche Widmung lautet etwa:

Nimm hin dies kleine Osterei
Und denk, das Beste ist dabei:
Ein Herz voll Lieb und Redlichkeit,
Das treu verbleibt in Ewigkeit.
Wenn auch dies schwache Ei zerbricht,
Doch unsre Liebe wanket nicht.
Sie dauert fort all Tag und Stund
Bis zu unserm heilgen Ehebund,
Und dann, trotz allem Spott der Welt
Und obs auch Andern nicht gefällt,
Wir halten treu und fest zusammen —
Dazu uns Gott verhelfe. Amen.

Eine andere Art, solche Reime an den Mann zu bringen, besteht darin, daß man sie auf künstlich zusammengelegte Brieschen schreibt, die eine Herzform haben und die man dreimal aufschlagen kann, so daß die Papierfläche jedesmal vier Herzen bildet, deren Spitzen zusammenstoßen.

Die andere Sitte, daß am zweiten „Haltig" die Paten ein kleines Geschenk für ihre Patchen zusammenrichten (Ostereier und Brezel), ist bereits erwähnt worden beim zweiten Christtag.

In den Sommermonaten sind es hauptsächlich die **religiösen Feste**, welche dem Rhöner einige Abwechslung in seinem arbeitsreichen Leben bieten.

Welche freudige Teilnahme herrscht im ganzen Dorfe am Tage der Kinderkommunion, selbst in den Familien, die kein „Bröütje" dabei haben! Welche Festesstimmung zieht ein, wenn an einem lichten klaren Sonntagmorgen die einfach herausgeputzte Schaar, die fliegenden Fähnlein und die Dorfmusik voran, in das arme, aber heute bunt ausgestattete Kirchlein geleitet wird. Vom nahen Wald und vom Rain, der sich bis an das Kirchlein heranzieht, schallt der Vögel Sang und mischt sich in die erhebenden Osterlieder.

Arm nannte ich das Kirchlein; ja, in der Rhön hats vor Zeiten recht armselige Gotteshäuser gegeben, die allmählich besseren Bauten Platz machten. Doch kenne ich heute noch

einige, die blos aus Fachwänden erbaut sind. Das Kirchlein aber, in welchem ich mit meinen Rhönern die höchsten Töne gesungen, war wohl das armseligste unter allen. In den massiven aus allen möglichen Steinen erbauten Mauern waren vier ganz unregelmäßige Lichtöffnungen angebracht, die eine länglich und im Rundbogenstil, die andere viereckig und klein wie ein Küchenfenster, eine dritte gleich einer Kelleröffnung. In dem kleinen Raume war nur ein einziger Stuhl für die paar alten „Fraje“, während das gesammte Frauenvolk und die Kinderschaar dicht gedrängt auf dem bloßen Boden kniet; selbst die Kommunikanten an ihrem Festtage knieten auf den Steinplatten rings um den Altar. Oft klagten die Weiber: „Mei könne 's gahnz Jahr kei Boch aufmach'“, aus Mangel an Licht nämlich und freier Bewegung. Und die Höhe und Größe dieses Raumes? Zum Maßstab diene folgendes. Trat ich gebückt durch die steinerne Eingangspforte, dann mußte ich noch einige Schritte thun, gleichfalls gebückt, denn so tief hing die Emporbühne, welche die Rück- und Seitenwand umzog und ²/₃ des Lichtraumes einnahm, um das ganze Mannsvolk aufnehmen zu können. In demselben Verhältnisse waren auch die übrigen Einrichtungen, die mit allen Anforderungen der kirchlichen Kunst im schreiendsten Widerspruche standen. Ein einziger Tritt führte zum Altar; dieser selbst war so schmal, daß der Pult mit dem Meßbuch zur Hälfte in der Sakristei stund, d. h. auf der an den Altar anstoßenden Kommode, in deren Schubladen die kirchlichen Gewänder aufbewahrt wurden. Rechts neben dem Altar erhob sich in der Ecke die kleine Kanzel, zu der etwa fünf Stufen hinaufführten; der Durchgang zwischen Altar und Kanzel ist aber derart, daß ich mit meiner Breitseite nicht durchkam, sondern erst nach rechts oder links umlegen mußte. Um die Situation noch klarer zu machen, erwähne ich nur, daß ich einmal vom Altare aus das auf der Kanzel vergessene Taschentuch mit der ausgestreckten Hand herunterholte. Das war *mein* kleiner Wirkungskreis, während der Lehrer, der das kleine Örgelein dirigirte, ober der Kommode saß, so daß man fast seine herabhängenden Rockschöße erfassen konnte. Man glaube aber nicht, daß uns unter so ärmlichen Verhältnissen das Kirchengehen verleidet worden wäre, und daß wir

uns unbehaglich gefühlt hätten. Wir ertrugen geduldig jedes Ungemach, das Winter und Sommer mit sich brachte, und wenn Festtag war, da verschwand das wurmzerfressene Holzwerk fast ganz unter dem Schmuck der Kränze und Blumen; wenn gar in der Christnacht ein vom Kaplan verfertigtes Transparent über dem Altare herabschimmerte und die vom letzten Bergfeuer noch vorhandenen Lampions die Emporbühne flankierten, — dann schallten die Lieder freudiger als je aus den Kehlen der Rhöner und sie beneideten durchaus nicht die Nachbarn mit ihrer schönen Kirche, sofern sie nur einen „Härrn" haben, der tüchtig predigen und singen kann.

Letzteres nämlich ist eine Hauptempfehlung für den Geistlichen, und wenn auch der Lehrer gut bei Stimme ist und die Orgel gut „schmeiße" kann, dann hört man öfter das so recht vom Herzen kommende Lob, das noch auf dem Kirchgang und nachmittags im Wirtshaus ausgetauscht wird: „Ons' Kaplo on der Lährer — die könne's äwer 'mal goot mit'nanner". Drastischer freilich ist jenes Lob, das einst ein Rhöner seinem eigenen Sohne, der Kaplan geworden, ausstellte, indem er mit Vaterstolz erzählte: „Mi Jong, das eß a tüchtiger Härr; dar kann euch geseng bie des Luider und predigt bie der Döuwel!

Auch die äußere Erscheinung gilt etwas beim Rhöner; hoch und „stattlich" sieht er seinen Herrn lieber als klein und schmächtig. Im ersteren Fall hat er aber auch wenig Bedauern, wenn der Härr sich durch den ärgsten Schneesturm durchkämpfen muß, dann heißt es: „där kann dorch", oder es findet das noch besser seinen Ausdruck in den Worten jener Rhönerin, die in das Unwetter hinausschaute und sagte: „Höut eß aber a Wätter, daß mer koin Hoind nuis sollt jo'g!" Gleich darauf aber sagte sie ungeduldig, „der Kapla kohmt noch net". Lange im Gedenken des Volkes blieb auch die Klage eines alten Fraje, als statt der Hünengestalt des früheren Pfarrherrn ein behäbiges kleines Härrje Pfarrei und Kirche in Besitz nahm, der bei gewissen Funktionen am Altare eines Schemels sich bedienen mußte; sie lief nämlich heim und rief ein über das anderemal: „Mer hun verspielt, mer hun verspielt; ha eß ze korz, ha eß ze korz". —

Ich habe gerne dieses kirchliche Kapitel eingefügt, weil wir den Rhöner doch auch in seinem Gotteshause beobachten müssen, und weil wir auch auf diesem Gebiete stellenweise die größte Armut treffen. Das erwähnte Kirchlein ist nunmehr auch ersetzt durch eine im Jahre 1879/80 erbaute Kirche, zu welcher kein Pfennig Staatsbeitrag kam, sondern außer einem kaum halb ausreichenden Baufond alles durch den unermüdlich eifrigen Pfarrherrn zusammengebettelt wurde. Da war kein Dorf der ganzen Rhön und besonders der reichen Hünfelder Gegend, das er nicht durchwanderte, Geld- oder Naturalbeiträge heischend. Zur inneren Einrichtung aber soll der ganze Reingewinn des aus diesen Vorträgen entstehenden Werkchens dienen; denn was ich aus der Rhön und über dieselbe schreibe, das soll auch für die Rhön d. i. zu ihrem materiellen Vorteil geschrieben werden; vielleicht verzeihen mir dann auch die Rhöner die kleinen unschuldigen Anekdoten, welche, ob wahr oder erdichtet, in die Oeffentlichkeit kommen, und sprechen mit jenem praktischen Rhöner: „Fürs Gäld läßt mer sich scho 'mahl uislach." —

Unter den kirchlichen Festen des Sommers sind besonders zu erwähnen die drei Bitttage, an welchen mehrere Gemeinden zusammenpilgern zum gemeinsamen Gottesdienste. Der Auszug am frühen Morgen unter dem Geläute der Glocken, der Gang über die Rhönhalden oder in zwei geordneten Reihen auf der schwarzgrauen Basaltstraße, das Echo der Gesänge und Musikklänge, das aus dem nahen Walde wiedertönt, — das bunte lebendige Treiben nach geendigter kirchlicher Feier, der Heimzug gegen Mittag, die Erwartung und Freude der Kleinen, die ihren „Wallweck" ebenso regelmäßig empfangen, wie das „Mart'stück", — das alles ist trotz seiner Einfachheit ungemein poetisch und anziehend. Das Begleiten der Gesänge durch ein Musikkorps scheint eine Eigenheit des Frankenlandes zu sein; im Hessischen und noch weiter hinauf ist das etwas ganz Unbekanntes und Unerhörtes, ebenso wie das oft im Sangeston sich bewegende Vorsagen der Lieder.

Ebenso ist es mit dem Dorf- und Flurgang; bei ersterem herrscht ein heiliger Wetteifer, wer den schönsten Altar aus Birkenstämmchen und Zweigen aufbauen und mit den schönsten Bildern schmücken werde; den besten Einfall aber hatte jene

Baumeisterin, die nach erholter Erlaubniß den reichen Bilderschmuck des Kaplanszimmers benützte. Beim Flurgang wirkt beides zusammen, die kirchliche Feier und der Anblick der in schönster Blüte stehenden Natur; je weiter dieser Gang ausgedehnt wird, desto größer die Freude, besonders bei der Jugend, welche die aufstoßenden Hindernisse, einen schmalen Steg über den Bach oder steinige Pfade mit Leichtigkeit nimmt, während die alten Mütterchen sich gegenseitig helfend und stützend nachhinken. Mittags steht dann, wie schon erwähnt, die Schüssel mit „Nuideln" und der „Flurgönder" auf dem Tisch.

Am zweiten Pfingstfeiertag ist in der Vorrhön ein eigentümlicher Brauch, das sog. „Stärktrinken". Die Weiber, ledig oder verheiratet, lassen sich ins Wirtshaus führen und bringen ein gut Teil von ihrem Eiervorrat mit, die Bursche und Männer stellen das Bier, die rohen Eier werden hineingeschlagen und nun wird mit diesem Trank die Stärk getrunken.

Wo die Burschen die Eier terminieren, haben sie auch ein kleines Lied, das sie absingen:

> Weiße Händ und brauna Schnür,
> Wolla es Meigala neis Wirtshaus führ.
>
> Hängt a seidna Fade raus,
> Schaut die schöne Jungfrau raus.
>
> Weiße Läblich (Laibchen), süße Wei',
> 'N Meigala stihn die Haube sei.

Sollten wir die **Wallfahrten** vergessen, die dem Fremden so manchen lieblichen Anblick gewähren und dem Rhöner ohne besondere Opfer eine ganz unschuldige und erhebende Freude bereiten? Ich halte es durchaus nicht für eine bloße Gewohnheit oder gar für eine Art frommen Müssiggangs, wenn der Rhöner an hohen Festen oder an gewissen verlobten Tagen zu jenen Orten pilgert, die ihm durch seine Religion und Geschichte heilig und ehrwürdig geworden sind. Oder soll das Gemüt des Rhöners immer an die nie endende Not und Sorge des Lebens gebannt sein? Der Städter, der Gebildete — er schüttelt den Aktenstaub und die Krämergeschäfte von sich, geht auf die Sommer- und Herbstfrische, um einmal auszuschnaufen. Dasselbe thut der Rhöner, wenn er hie und da einen halben oder ganzen Tag darauf verwendet, den Kreuzberg oder sonst einen Wallfahrtsort zu besuchen.

Es gilt hier das Wort eines Mannes, der viel auf Reisen war und dabei viel beobachtet und studiert hat. Dieser sagt: „Es liegt in unserem deutschen Volke ein tiefes Naturgefühl, das den Städter aufs Land, den Landbewohner auf die Höhen seiner Berge treibt. Ja, man kann sagen, deutsches Wesen und deutsche Art tragen ganz besonders den Charakter des Landes: eine gewisse Romantik, ein eigentümliches Gefühls- und Phantasieleben wird das Kennzeichen unseres Volkes bleiben, so lange seine Berge ihre dunklen Wälder tragen und in stillen Thälern und auf grünen Auen die Jugend ihre Lieder singt. Hier in Thüringen steigen die Landleute an den Sonntagen herauf aus ihren tief unten gelegenen engen Thälern zu den Gipfeln der Berge, um ein paar Stunden ihr Auge zu laben am Anblicke der Landschaft, die wie eine Karte ausgebreitet zu ihren Füßen liegt, die dichtbewaldeten Wellenlinien des Gebirges zu verfolgen, bis sie sich am äußersten Horizont verlieren und verschwinden. Das unterbricht die öde Monotonie ihres Alltagslebens und ist ein Stück Poesie mitten in der Prosa ihrer schweren und sauren Werktage. Die katholische Kirche hat diesen instinktiven Trieb des Volkes erkannt, sie hat ihn geheiligt, sie hat ihn verwendet, eben dadurch das arme Volk zu trösten und seinen Sinn zum Höchsten und Besten hinzuwenden. Darum hat sie Kreuze, Bilder und Kapellen auf die Gipfel der Berge gestellt, häufig den Weg mit Stationen, dieser ächten hl. Schrift in Bildern, umsäumt und läßt die Gläubigen an den Sonntag-Nachmittagen da hinaufziehen. Sie heiligt den Wandertrieb, der uns oft mit so geheimnißvoller Macht hinausführt in die Welt, und hat ihn zur Wallfahrt umgestaltet, die Seele und Leib erhebt und auf lange hin erfrischt."

Wie viel Wahres diese Worte enthalten, geht aus der Beobachtung hervor, daß die Wallfahrtsorte fast durchweg herrliche Natur- und Aussichtspunkte sind (Vierzehnheiligen, Dettelbach, Mariabuchen, Gößweinstein), und daß im Flachlande viel weniger gewallfahrtet wird als in Gebirgsgegenden.

Und betrachten wir uns einmal eine solche Wallfahrt der Rhöner auf dem **Kreuzberg**. Wir sitzen auf einem der Basaltblöcke, die oberhalb des Klosters den abschüssigen Hang überdecken. Die Thäler sind noch mit dichtem Nebel bedeckt, der Wald,

der das Kloster im Halbkreis umschließt, ist von einzelnen Nebelstreifen durchzogen, die sich hartnäckig an die Baumwipfel anklammern. Verlassen sie diesen Zufluchtsort, dann faßt sie der scharfe Wind, der über die baumlosen Hänge hereinstreicht und treibt sie — wie der Bettelvogt ein paar aufgegriffene Landstreicher — vor sich her, um sie an den Mauern des Klosters zu zerteilen. Das Klösterlein und die Kirche mit dem Dache aus grauen Holzbrettchen liegt noch still und menschenleer; im Klostergarten hantiert der Bruder mit dem Servitial, um große Körbe voll Gemüse in die Küche zu schicken, während der Bruder Gärtner noch ein paar erst in dieser Nacht zur Blüte gekommenen Blumenstöcke zum Schmucke des Altars beischleppt, die er im Treibhause entdeckt hat. Noch halten die kleinen Glöcklein, die im spitzen Turme hängen, ihre Morgenruhe, denn die einzelnen kleinen Gruppen, die da und dort aus den Waldpfaden herauskommen, ziehen sang- und klanglos ein. Bald aber beginnen sie ihre Thätigkeit, wenn die weißen Chorröcklein der Ministranten und die hochroten Fähnlein durch die Bäume schimmern und vielstimmiger Gesang oder Blechmusik aus dem Walde schallt. Und sie ziehen sich nun, langsam und allmählich, heraus — die dunklen Reihen der „Mannslüte“, den Geistlichen in ihrer Mitte, dann die bunten Reihen der „Weibslüt“, die mit aufgeschürzten Röcken und den Kober am Arme daherkommen. Von einem Pater eingeholt, zieht singend eine Prozession nach der andern in die Kirche ein. Zehn und noch mehr solcher Züge kommen in kurzen Zwischenräumen, denn auf drei Stunden Umfang wallfahrten alle Rhöndörfer an hohen Festtagen zum Kreuzberg. Die Kirchenmauern sind ganz dekoriert mit den daran gelehnten großen und kleinen Fahnen; vorne aber auf dem freien Platze drängt sich eine bunte Volksmenge um die aufgeschlagenen Buden. Sind Wallfahrer von weiter entlegenen Orten am Vorabend angekommen, dann sind hauptsächlich die Restaurationsbuden umlagert; die ganze Speisekarte aber besteht aus Brod und Wecken, Wurst und „Schwartegönder“; manche setzen „a Wörsje“ darauf, die meisten aber suchen die tiefer liegenden Klosterräume auf, um von dem vielbeschäftigten Bruder Bräu, der am Bierbanzen schaltet, einen Krug Bier zu erhaschen, mit dem sie sich in einen

Winkel des Ganges oder in die geöffneten weißgetünchten Stuben zurückziehen. Dort verzehren sie dichtgetränkt ihr frugales Abendmahl, unterhalten sich noch einige Stunden abwechselnd mit Plaudern, Beten und Singen, bis sie ermüdet den Kopf auf den harten Tisch niederlegen zu einem kurzen Schlummer, wenn sie nicht in den oberen Gängen auf den Boden sich setzen, den Rücken an die Wand gelehnt. Viele suchen dasselbe unbequeme Lager in den Stühlen und an den Wänden der Klosterkirche.

Am Morgen des Festtages haben mehr die andern Buden ihren Zulauf; denn jeder Wallfahrer sucht den Daheimgebliebenen ein Andenken mitzubringen, ein Bild, eine Medaille oder Zuckerwerk den Kleinen; auch manches Zuckerherz mit obligaten Liebessprüchlein wird vom jungen Volk erworben und noch lange liegt das Reimlein zu Hause im schmucklosen Nähkästchen, während das Herz, das zuckerne, schon lang den Weg alles Fleisches gegangen ist. Die Zeit vor dem Hauptgottesdienste wird häufig von den Wallfahrern dazu benützt, um die Stationen zu besuchen. Lange Züge sind es, aus denen die buntfarbigen Kopftücher in den verschiedensten Schattierungen vom glänzenden Weiß bis zum düsteren Schwarz hervorleuchten. Dann sieht man auch einzelne Gruppen auf dem rasigen Plateau dem Naturgenuß sich hingeben, d. h. sie zeigen und erklären sich die Gegend ringsum, wobei es zwar an geeigneten Worten, aber wohl nicht an dem Gefühl der Bewunderung und an Verständniß der Naturschönheiten fehlen wird.

Gegen 9 Uhr aber kommt Ruhe und Stille in die tausendköpfige Menge. Die letzte Prozession ist angekommen, die Glöcklein rufen zum Gottesdienste. Bis weithinaus unter dem Schatten der Buchen stehen die Andächtigen. Wie beim Seesspiegel nur die äußersten Wellen mit leisem Plätschern das Ufer schlagen, während die ganze große Fläche lautlos daliegt, so sind es auch hier nur einzelne weiterhin zerstreute Gruppen, welche noch unnützes Plaudern in die allgemeine Andacht mischen, oder es sind die Franktireurs einer Wallfahrt, die Bubenschaar, die sich außen herumtreibt.

Der Gottesdienst ist zu Ende und das vorhin geschilderte Schauspiel der kaufenden, plaudernden und essenden Menge

wiederholt sich, aber nur noch lauter, lebendiger, bunter geht es zu. Die Buden mit Eßwaaren und die Schenke im Kloster sind förmlich belagert; selbst der frische Born, der umsonst seinen Trank spendet, hat zahlreiche Gäste, es sind die Armen und die Alten, welche nicht im Stande sind, an der Schenke sich durchzudrängen oder zu zahlen.

Kaum eine Stunde nach dem Gottesdienste beginnt der Heimweg in einer Weise, die schon manch poetisch oder künstlerisch angelegtes Gemüt entzückt hat. Auf dem freien Platze stehen zu Dutzenden die kleinen und großen Fahnenträger und ihre stolz gehaltenen Fahnen leuchten in allen möglichen Schattierungen von rot. Außen wird noch in aller Eile gekauft und gefeilscht, drinnen singt man bereits den letzten Segen. Und nun wälzt sich die ganze Menge heraus, ein unentwirrbarer Knäuel von Menschen und Trachten; vielleicht sechs Musikbanden begleiten das Lied, das aus tausenden von Kehlen schallt. Sofort teilt sich auch der gewaltige Strom in zwei Arme; die einen ziehen gerade aus, die anderen biegen um die Kirche und ziehen nach Osten. Noch wenige hundert Schritte, und wieder teilen sich die Massen zwei und dreifach; je öfter die Teilung, desto mehr Ordnung kommt hinein, so daß sich auch schon die zwei üblichen Reihen bilden. Auch der gemeinsame Sang und Klang beginnt sich zu scheiden; schon sind einige voraus, andere zurück, und nun wogen in dem Waldkessel der Hall und Wiederhall, das langsame und schnellere Tempo, die fünf- und sechsfach geteilten Musikklänge durch- und gegeneinander, als wie wenn in raschestem Wechsel die Wogen verschiedener Seesufer gegen einander stürmen. Die einzelnen Prozessionen verschwinden im Walde, noch immer leuchten die weißen und roten Tücher durch die Bäume, noch lange trägt der Wind die Schallwellen an unser Ohr, bis sie gleich einem sanften Windessäuseln verklingen.

Zu unseren Füßen aber wimmelts noch wie in einem zerstörten Ameisenhaufen. Jeder erwischt noch, was er erwischen kann, einen Trunk Bier, ein letztes Wörsje, einen Wallweck und eilt dann mit langen Schritten seiner Prozession nach. Die Händler packen eilig zusammen und folgen der großen Heeresmasse, noch immer kommt ein Nachzügler aus Kloster und Wirtshaus, aber ohne sonderliche Eile, da er sie

doch nicht mehr einholen kann. Aber kaum eine Stunde und der ganze Platz liegt still und lautlos da, Schaaren von Vögeln tummeln sich zwischen den Buden, um die Brosamen aufzulesen, — und drinnen im Kloster sitzt eine kleine Schaar von Gästen; der Rhöntroubadour etwa, einige geistliche Herren und Lehrer, die keinen Dienst bei der Prozession haben, einige geistliche Väter und Mütter, das sind jene Bauersleute, welche die terminierenden Brüder beherbergen und verpflegen und die deshalb auf dem Kreuzberge besonderer Aufmerksamkeit sich erfreuen.

Aber nicht immer ist die Wallfahrt so malerisch und die Situation so gemütlich. Ist man z. B. auf einen bestimmten Tag bestellt, um die Wallfahrtspredigt zu halten und am Vorabend öffnet der Himmel seine Schleusen, — o wehe! Stundenlang peitscht Wind und ein kalter Herbstregen unsere Wetterseite, so daß einem das Herz im Leibe friert. Welche Wohlthat dann, wenn man im behaglichen Refektorium sitzt und der dreifache Fensterschutz uns abschließt von dem tobenden Unwetter; dann greift man auch zwei- und dreimal nach dem Kännchen mit ächtem Zwetschgen- oder Vogelbeerschnaps, unbekümmert darum, ob ein hereinschnüffelnder Tourist uns für einen zur Poenitenz hier weilenden Weltgeistlichen hält, der sogar die Vorliebe zum Branntwein mit den Rhönern teilt. [1])

Warum ich wohl dies Wallfahrtsbild so bis ins kleinste ausgemalt habe? Weil es mir und anderen stets ausnehmend gefiel, so oft ich es auch betrachtet und studiert habe. Diesem Gedanken ist auch der poetische Gruß entstammt, den ich einmal zum Hauptfeste der Rhön, zum Kiliansfeste, auf den Kreuzberg sandte:

O seid mir gegrüßt ihr heiligen Höh'n,
Gegrüßt vor den Bergen allen!
Heut' möcht ich so gern euch wiederseh'n,
Zu eurem Gipfel heut' wallen,
Wo des Kreuzes hochragendes Zeichen steht,
Von heiteren, sonnigen Lüften umweht.

---

[1]) „Das ausgelegte Album hatte auch manche unkirchliche Beiträge, die einem Weltgeistlichen, der vielleicht der Poenitenz wegen oben weilte, großen Spaß bereiteten; ich mache ihm keinen Vorwurf daraus. (Aus allen Weltteilen 1875, S. 79).

Von nah und fern, von Berg und von Thal, —
Welch festlich geschmückte Schaaren!
Die Rhöner sind es, die ohne Zahl
Zum „heiligen Kreuz“ wallfahren;
Es flattern die Fahnen in heiterer Luft,
Helltönend das Glöcklein vom Berge ruft.

Ja, steige hinauf, du gläubige Schaar,
Von Liebe beseelt und Verlangen,
Zu wandeln die Pfade, die voller Gefahr
St. Kilian einstens gegangen,
Von Bergeshöhen die segnende Hand
Ausstreckend über sein Frankenland.

Hinauf zum Kreuze, dem heil'gen Symbol,
Das die Stürme machtlos umtoben, —
Hinauf zum Kreuze, um dankesvoll
Den Apostel der Franken zu loben, —
Und über die Triften am Bergeshang
Hinschalle dein Dank- und Jubelgesang!

Zieh' aus deine Schuhe! Dort kniee dich hin
Mit Ehrfurcht — 's ist heilige Erde;
Dort trug St. Kilians Heldensinn
Apostolischen Amtes Beschwerde,
Bis daß er gebrochen den heidnischen Bann
Und Franken dem christlichen Glauben gewann.

Und steigt ihr herab vom heil'gen Asyl,
Heimkehrend zur friedlichen Hütte,
Bleib stets doch das Kreuz eures Lebens Ziel! —
St. Kilian, Du für uns bitte,
Daß mutig wir schützen gen jegliche Macht
Den Glauben der Väter, den Du uns gebracht.

Und kann ich euch nicht, ihr heiligen Höhn,
Am Kiliansfeste besteigen —
Und euch im festlichen Schmucke nicht seh'n,
Soll doch meine Muse nicht schweigen:
Drum feiert mein Lied in begeistertem Wort
Dich Kreuzberg, Frankenlands heiligsten Ort!

Ein ähnliches Wallfahrtsbild, aber minder großartig, bietet uns **Maria Ehrenberg**, der hauptsächlich aus der Fulder Gegend stark besucht wird. Hier fehlt Kloster und Wirtshaus; einsam, von Wald umschlossen, liegt die geräumige Wallfahrtskirche abseits von der Straße des Touristen. Aber vielbesucht ist es von den Wallfahrern, alle Samstag den Sommer über von einzelnen Gruppen, an mehreren Festen

aber von Tausenden. In der Nacht schon kommen sie singend und betend gezogen mit brennenden Kerzen, so daß weithin der Berg erhellt ist und besonders die vielhundertstufige breite Treppe einen wundervollen Anblick gewährt. — Bei Abgang eines Wirtshauses und weil die Prozessionen nicht gemeindeweise mit ihren Pfarrern kommen, darum war es allzeit ein schweres Stück Arbeit für den langjährigen Mottener Pfarrherrn, den vielbekannten Pfarrer Schach [1]), unter den Ständebesitzern, Wirten und Kaffeeköchen Ordnung zu halten.

Drum sang ihm auch bei seinem Abzug nach Oberleichtersbach ein Confrater unter anderem Folgendes:

Du bleibst zwar ein Rhöner, doch gränz'st du an Franken,
Brauchst nicht mehr mit Kerzen-Weibern zu zanken,
Wenn sie auf Maria-Ehrenbergs Höhen
Zu nahe dir an der Kirchthüre stehen,
Und auch nicht mehr nach Gendarmerie zu schicken,
Wenn Weck und Knoblinen der Kirchthür nahrücken, —
Und wenn dem Kommando: „Weiber zurück!"
Die Wirte antworten mit höhnischem Blick:
„Seitdem Sie hier sind, ist's immer ein Wesen,
So lassen's Sie's doch, wie es früher gewesen,
Denn an der Kirchthür dahier
Hat es stets gegeben Schnaps und Bier;
Wir habens Ihnen ja auch nicht verdacht,
Wenn hinterm Altar Sie ein Schlücklein gemacht,
Was Leute schon haben wahrgenommen,
Die just hinter den Bretterverschlag gekommen."

Der Umstand, daß in früheren Jahren oft der Schäfer seine Heerde in die offenstehende Kirche trieb zum Schutze gegen Unwetter, hat zu einer boshaften Anekdote Anlaß gegeben, die einem ebenso allen Ernstes erzählt wird, wie jener Streich, den einst die zum Schutze des Waldes wachen-

---

[1]) Von den vielen Anekdoten, welche den in der ganzen Rhön populären und bei den fürstlichen Kurgästen Brückenau's (besonders König Ludwig I.) beliebten Pfarrer Schach zum Gegenstand haben, soll nur eine erwähnt werden. Die verlebte Kaiserin von Rußland kam mit ihren Kindern öfter in sein Pfarrhaus zu Besuch und ergötzte sich an seiner biederen schwäbischen Gemütlichkeit. Einmal hatten die kaiserlichen Kinder im Garten recht wild gethan und zum Schrecken der Haushälterin manches verwüstet. Da sagte die Kaiserin begütigend: „Sie dürfens nicht übel nehmen, Herr Pfarrer, es sind halt Russen." —

den Forstgehilfen einem Vorbeter gespielt haben sollen. Ein weiteres Stückchen: Der kategorische Befehl, daß auf dem Ehrenberg wegen der Feuergefährlichkeit für den Wald kein Kaffee mehr gekocht werden dürfe, rief bei den Beteiligten große Aufregung hervor und gab zu folgendem Vorkommniß Anlaß.

Als einst König Ludwig I., bekanntlich der eigentliche Gründer und eifrigste Besucher des Brückenauer Bades, seine Ausfahrt machte gegen Motten zu, wurde sein Wagen plötzlich gehemmt durch eine Menge Weiber, die auf offener Straße mit ausgespannten Armen knieten. Befragt um dies auffällige Gebahren, erwiederten sie, sie wollten unsern Herrgott anrufen, daß ihnen wieder das Kaffeekochen auf dem Ehrenberg gestattet würde. — Man sagt, König Ludwig habe dann selbst die Rolle des Herrgotts gespielt und die Bitte gewährt.

Versetzen wir uns vom Ehrenberg auf einen andern Berg der Rhön, der für den Geologen ebenso wie für den Botaniker, am meisten aber für den Naturfreund Interesse hat, auf die waldumgürtete, felsumbaute **Milseburg.** Weithin schaut das kolossale Steinkreuz und die beiden Nebenfiguren ins Land hinaus, während das im Schutze des Felsgipfels geborgene Kapellchen nur von einer Seite sichtbar ist. Das ist der dritte, weniger stark besuchte Wallfahrtsort der Rhöner. Allwöchentlich im Sommer zwar hält der Pfarrer von Kleinsassen Gottesdienst hieroben, wozu wohl 30 — 40 Personen sich einfinden, und an Sonntag Nachmittagen gibts einzelne fromme Besucher. Der eigentlichen Wallfahrtstage sind aber nur vier, der erste am 11. Mai[1]), der letzte am ersten Sonntag des September (Schutzengelfest).

Die Wallfahrt selbst beschränkt sich auf den Besuch des Festgottesdienstes, zu dem stundenweit die Rhöner herbeieilen. Will man einen recht lieblichen Anblick haben, dann muß man bei Zeiten auf dem Gipfel stehen. Dann sieht man ringsum von Dörfern und Weilern die Schaaren heranziehen auf Wiesen- und Waldpfaden, nicht prozessionsweise, sondern

---

[1]) Am diesjährigen 11. Mai wurde dortselbst eine künstlerisch gefertigte Madonnenstatue auf dem Platze vor der Kapelle eingeweiht, eine neue Zierde für das liebliche Plätzchen.

einzeln und in Gruppen, — vom Plateau des Teufelstein, vom tiefgelegenen Kleinsassen, von dem Bränder- und Eckweisbachergrund, deren Hütten und Weiler vor uns liegen. Etwas eng geht es zu auf der Milseburg; kaum hundert Personen faßt das schmucklose Kapellchen, das nur ein Glöcklein besitzt. Die große Menge sucht sich außen ihren Platz auf den leicht geneigten schmalen Rasenflächen, in welche der Pfad mündet, auf dem rings aufgemauerten Rasenplatz um die Kapelle oder auf den Felsblöcken und Terassen des Gipfels, so daß kein Flecklein Erde oder Fels unbenützt bleibt. Wenn der Pfarrer, der oft ganz allein den Dienst besorgt, in Sicht kommt, läßt das Glöcklein nochmal seine Stimme ertönen und alles drängt sich aus der Nähe der Verkaufsstände hinauf zum Kapellchen, denn die Predigt beginnt, — eine wirkliche Bergpredigt. Ein herrlicher Blick ists, von der steinernen Kanzel, die im Schatten der Felswand an die Kapelle angebaut ist, weit hinauszuschauen über die kuppen- und waldreiche Rhön, in deren Mitte wir stehen, oder in das Fulderland, das uns durch die vier Turmspitzen des Domes angedeutet wird, und hinauf zu den langen Höhenzügen des Thüringerwaldes, über welchen als ganz schwaches Pünktchen der Herkules auf Wilhelmshöhe sichtbar ist. Und das alles im Sonnenschein eines Pfingsttages, wo rings alles blüt und duftet und wo auf Steinen und Felsblöcken lauter festlich geputzte Rhöner und Rhönerinnen in bunter Abwechslung lagern, den Worten des Predigers lauschend, die mächtig in den Wald hineinklingen, — das ist ein Anblick, der auch den grimmigsten Feind der Wallfahrten versöhnlich stimmen kann. [1])

Weniger einladend ist freilich das Bild und dann etwas ernüchternd, wenn der Felskoloß von Nebeln eingehüllt ist, aus denen er gleich einer Insel emporragt, wenn ein feiner kalter Regen herniederrieselt auf die Zuhörer und das Pfeifen des Sturmwindes, der in hastigen Stößen über den freien Platz hereinfegt, die Worte fast übertönt. In solchen Fällen aber verliert der Rhöner seine Geduld nicht, er ist ja die Launen der Milseburg schon gewöhnt. Er läßt sich sogar

---

[1]) Ein Maler nahm ein solches Fest, das er mitfeierte, zum Gegenstand seines Bildes und erregte viel Aufsehen damit.

gefallen, daß der Prediger, der nichts als die aufgespannten Regenschirme vor sich sieht, ihn ersucht, ihm doch das Gesicht zu zeigen und den Regen geduldig zu ertragen, — und gehorcht auch willig.

Nach Beendigung der Feier eilen die Besucher aus den umliegenden Ortschaften sofort nach Hause zum Mittagstisch, nur die entfernt Wohnenden nehmen erst einen kleinen Imbiß und Trunk zu sich, aber in aller Eile, so daß oft um 12 Uhr keine Hand mehr sich findet, um den Mittagsgruß des Kapellenglöckchens ertönen zu lassen.

Ja die „Melseborg“ übt eine große Anziehungskraft aus; da ist kein Haus im Dorfe, das nicht alljährlich einen Besucher stellt. Die ältesten Weiblein, die kaum auf ebener Straße recht fortkönnen, keuchen die steilen Pfade hinauf (mir erzählte ein Bauer in Kleinsassen, daß er z. B. im Monat Mai jeden Morgen die Milseburg besucht habe); leichtfüßig springt das junge Volk an ihnen vorüber, besonders wenn es heimwärts geht und man, wie ihm nachgeredet wird, in Liebhards oder Kleinsassen noch den Ablaß mitnehmen will, d. h. die Tanzmusik, die am 1. Sonntag im September gehalten wird. Dann mag freilich die Erinnerung an die Predigt längst verflogen sein, so daß der Bursch, den der strenge Vater daheim examiniert, von dem Inhalt der „grausam“ oder „barbarisch“ schönen Predigt weiter nichts zu sagen weiß, als: „Er hat halt 'n heilge Geist ruisgestriche“. Die Maje dagegen wissen mehr zu erzählen, welcher Härr gepredigt hat und was und wie, und wie stark der Besuch gewesen und wen sie getroffen aus der weitzerstreuten Freundschaft, — und am St. Gangolfsfest (11. Mai) wird sicherlich auch berichtet, „ob wieder die Weiber ihr Sach kreigt hon,“ weil die Legende vom hl. Gangolf im Volksmund dahin umgestaltet wurde, daß derselbe „a schlömm' Frau“ gehabt, die ihm das Leben verbittert und ihn in die Wildniß der Milseburg getrieben habe.

Hieher gehören auch einige Patrociniums- und Kirchenfeste, die in einzelnen Dörfern mit besonderer Feierlichkeit begangen und darum vom ganzen Grund besucht werden; sei es nun das Jörgefest („Jörge-Güt“) in „Poppehuse“, oder das Skapulierfest in „Reulich“, das sog. Birnfest in Batten, und schließlich das Rosenkranzfest in Hilders; jenseits der Rhön

werden solche Feste insgemein „Hirschbreifeste“ genannt. Auch hier treffen sich wieder Freunde und Bekannte von nah und fern, und so bleibt der Rhöner ohne zeitraubende Korrespondenz in beständigem und lebhaften Verkehr mit seiner Freundschaft und mit der ganzen Rhön und schafft sich so eine Anregung für sein Gemüt, die der auf der Scholle klebende Gaubauer sich nicht bereitet.

Das Kapitel von den kirchlichen Festen und von den Wallfahrten ist etwas lang ausgefallen; aber sollte oder dürfte man diese Seite des Volkslebens mit Stillschweigen umgehen? Gewiß nicht, wenn man das Volk kennen lernen und erfahren will, aus welchen Quellen das Volk und besonders die Armen ihre Erholung und Aufheiterung, man darf sagen, ihre Poesie schöpfen, ohne welche einmal die Prosa des Lebens nicht zu ertragen ist. Freilich darf man dieses Bild nicht betrachten mit dem Auge jenes Touristen, der kurz erwähnt, daß auf der Milseburg unter freiem Himmel gepredigt wird, und dann fortfährt: „Etwas tiefer aber liegen angebrannte Papierfetzen, halb verkohltes Reisig und Strohwische; das ist der Herdplatz für die hungrigen Gläubigen, da werden Bratwürste geschmort, da wird Bier verzapft und lustig geschwärmt.“ Dann fügt er — man sieht, wie er dabei die Nase rümpft — hinzu: „Noch ein echtes Stück Mittelalter!“ Ich glaube, daß dieser Rhönschilderer weder solche angebrannte Papierfetzen mit eigenen Augen gesehen, noch daß er die Rhöner ha[illegible] lustig schwärmen sehen, noch auch, daß er das Mittelalter studiert hat. —

Holen wir nun nach, was unterdessen — in der Sommerszeit — der Rhöner bei seiner Arbeit an Freuden und Leiden erlebt hat.

Am 1. Mai — am Walberstag — beginnt das sommerliche Leben. Die Rhönschafe, die bisher ihr Futter auf den Triften gefunden, müssen dem Großvieh Platz machen; jene werden einem Schäfer anvertraut, während über diese der Gemeindehirt das Kommando übernimmt. Ein wichtiger Tag ist jener, an welchem das „Hörnereisen“ von Haus zu Haus geschickt wird, es dient mit den zwei daran befindlichen Öffnungen dazu, die zu langen Hörner in entsprechender Weise kürzen zu lassen und ist zugleich die Ansage, daß andern

Tags der erste Auszug stattfindet [1]). Dann ertönt alltäglich das unmelodische Getön des Hirtenhorns, und stolz wie ein Feldherr steht der Hirt auf der Straße und erwartet, wie seine Untergebenen in lustigen Sprüngen sich um ihn sammeln; die munteren Geißen haben natürlich Langeweile, bis die schwerwandelnden Ochsen heranschreiten und erklettern die aufgeschichteten Holzstämme, um die zarten Blättchen der über den Zaun hängenden Baumzweige abzufressen.

Im Monat Mai hält auch der Kaplan seine zweite Ernte, d. h. seinen Wollentermin, der ihm in guten Dörfern 10—30 Pfund Wolle einträgt und ihn auf Jahre hinaus mit diesem Artikel versorgt.

In Haus und Hof reißt die Arbeit nicht mehr ab; — die Tuchbleichen werden instandgesetzt, das Flachssäen beginnt, die Sommerfrucht erfordert wochenlange Arbeit, die „Erdäppel" wollen gelegt sein, — und dabei rückt der Jahreszeiger langsam weiter. Der Wald verliert sein lichtes Grün und nimmt eine dunklere Färbung an, denn endlich haben auch die Buchen ihren Blätterschmuck angelegt; das Maje bestellt ihren Garten und ist stolz darauf, wenn es dem vorbeigehenden Kaplan den ersten Zwieck aus Levkojen und Pfingstnelken überreichen kann. Schon leuchten die blauen Kornblumen und die rothen Glitschen aus dem kniehohen Saatfeld; der Flachsacker steht in seinem himmelblauen Kleide da, ein freudiger Anblick für die Hausfrauen. Die Blutfinken erhalten jetzt ihre erste Lektion und bringen den Lehrmeister zur Verzweiflung, wenn durchaus kein Talent oder zu große Bequemlichkeit sich zeigt. — Es kommt das

Johannisfest,

an welches sich von jeher und in allen deutschen Gauen die verschiedensten Gebräuche knüpfen. Von diesen sind auch in der Rhön noch einige erhalten. Allgemein gebräuchlich in der Vor- und Hinterrhön ist das Schmücken der Hausthüre d. i. des oberen Balkens mit einer Guirlande von Kornblumen, Johanneskronen, Pfingstrosen und Feuerlilien. So ziemlich verschwunden ist die Sitte der

---

[1]) Die Gersfelder Dorfordnung besagt: „Da Schultheiß und Vierer einen Nachbar mit dem Hörnereisen strafbar befinden, soll er von jedem Horn, so unrecht befunden, 2 Knacken Straff geben."

Johannisfeuer.

In der Nacht vor Johanni singen die jungen Bursche vor den Häusern meistens Kirchenlieder und erhalten hiefür Eier. Am Tage selbst zieht die männliche Schuljugend mit einem großen aus Feldblumen gewundenen Kranze, der an einer Stange getragen wird, von Haus zu Haus. Dabei singen sie:

Vi—Va—Veit!
Johannes ist nicht weit,
Ist ein reicher Bauer im Haus,
Langt einen Arm voll Scheit heraus!

Wenn sie nichts oder wenig erhalten, kommt folgender Spottvers:

Fi—Fa—Fix,
Wir haben noch gar nix,
Kommen vor eine Thür,
Steckt der Riegel für,
Für steckt der Riegel,
Bank ist kei' Ziegel,
Ziegel ist kei' Bank,
Glöckle geht im Gang,
Im Gang geht das Glöckle,
Tuch braucht man zum Röckle,
Zum Röckle braucht man Tuch,
Der Keller[1]) liest im Buch,
Im Buch liest der Keller,
Stai' liegt auf der Eller,
Auf der Eller liegt a Stai;
Da hüpft die alte Schindmähre
Auf dreitausend Bai.

Das zusammenterminierte Holz wird zu einem Bergfeuer[2]) verwendet, wobei aber nur die Schuljugend sich herumtummelt, während das Springen über das Johannisfeuer, wie es im bayerischen Gebirge in Uebung war, mehr der erwachsenen Jugend zur Belustigung diente. Diese Sitte geht aber allmählich verloren, gibt es doch Dörfer, wo sie seit zwanzig Jahren nicht mehr geübt wurde. Die Sprüche sind natürlich im Lauf der Zeit korrumpiert worden, so daß sie viel von ihrem ursprünglichen Sinn und Inhalt mögen eingebüßt haben.

---

[1]) Der Amtskeller, kurzweg Keller, war in alter Zeit der fürstliche Amtmann, die gewichtigste und gefürchtetste Persönlichkeit.

[2]) In manchen Dörfern Gehannes-Hause genannt.

— Angebrannte Holzstücke, die man aus dem Johannisfeuer nimmt, steckt man in das Flachsfeld; so lang diese Stücke sind, so lang wird der Flachs. Kohlen vom Johannisfeuer steckt man unter die Dachsparren, ebenso wie die sog. Judaskohlen vom Charsamstag, dann soll kein Gewitter einschlagen.

Nach wenigen Wochen beginnt die **Heuernte**, eine mühevolle Arbeit und zugleich ein ländliches Fest. Letzteres ist mit Vorbehalt zu verstehen. Man liest zwar von Musik und Gesang, von dem malerischen Anblicke eines förmlichen Zeltlagers, da das Heumachen auf dem von Ortschaften sehr entlegenen Rücken der hohen Rhön mehrere Tage in Anspruch nimmt. Aber in Wirklichkeit beschränkt sich die Festlichkeit darauf, daß man sich bei der Arbeit etwas aufheitert und am Abend nach der Mahlzeit ein bischen zusammensitzt; allerdings mögen dann einzelne offen brennende Feuer (gewöhnlich gibts kalte Küche) und die über die im Abenddunkel einschlummernde Heide leise hingleitenden Töne eines Volks- oder Kirchenliedes eine ganz eigentümliche Stimmung hervorrufen. Nur beim Heimzug ins Dorf geht's lustiger zu, wobei manchmal auch die Dorfmusik sich beteiligt. Aber im ganzen steckt hinter der poetischen Außenseite viel Plag und Arbeit, wie der Oberelsbacher Rhöndichter in seinem

Mähderlied,

(nach einer Kirchenmelodie singbar) derb aber wahr besungen hat.

O ihr Mähder all auf Erden!
Das sind heuer groß Beschwerden,
Darum bittet Gott allzeit,
Daß die Sens' im Zirkel bleibt.
  Höret gnädig unsre Bitten:
  Wollet uns recht Fleisch 'raufschicken,
  Käsebrod und Brantewein,
  Laßt das Gras beim Teufel sein!

Früh, eh noch die Sonn' sich zeiget,
Flugs man aus dem Zelte steiget,
Haut und mäht den ganzen Tag, —
Das ist wahrlich eine harte Plag.
  Höret gnädig ꝛc.

Wenn die Kötze lang ausbleibet,
Mattigkeit den Schweiß austreibet
Und uns jede Rippe kracht,
Dann, o Mäher, gute Nacht!

Wenn der Mähherr[1]) vornher zappelt
Und das Mähderle hintenach krabbelt,
Ach was ist das für 'ne Pein, —
O du armes Mähderlein!

Wenn der Mehlthau sich anhanget
Und die Zung nach Bier verlanget
Wenn die Sens' fast nicht mehr geht,
Das Gedärm' im Leib sich dreht.

Wenn die Sonn in ihrem Mute —
Sengt das Haar mit sammt dem Hute,
Das Blut in allen Adern kocht
Und das Hirn im Kopfe pocht.

Jetzt kommt die goldne Mittagsstund:
Man hat den Bissen noch im Mund,
Heißt es: „Allons, wieder auf,
Auf das große Feld hinauf!

Dies geht bis nach Wüstensachsen
Und durchs ganze Weimar-Sachsen,
Erst bei Bremen[2]) hört es auf,
Haut nur Alle tapfer drauf!

Wenn sie (die Sonne) endlich untergangen,
Alle Glieder matt dran hangen,
Fieber aller Art sich zeigt,
Das ist wahrlich gar nicht leicht.

Wenn man sich nun niederleget,
Jeder Floh sich gleich beweget,
Läuft die ganze Nacht im Kleid,
Das ist erst ein Herzeleid.

Die Arbeit des Sommers beschäftigt alle rüstigen Hände, die schon selbständig zu Mittag in die Schüssel langen können. Wer entbehrlich ist bei der heimischen Arbeit, ergreift das Wanderbündel, nimmt Sichel oder Dreschflegel und wandert „in den Schniet."

Die Kinder, noch nicht zur Feldarbeit reif, ziehen haufenweise in den Wald (soweit er nicht preußisch ist, denn der letztere ist durch die Paragraphen des neuesten Forstgesetzes

---

[1]) Das ist der Herr des Feldes selbst, oder der das Mähen übernommen hat und der als gutes Vorbild vorausmäht.

[2]) Ein weimarisches Dorf am Nordende der hohen Rhön, während Wüstensachsen am Südende liegt.

strengstens umzäunt) und suchen besonders auf den Waldblößen die zahllosen Heidelbeerbüsche ab, um mit dieser ohne Mühe erwachsenen Ernte entweder den häuslichen Bedarf zu decken oder eine kleine Handelschaft zu treiben. Lustig und fröhlich zieht die Karavane aus und durchstreift nach allen Richtungen das Erntefeld, durch lauten Zuruf miteinander Fühlung behaltend; beim Heimkehren sieht man an den flatternden Flachshaaren und den geröteten Gesichtern der Kinder, daß sie es nicht an Bewegung und Spiel haben fehlen lassen, und die dunkel gefärbten Lippen weisen darauf hin, daß dem dreschenden Ochsen das Maul nicht verbunden war. Fröhlich singen sie im Heimziehen ihr uraltes Liedchen:

Die Beer-Maje komme,
Die Müs schlö'nn die Trumme',
Die Katze kehrn die Stube uis,
Die Spatze trö'n de Dräck uuis;
Nu — is Alles uis.
(oder: Kitze [1]) gewonn', — Platze Gäld,
Eins — uis!)

Andere derartige Liedchen sind:

Hohme, hohme, hohme,
De schwoaze Beerlüt kome,
Hom en große Honger.
De Aeller schleßt de Schank uff,
Thot en grosse Koche ruis,
So groß be en Möllnroad,
Doa wern de schwoaze Beerlüt all soat.

Ich geng emahl in de rote Beer,
Da hoatt ich mi Töppe halber leer;
Da kohm ich bei en Stai,
Doa schmeß ich's korz o' klei.

Dabei vergessen sie nicht, eine sinnige Ovation zu bringen, den Zehnten gleichsam von ihrer Ernte. Sie legen nämlich an jedem Kreuz oder Bildstock, an welchem sie vorbeikommen, einige der schönsten Beeren (ungefähr zehn) als Opfer nieder. Unpraktisch ist diese Sitte durchaus nicht; denn diese geopferten

---

[1]) Eine Haselnuß ohne Kern; auch das Stichwort bei einem Kinderspiel, in welchem eines so lang von dem Haufen Nüsse wegnehmen kann, bis die vorherbezeichnete Nuß getroffen ist, wobei die anderen „Kitz" rufen.

Beeren kommen entweder den Spatzen zu gut, oder den mit dieser Sitte bekannten Jungen, welche dieselben ohne besonderen Dank von dem primitiven Opfertische hinwegnehmen.

August und September bringt die Flachsernte mit den schon geschilderten Gebräuchen; im Drei- oder Viervierteltakt schallen die Schläge der Dreschflegel aus den geöffneten Scheunentennen. Früher wo die Dreschmaschine noch nicht im Gebrauch war, dauerte diese Musik den ganzen Winter über bis gegen Lichtmeß, jetzt aber ist sie bis zur Kirmes gänzlich verstummt. Beim Ausdreschen, d. h. wenn das letzte Mal gedroschen wurde, bestand der Brauch, einen „Gönder" in irgend einen Bund Getreid zu verstecken, der von den Jungen aufgespürt, „gefangen" wurde.

Die Schnitter und Dröscher sind heimgekehrt zum väterlichen Herde und haben die ersparten Thaler dem Hausvater überbracht, der sie wehmütig in Empfang nimmt, denn nur wenige Wochen darf er sich ihres ungestörten Besitzes erfreuen, — Martini steht ja vor der Thür, der vielgefürchtete Zinstermin. Das junge Volk aber kümmert sich nicht um solche Sorgen, sondern rüstet geschäftig und freut sich auf die Kirmes; ein Vergnügen, das in der Hinterrhön doppelt genossen werden kann, da die hessische und bayerische Kirmes acht Tage von einander gefeiert werden.

Und so ständen wir wieder bei der Kirmes, mit deren Schilderung wir das Festjahr des Rhöners begonnen haben. Es ist ein bescheidener, aber doch nicht schmuckloser Kranz, den altehrwürdige Traditionen, das Festjahr der Kirche oder der eigene poetische Sinn dieses Gebirgsvölkchens gewunden hat, um damit sein arbeits- und sorgenschweres Leben zu umkränzen. Wenn nur nicht Unverstand oder ein gewisser prosaischer Sinn, vor dem nur das Reelle und Praktische Gnade findet, ein Blümchen nach dem andern aus diesem Kranze zauste, so daß schließlich nur mehr eine schöne Erinnerung sein wird, von den Alten am Ofen erzählt für die junge Generation, was jetzt noch Leben und Wirklichkeit ist.

Dritter Vortrag.

Charakter und Sprache der Rhöner.

Gehalten am 4. April.

Ich komme heute zum dritten und schwierigsten Teile meiner Abhandlung über die Rhöner, ich lasse sie nämlich handeln und sprechen.

Bisher habe ich nur einzelne Züge aus dem Leben und Treiben der Rhöner gesammelt und nach äußeren Gesichtspunkten geordnet, — heute will ich sie nach inneren Motiven zu einem einheitlichen Bilde gestalten und ein Gesammturteil darüber abgeben. Bisher habe ich gelegentlich verschiedene Sprachproben zum besten gegeben, heute will ich eine systematische Darstellung und Gliederung der Rhönersprache versuchen — beides eine Aufgabe, die mancherlei Schwierigkeiten bietet.

Schon die Charakteristik eines einzelnen Menschen ist ein schwierig Ding; denn jeder Untugend und schlimmen Eigenschaft, die wir ihm auf Grund unserer Beobachtungen nachweisen, wird er sofort zwei Tugenden entgegenstellen, die er natürlich im Verborgenen übte und die sich jeder Kontrolle entziehen. Und gar, wo es sich um das innere, um das Seelenleben handelt, um den Kampf gegen die Leidenschaften,

da könnte mancher dem strengen Sittenrichter entgegnen: „Du hast wohl eine Niederlage gesehen, die offenkundig geworden, aber du hast nicht gesehen, wie oft ich — allen unbeachtet — einen Sieg errungen habe.

Gilt es nun gar, eine kleinere odere größere Gruppe von Individuen, eine Gemeinde, einen Gau nach seinem wahren sittlichen Werte zu beurteilen, dann ist die Sache noch schwieriger. Da stellt man einem Exempel, das wir für irgend ein Urteil aufstellen, gleich zwei und drei andere entgegen, die dasselbe hinfällig und die Regel zur Ausnahme machen.

Deßhalb muß man sich wohl bei Charakteristik einer ganzen Gegend, die wie die Rhön in landschaftlicher, in politischer und in volkswirtschaftlicher Beziehung mehrfach gegliedert ist, mehr auf allgemeine Umrisse beschränken, innerhalb derer zwei- und dreifache Abstufung und Schattierung möglich ist. Die größte Vorsicht ist hiebei all jenen anzuraten, die nicht durchaus mit dem Volke, das sie beurteilen, vertraut sind, die nicht Gelegenheit hatten, es unentdeckt zu belauschen; Touristen nämlich, die sich da und dort von einem pfiffigen Rhöner etwas aufplaudern lassen, oder die von älteren Werken einfach abschreiben, sind hiebei ganz unkompetent. Solche werden auch nur über die Schönheit, nicht über die Wahrheit dieser Rhönbilder urteilen können. Letzteres aber habe ich vor allem erstrebt gleich jenen Künstlern, deren Bildern das Lob gespendet wird, daß ihre Personen zu leben und zu sprechen scheinen. Möge es auch bei meinen Bildern heißen: „Ja, so handeln und so sprechen die Rhöner!“ Urteile alter und neuer Zeit, wie sie da und dort zerstreut sind, habe ich unberücksichtigt gelassen, weil ich mir mein Urteil selbst und aus eigener Erfahrung gebildet habe. Wer mehr und besser die Rhöner beobachtet und studiert hat, der möge mich gütigst korrigieren!

Womit beginnen wir die Charakteristik? Ich erinnere an den alten Satz, welchen die Psychologie aufstellt und die Erfahrung meistens bestätigt, „mens sana in corpore sano,“ d. h. die physischen und gesundheitlichen Zustände des Menschen üben einen großen Einfluß auf seinen geistigen und Gemütszustand. Oder negativ gesprochen, von einem körperlich herunter-

gekommenen, verkrüppelten Geschlechte läßt sich nichts Besonderes erwarten in geistiger Beziehung; von Dornen erntet man keine Feigen.

Der Rhöner — und damit beginnen wir, ihn zu zeichnen — erfreut sich durchschnittlich einer kräftigen **Körperkonstitution**, die er auch sehr vonnöten hat, um einerseits den Kampf mit der Not des Lebens aufnehmen, d. i. streng arbeiten und auch fasten zu können, andererseits um den Unbilden des rauhen Klimas einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen.

Alle Schilderer der Rhön sind einig darin, daß sie die Rhöner als einen gesunden, robusten Menschenschlag bezeichnen. Wir brauchen da nicht gerade an lauter Grenadiergestalten zu denken, obwol manche Rhöndörfer ein ziemliches Kontingent stellen zu den bayerischen Kürassieren und in der preußischen Rhön zur Garde nach Berlin. Als besten Beweis hiefür könnte ich mich selbst aufstellen; denn die 6′ 2″, die mir einst nach bayerischem Rekrutenmaß angemessen wurden, sind auf Rechnung meiner Rhöner-Abstammung zu setzen (mein Vater nämlich stammt aus der Vierhügelstadt „Wärrbärg“ bei Brückenau), und doch bin ich noch der kleinste von drei Brüdern. Ein viel prägnanteres Beispiel freilich wäre unser verehrter Rhönonkel, Landrichter Trabert, dessen Wiege im Rhöndorfe Hausen gestanden ist und der auch die Größten um eines Kopfes Länge überragt. Eine echte Rhöngestalt in Statur, Gang und Haltung war auch der vielbekannte Professor Gerhard, der aus Heufurt stammte. Vielleicht könnten noch manche in unserer Mitte meine Behauptung bestätigen.

Doch nicht die Größe ist es, die den Rhöner auszeichnet, sondern mehr die Kraft der Muskeln, die Kompaktheit und Widerstandsfähigkeit der ganzen Konstitution, die der Rhöner selbst mit den Worten bezeichnet, „das eß a Mordsbängel.“ Bis so ein Rhöner Dröscher seinen breiten Dreschflegel emporhebt und zur Erhöhung des Schwunges den „Knöppel“ nochmal um die Achse laufen und an die Handhabe anschlagen läßt, dauert's schon etwas länger, aber in dem niederfallenden Schlage liegt nochmal so viel Wucht und Kraft, als in dem schnellen und gefällig klingenden Geklapper, das unsere Bauernbürschlein vollführen.

Trotz seines meist proportionierten Körpers hat der Rhöner kein schönes G a n g w e r k; meist sind dafür die Holzschuhe verantwortlich, in denen das Rhöner Menschenkind aufwächst und in welchen er einen schwerfälligen und schleppenden Gang sich angewöhnt. Vielleicht trägt auch dazu bei jenes Gefühl der Armut und Bescheidenheit, welches unwillkührlich dem Körper eine lässige Haltung aufdrückt, während der Gaubursch mit der schweren silbernen Kette und dem seidenen Halstuch den Kopf steif in den Nacken setzt; und die Gaubäuerinnen sind ohnedies durch die weitstrotzenden Röcke und durch die zierlich ausgeschnittenen Schuhe auf einen zierlichen Gang angewiesen, der bei der Rhönerin — in der Regel wenigstens — durchaus nicht zu finden ist. Auch in Punkto „Schönheit" muß die Rhönerin hinter den Frankentöchtern zurückbleiben, aber die starkknochigen Gesichter prangen im Rot der Gesundheit und aus den Augen spricht Gewecktheit und Munterkeit; das ist wohl auch Schönheit.

Wenn in manchen Strichen und Dörfern der Rhön durchweg eine bleiche Gesichtsfarbe beobachtet wird, so ist das, wie ich schon angedeutet, auf Rechnung der schlechten Ernährung zu setzen und auf den Mangel an frischer Luft in den beschränkten Wohnungsräumen, bei manchen auch auf frühzeitigen und anhaltenden Schnapskonsum.

Noch etwas gehört in dieses Kapitel. Der Rhöner ist abgehärtet gegen alle Unbild des Wetters. Stundenweit watet er durch Schnee und Regen und Sumpf, um dann ebensolang in der kalten Kirche zu stehen; höchstens daß er durch „a Kännje" die nötige innere Wärme sich verschafft. Von Handschuhen, Ueberzieher, Halstuch weiß er im strengsten Winter nichts; ein Tuch um die Ohren, eine Pfeife im Munde, die Hände in den Taschen, so geht er durch dick und dünn.

Schon das zarte Kindlein, wenige Tage oder Stunden alt, wird nach dieser Methode behandelt. In Tücher eingewickelt und an die Brust der Hebamme gebunden*), wird es stundenweit von den Einzelhöfen in die Pfarrkirche zur

*) Solche „Einfaßtücher," mit Borten verziert, gehörten früher zur Ausstaffierung.

Taufe getragen; die Hebamme muß dabei oft Mannsstiefel anziehen, um durch den Schnee waten zu können; nur in den seltensten Fällen plagen die Leute den Pfarrer hinaus.

Hieher gehört eine wenn auch erfundene Anekdote von jenem Bauern, der zur Winterszeit Zwillingskinder nach Weid zur Taufe brachte und zwar im „Büchseranze". Im Pfarrhaus angekommen, stellte er ihn nieder mit den Worten: „Da hun ech äbbes Kenn' ze taise"; als er nun die Kinder hervorholte, war das eine der Kälte bereits erlegen; da brummte der Alte „da, no eß des Luider a'gestanne".

Auch das wird einer Rhöner Hebamme nachgesagt, daß sie — nach dem im Wirtshause eingenommenen Taufschmaus — beim Heimgehen das Kind verloren habe; es war aus dem „Küsse" durchgerutscht und unbemerkt in den Schnee gefallen.

Gehen wir nun über zur zweiten Frage, die sich folgerichtig anschließt, ob nämlich der Rhöner die Kraft seines Körpers, besonders seiner Hände zu verwerten weiß.

Da haben wir, wo von der Beschäftigung und der Industrie des Rhöners die Rede war, schon gehört, daß er arbeiten kann und auch gerne arbeitet, ob es nun die schwere Arbeit ist der Landwirtschaft, des Taglohnes oder die feinere der Holzschnitzerei oder die mehr weibliche Arbeit des Webens, Spinnens und Strickens, deren sich auch die „Mannslüt" nicht schämen.

Das ist sicher, daß der ächte Rhöner nicht leicht, selbst nicht durch seine Lustbarkeiten und Excesse, sich die Arbeitskraft mindern läßt. So kommt es vor, daß die Bursche, wenn sie von einer großen Hochzeit frühmorgens heimgekommen, statt sich die Ruhe zu gönnen, sofort an ihre Arbeit gehen. Da käme der „Jong" schön an bei seinem strengen Vater, wenn er sich auf die faule Haut legen und seinen Hochzeitsdusel ausschlafen wollte, — Bewegung und Arbeit in der frischen Morgenluft ist ohnedies ein probates Mittel, den Kopf wieder hell zu machen.

Auch ein anderer Punkt ist zum Teil schon erwähnt worden, daß nämlich der Rhöner anstellig ist zu den verschiedensten Handarbeiten und daß er, was Schnitzerei, Tischlerei und sogen. Bößlerei anlangt, gewöhnlich keinen Lehrmeister

braucht, sondern in seinen Mußestunden von selbst darauf kommt und sich darin übt, z. B. Flechten der Kartoffelkörbe, Reife an Gelten und Kübel zu binden, versteht in jedem Hause eines. —

Ein wichtiges Kapitel ist das von der **geistigen Befähigung** des Rhöners. Wenn irgendwo das Wort seine Geltung hat, daß oft unter dem unscheinlichsten Aeußeren und in den ärmlichsten Verhältnissen sich ein reges Geistesleben entfaltet, so ist es bei dem armen und plump ausschauenden Rhöner der Fall.

Ich berufe mich zunächst auf das Urteil eines Schulmannes, der viele Jahre lang die Rhöner Schulen visitierte und später nach Franken in echte Gaudörfer kam und der mir sagte, daß die Kinder der Rhön durchweg viel geweckter und talentierter seien, als die des Flachlandes, — eine Erfahrung, die ja auch sonst oft gemacht und ausgesprochen worden ist.

Einen weiteren Beweis dafür suchen wir bei den Erwachsenen, die zwar auch, gerade wie bei uns, das in der Schule Erlernte wieder vergessen, die aber doch etwas mehr Eifer zeigen, in dieser Beziehung ihre Kenntnisse zu verwerten.

Hier wären zu erwähnen die Liederbücher, welche sich die Mädchen anlegen und die mit der größten Sorgfalt und Sauberkeit weitergeführt werden. Ferner die Briefe, welche die Söhne und Töchter nach Hause schreiben, und die zwar auch von Schreibfehlern wimmeln, in denen aber doch mehr zu finden ist als die landläufige Phrase: „Ich bin Gott sei Dank gesund, und wenn ihr auch gesund seid, so thut es mich sehr freuen." Nein, da liest man schon auch von Land und Leuten, was es alles in Frankfurt oder Berlin zu sehen und zu hören gibt.

Einen ganz merkwürdigen Beleg für die Schreibkundigkeit habe ich entdeckt, indem ich an verschiedenen Orten (Oberbernhards, Nordheim, Hausen, Langenberg) Gebetbücher auffand, welche sich im vorigen Jahrhundert einfache Bauern zusammengeschrieben haben. Sie sind 300 und mehr Seiten stark, Oktav und Folio, jede Seite sorgfältig liniert, die Aufschriften der einzelnen Abschnitte und die Initialen mit roter Schrift ausgeführt, mit Index und Titelblatt versehen, kurz

— richtige mittelalterliche Handschriften. Und wie vieles mag noch unbeachtet und vergessen in den Schränken einer Bauernstube oder auf dem Speicher unter dem alten Gerümpel begraben sein!

Auch der ehemalige Domdechant Benkert führt in seinem Werkchen über Nordheim und Umgebung[1]) Stellen aus Rhöner Briefen an mit dem Beifügen, daß sie zugleich ein Beweis seien von der Bildung mancher Bauern auf der Rhön, und daß er hiebei nur an der Orthographie, aber nichts am Inhalte geändert habe. — Auch das könnte als ein Beweis der Schreibfertigkeit dienen, daß gar mancher Vorsteher, besonders unter preußischem Regime, welches eine einfachere Geschäftsführung anbahnte, sich von der Vormundschaft des Gemeindeschreibers frei machte und selbständig amtierte. Freilich kamen da manche Lapsus vor, wie z. B. bei jenem Scholtes, der ohne es zu wissen, die lateinische Konstruktion imitierte und den Genitivus objectivus anwendete, indem er an die Staatsanwaltschaft berichtete über „Straßenrainigkeit und Krobheit des Unterfertigten." Auch fing er einen Bericht folgendermaßen an: „Guten Morgen, Herr Bezirksamtmann". Aehnlich ein ehrsamer Maurermeister, der bei der Feuerbeschau war; er leitete seinen Bericht ein mit „liebe Baubehörde" und unterzeichnete sich: „Euer getreuer P. F." —

Was das Schriftwesen anlangt, wären noch einige Kuriosa zu verzeichnen:

Eine Rhönerin, die sich zu einem Liebesbrief verstieg, wußte zwar im Kontext die rechten Worte zu finden, aber in der Titulatur war sie nicht recht bewandert; darum schrieb sie, anschließend an den dort üblichen Gebrauch, mit dem christlichen Gruß sich zu begrüßen „Globt 'ses Christes, Kares! [2])

Eine andere schrieb an ihren in der Ferne weilenden Geliebten, der seines Zeichens k. b. Gendarm war, folgenden Passus: „Weißt du noch, wie du mir an dem Kappesenflecken

---

[1]) Historisch-topographisch-statistische Beschreibung von dem Marktflecken Nordheim vor der Rhöne nebst den Filialdörfern Henfurt, Roth mit der alten Hildenburg und Neustädtles. Würzburg 1821.

[2]) Volkstümlicher Ausdruck für Schatz oder Geliebter, vom französischen caresser liebkosen.

den letzten Muillen[1]) gabst und der Franzköß, der schlechte Kommissionen, mich eine Züppin geheißen."

Ein altes Weiblein, das dem früheren Kaplan den Flachs spinnen mußte und mit ihm abrechnen wollte, diktierte, weil sie selbst des Schreibens unkundig war, ihrem Maje Folgendes: „Mei senn noch net färtig met onsere Rächning; es trefft noch 4 Krüzer ohn (die sie herauszahlen mußte); und bann Se mer se net schänke, moß ech se halt verbät." —

Ein fernerer Beweis für die geistige Anlage ist der, daß in der Rhön das Theaterspielen eine viel und gern geübte Kunst ist.

In dieser Beziehung hat seit ältester Zeit „Oberälsbich" den größten Ruf. In den 20er und 30er Jahren, so erzählen die damals Mitwirkenden, sei im Winter fast alle vier Wochen „Komeding" gespielt worden. Man gab sogar auswärts, in Hausen, Fladungen, Gastrollen und wagte sich dabei an klassische Werke, z. B. an Schillers Räuber. In neuerer Zeit, in der die Sache ganz zu verfallen drohte, nahm sich dann der Pfarrer darum an, aber er suchte, was leicht begreiflich, seine Pastoralzwecke dabei zu verfolgen. So modelte er beim Lumpazi-Vagabundus, das ein Lieblingsstück der Oberälsbicher ist, den Schluß also um, daß der leibhaftige Satanas den Lumpen holt, was großen Effekt erzielte, während das Gegenbild das häusliche Glück des fleißigen und nüchternen Kameraden zeigte. Auch in Bischofsheim und Haselbach waren solche Spiele, besonders Volksstücke, in alter Zeit sehr häufig.

In Hilders bin ich selbst Augenzeuge und Mithelfer gewesen bei der theatralischen Thätigkeit. Nachdem die ersten Versuche in Lustspiel und in Ritterschauspiel glücklich ausgefallen, wagte man sich an Höheres, an die religiösen Dramen von Molitor (Claudia Procula, Magdalena, Freigelassene Neros und Sebastian). Da ich selbst dabei beteiligt war, will ich mein Urteil nicht anführen; aber die Beamten, die katholischen und protestantischen Pfarrer der Umgegend, die das Theater besuchten, waren voll des Lobes über die Leistungen.

---

[1]) = Kuß; so sagt man zu den Kindern: „Gäb mei a schö Muillje (Mäulchen)!"

In einer Beziehung übertrafen diese ländlichen Spieler das Personal der modernen Bühnen, im Memorieren nämlich. Ich erinnere mich noch, wie die Heldin eines Stückes, eine arme Dienstmagd, aber eine stattliche Erscheinung, mit einer seltenen Treue, mit Ausdruck und Empfindung die längsten und schwersten Monologe recitierte[1]). Die Kostüme waren ganz getreu nach klassischen Mustern angefertigt; die Coulissen aber malte ein Gerichtssekretar und der leider zu früh verstorbene, ausgezeichnete Musiker Franz Josef Fromm aus Hilders, der bei der Münchener Hofkapelle angestellt war und sich zugleich in der Malerei ausgebildet hatte. — Ich habe später einmal Theater spielen sehen in einem Frankengau, aber was war das für ein unbeholfenes Wesen dagegen!

In Hilders kannte man diese Spiele schon im vorigen Jahrhundert; die Anregung hiezu gab der Pfarrer Nikolaus Rehm (1763), welcher selbst solche Spiele verfaßte oder aus dem Lateinischen übersetzte (u. a. ein biblisches Trauerspiel „der unglückselige Jeroboam").

Auch in anderen Rhöndörfern hat man jetzt angefangen, besonders geistliche Spiele zu pflegen. So wurden schon seit 10 Jahren in Thalau und Schmalnau Krippen- und Passionsspiele aufgeführt und in neuester Zeit hat man auch in Seiferts und Wüstensachsen den Anfang mit Krippenspielen gemacht.

Ein weiterer Beweis für die geistige Befähigung der Rhöner, dessen schon Jäger erwähnt, ist dieser, daß aus der Rhön, bes. aus Nordheim, Bischofsheim und Hilders eine Menge Studierender hervorgegangen sind, angefangen vom berühmten Jesuiten Athanasius Kircher aus Geisa bis zu den Studentlein, die heute noch auf den lateinischen Schulbänken sitzen. Doch darüber wäre ein ganzes Buch zu schreiben, hier genüge die einfache Erwähnung.

Ein ganz eigenes Beispiel von dem aufgeweckten Wesen der Rhöner bieten die Oberälsbicher, bes. der alten Zeit. Ihr Theaterspiel wurde schon erwähnt. Auch das Zeitungslesen

[1]) Die Rhöner haben hiefür, nämlich für ein gutes Gedächtniß, einen ganz eigenen Ausdruck, sie sagen: „Där hat 'wohl 'n behaltene Koop."

war ihre Passion. Da war aber nicht nötig, daß sich mehrere auf die „Zeiting“ abonnierten; dafür ist das Wirtshaus da, in welchem man sich um den Vorleser versammelt, der zugleich allenfalsige Fremdwörter in der originellsten Weise erklärt. Alle Plätze, besonders am Ofen, sind dicht besetzt, die Zuhörer rauchen und „spätzen“ alles voll, ohne daß auch nur zwei oder drei etwas trinken. Eine Folge des letzteren ist, daß sich der Wirt von den Kartbrüdern, deren es viele gibt, sogar das Licht bezahlen lassen muß. Aeltere Originale, die jetzt so ziemlich ausgestorben, zeigten große Belesenheit, verlegten sich förmlich darauf, Fremdwörter zu gebrauchen und lasen Zeitungen und Klassikern sogar hinter dem Pflug. Das Dorf hatte deßhalb auch den Beinamen „Klein-Paris“. Und heute noch steht dieses Dorf ohne gleichen da, indem die Namen seiner Gassen (Frösch-, Kirch-, Löffel-, Mühl- und Stockgasse) auf blauen Schildchen sauber angeschrieben sind.

Im Sturmjahre 1848 waren die Oberelsbacher vorndran. Die radikalsten Zeitungen wurden auf öffentlichem Platze vorgelesen, und wenn die Schuljugend den Vorleser, einen rabiaten Zimmermann, auslachte, schrie er: „Ihr Dunnerwättersluider, für wän moß mer sich dänn organisier, als bie für öuch?“

Alle Abend 8 Uhr wurde die Trommel gerührt, und alles strömte dann ins Wirtshaus (zum Sorg), wo der Märzverein tagte, von welchem nur ein paar Männer sich ausschlossen. Dort wurde nun „gottslästerlich“ räsonniert und organisiert. Gewehre, Spieße und derlei Waffen hatte man schon zugerüstet. An einem Charsamstag hielt man eine Gedächtnißfeier für Robert Blum, wobei die Bildnisse der Revolutionshelden an den Wänden prangten. Das Bild des Fürsten Windischgrätz, der Prag beschießen ließ, schnitten sie aus einer Zeitung heraus und machten es zur Scheibe, nach der sie schossen, und dann schickten sie es dem Pfarrer. Sogar den Kaplan suchten sie zu gewinnen und ihn, als es zur Märzvereinsversammlung nach Neustadt ging, fast mit Gewalt mitzuziehen; „met ons möſſe 'ſes halt'“, riefen sie ihm zu. — Natürlich bekam Oberelsbach als Hauptherd der aufständischen Bewegung an der Strafeinquartierung ein wohlgemessenes Teil, eine ganze Compagnie. Als im hessischen Feldzug Windisch-

grätzer Chevauxlegers ins Dorf kamen, war diesen im Andenken an das Jahr 1848 streng verboten, die Häuser zu betreten.

Wir kommen zu einem weiteren Kapitel.

Geist und **Gemüt** bringt unsere Sprache häufig in Verbindung mit einander, weil beide sehr oft sich vereinigt finden. Daß das Gemüt beim Flachländer eine untergeordnete Rolle spielt, d. h. durch den praktischen Sinn (milde gesagt) zurückgedrängt wird, ist eine bekannte Sache; ebenso, daß beim Gebirgler trotz der rauhen Außenseite das Gemütsleben mehr kultiviert ist.

So ist es auch beim Rhöner der Fall. Wir haben das schon gefunden bei den verschiedenen Festlichkeiten und den damit verbundenen Sitten und Gebräuchen, die nur da ihre Stätte und Pflege finden können, wo das Gemütsleben vorherrscht.

Bei einer Charakteristik darf wohl die **religiöse Seite** nicht ganz übergangen werden, obgleich es höchst schwierig ist, hierin das richtige Urteil zu treffen. Denn was ist hier Schein, was Wahrheit, was ist Gewohnheit und was freiwillige Uebung? Doch sollen einige Punkte besprochen werden, die sich auf das religiöse Leben beziehen.

Hieher gehört vor allem, daß das Verhältnis zwischen Hirt und Heerde, Seelsorger und Gemeinde das richtige sei, so daß Vertrauen erweckt und Vertrauen entgegengebracht wird. Dies Verhältnis nun wird vom Rhöner viel richtiger erfaßt, als vom reichen Bauer des Flachlandes. Nur von letzterem kann man die Aeußerung hören: „Wir hätten keine armen Leute im Dorfe, wenn unser Pfarrer und Lehrer nicht wären". Der Rhöner mißgönnt auch nicht seinem Pfarrherrn, daß dieser spazieren geht, während er selbst bei der Feldarbeit schwitzen muß, sondern sagt: „Sie hon au wieder ihr Plag'". Höchstens ist manches arme Bäuerlein, weil es den Pfarrer als den bestgestellten Mann betrachtet, etwas saumselig, den fassionsmäßigen Haber und das Stroh zu liefern, denn „er brauchts nicht so notwendig wie ich". Er ist auch nicht in der Lage, dem Pfarrer etwas zu schenken, sondern läßt sich für etwaige Leistungen redlich bezahlen. Und wenn es ihn

trifft, mit andern Genossen das Pfarrholz heimzufahren, so macht er von der altherkömmlichen Uebung, daß sie vom Pfarrer bewirtet werden, reichlichsten Gebrauch, ziert sich nicht lange und ißt und trinkt, „bos Zöug hält“. „Wohl bekomm's“, sagt sicher jeder, auch der bewirtende Hausherr.

Gilt es aber, für den Schmuck des Gotteshauses etwas zu thun und für dergleichen Zwecke, so finden sich immer Wohlthäter, die reichlich spenden, und selbst der ärmste bleibt nicht zurück mit seinem Scherflein. Und hat er nicht Geld, so gibt er Naturalien; so kommt z. B. am Charfreitag ein ganz beträchtliches Quantum von Getreide zusammen, auf dem Eier und Flachskauden einträchtig als Opfergabe prangen, und kein Kirchenbesucher wird sich an diesem Anblick stören. Dieses Opfer wird dann zu Geld gemacht, indem es im Hause des Kirchenpflegers versteigert wird, — auch eine interessante Verhandlung, indem nur die Frauen als Kaufliebhaber sich einfinden. Und wie unverdrossen geben die Rhöner den terminierenden Brüdern vom Kreuzberg, von Fulda, Königshofen und Münnerstadt die übliche Gabe, nämlich Fleisch im Winter, im Frühjahr Eier oder Butter, im Sommer die Wolle, im Herbste endlich Getreide.

Ein weiteres Moment im religiösen Leben ist die Teilnahme am öffentlichen Gottesdienste, über welche sich kein allgemeines Urteil aufstellen läßt, da es Gemeinden gibt, welche sich hierin rühmlichst auszeichnen und andere, in denen über dem Geklapper des Webstuhles und beim Füttern des Viehes das Läuten der Kirchenglocken leicht überhört wird. Das gilt aber nur von Werktagen, denn am Sonntag und am „Hehrtag“ oder „Haltig“ macht der Rhöner alles mit von Anfang bis End, Amt und Predigt und Andacht, besonders wenn er tüchtig mitsingen kann. Daß er gemeinsame Kirchenfeste und Wallfahrten gerne mitfeiert, ist bereits erwähnt worden. Während man einem saumseligen Kirchengänger das Wort in den Mund legt, „de Kerch eß kain Fruesch on hept net foet“ (fuldischer Dialekt), habe ich einmal fast das Gegenteil gehört von einem Filialisten. Er wollte eben mit seinem Gespann aufs Feld fahren; als er mich kommen sah, trieb er wieder heim und meinte gelassen: „Die Arbeit läuft mir nicht davon, aber der Herr Kaplan“.

Eine weitere Beobachtung, die ich wenigstens gemacht habe und die hieher gehört, wäre diese, daß man in der Rhön das gräuliche Fluchen viel seltener hört als anderswo. Daran ist die Gemütsruhe und Gelassenheit des Rhöners schuld, und dann hat er für Schrecken, Verwunderung und Zorn gar viele originelle Ausdrücke, welche das aufsteigende Gewitter eben so gut ableiten wie ein Fluchwort. So sagt er staunend: „I du Wätter! Jömmerei!“ Im Zorne spricht er: „Dunnerstig no mahl!“ oder „Schwerenangst hengenei!“ und „tausendsapperlot!“ Seine Verwünschungen sind auch ziemlich harmlos: „Kreig die Krummenoth!“ Und statt des gemeinen „Luider“ braucht mancher das mildere „du Schwerenöther!“

Was hier noch zu erwähnen wäre, ist der Aberglaube. Daß dieser kein notwendiges Annexum von Religion sei, ist von Verständigen anerkannt, denn wir finden ihn auch da, wo wenig oder keine Religiösität herrscht. Abergläubische Gebräuche bei Vieh und Menschen habe ich einzelne erwähnt; hiezu ist am leichtesten eine Erklärung zu finden. Es gilt hier bei gläubig und ungläubig, gebildet und ungebildet derselbe Grundsatz: „Helf was helfen kann“ oder „man probiert alles“. Und gar, wo Betrug dahinter steckt (Erdspiegel, Quacksalberei, Hokuspokus bei Kuren), da wird es je nach der Raffiniertheit dieser Betrüger auch mehr oder weniger Betrogene geben. In beiden Beziehungen ists in der Rhön wie anderswo und ist nichts Charakteristisches oder ihr Eigentümliches zu berichten.

Das Gemüt aber in der höchsten Potenz, wenn man so sagen darf — freilich gehört auch Geist und Phantasie zu — ist die **Poesie**.

Ich behaupte nun, daß der Rhöner trotz seiner ärmlichen beschränkten Verhältnisse viel mehr poetischen Sinn hat, als der Flachländer. Zum Beweise führe ich an

1) die schon erwähnte Lust und Liebe zum Theaterspiel, die sicher in Spielern und Zuschauern ein wenig von dem voraussetzt, was in den Werken des Dichters selbst zum Ausdruck kommt;
2) erinnere ich an die mannigfachen Proben von Spruch- und Reimpoesie, wie sie bei Hochzeiten, bei der Kirmes,

beim Spinnkränzchen, bei Aufrichtung eines Hauses u. dgl. praktisch geübt wird, wenn sie auch der mustergiltigen Form entbehrt;

3) und selbst von eigentlicher Poesie habe ich einige Spuren in der Rhön gefunden.

Da lebte im Anfang dieses Jahrhunderts in Hausen ein einfacher Bauer Namens Lörzer, der sich viel mit Büchern abgab, auch in Poesie sich versuchte und dafür von seinem damaligen Landesherrn, Fürstbischof Georg Karl, eine gnädigste Belobung und Belohnung von 25 fl. erhielt.

Jetzt noch ist er bekannt als ein Mann, der viele „Bücher geschrieben" habe, während er von einem geistlichen Freund der „Bauernphilosoph" genannt wurde. Das ist so zu verstehen, daß er aus weltlichen und geistlichen Büchern sich ungemein viel excerpierte, so daß ganze Bücher entstanden; Gebetbücher von 400 Seiten hat er sich mehrere abgeschrieben und zwar in einer so zierlichen, exakten Schrift, mit Linierung und Einfassung, daß man sie von einem bücherschreibenden Mönch nicht besser verlangen könnte. Das interessanteste Buch, das aufzutreiben war, ist ein „Kurtzer Auszug biblischer Geschichten, in Zeit-Alter abgetheilt, darinnen läßt sich Alles erlernen, was sich von Erschaffung der Welt bis auf unsre Zeiten merkwürtiges zugetragen, mit Moralischer Lehr bekleidet. Die 9te, 10te und 11te (Epoche) hab ich als mir bewußte Zeit-Geschichten darzugesetzet, auch alle Moral vermehret. Geschrieben den 7ten 10bre 1803. Georg Lörzer."

Die Vorrede lautet also:

„Meine liebe Kinder! Aus dieser kurtzen Zeit-Geschichten läßt sich Vieles erlernen. Leset es oft, denket darüber nach, daß es in eurem Gedächtniß bleibt. Das wird euch Gottes Eigenschaften belehren, euch vertrauensvoll gegen Ihn machen, weil Er die auf Ihn vertraut, niemals verlassen hat. Folget denen nach, welche dem Willen Gottes gemäß gelebt haben. Die welche bös lebten, lasset euch zur Abschreckung des Bösen seyn. Das ist mein Wunsch von Jedem, der diese Geschichten lesen thut, aus dieser Absicht hab ichs als ein gutes wünschender Freund geschrieben in dieses lehrreiche für Kinder verfaßte Geschichtsbuch. An Sonn- und Feyertägen kann es ein

sehr nützliches Geschäft für jeden Christen seyn. Denket also: Alles zur größeren Ehr meines Gottes und zum erwünschten Nutzen meiner Seel. Jörg Lörzer."

Interessant ist sowohl die Art und Weise, wie er in aller Kürze, aber wohlgeordnet in einzelnen Punkten, die Denkwürdigkeiten aufführt. Großen Dienst thut ihm dabei sein Zeitungslexikon von Hübner, aus welchem er u. a. ein Verzeichniß aller „verschiedener Glaubensgenossen" zusammenstellt, wobei er aber auch Amazonen, Barnabiten, Enthusiasten, Hottentoten, Zigeuner und dergl. aufführt.

Interessanter aber ist die Moral, die er ex propriis bei jedem Abschnitte hinzufügt und wobei er oft ganz philosophisch zu Werk geht. Man lese z. B. die Moral zu dem Zeitalter der französischen Revolution! Da heißt es: „Aus allen diesen unbeständigen Begebenheiten kann man vernehmen, wie unbeständig der Mensch in seiner Gesinnung ist. Heut gibt er diesen, morgen wieder anderen Dingen Beifall. Was ist da Ursach? Keine andere kann ich finden, als daß nichts mit Grund untersucht wird. Die Vernunft wird nicht angestrengt. Alles wird in dem Sinn nur angenommen, „man sagts"; aber! da muß man denken, durch „sagen" kann man betrogen werden. Ich will darüber ein Untersuchung anstellen. Meine Vernunft ist mir deßwegen von meinem Schöpfer gegeben, damit ich nützlichen Gebrauch davon machen soll. Dieser ergründete Nutz wird uns Freud und Trost bringen, daß wir alles, was auf der Welt vorgehet, betrachten als Eitelkeit und Unbestand, daß heut diesem, morgen jenem das und jenes Land gehört. Wir müssen hier denken, daß wir nicht für diese Welt erschaffen sind, denn es ist in dieser Welt keine bleibende Statt; daß wir unser Herz nicht an das Zeitliche hangen, — das muß nur als ein geliehene Sach angesehen werden; wir müssen es bei dem Tod verlassen, nehmen davon nichts mit, als den rechten Gebrauch u. s. w."

Am interessantesten aber ist dies Buch, wo es zu einer förmlichen Chronik wird, welche Jahr für Jahr die kirchlichen und politischen Ereignisse der großen Welt und die der engeren Heimat aufführt. Er erzählt von Papst, Kaiser und König, von Krieg und teurer Zeit und in einem eigenen Absatz von

der Mode, „wo eine so große Veränderung, daß man alle vier Wochen etwas Neues vernehmen mußte.“ Hiebei geht seine Schilderung sogar in Reimprosa über:

Was nun das Weibergeschlecht anbelangt,
Da sieht man hier und dorten
Verkehrtheit allerorten.
Ich weiß — nur bei meiner Zeit,
Da schleiften sie ihr Kleid.
Sie trugen auch Reiföck,
Da ließ sich manche Schand bedeck,
Dann kamen sie mit freier Brust,
Das mußt erwecken böse Lust;
Nun mußt das Kleid wieder anderst sein,
Da huben sie die Brust zum Schein;
Das Kleid war eng und angeschlossen,
Sie trugen auch zum Theile Hosen.
Das enge Kleid war so gemacht,
Man konnt das Inner durchbetracht.
Bei Weibern gabs so veränderliche Ding,
Wer will sie all zum Vorschein bring?
Was nun ihr Hauptzier war,
Ist bald kurz, bald lang ihr Haar.

Die Not und Schlechtigkeit seiner Zeit entlockt ihm folgendes Klagelied:

Wie ist es auf dem Land?
Uebertrieben, wie mir bekannt;
Der Mensch affet gerne nach,
Der Bauer will sich wie der Vornehm trag,
Der Bettler wie der Bauersmann
Alle tragen Uhr und lange [1]) Hosen an.
Mit lauter übertriebenen Dingen
Thut man sich an Bettelstab bringen.
Der Bettelei thut man sich schämen,
Thut man böse Ding vornehmen:
Man leget sich auf Rauben und Stehlen,
Thut, Raub, Betrug und alles Bös verhehlen;
Alle Gefängnus sind gefüllet an
Von Menschen, die haben Bös gethan.

Dann redet er weiter von Säkularisation, vom Großherzog Ferdinand, von Konskription, Steuern und teurer Zeit. Auf letztere (1817) verfaßte er ein Klaglied, worin es heißt:

---

[1]) Das war städtisch, während Kniehosen die Bauerntracht war.

Ach was Jammer, Klag und Weinen
Höret man von Groß und Kleinen
Aus der armen Hütte raus,
Denn es ist kein Brod im Haus.

Ohne Brod und alle Nahrung
Siehet man durch die Erfahrung,
Daß die Noth am Höchsten steht,
Weil der Bauer bettel geht.

Denn das Brod ist gar zu theuer;
Leere Kammer, leere Scheuer;
Ach es macht des Gelds zu viel,
Wer sich etwas backen will.

Das Geld will sich nicht erstrecken,
Das Brod zu kaufen beim Becken;
Vierzehn Bazen gilt der Laib,
Ach, wer will das Geld auftreib?

Auch die Moral fehlt hiebei nicht:

Was Gott thut, das ist wohlgethan,
Das zeigt mir ja der Glaub schon an;
Durch hart betrübte Zeiten
Willst du dir ein Volk bereiten.

So werden die Aufzeichnungen getreulich weiter geführt, immer häufiger wird die Notiz, „es starb am sovielten N. N., ein mir geschätzter lieber Freund", immer zittriger wird die Handschrift, da er bereits in den Achtzigern stand. Die letzte Notiz lautete: „Im Winter 1847 war auch eine kurze Zeit streng kalt". In demselben Winter legte sich der unermüdliche Bücherschreiber zur Grabesruhe, 87 Jahre alt.

Die angefangene Chronik wurde, freilich nicht mit der gleichen Ausführlichkeit, von einem Verwandten, der Haus und Mobiliar übernahm, weitergeführt. Dieser erzählt u. a., wie im Jahr 1848 das Haus des Herrn Benneburg in Huflar von den Frankenheimern und Leubachern erstürmt wurde, während die Nachbarn von Hausen und Fladungen zum Schutze requiriert wurden; von ihm erfahren wir auch, wie viel Handwerksleute Hausen i. J. 1852 zählte, nämlich 14 Siebmacher, 23 Peitschenstöckfabrikanten, 20 Weber, 5 Maurer, 2 Müller, 4 Glaser, 2 Häfner, 3 Ziegler, 5 Schneider, 2 Schmiede, 4 Schreiner, 2 Wagner, 1 Kramer, 1 Bäcker, 5 Schuster.

Ist das Erwähnte nicht ein rühmliches Zeugnis für die geistige Regsamkeit und Bildung des Rhöners? Auch in Oberhausen soll ein Holzschuhmacher eine ähnliche Familienchronik besitzen; wie viel aber würde noch in alten Kalendern zu finden sein!

Einen anderen Naturdichter besaß in den 60er Jahren Oberelsbach, nämlich Hans Huther, von dessen Gedichten, die er entweder vortrug oder flüchtig aufzeichnete, noch mehrere vorhanden sind. Eines behandelt einen Ortsstreit betreffs des Viehaustreibens (1. Januar 1863 geschrieben):

„Der Herr hat uns im alten Jahr
— Ihm sei nun Dank! — gesegnet;
Nun wünsch ich Euch zum neuen Jahr,
Daß läuter Millich regnet.
Dann fangen wir die Millich auf
Und küren Butter drauf und drauf,
Braucht Euch nicht mehr zu keiben[1])
Wegen dem Viehaustreiben. —
Mit Dampf bestellen wir das Fäld,
Es raucht ja in der ganzen Wält,
Dann brauchen wir kein Futter,
Und haben Käs und Butter.

Nun berührt er den Ortsstreit seiner Mitbürger, die von jeher als Prozeßkrämer bekannt waren.

Ihr wißt doch noch, bei Abrams Zeit
Da gab's auch wegen Hüten Streit.
Doch Abram war kein Streiter,
Es war auch viel gescheider!
Er sprach zum Vetter: „Hast die Wahl,
Nimm du das breit', ich nehm das Schmal,
Und so kam Gottes Segen
Dem Abraham entgegen. —
Ich wünsch Euch Geld und Fleisch und Brod,
Kein Krankheit, Krieg und Hungersnot,
Den lieben Gottessegen,
Nebst einem Millichregen.
Dann wünsche ich noch zum Beschluß,
Macht doch einander kein' Verdruß;
Ihr macht die Welt ja doch nicht gleich,
Würd' Einer arm, der andre reich:

---

[1]) Nebenform von keifen, mhd. kiben, im fränkischen Dialekt kibben, d. h. mit einander zanken.

Die Welt bleibt rund und flach das Feld,
Der Advokat bekömmt das Geld.
Wollt Ihr es nun nicht fassen,
So könnt Ihrs bleiben lassen. —

Außer dem schon erwähnten Mäherlied waren noch einige Originalien aufzutreiben, bei denen schon aus der Schrift ersichtlich (eines ist mit Bleistift geschrieben), daß sie ein Werk des Augenblicks waren und nur der Feile bedurft hätten, um auch die Form des originellen Inhaltes würdig zu machen. Das bescheidenste ist folgender

Neujahrswunsch.

Ich wünsche Dir zum neuen Jahr
Soviel Dukaten, als je Haar
Auf Deutschlands Köpfen sind gewesen —
Wer mag die auseinander lesen?
Doch halt! das ist kein großes Gut,
Das Geld macht Sorg und Uebermuth, —
Gesundheit, wahre Seelenruh,
Und freilich — etwas Geld dazu.
Was nützt ein Berg mit Diamanten,
Wenn wir die Seelenruh nicht fanden?
Kein Unglück über Haus und Flur,
Den lieben Segen Gottes nur!
Dann wünsch ich Dir nun zum Beschluß
Gar keinen Kummer und Verdruß
Und nach der kurzen Lebenszeit
Die ewige Glückseligkeit.

Ausführlicher, zugleich origineller ist jener Neujahrswunsch, in welchem er allen Ständen und Berufsarten, sowie ortsbekannten Persönlichkeiten seine Wünsche bringt, wobei er oft seinem Spott freien Lauf läßt. Er leitet also ein:

Zum Wünschen bin ich aufgelegt,
Es hat sich 'was in mir geregt,
Was allen Leuten günstig ist.
Nun aufgepaßt, mein lieber Christ!

Zuerst kommt Schulz und Ausschuß an die Reihe mit persönlichen Anspielungen; dann wünscht er

Dem Stiftungspfleger weißes Wachs,
Den Spinnern einen guten Flachs,
Den Feldgeschwornen Geometrie
Und daß sie ja betrügen nie,
Dem Steuereinnehmer obendrein,
Gott wolle ihn vom Amt befreien.

Es folgen Bürgermeister und Armenvater. Dann

dem Jäger — halt potz Sapprement,
Das Wünschen hat ja noch kein End —
Dem wünsch ich Hasen, Reh und Füchs
Und eine neue Kugelbüchs,
Dem Lehrer keine Prüfung mehr,
Denn dieses Ding ist gar zu schwer.

Schreiner, Weber, Maurer, Schuster und Schneider werden auch bedacht, ebenso der Flurer;

Den Musikanten Noten genug,
Ein Faß voll Bier und einen Schnapskrug.

Noch einige sarkastische Wünsche —

Dem Bilgersjosef gute Karten,
Das Krummet all im Thuregarten,
Dem Siebelhensen kein' Prozeß,
Er läßt sich von dem Mendel freß,

Dann bringt er bunt durcheinander noch allgemeine Wünsche —

Denen Buben mehr Verstand
Und Friede unserm Vaterland;
Ich wünsche Jedem Seelenruh
Und jedem Lumpen neue Schuh, —
An jeden Hals ein Fransentuch
Und aus des Machols Schuldenbuch...

Hier endigt das Manuskript; es könnte aber auch das wirkliche Ende sein, insofern der letzte Wunsch der siebenten Bitte des Vaterunsers gleichkommt „erlöse uns von allem Uebel“, was bei dem Umfang jenes Schuldenbuchs leicht erklärlich ist.

Ein andermal schildert er eine Rhönjagd und das Mißgeschick der beteiligten Schützen:

Es war einmal ein wildes Heer
Das zog auf Jagen stets daher
Durch Felder und durch Wiesen,
Wollt' sich ein' Rehbock schießen.
Auf einmal gings „piff, paff“ drauf los,
Und denkt euch doch, was Jeder schoß, —
Ich sag's, ihr lieben Leute,
Ein D... war ihre Beute.

Er läßt nun einen Fuchs, Rehbock und Hasen auftreten, welche die „Bauernschützen“ zum besten haben. Der Fuchs spricht u. a.:

Ihr schießt zu kurz, ihr schießt zu lang,
Dem andern brennt es von der Pfann.

Der Rehbock stichelt also:

> Soll mich das nicht verdrießen,
> Ihr wollt' uns Böck erschießen?
> Wär' nur das Kreuter Oedle nit
> Mit sein' verdammten Schlingen,
> Ihr sollt' uns Böck nicht zwingen.

Zuletzt kommt der Has und macht sich lustig über den Schützen, der zu Boden gestürzt war und dabei das Gewehr verbrochen hatte:

> Ein Has der lief nun überzwerg
> Und grade auf den Gangolfsberg,
> Er sprach zum Jäger voller Freud:
> Die Bauern hab'n das Jagen heut, —
> Vor denen hab'n wir kein' Leiden,
> Die machen uns nur Freuden.

Ein anderes Gedicht entstand anläßlich eines böswilligen Streiches, als nemlich eine der Glocken zerschlagen wurde, worüber er die andern Glocken ihren Zorn oder Klage aussprechen läßt. Es beginnt:

> Horch! die Glocken rufen um Rache
> Bis nach ausgemachter Sache,
> Die nur der Herr des Himmels weiß.
> Ihm zum Lob und Ihm zum Preis
> Rufen wir im hellen Klang
> Euch zum Tempel, zum Empfang
> Der heilgen Sakramente ein.
> Wer sollt hier (d. h. jetzt) nicht traurig sein?
> Männer, Weiber, Freund und Feinde,
> Ja ich sag — die ganz Gemeinde
> Waren stolz auf unsern Sang
> Und auf unsern Silberklang.

Die eine Glocke beklagt sich nun, daß sie von Schurken zerschlagen worden sei und ruft um Rache zu Gott; die andern stimmen in die Klage ein, besonders weil die neugegossene nicht zu ihnen stimmen will:

> Aber unser Schwestern eine,
> Ich meine da die falsche Kleine
> Hat man neben uns gehangen;
> Wer kann die mit Freud' empfangen,
> Weil die ächte ist zerschlagen —
> Und die wird vor Gott noch klagen:
> Ich hab durch alle Menschenstufen
> Zum Leben und zum Tod gerufen.

Es war nämlich das Tauf- und Sterbglöcklein. Die Schlußstrophe lautet:

O verdorbenes Glockenspiel,
Das ist wahrlich doch zu viel!
Schlechte Menschen, Schurkenseelen,
In der Hölle solls euch quälen,
Alle, die ihr schuld dran seid,
Daß wir Schwestern sind zerstreut.

Ein dritter Naturdichter lebt jetzt noch in Hilders, ein ehrsamer Webermeister (Schlott), der bei Hochzeiten und Vereinsfesten die Festgenossen mit seinen Sprüchen erfreut, in denen er irgend ein landläufiges oder ortsbekanntes Thema ganz gründlich abhandelt in einer Art Reimprosa.

Ich habe von ihm vier seiner Gedichte. Er schildert darin das Leben der alten Jungfern, sodann das der Junggesellen; dann geißelt er die Kartenspieler, denen er u. a. sagt, daß sie von ihrem Spielgewinn, den sie das ganze Jahr über machen, keinen Laib Brod kaufen könnten. Das 4. Opus hat den Titel: „Die Bekanntschaften, als ein gefährliches Spiel beleuchtet", was in nicht weniger als 25 achtzeiligen Strophen geschieht. Eine derselben heißt:

„Wenn sich so was hat angeknüpft,
Was man Bekanntschaft nennt,
Dann wird oft aus dem Haus entschlüpft,
Dem Liebsten nachgerennt.
Die Arbeit wird meist schlecht gethan,
Vergessen darob — viel,
Das Leben auch gesetzt oft dran
Bei dem gefährlichen Spiel."

Wie gehts aber in dem Ehstand, in den sie leichtsinnig getreten?

Ach wie viel Seufzer hört man nicht
Von Männern und von Frauen,
Wann sie den Blick thun hinter sich,
Dann in die Zukunft schauen; —
Wo sie es reut im höchsten Grad,
Wann des Jammers kommt zu viel,
Daß sie so blind hineingetappt
Durch das gefährliche Spiel.

Des Dichters Kunst besteht darin, ganz abgesehen von der holprigen Form, daß er das Leben und Treiben des Ortes, wie es sein schlichter Verstand beobachtet und beur-

teilt, zu schildern versucht. So sagt er z. B. von den alten Jungfern, deren Lebenslauf er ganz ausführlich darlegt:

„Und wenn sie zählen achtzehn Jahr,
Da tragen sie das Näschen hoch. —
Da merkt man es nur gar zu klar,
Daß Keiner ihnen gut genug.
Kein Bursche braucht es hier zu wagen
Vom Handwerks- oder Bauernstand,
Bei solchen je nur anzufragen
Um ihre holde zarte Hand;
Denn diese bilden sich ja ein,
Weil sie die schönsten Mädchen,
Ein Bauer wär' für sie gemein,
Sie g'hörten in ein Städtchen,
Wo sie noch könnten Hüte tragen
Mit einem Schleier drüber,
Mit Gassenfeger, Pelz am Kragen,
Je ärger, um so lieber.

Dann wird natürlich ihre Klatscherei geschildert, und wie man sie kaschuliert d. i. zu Gevatter bittet, denn

„Es freut sie, daß sie einen Kranz
In ihren alten Tagen
Auf ihrem Haupt — zum Festesglanz
Bei Tauf zur Kirch darf tragen."

Ist sie aber gestorben, dann

„Gehadert wird gar oft in Groll,
Statt gewünschet ihr die ew'ge Ruh',
Wenn ihnen nicht alle Hände voll
Durch die Erbschaft ist geflossen zu."

Ebenso schildert er die Leiden eines Junggesellen, daß er nichts gelte in der Welt, daß man ihn bei Wahlen ganz übergeht, nie aber bei Hand- und Spannfrohnen, bei Nachtwächter- und Feuerbotendienst, daß man ihm stets vorwirft, er habe kein Schulgeld zu zahlen und nicht Brod und Kleider für Kinder zu schaffen, — daß man ihn aber zu finden weiß zur Gevatterschaft und zum Anpumpen im Wirtshaus, und daß man ihm schließlich, wenn man ihn zu Grabe trägt, wenig Teilnahme zeigt, denn

„Es ist ein lediger Kauz gewesen,
Dem schreit nach kein Weib und Kind.

Die Schilderung wirkt um so mehr, da der Dichter selbst ein „lediger Kauz" ist, ebenso wie es der obenerwähnte Oberelsbacher Dichter gewesen und jener von Hausen bis zu

seinem 53. Lebensjahr. Ohne gerade boshaft zu sein, könnte man daraus den Schluß ziehen, daß ohne die häuslichen Sorgen der poetische Sinn viel leichter zur Geltung kommen kann.

Bei all diesen Rhöndichtern darf man sich natürlich nicht an der Form stoßen, sondern muß das würdigen, was unstreitig zum Dichterberuf gehört, daß sie nämlich beobachten und schildern, dabei kritisieren und belehren.

Hier möge auch Platz finden das Produkt eines Rhöndichters, der aber jedenfalls unter den Gebildeten zu suchen ist.

Liebesklage eines Rhöners.
(Streugründer-Dialekt.)

Es söllt' sich halt ke-iner mit der Li-ebe ogaba,
Sie bracht jo schun manche schüne Kärle öms Laba,
Zont[1]) hot mi-e me-i Mä'che 's Heiern versöä't;
Ich hun se verklöä't.

Bann me die Mä'che zun Tanze lät geha,
Doa muß me halt ömmer die Sorge äussteha,
Daß sie sich verliabe in annere Knächte;
Selle Mäche senn schlächte.

Es schmackt me ke-i Aesse, es schmackt me ke-i Trenka,
Un bann ich söll ärbet, so möcht' ich versenka,
Doch bann ich söllt spräche, ich hätt' se net lieb,
Doa wär' ich ä Dieb.[2])

Bann ich gestorbe bin, so lä'ht[3]) mich begrobe,
Un laßt mie vom Schreiner fönf Brätter zammnogle,
Un laßt mie zwai föurige Herzer drouf male;
Ich wer'n se bezahle.

Och thuet me nört[4]) senga die Sterbegesänge:
„Doa leht ja där Esel die Quär und die Länge,
Ouf Aerde doe hoet me viel Liebesaffär',
Zo Stoub[5]) mösse me wär'."

Daß auch die Jugend, besonders das Volk der Hütjungen etwas „zusammendichten" kann, beweist der Spruch, den sie auf einen in alter Zeit bei Fulda hausenden Landstreicher und Räuber, Namens Haarengel, verfaßten:

„Haarengel haiß' ich,
Mer sender onser dreißig,
Bei Nacht senn mer fleißig, —
Am Tag schau' mer zon Fenster naus
Un lache die bayrische Gendarme aus."

---

[1]) zont = jetzt; [2]) Dieb = schlechter Mensch; [3]) lä'ht (lang) = legt, während oben lä't (kurz) = läßt; [4]) nört = nachher, alsdann; [5]) Im Dialekt braucht der Rhöner einen gröberen Ausdruck.

Als ein Zeichen poetischen Sinnes darf man gewiß auch die **Vorliebe für die Blumen** bezeichnen, die sich beim Rhöner findet. — Das wurde schon erwähnt, daß bei jeder festlichen Gelegenheit der Blumenstrauß, der Zwieck, als sinnige Gabe oder als Schmuck seine Rolle spielt; selbst die Toten gehen nicht leer aus, denn an Ostern und Kirchweih bekommt fast jedes Grabkreuz seinen Zwieck.

Das setzt voraus, daß auch die Blumenzucht im Flor sei, und das ist auch wirklich der Fall, besonders in der Hinterrhön. Jeder Garten hat sein Blumenbeet; in Gärten und in Töpfen prangen die Levkojen, der Lack, alle Sorten Nelken, Balsaminen, Bethunien und Hortensien. In besseren Dörfern thuen sich die Blumenliebhaber zusammen und lassen sich sogar Blumensamen aus Erfurt kommen.

Ein Lieblingsschmuck ist der Rosmarin, der in mächtigen Stöcken gezogen wird. Eine eigentümliche Behandlung hatte man früher, nämlich ihn zu pflöcken; es wird nämlich ein Zweig umgelegt und auf die Erde gespreißt, so daß der Reihe nach mehrere Stengel emporwachsen, die einen lebendigen Zaun bilden. Ein solcher Zweig wurde dann um den Hut herumgewunden und mit Bändern und künstlichen Blumen durchflochten. —

Noch ein kleines Rhönerstückchen gehört hierher. König Max II. besuchte 1857[1]) die Milseburg. Die Leute in der Danzwiesen erfuhren es, ein altes Mütterchen machte geschwind einen Strauß zusammen; als die Herren vorbeikamen, trat sie hinter der Buche vor und sagte zu dem, den sie für den König hielt und fragte forschend: „Seid Eu der Härr König?“ Als es bejaht wurde, überreichte sie den Strauß mit den Worten: „No gann ich Euch au dän Zwieck“.

Was bringt das Gemüt mehr in Mitleidenschaft, als die **Liebe zur Heimat**? Und wo findet sich diese hauptsächlich? Im Gebirge. „Die Berge haben mir's angethan,“ so kann

---

[1]) An einem Haus in Hilders, wo der König vorbeifuhr, war damals eine Tafel angebracht mit dem Spruch:

Ein König kam noch nie hier an;
Zuerst wird Ehr' uns angethan
Vom zweiten Maximilian.
15. August 1857.

in bescheidenem Grade auch der Rhöner sagen. Und so sehr er auch durch seine Armut darauf angewiesen ist, den Zugvogel zu machen, es zieht ihn doch immer wieder zurück in seine Berge.

Ein Beispiel habe ich schon erwähnt, wie ein Rhöner Musikant in der neuen Welt plötzlich vom Heimweh ergriffen, seine vorteilhafte Stellung aufgab und wieder in die Heimat eilte.

Ein anderes Exempel. Die weimarische Regierung faßte einmal den Plan, die Dörfer Birx und Frankenheim auf der hohen Rhön, diese Brutstätten der Armut und des Elendes, vom Erdboden zu vertilgen und die Einwohner anderswohin zu verpflanzen. Natürlich entstand ein Sturm der Entrüstung bei den Hüttenbewohnern und es erfolgte ein allgemeiner Protest. Ein altes Mütterchen sagte bei dieser Gelegenheit: „Wenn ich nochmal vom Himmel fiel (d. h. fallen dürfte), fiel ich auf Frankenheim." Ganz das Gegenteil aber sagte einst eine andere Frau gelegentlich eines schrecklichen Winters: „Dän, der das erst' Hous da drobe hingeställt hat, dän hätt' ma sollt' oufhäng!"

Ein drittes Stücklein. Eine Rhönerin war im Frankenland und kehrte, vom Heimweh getrieben, in Eilmärschen zurück. Beim Rhönhäuschen sah sie das erste bekannte Gesicht und zwar einen Juden aus Wüstensachsen. Diese Freude! Sie selbst erzählte später: „Ihr Kenn, ich sö'nn Euch, bie ich dän Jüde sach, maint ich, ich söäch ons'n Härrgott."

Manche Rhöner nehmen auch ihre heimatlichen Begriffe mit in die Fremde und urteilen darnach. Dem jungen Ulstergründer, der die Welt noch nicht kennt, ist z. B. Ulster gleichbedeutend mit Fluß. Als in den 50er Jahren solche Rekruten nach Würzburg kamen und nachdem sie alles gewaltig angestaunt, auch auf die Mainbrücke gelangten, ruft einer von ihnen in mächtigem Schrei: „Eu Jonge, guckt emahl die groß' Olster!" „Schwieg stell, „du Dommschnickel, ruft ihm ein Kamerad zu, „doas eß ja der Mai'n".

Diese Heimatliebe erstreckt sich teilweise auch auf jene, welche in der Rhön eine zweite Heimat gefunden und sich dort eingelebt haben. Die meisten Pfarrherrn z. B. brachten

20 und mehr Jahre in der Rhön zu; in Fladungen war der Dechant K e r n gegen 40 Jahre und hatte allgemein den Namen Rhönbischof; Pfarrer G. in Poppenhausen war 20 Jahre dort und als er schon eine andere Pfarrei v o r der Rhön in der Hand hatte, da reute es ihn in der letzten Stunde und so sitzt er nun schon an 30 Jahre in seiner Rhön und steigt trotz seiner 70 Jahre auf die Berge und macht auch noch gelegentlich seinen Pürschgang. Und manche Herrn, die in ihren alten Tagen die Rhön verließen und in den Gau zogen, klagten, daß sie nicht mehr eingewöhnen, daß sie die Rhön nicht vergessen könnten.

Ich glaube nicht, daß sich gegen diese meine Behauptungen viel Widerspruch erheben wird. —

Eine andere Seite des Gemütes ist auch die **Lebensanschauung**, die der Mensch sich bildet und die seine ganze Gemütsverfassung bedingt.

Der Rhöner hat in dieser Beziehung viel voraus vor andern armen Leuten; er hat eine durchaus christliche Lebensanschauung d. h. er ist genügsam und deßhalb zufrieden mit seinem bescheidenen Loose, ein Urteil, das auch S c h n e i d e r (Führer S. 36) mit den Worten ausspricht: „Die Leute ziehen so viel als sie brauchen und bedürfen nicht viel mehr als sie produzieren; die Genügsamkeit kompensiert somit die Armut". —

Interessant sind einige Aeußerungen, welche diese philosophische Ruhe und Heiterkeit des Gemütes aussprechen. Der Rhöner ist lustig auf Kirmes, enthaltsamer dagegen in der Fastenzeit, er läßt etwas draufgehen nach der Ernte und Lohnzeit, ist sparsam vorher und wenn man ihn darüber zur Rede stellt, sagt er gutmütig: „Mer richt sich nach der Ze-it."

Anders sprach es jener aus, der sich über all seine Anfechtungen hinwegsetzte mit den Worten (anspielend auf ein Kirchenlied): „Ech seng Jessus me-ine Freude und laß den Töufel brumm". Vielleicht wars auch eine Anspielung auf sein Hauskreuz.

Ein andermal saßen zwei Rhöner im Wirtshaus auf dem Teufelstein; den einen trieb es heimwärts, der andere war nicht zum Fortbringen. Der letztere, dessen Zeche immer höher stieg, schlug alle Bedenken nieder mit den Worten: „Ah

was, danns au der Töufel hohlt, beschärts ons' Härrgott wieder." —

Noch sprechender ist folgendes Exempel. Ein altes Männlein lag im Hirtenhause auf ärmlichem Lager, es ging bald zu Ende mit ihm. Dem Pfarrer, der ihn oft besuchte, erzählte er von seinen Irrfahrten durch die Welt und wie viel Geld er in jenen Wanderjahren verputzt habe; — dann machte er eine kleine Pause und meinte leise lächelnd, „onn's röüt mich hüt noch net!" —

Der Rhöner ist deshalb, wo es auf ein Vergnügen ankommt, nicht knauserig und filzig. Ein Beispiel, das freilich vereinzelt dasteht, will ich erwähnen. Eines Tages kamen die „Ulstergrönner" und die „Flädinger" in Frankenheim zusammen in dem niederen Stüblein des „Hännes". Außen an den Fenstern stand die neugierige Jugend, innen wurde flott gesungen, Hännes war ganz Auge und Ohr. Ein Glas wird zerbrochen, der Wirt soll den Preis bestimmen. „Ach was, da werd nüscht bezahlt, und dann noch mehr Gläser drufgenn, dos leit dro? Das Senge eß mer liewer, als die paar Krüzer." Eine den Humor des Rhöners bezeichnende Aeußerung ist auch diese. Um sein Alter befragt, antwortete ein alter Rhöner also: „Jetz senn ich 64 Jahr alt; 2 Jahr war ich krank, die rächn' ich net, sonst wär' ich 66."

Die Genügsamkeit des Rhöners in seiner Lebensweise, besonders in den Speisen, ist schon erwähnt worden.

Auch die Sorglosigkeit, die um die Zukunft sich wenig Sorge macht, sondern den walten läßt, der die Sperlinge auf dem Dache nährt und die Lilien des Feldes kleidet, ist in dem Spruch enthalten:

Wer auf Gott vertraut,
Der ißt doch Kraut,
Wenn er auch keins baut.

Dieses gemütliche Wesen des Rhöners ist es auch, was ihn im Umgang empfiehlt und manche andere Eigentümlichkeiten an den Tag kommen läßt.

Er ist vor allem **gesellig** in hohem Grade. Er macht gerne Besuch bei Freunden und Nachbarn. Wenn ihm die Arbeit einmal ausgeht, so legt er sich nicht faul auf die Ofenbank, sondern er nimmt die Kappe von der Wand und

sagt, „ech well' mahl Spill geh'", d. h. Besuch machen. Im Nachbarhaus führt er sich ein mit den Worten „no sollt er au 'mahl 'n Speller kreig", wenn man ihm nicht zuvorkommt, „dah kreige mer emohl 'n sältsame Speller."

Von dieser Geselligkeit geben auch Zeugnis die Familienfeste, die Spinnstuben und Spinnkränzchen, in denen sich hinwieder ein anderer Zug ausbildet, der zu den Schattenseiten zu rechnen ist. Das ist die Schwatzhaftigkeit, besser die Klatschsucht. „Das Moul steht ehm kei Vateronser lang stell", und so kommt es, daß mehr unabsichtlich jedes private und öffentliche Ereignis durch Dorf und Gau getragen wird. Bezeichnend sagt man deshalb „bann ei'm en Helders der Bauch wäh thut, — no eß mer en Sasse scho gstorbe und begrabe".

Der Mittelpunkt des geselligen Lebens für Bursche und Männer, das „Wirtshuis", bietet an Sonntag-Nachmittagen, am Abend weniger, dasselbe Bild wie jedes Dorfwirtshaus in Franken. Nur daß der Rhöner zudringlicher und unerbittlicher ist mit dem „Zubringen"; „ech breng ders zu", so tönts jedem eintretenden Gaste von verschiedenen Seiten entgegen. Auch die Unterhaltung ist dem oben Gesagten nach lebendiger und mannigfaltiger; es wird alles besprochen und „beschwatzt", von den neuesten Ereignissen der Politik bis herab zur Predigt des Kaplans. Nicht daß darüber räsonniert wird, denn der Rhöner kann eine gehörige Portion Wahrheit vertragen. Und wenn ja ein Bürschlein sagt, „hüt gengs äber scharpf henger ons här", da ist gleich ein Alter parat und spricht, „es bruchts aber au bei Eu Jonge!" „No freilich, ihr wart louter Heilige, bie ehr jong wart." — „So schroa, so nischtnutzet warn mei doch net; da waar noch a anere Zucht." Und so geht es hin und wieder. (Vielleicht könnte das als ein Vorzug des Wirtshauslebens in der Rhön angeführt werden, daß junge unreife Bürschlein sich nicht unterstehen dürfen, ihrer Unbändigkeit oder Rohheit die Zügel schießen zu lassen; das lassen sich die Alten nicht gefallen).

Diese Gabe der Natur, von der Waffe des Wortes zur rechten Zeit Gebrauch zu machen, d. h. mundfertig und schlagfertig zn sein, bewährt sich auch im Umgang mit Höhergestellten, sei es geistliche, sei es weltliche Obrigkeit.

Gegen erstere, gegen Pfarrherrn und Kaplan, zeigen sie eine Offenheit, die man sonst selten findet. Sie machen keine solche tiefen und demütigen Bücklinge wie im fränkischen Gau; aber sie sind durchaus nicht verlegen und scheu, wenn sie mit ihnen ein Stück Wegs gehen und plaudern frisch von der Leber weg. Mit einem Wort, es läßt sich viel besser mit den Leuten umgehen. —

Eine eigentümliche Bezeichnung hat der Rhöner für die Angehörigen der besseren Stände; Geistliche, Lehrer, Beamte, Förster, — das sind die „Härrnsküz“ = die Herrenleute. Solcher saßen auch einmal mehrere bei einander und hatten ihren Narren an einer Botenfrau, die ein bischen hudelig war, aber doch mehr Sinn und Witz hatte, als man ihr ansah. Nachdem sie sichs eine Zeit lang hatte gefallen lassen, sprach sie endlich: „Eu Härrnsküz, bas hälfe mich die Späß! laßt mech emahl trenk!“

Gleiche Offenheit zeigen sie gegen die Beamten, besonders wenn sie sich im Recht fühlen. Das zeigte einmal ein Dietgeser Bauer gegenüber dem Steuereinnehmer, der alle zwei Monate die Steuer in den Dörfern einheben mußte. Die reichen Bauern ließen sich alle bereden, auf ein halbes Jahr vorauszubezahlen, um dem Manne einen Gang zu ersparen; der Eine aber war durchaus nicht dazu zu bewegen; er legte sein Geld hin mit den Worten: „Da eß min Gäld, bos ich schüllig senn, in zwai Monat senn ech wieder dah!“

Sein gesundes Urteil weiß er oft auf ganz eigene Art auszusprechen. So sagte einmal ein Bauer über zwei besonders in Musik tüchtige Lehrer: „Die N. N. senn rächt gsche-idte Lüt, aber se wesse's auch.“ —

Kommt er aber offiziell mit dem Gerichte in Berührung, dann freilich hören die Späß auf. Dann beugt er sich vor der Autorität des Amtsvorstandes, den er demütig mit „gestrenger Herr Landrichter“ (in Mellrichstadt Lan'krichter) anredet; so wars noch vor wenig Jahren. Höheres als Landrichter und Dechant gab's eben nicht für ihn. Doch will ich einige Spässe aus dem Gerichtssaal, wie sie in der Rhön aus alter Zeit erzählt werden, hier wiedergeben.

Hannsejong sagt z. B. zum Untersuchungsrichter bei einem Verhör über eine Schlägerei: „mei saße bei'nanner

und schwätzte und ouf eimal hing ei'm des Aug rois." Und ein anderer: „Ich gab ehm nor so'n Tahp und da lag er."

Ein andermal sollte über eine Schlägerei zwischen zweien ein dritter, der zu beiden Gevattermann war, Zeugnis geben. Nun war er in der Klemme, er wollte keinem wohl und weh thun. Wie habt ihrs also gesehen? Da fing er nun an: „Ich hon zwar gsähe, daß Gvatter Kleinhans Gvatter Großhans mit der Retze auf 'n Kopf schlugk, daß de Reif am Hals hinge; ech waiß äber net, ob er'n troffe hat."

Eine andere Verhandlung. Ein Bauer hat dem andern ein Schwein todtgeschmissen, als es eben durch den Rick (eine Lücke im Zaun) in seinen Garten kriechen wollte. Vor Gericht: Sagt mir einmal wies eigentlich geschah? Drauf sagt der Angeklagte: „Das well ech Eu soa; ban Du Sau wärst, und da — Rick, und Du stöckst din Rössel in dän Rick und ich schmeß dich druf und Du verreckst, und ich söllt Dich zahl, der Döuwel söll' Dich zahl. Herr Amtsvogt, so warsch."

Etwas neueren Datums und wohlverbürgt ist dies, daß ein Bruder Liederlich vor die Ortsbehörde gerufen und scharf verwarnt wurde wegen seiner Verschwendung, durch welche er sich an den Bettelstab bringen werde. „Ah bas leit mei dro, ons' Härrgott war au 'n armer Töufel." —

Uebt der Bauer aber selbst Justiz, dann geht es nicht nach Gesetzesparagraphen, sondern nach Brauch und Herkommen oder nach der Eingebung des Augenblicks. In einer Gemeinde war gefrohndet worden und man saß nach gethaner Arbeit im Wirtshäuslein, um sich zu stärken. Einige hatten die Frohnarbeit versäumt. „Was fangen wir mit denen an?" hub der Scholtes an; „sollen wir sie nacharbeiten lassen?" Nein, rief die Mehrzahl. Da erhob sich ein Weiser aus der Mitte des Ringes und sprach die bedächtigen Worte: „Ich denk, wir trinken ein paar Schoppen (Schnaps) und die müssens zur Straf bezahlen." Allgemeiner Beifall und sofortige Vollstreckung des Urteils. Das erinnert an alte Verordnungen, wonach der Schuldige dem „Schultheiß und den Vierern im Wirtshause ihr Gebühr über den Ungehorsam zu vertrinken geben" mußte. Mit einer solchen Dorfobrigkeit, welche in Hilders „Zwölfferstuhl" hieß, passierte einmal folgendes Stücklein. Als einer dieser Zwölffer (er hatte rote Haare) bei der

Prozession auf seinen Mantel trat und hinfiel, sagte ein anderer, „laßt ihn liegen, es ist ein roter“, anspielend auf die mit Kupfer versetzten Silberstücke (die bekannten Zwölfer).

Was auch zu einer richtigen Ortspolizei gehört, in neuerer Zeit aber fast ganz verschwunden ist, hat sich in der Rhön noch erhalten, das ist der Dorf- oder Wachspieß. Es ist ein altehrwürdiges Instrument, einer Hellebarde ähnlich, das Zeichen und die Waffe der Dorfwächter. Allabendlich wird derselbe vom Polizeidiener in das Haus dessen getragen, der die Nachtwache hat; — es ist die Uebertragung des wichtigen Amtes. So haben wir hier noch eine Illustration zu dem nurmehr sprichwörtlich gebrauchten „Spießhalten.“

Die Nachtwächtersprüche, an denen die alte Zeit so reich war, sind verschollen und vergessen; nur das Bruchstück eines solchen mystisch gehaltenen Spruches konnte ich auftreiben.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen:
Der Hammer hat zwölf geschlagen;
Zwölf Thore hat dort Zions Stadt,
Die den reinsten Perlen gleichen [1])
Seele! werde ja nicht matt,
Bist du solche wirst erreichen.

Die Gemütlichkeit kann im geselligen Leben im Handumdrehen auf ein Gebiet hinübergelenkt werden, wo „die Gemütlichkeit aufhört“ oder wenigstens einen bitteren Beigeschmack bekommt, den des **Spottes** und der **Neckerei.**

Der Rhöner ist zu beiden Arten aufgelegt und parat, und es wiederholt sich dieselbe Erscheinung wie auch sonst in deutschen Landen, daß ein Stamm den andern, eine Stadt die andere, ein Dorf das andere seiner Eigentümlichkeiten wegen verspottet oder verlacht. Das einemal ist es die Sprache, das anderemal die Armut, die Anlaß dazu gibt, oder irgend ein Streit, eine Eifersüchtelei, so daß es oft von den Burschen zweier Dörfer heißt: „Bann die zsamkohme, nach' gebts Schmeß!“

In der Vorderrhön ist es die Armut, auf welche gestichelt wird. So redet man den Kreuzbergsdörfern nach, daß dort in hölzernen Schuhen getanzt werde; daher komme es, daß man nur eine Musikbande für zwei Wirtshäuser brauche. Wenn nämlich der Tanz im Gang sei, so daß man vor Schuh-

---

[1]) Off. Joh. 21, 21.

geklapper von den Tönen der Musik nichts mehr höre, dann ginge diese ins andere Wirtshaus, um dort auch den Tanz einzuleiten. —

Den Prämichern werden ein paar Dummheiten, die von einzelnen Personen begangen wurden, fürs Ganze angerechnet. So fragte eine alte Frau am Charfreitag die Kirchgeher, warum sie alle so schwarz angethan wären. „No, weßt ehrs dann net, hüt es ja ons' Heiland gstorbe." „So-o! eß er au gstorbe, der gut Moh? Da wesse mer in der Prämich gar nieß devo!" — Eine andere Frau, die auswärts ging bei zunehmendem Mond, äußerte sich in folgender Weise: „Eidu ihr Lüt, bos hat Eu fürn große Mohnd, mei deheim hatte ner so a Stöck." — „Maiche, barüm beste dänn so gepotzt?" „No, weißte dänn niet, daß ich a Bröut senn?" „So! no bän heierst de dann?" „De Basabenger von de Langele-ite." „Was kriegst de dänn mit?" „No, 'n Hase voll decke Melch, 'n Hase voll dönne Melch, a paar Bei'hose, a Rosamarin-Zenkel und a Kötze voll S . . birn."

Burkardroth hat, wie schon erwähnt, viel zu leiden wegen seiner Gänsezucht. Von den Bischofsheimern und Haselbachern erzählt schon der alte Jäger, daß sie sich gegenseitig mit undelikaten Namen titulierten. Wieder andere legen sich die Namen Schnitzer, Buinässer (Buin = Bohne), Blaubäuch u. dgl. bei, die alle auf eine Ortssitte oder irgend eine Begebenheit sich beziehen.

Auch das Wort „Neuschter Luft" hat eine Beimischung von Spott, wie auch aus dem bekannten Spruch über die Rhönstädte hervorgeht („Neustadt hat den Stolz"). Ein anderer Spruch,

> „Wär gäng uf de Rhön ohne Wend,
> Dorch . . . . ohne Kend,
> Dorch . . . . ohne Hohn und Spott,
> Hat große Gnad von Gott",

wird in verschiedenen Gegenden verschieden variiert, je nachdem man einen Ort verspotten will.

In dem Namen „Poppelustig" wird man höchstens eine leise Anspielung finden auf das lustige Leben, das einst dort herrschte und das jetzt noch durch die am Kirchplatz liegenden sechs Wirtshäuser repräsentiert wird.

Im Ulstergrund sind es die Bewohner von S., die etwas abseits liegen in einem Thalkessel, welche gern gehänselt werden; man schreibt ihnen wegen ihres unfriedlichen Wesens das Wort zu: „Mer gäbe onsern Lehrer dröm, baun mer onsern Pfarrer los wärn“.

Am meisten aber ist es das im Brändergrund liegende Dietges, das alle einfältigen Streiche auf sich nehmen muß; es ist das Schilda der Rhön.

Schon die zwei Glöcklein der kleinen Kapelle verkünden seinen Ruf, denn sie läuten ganz vernehmlich „Tall Ditges, Tall Ditges“. Die Ditteser Streiche sind dieselben, wie sie auch andern Orten gleichen Rufes aufgebürdet werden, nämlich: das Ausbrüten der Kuheier (Eselseier) durch die Schulzin; das Fangen des Mondes; das Vergessen der Fenster beim Kirchenbau; das Hinaufziehen eines Ochsen, damit er das auf dem Kirchthurm gewachsene Gras abfressen solle.

Etwas spezieller Art ist die Geschichte mit dem Schulzen Boinz, von dem ein Berg bei Dietges noch den Namen Boinzeküppel hat. Um nämlich beim Holzfällen die Länge der Holzabschnitte zu bemessen, legten sie den Scholtes auf den Stamm. Da kommt plötzlich einer ins Rollen, Boinz hält sich fest an und kollert den Berg hinunter. Da schrieen die Zuschauer: „Boinz obe, Boinz önge, Boinz hats Hai't verlorn“.[1])

Ebenso paßt am besten (des Dialektes wegen) jenes mit den Steuersimplen, die der Ditteser Bote aufs Amt tragen sollte und deren es neun waren. Die Frösche aber in dem Teiche, an welchem er vorüber mußte, schrieen im Chor: „Oicht, oicht!“ Nü' (neun) sänn's, ruft er ihnen entgegen. Nach längerem Streit, wobei die Frösche hartnäckig bei ihrem „oicht“ blieben, warf er ihnen den Büchsenranzen hinein und rief: „No, doa zählt's sälber!“ —

Weniger bekannt dürfte die Geschichte jenes Dittesers sein, der mit einer einfältigen Frau behaftet war. Als er sich nämlich beklagte, das Kraut in andern Häusern sei viel besser, weil besser geschmälzt, ging sie hinaus auf den Krautacker

---

[1]) Germania von Dr. Heinrich Pröhle S. 67.

und verbrauchte ein paar Häfen Schmalz zum Schmälzen des Krautes. Der Mann verließ sie nun, da er mit ihr nicht leben könne, versprach aber wieder heimzukehren, wenn er eine „töllere“ finde. Ehe er noch das Dorf verlassen, hat er sie bereits gefunden. Es saß eine Frau vor der Thür, hatte einen Hämmel vor sich und zupfte an der Wolle herum, weil sie glaubte, sie könne so die langwierige Arbeit etwas abkürzen und die Wolle dem Hämmel gleich vom Leibe wegspinnen.

Die Frage, warum sich gerade die Dietgeser zu dieser Rolle hergeben mußten, ist wohl damit zu beantworten. Sie bildeten von jeher, wie teilweise jetzt noch, eine ganz für sich abgeschlossene Gemeinde, die durch ihre eigenen Rechte und Gewohnheiten, sowie durch ihren Reichtum den Neid und damit die Spottlust der Nachbarn erregten.

Heute noch sind die Dietgeser eine Art kleine Republik; Arme habe sie keine, so daß sie zum Amte eines Gemeindehirten immer einen Fremden dingen müssen. Alle Ehrenämter wurden früher im Turnus verwaltet, so daß sie regelmäßig alle drei Jahre einen andern Scholtes wählten, und jeder war auch zu diesem Amte befähigt. Das Amt eines Polizeidieners und eines Kirchendieners ging gleichfalls im Jahresturnus von Nachbar zu Nachbar. Traf nun den Scholtes auch letzteres Amt, dann ging er eben ganz bescheiden in den Chor der Kapelle, um seines Amtes zu walten. Als aber den Scholtes einmal der Turnus traf, zugleich das Amt des Polizeidieners zu versehen, da sah man ein, daß das doch nicht anging, daß der Scholtes seine eigenen Befehle ansagen sollte und es wurde für diesmal eine Ausnahme gestattet. (Ich glaube nicht, daß die Dietgeser, mit denen ich jahrelang in bester Freundschaft lebte, ihrem „Härrn Profässer“ dies Kapitel verübeln werden. Wenn ja, dann sollen sie bedenken, daß es der armen Seifertser Kirche zu gute kommt.)

Um nicht den Schein von Parteilichkeit oder Einseitigkeit auf mich zu laden, muß ich wohl auch von den **Untugenden des Rhöners** reden, deren er sicher manche haben wird.

Erwähnt habe ich bereits die Schwatzhaftigkeit; daß damit Verläumdung und Zwischenträgerei enge zusammen-

hängt, ist selbstverständlich. Der Rhöner ist eher mit der Zunge, als mit der Faust zur Hand, um seinem Gegner eins zu versetzen; von Prügelei hört man sehr selten bei Kirmes und andern Festlichkeiten, wohl aber „da gabs wie'r a arg Schwätzerei" d. i. ein böses Gerede; oder „die ho'nn sich emahl zerscholle, daß's nießt meh schö waar."

Eine weitere Untugend, die damit zusammenhängt, ist die Rechthaberei und Prozeßsucht, über die mir von kompetenter Seite manches Urteil vorliegt. Wie im Privatleben, so gilt auch im Gemeindeleben das Wort jenes Rhöners: „Senn ich goot, dann senn ich rächt goot, senn ich aber bös, dann senn ich a Döüwel". —

Man hat oft dem Rhöner den Vorwurf gemacht, als sei er unfleißig, träg und apathisch, durch sein Elend abgestumpft. Das muß ich entschieden verneinen; der Rhöner läßt es vielleicht an Energie, aber nie an Fleiß fehlen, wie ich bereits im ersten Vortrage nachgewiesen habe. Der Vorwurf der Trägheit kann sich höchstens darauf erstrecken, daß unter den jungen Leuten sich wenige entschließen, ein ordentliches Handwerk zu lernen und in die Welt zu gehen. Sie bleiben lieber in der Heimat, liegen zu zweit und dritt dem Vater auf dem Halse, um zu Hause mithelfend oder auswärts taglöhnernd ihre Jugend zuzubringen, wodurch natürlich für die Gründung eines eigenen Herdes gar nicht vorgearbeitet wird, so daß in manchen Familien Armut und Not ein Erbstück wird. Hierin wäre vieles zu bessern; würde nur z. B. die Holzschnitzschule besser benützt werden!

Ein vierter Vorwurf, der allen Rhönern gemacht wird, ist der, sie seien dem Trunke, besonders dem Schnapstrinken leidenschaftlich ergeben. Daß der Rhöner gerne Schnaps trinkt, ist sicher [1]); ob es ihm aber sehr zu verdenken ist bei seiner schlechten Ernährung, bei seiner schweren Arbeit und

---

[1]) Interessant ist, wie ein solcher Schnapssüffer, der auch sonst ein Original war, seinen Rausch personifizierte und auf dem Heimwege mit ihm kämpfte und disputierte: „Ich wern dich doch zwenge", oder „hischmeiße kannste mech, aber schlönn kannste mech doch net". Wollte er durchaus nicht weichen, dann nahm er am laufenden Brunnen ein Douchebad, dann hieß es: „Nu senn ich widder bie en Fisch im Wasser". —

bei dem rauhen Klima, ist eine andere Frage. Daß ein Mensch, der gesellig lebt, mehr geistige Getränke konsumiert als ein Stubenhocker, ist allgemeine Regel und trifft auch beim Rhöner zu. Wenn freilich der Schnapsbudel stets gefüllt in der Fensterecke steht und ab und zu von dem, der am Webstuhl sitzt oder der vom Stall in die Stube kommt, in Anspruch genommen wird, und wenn diese leidige Gewohnheit tagtäglich sich wiederholt, so ist das eine große Untugend, die aber in besseren Häusern streng verpönt ist. Da ist entweder gar kein Schnaps im Hause oder er steht unter strenger Obhut der Hausfrau, die ihn nur bei Besuchen oder als Medikament verabreicht.

Auch Unehrlichkeit (deutsch gesagt Dieberei) wirft man dem Rhöner vor. Nun, wir wissen alle, daß große Armut auch das im Gefolge hat. Und ganz besonders bilden sich bei den ärmsten Volksklassen gewisse kommunistische Grundsätze, wenn es sich um Staatseigentum (Holz und Wild) handelt. Die Rhönhasen, die sprüchwörtlich geworden wegen ihrer Größe und Fettigkeit, auch die Rehe sind vor den Schlingen der Rhöner ebenso wenig sicher, als vor dem Blei der Jäger. — Um auch ein Stückchen vom Stehlen zu erzählen, da holte sich einmal ein armer Teufel, der Bedürfniß nach frischer Wäsche fühlte, ein Hemd von der Bleiche hinweg. Er ließ das alte als Ersatz liegen und ging sofort hemdärmlich ins Wirtshaus und ließ sich von dem Eigentümer, vom Wirte bewundern und beloben wegen seines „rallichen“ Hemdes, das er endlich einmal anhabe. „Joa, ich honn gewasselt“, meinte er darauf. Als aber die Ewelis auf dem Rasen das schwarze Nagelschmiedshemd unter den weißen friedlich hängen sah und dies hinterbrachte, sagte der Kas' (Kasimir) ganz ruhig: „Ich honn's euch ja gesoat, ich honn gewasselt“ (doppelsinnig für umtauschen und Wäsche wechseln). „Nu sollst es au behall'“, sagte drauf der alte Wirt, jener aber replicierte „das waar mi Me-ining“. Später gefragt, ob ers gebeichtet habe, sagte er: „Vos soll ichs bicht'? Es waar ja nor gewasselt; das beßja Seife eß der Öngerschied.“ —

Der schwerste Vorwurf endlich, der den Rhönern gemacht wird, ist dieser, sie seien im Punkte der Sittlichkeit sehr anrüchig. Ich glaube, daß fast alle Rhönschilderer hierin dem

alten Jäger nachsprechen, der allerdings mit einigen Thatsachen seine Behauptung belegt. Vor allem aber glaube ich, daß man den großen Fehler begeht, wenn irgendwo ein krasser Fall vorkommt, das Urteil zu verallgemeinen, so daß der Satz „das ist in der Rhön vorgekommen“, von den Fernstehenden sofort umgeändert wird in „das kann nur in der Rhön vorkommen“. Wir dürfen also, um nicht ungerecht zu werden, nur die gewöhnlichen Fälle zur Grundlage unseres Urteils machen.

Auch vor einem zweiten Mißgriff ist zu warnen. Das Urteil über die Sittlichkeit einer Gegend wird oft gebildet auf Grund der Statistik d. i. auf Grund jener Rubriken im Taufbuch, in denen nach dem Vater gefragt wird, die aber unausgefüllt bleiben. Will man nur diesen Maßstab in der Rhön anwenden, dann geht man bedeutend irre; denn die Hälfte jener Fehlanzeigen fällt nicht der Rhön zur Last, sondern jenen Städten und Gauen, in welche die armen Rhönerinen wandern, um Dienst oder Taglohn zu suchen. Gar manche Rhönerin träumte sich, als Gaumagd ihr Glück zu machen und in einen Bauernhof hineinzuheiraten, — aber das Ende vom Liede ist, daß sie mit Schande in ihre Heimat zurückkehrt. Noch schlimmer steht es da, wo viele Mädchen in die großen Städte (Meiningen, Frankfurt) sich verdingen. Ich glaube, daß gerade statistische Erhebungen obiges Urteil bestätigen würden.

Damit soll der Ausgelassenheit oder sittlichen Verwilderung der reiferen Jugend durchaus nicht das Wort geredet werden, aber sie soll auch nicht schlimmer beurteilt werden, als anderswo. Ist es denn nicht bekannt, daß die Armut gar viele Gefahren für die Sittlichkeit mit sich bringt, die der Reichtum gar nicht kennt? Ist es nicht die Wohnungsnot, wie sie in manchen Distrikten, so auch auf der hohen Rhön herrscht, die der sittlichen Verwilderung einen großen Vorschub leistet? Schaffen wir erst diese Ursachen hinweg, dann wird auch Besserung eintreten.

Nicht zu leugnen ist, daß in alter und neuer Zeit manche Dörfer (ich will sie nicht nennen) in sehr schlimmem Rufe standen, so daß sich ein Sprüchwort gebildet hat, das gar zu ehrenrührig ist, als daß man es veröffentlichen könnte. Aber

gerade da waren oder sind Armut und Wohnungsnot am größten, oder sie haben lange Jahre hindurch eines geordneten Kirchen- und Schulwesens entbehrt, was sowohl für die schulpflichtige, wie für die erwachsene Jugend von großem Belang ist. Und doch verleitet uns selbst hier Sitte und Vorurteil leicht zur Ungerechtigkeit. So sah ich vor kurzem beim Marsche auf die hohe Rhön einen Burschen mir entgegenkommen, der eine Rhönerin am Arme führte. Der erste Gedanke, der wohl jedem kommen wird, ist, daß so etwas auf dem Lande doch zu stark sei. Denkt man darüber nach, so wird man zwar zugeben, daß man es hier mit einer befremdenden Ausnahme von der auf dem Lande geltenden Regel zu thun hat, aber auch, daß das junge Paar vielleicht in wenigen Wochen zum Altar schreitet und deßhalb auch von jener Freiheit Gebrauch macht, wie sie in den Städten allgemein Sitte ist. Darum Vorsicht im Urteil! Gerade das letzte Beispiel zeigt am deutlichsten, wie leicht aus solchen vereinzelten Erlebnissen eines Touristen (nicht Forschers, der alle Faktoren prüfen wird) ein zu strenges und falsches Urteil in die Welt geschickt wird.

Mit einem Worte, ceteris paribus d. i. unter gleichen Verhältnissen sind die Rhöner in sittlicher Beziehung nicht schlimmer, als ihre Brüder und Schwestern in anderen Gauen, aber jedenfalls sind sie besser als ihr Ruf. Mit dieser Verteidigung des Rhöners soll dieses Kapitel seinen Abschluß finden.

Die Rhönersprache.

Das Letzte, was bei den Eigentümlichkeiten des Rhöners zu besprechen wäre, ist seine Sprache.

Den Rhöner kennt man aus Hunderten heraus durch den eigentümlichen, ziehenden und singenden Ton. Nicht blos in einem Satz, oft in einem Ausdruck, ja sogar in einem einzigen Wort kommen mehrfache Modulationen vor.

Beispiel: Annä-Märgrät, bäs hätt' ĕhr dänn gässĕ?

Antwort: Denne Melch un a decke Melch, Huitzel und eigebacke Broad, ha'mer a gots Ässe gehot.

Frage: Hats dann geschmäckt?

Antwort: J—ahĕ.

Es ist also zunächst der fast rythmische Wohlklang, der die Rhönersprache auszeichnet, abgesehen von anderen Schönheiten, die nur ein gründlicher Kenner des Dialekts zu würdigen versteht. Soviel ist sicher, daß er gegen die harte, breite und schwerfällige Sprache unserer fränkischen Gaue viel voraus hat; man glaubt Prosa und Poesie zu hören, wenn man z. B. folgende Ausdrücke neben einander stellt:

„Wua bist 'n gĕwa'?" sagt der Franke;

„Bo waarst de dann?" der Rhöner.

Antwort: Wo war i gwast senn? Derhöm.

Bo waar ich? Deha-i.

Ich will nun versuchen, einigermaßen den Bau und die Grammatik des Rhöner-Dialekts zu zergliedern, obwohl das seine großen Schwierigkeiten hat.

Die erste Frage,

welche Stelle der Rhöner-Dialekt in den deutschen Mundarten einnimmt, ist leicht beantwortet, wenn man die Methode eines Jenenser Lehrers[1]) annimmt, der sie einfach in ober-, mittel- und niederdeutsche mit mehren Unterarten einteilt.

Hienach gehört der Rhöner-Dialekt zu den mitteldeutschen Mundarten und zwar ist es ein Bindeglied zwischen der

[1]) Bräunlich, die deutschen Mundarten. Jena 1879.

fränkischen und sächsisch-thüringischen. Seltsamerweise ist bei jener Einteilung nicht der allgemein bekannte Name Rhön genannt, sondern der wenig bekannte und historische Name Henneberg, so daß der Rhöner Dialekt als hennebergisch-fränkischer Dialekt figuriert. Ebenso wird er in Grimm's Wörterbuch bezeichnet.

2. Abstufungen.

Die Rhöner Mundart ist wie jede andere nicht streng abgeschlossen, sondern sie ändert sich von einem Grund zum andern, oft von Dorf zu Dorf.

Nördlich von Kissingen und Hammelburg nimmt der fränkische Dialekt schon eine andere Klangfarbe an, — die breiten fränkischen Laute werden weicher und biegsamer, die Worte erhalten durch die Anfügung des Schlußkonsonanten eine gefällige Verbindung mit einander: z. B. i höi, i hō, ich honn; ze Latti, ze Lattig. Während der Franke bei Ortsnamen die Silbe **ach** in i umwandelt (Leini, Schwarzi), dagegen die Silbe **bach** beibehält (Varsboch, Dürrboch, Retzboch), ist der Rhöner konsequent und sagt Steinich, aber auch Haselbich, Hassemich, Reulich, Lahrbich, Oeberbich. Doch die Ortsnamen sind weniger geeignet zu solchen Beispielen, darum einige andere.

Das fränkische Mädle wird allmählich in Mä'che (da der Rhöner nur das Deminutiv che und je hat), Maiche und Moiche, Maje verwandelt, bis es in Fuld zu Mäderche wird, was wieder an den Dialekt in der Wetterau und in Frankfurt angrenzt, während das fränkische Mähd (Magd) nur in Mahd sich ändert.

Aehnlich ist es mit nix, nieß, niest, nischt, nüscht; aus nit wird niet in der Vorder-, net in der Hinterrhön. So wird aus Haus — Hous, Hois, Huis und Hûs, während der Hinterrhöner, wenn er hochdeutsch sprechen will, vom Huis wieder auf die erste Flexion Hous zurückkommt.

Aehnlich wird aus Kraut — Krout, Kräut, Kruit; aus ich brauch — brouch, brûch.

3. Die Vokalisation

ist unstreitig das schwierigste beim Rhöner Dialekt; jeder Vokal wird mehrfach moduliert, oft fünf- und sechsfach, so

daß die rechte Aussprache desselben noch ein wenig schwieriger ist, als die des Englischen. Schon Benkert (selbst ein echter Rhöner) in seinem Werkchen behauptet, daß eine Menge von Lauten dem Englischen ganz verwandt seien und in einer Schriftprobe des Rh. D. habe ich auch viele Worte englisch geschrieben gesehen, z. B. father (Vader), good (gut).

Gehen wir die einzelnen Vokale durch, so finden wir

1. das **a** in 6facher Aussprache; ganz kurz, gleichsam als Vorschlag, dann kurz mit und ohne Schärfung, dann lang, dann breit und gedehnt und endlich als förmlichen Doppellaut. Das ist am besten ersichtlich aus folgendem Beispiel:

Bann[2] de da[3] warst[3], dann[2] sächst[4] es ja[1], bas[3] ha[5] gemaicht[6] hat.[1])

2. Weniger Schwierigkeit hat das **e**, das nebst der gewöhnlichen Länge und Kürze noch die breite Aussprache in **ä** hat, z. B.

Geh'[1] mer[1] doch wäk[2] da, daß mer de Wöa in de Wähk[3] schiebe.

3. i wird meist wie ĕ ausgesprochen, in einigen Substantiven und im Pronomen wie e-i z. B.

Eß das Kehind net bei dei? nah! ech konns net gefenn; ach! das eß a schlömm Deng. Oder ein Beispiel aus dem Leben: Ech (auch eich) kreg emmer Schmeß. Von wäm dänn? Bär Zît hat.

4. o und u sind in der Aussprache oft gar nicht auseinander zu halten, z. B. ich hon en schrobe Jonge, on bie hun ich dän scho dazwösche genomme!

Oder: Ons' Jong ging in fuchze Stonn vö Foll' nach Wörzborg.

Eine seltene Umwandlung erfährt u in oi (sonst in ui), z. B. der Hoind, Pl. die Hönn; das Pfoind.

5. ei wird in Pronom. und Adverb. in i, im Zeitwort, Präpos. und Adjekt. in e-i, in Substantiven in ai oder oi verwandelt, z. B. bei mim Vader do eß glich färtig; ha schme-ißt druf und bann au 's Bai (Boi) e'zwai geht.

---

[1]) Beim aufmerksamen, langsamen Sprechen merkt man genau, wie die Oeffnung des Mundes von Laut zu Laut größer, der Ton breiter wird.

6. au wird zu ou und ui, wobei oft das i kaum gehört wird; äu wird regelmäßig öü und ü, ersteres in der Vorder-, letzteres in der Hinterrhön; z. B. Bann mer om Sunntig ens Dorf köhmt, röucht mer, daß in jädem Hous (Huis) Krout (Kruit) gekocht wird; oder: In Waldberg senn jetzt louter nöue Höüser, seitdäms gebrahnt hat. In einer ganzen Klasse von Zeitwörtern wird au teils zu ai, kaifen, in Fuld sogar laifen, teils zu u in saufen (Sufflapp).

Es ist um so schwerer, eine feste Regel aufzustellen, weil manche Dörfer Veränderungen vornehmen, die man zwar im Hören unterscheiden, aber beim Schreiben durchaus nicht fixieren kann. In dieser Beziehung sind Frankenheim und Simmershausen berühmt; für letzteres ist bezeichnend das Wort einer Frau, welche mit Stolz von ihrem Manne, der die Fahne trug, sagte: „Hun ech net en schönne Moh, där voando gēäht und d' Foihn tröat on e gahl Hoar hat, bie en Ängel?"

Oder wer kann es jenem Musikanten richtig nachsprechen, was er im Vaterstolz und großsprecherisch von sich sagte: „Ich honn en Jong', däm honn ich's Gīge gelahrt; ha kohns bässer bie ich, ech wells em äbber doch noch bässer lahr'".

Oder jenes Wort, das ein Dorf dem andern vorhält als Probe seiner eigentümlichen Sprache: „Hock's ouf, trök's nouf un bann de nouf köhmst, pföüffte!"

4. Die Konsonanten

müssen sich im Rhöner Dialekt manche Veränderungen gefallen lassen, meist durch Elision oder Assimilation.

1. Vor allem hat die Rhöner- gleich der plattdeutschen Sprache die Aspiration des Pron. der 3. Person, „ha geng fort (plattd. hei).

2. Die Lippenbuchstaben werden gern vertauscht; aus w wird b, aber nur bei den Pronomen, z. B. bär kommt? bie war das? bö steht das? Aus w wird m, aber nicht blos in mir statt wir, was in Franken allgemein ist, sondern auch in wollen, z. B. bas monn se ha'?

3. Die Gutturalen werden in der Mitte entweder ganz ausgestoßen und wird dafür ein eigener Doppellaut gebildet, der in der Schrift schwer auszudrücken ist (oa, öä), z. B. in fragen, tragen, sagen: Bos soat ha dann? Ha froat mich, ob ech em sin Köz troa wollt'; ich hun's ehm abgeschlöa' oder gar der Wöa statt Wagen. Andere (ch) werden abgeschwächt in ein Dehnungs-h; steht es aber in der Mitte, dann wird es assimiliert, z. B. der Flahs eß höuer schnäll gewasse (gewachsen).

Oder es wird am Ende des Wortes in n verwandelt mit geschärftem Vokal z. B. ich sönn (sag) ders; doa lenn (leg) ichs här.

Oder es wird aus dem weichen und mittleren Laut der harte; ja es wird das stumme h durch ein Gutturallaut ersetzt, z. B. ich sāch, daß es Dahk wur' (ähnlich dem altbayer. Rech statt Reh, Büchl statt Bühl).

Einige Beispiele von Elision eines Konsonanten und Ersetzung desselben durch den gedehnten Vokal oder durch Assimilation wären:

bei b: dar hat mich gelō't = gelobt;
" d: lang mer emahl die Nölle = Nadel, bo eß se dann wie'r (wieder?)
" f: hüt war der Töuwel los.
" g: es rä'hnt = es regnet; schlahk dän Nöel (Nagel) in'n Wöa (Wagen);
" h: ich hun's gesänn (gesehen).
" k: wellst auf'n Mar't?
" p: mer mache's überhait (überhaupt);
" r: 'n oedentliche Jong eß emmer voendro.
" s: la'ht mich und sogar lammich geh!

Die Veränderungen von n, m, w sind ohnedies auch im Fränkischen bekannt.

5. Beim Pronomen

hat der Rhöner folgende Eigentümlichkeiten. Beim persönlichen P. wendet er selten das Ihr an, sondern er gebraucht auch im Nominativ das geläufige Eu. Eu wißt doch, daß echs Eu' schon gab.

Beim Possessivum gebraucht er gern gleich dem Franken in der 3. Person die Umschreibung ihm oder jen' sei Hous; statt unser sagt er in der Regel ons'; ons' Härr hat ons'm Jöngje a schö' Veldje gschänkt.

Beim Reflexivum ist zu erwähnen, daß auch bei dem der 1. Person jenes der 3. Person gebraucht wird: da hammmer **sich** (nicht uns) emahl getroffe. Nach oben erwähnten Regeln geschieht es auch, daß mir und wir gleich ausgesprochen werden, nämlich me-i; aber nur, wenn es betont wird, während es außerdem mit dem vorausgehenden Wort assimiliert, z. B.

mei (wir) wolle hüt schla(i)cht, bammer'n Metzger krei'n (kriegen);
mei (mir) lögk garnischt dro, bammer ainer mi Kötz hai'trühk!

6. Die Präpositionen

werden in der Rhön richtiger angewendet, als im fränkischen oder gar im Würzburger Dialekt. Die Präposition zu wird durch bei ersetzt und zwar sowohl mit dritter als mit vierter Endung, während der Franke letztere nicht kennt. Denn er sagt, 'geha har zu'emer, der Rhöner aber, geh' be-i mich! Doch macht er hingegen von der gewöhnlichen Aussprache eine Ausnahme, so oft der Wohlklang es erheischt. So sagt er bē-i mich, aber nicht bē-i mē-i, weil dies hart klingt; das bei wird verkürzt, es heißt dann bei mē-i.

Die Präposition zu wird überhaupt aus der Sprache verbannt; denn in der Verbindung mit sagen wird sie ersetzt durch das „wider" (dem griechischen προς entsprechend): Ha sug wider mich, — eine Eigentümlichkeit, die in der Aschaffenburger Sprache vorkommen soll, wo man über mich sagt.

Eine Präposition, die sonst nirgends zu finden ist, wird gebraucht bei Ortsbezeichnungen; es ist ein fast tonloses um = in, und zwar bei den Zeitwörtern der Ruhe und der Bewegung.

Wo warst'e? Ich war om ('m) Sahse.
Wo wellst'e hi'? Ich well om Seiwerts.

7. Bei der Konjugation

läßt sich der Rhöner manche Abweichungen von der Regel zu schulden kommen, oder besser gesagt, er sucht Ausnahmen zu vermeiden und bleibt bei der Regel, z. B. bildet er nach der Analogie von schlagen, ich schlug alle gleichlautenden Verben, also von sagen, klagen und fragen — ich sug, ich klug, ich frug.

Eine Absonderlichkeit eines Teils des Ulstergrundes ist jene Abweichung von einer allgemeinen Regel, daß man von pfeiffen die Form ich pfuff bildet.

Das Verbum kaufen konjugiert er wie laufen; er sagt also ich kief, ich lief, während schnaufen, taufen wieder regelmäßig sich bildet (toufte), und bei saufen sagt er gerade so sprachrichtig wie der Gebildete ich soff'.

Eine Zeitform könnte der Rhöner ganz entbehren, das Perfektum, das er nur höchst selten anwendet, denn er gebraucht zur Erzählung nur das Imperfekt, während es beim Franken umgekehrt ist. Das gibt nun, besonders in einer längeren Erzählung, einen großen Unterschied zu Gunsten der Rhöner Sprache. Der Rhöner erzählt also:

„Bie ich hüt morgens uffstahnd, waar so schlächt Wätter. Oufm Fäld waar da nüscht ze mache; da daicht ich, gehst ouf'n Heldersche Mar't. Mi All' (meine Alte) brommt freilich und söät: „Du hast ja nüscht ze kaife." No, ich maicht ehr 'was vor; bos wollt' se mach'? Bie ich 'om Helders kahm, da begä'nt mer der Schwärzbicher Hannes. Dähn hatt' ich scho a hall' Jahr nit g'sähn. No ließ ich Alles steh, mei satzte ons ens Kirschehuis und schwatzte mit'nanner und tranke ei' Glas üms anner; da gengs mal hoch här, und eh' mer ons versaache, hat der Wächter die Zahe' gedutt'. No tappt ich hei' on wollt mich heimlich nitüffel; mi All' hoärt' mich äber. Nu gings los: Du Sufflapp, du schrober Kuiz, du Lümpje! Eß dās a Art, so lang uiszeblenn (auszubleiben)? Bas hast'e dann kaist? Nüscht hast'e kaist. Ja, schrie ich, 'n Rousch honn ech mer kaist, und bann de jetz net gle-ich stell best, no versohl ech der de-i schlömm Muil, daß de aicht Töa kain Läffel meh ne-i brengst, du Scheng-aas du! No (dann) waar Ruh!"

Wir sehen daraus, daß der Rhöner höchst selten das Perfekt braucht, das man beim Franken bis zum Ueberdruß hören muß: „Hetzund bin i nei die Stadt gange und höi ei'käff wöll. Wia aber's Uglück sein' Wille hoat, läfft mer mei Gvattermo nei die Händ. Dan höb' i schoa a halb Joahr niaß mehr gsahna ghot. No höbe' mer uns nei' zu'n Feser gsetzt" u. s. w. — Was ist schöner?

Auch das historische Präsens wendet der Rhöner gern an und mischt es hie und da unter die Imperfekta. „Geh' ich nächte ouf mein Buide, well mer a Worscht 'rabhohl. I du Schwerenangst! was senn ich da erschrocke! Da waar ke-i Schwänzje meh ze sähn! Ich mei', der Schlahk tröäf mich".

Sogar eine echt lateinische Wendung hat der Rhöner, wie sie der Franke sicher nicht hat, z. B. statt „wie hätte ich das wissen können", heißt es kurz: „bie konnt' oder kann ich das weß?" Noch eine andere Wendung hat der Rhöner für die Behauptung, daß etwas kaum möglich sei; nämlich es sagt einer, der eingeladen war: „Da bekahme mer a Flaisch, ach, das waar so fätt, mer konnt's gar nit äß." No, was maicht't ehr dann da? „Jah! mer aße's doch". Ueberhaupt ist eine gewisse Kürze und Rundung eine der Vorzüge des Rhöner-Dialekts.

8. In der Umgangssprache

unterscheidet sich der Rhöner viel von dem Franken. Das Wort „Bua = Sohn" existiert für ihn nicht; er hat blos Jonge, mögen es nun die seinen oder fremde sein. Und wenn die Mutter ihrem Kinde schmeicheln will, so lautet „geh bei mich, mi härze Jöngje" viel schöner, als das fränkische „geha har, mei Knachtla".

Selbst bei Erwachsenen wird dieser Ausdruck „Jong" noch angewendet zur Bezeugung des freundnachbarlichen oder kameradschaftlichen Verhältnisses. Der Aschaffenburger Fischergäßler sagt Kumpeer, der Franke sagt Nachber oder Gvattermo, der Rhöner aber „sätz dich här, alter Jong".

Sogar einen verdächtigenden Beigeschmack hat das Wort, je nach dem Tonfall; sagt man „du bist e schönner Jong!" so ist das soviel als „du bist mir a sauberer Kerl."

Dieses Wort Kerl kommt höchst selten in der Rhönsprache vor; statt dessen hat man das Wort „Kuiz“ d. i. Kauz. „Das eß a schrober Kuiz“, ist ein ziemlich schlechtes Leumundszeugniß. „Dos senn euch Küz“, entbehrt zwar des Beiwortes, läßt aber an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Indifferent aber d. i. nicht im guten, nicht im schlimmen Sinne aufzufassen ist das Wort im fragenden Tone: „Bos eß das für'n Kuiz?“

Auch die Frauen haben ein Wort, das dem „Jong“ gleichkommt, nämlich das Wort „Maje“. Das gilt sowohl für die Töchter, als für die weibliche Jugend, als auch für Bekannte und Freundinnen jeglichen Alters. Wenn z. B. ein altes Mütterchen eine Jugendfreundin, die krank darnieder liegt, besucht, so entspinnt sich ungefähr folgendes Gespräch: „No, Maje, was maichst'e dann? — Ach jemmerei, bie eß mei so schlächt! — No, bie kahm dänn dahs so schnäll? Ich saach dich ja noch gen Tag (gestern) in der Kerch, und do daicht ich s'ei, die siecht mal goot aus; das eß doch a rächt fest'. — Oh nah, das honn ich scho lang gespoert, und auf ei'mahl kahms. Ja, ich senn nescht mehr notz; Du werst sä'nn, ich la' (leb) net mehr lang. — Oh, schwig stell, schwätz net sou olber. Siech, Maje, mi Motter . . . — Ja, die kannt ich rächt goot; das war a rechtig Frou. — No, die bekams grad a so, bie du“ 2c. 2c.

Etwas lebhafter ist freilich die Unterhaltung, wenn zwei „jonge Maje“ vom Markt heimkehren und den stundenlangen Weg durch stetes Geplauder sich abkürzen.

Auch sonst bezüglich der verwandtschaftlichen Verhältnisse und Gevatterschaft hat der Rhöner seine eigenen Bezeichnungen; z. B. hat er kein „Härle und Fräle“, wie der Franke die Großeltern nennt, sondern „Ellern“, nämlich Ellevatter und Ellemotter; er hat'n Döth und a Döthe, 'n Vetter und a Wösje, a Gvattersche und 'n Schwa'r und a Schwieger.

Er heiratet nicht, sondern wird ählich; in der Arbeit denst[1]) d. h. zieht er mühsam an seinem Joche, in der Krankheit krözt er, oder er hat 'n argen Wähtich (Wehtum). Er

[1]) ahd. dinsan, mhd. dinsen ziehen, sowohl transitiv als intransitiv.

unterscheidet Menschen und Tiere und was er kauft und erhandelt in kiesig oder unkiesig (unverfälscht oder verdächtig), er sieht sich ein Haus ömmig und uisbig an, ehe ers kaist; banns ibest (auch isest, äußerst) ist, geht er jedes Jahr auf den Kreuzberg; geht es streng oder gar stickel, dann bleibt er trate [1]), weil er ballö [2]) nicht schnouf kann; droben trenkt er sei' Kännje, ißt 'n Wäck dazu, der muß aber mörr (mürbe) sein; er bicht' spalz (gelegentlich) und kaift seinen Kindern daheim a Wallstöck und wenns auch klipperklei ist.

So könnte man das Verzeichnis der Provinzialismen bedeutend vermehren, besonders wenn man Kleidung und die häuslichen Geräte durchmustern würde. Wer würde z. B. das verstehen „lang mer emahl die Löppe [3]), ech well 'n frösche Born hohl"? Langen ist nämlich unser reichen, gerade wie habben statt halten steht, welche Bedeutung im Hochdeutschen in Handhabe zu finden ist. Wenn ein paar richtige Rhönerinnen am Waich (Wäsche) stehen, könnte man am besten die Rhönersprache studieren, denn sowohl Form als Inhalt trägt dann den unverfälschten Rhöncharakter.

Auch an Sprüchwörtern hat der Rhöner seine Spezialität, besonders wenn er für seine minder löblichen Eigenschaften eine euphemistische Bezeichnung sucht. So sagt er däm hon ich emahl die Huitzel ogericht, wenn er ihm dick und dünn die Meinung gesagt; däm hon ich emohl a Sprenzel gestahlt, wenn er ihm heimtückisch eine Falle gelegt; dar moß weß, bo der Katz es Bai' ezwai' eß, so bezeichnet man den Neugierigen; däre Gais eß nu au gestreut, wenn etwas Aufgeschobenes endlich erledigt ist; du bli'st lenna, bis die Katz kräht d. i. du kannst gar nicht aufstehn. Manche allgemeine Sprüchwörter begegnen uns in der Rhön wenigstens in anderer Form, z. B. sachtig eß au getanzt (eile mit Weile); toll geräth au (frisch gewagt ist halb gewonnen); bie

---

[1]) treten = stehen ist nur in einigen Dörfern gebräuchlich.

[2]) Die Silbe lö ist eine Verstärkung, eine Art Superlativ, der außerdem noch in viellö vorkommt.

[3]) In Franken hat man nur das Zeitwort löppern d. i. vor dem Auskehren die Dielen begießen.

ma sich stàllt, wird ma gekràllt (wie man sich stellt, so gehts einem).

Die Rhönersprache geht bei dem Eingebornen in Fleisch und Blut über, so daß selbst nach langen Jahren der Entwöhnung wenigstens ein kleiner Anklang an den Tonfall übrig bleibt. Wer viel in der Rhön verkehrt, gewöhnt sich leicht das erzählende Imperfekt an, und wird dadurch kenntlich.

Großen Spaß macht es, in der Schule zu beobachten, wie das Hochdeutsch und die Rhönersprache in den kleinen Abc-Schützen miteinander ringen. Was ist die Tuwe? wird der Kleine gefragt, denn das Wort Taube kennt er noch nicht. Die Tuwe ist ein Getierz, antwortet er mit dem größten Ernste. Einst wollte ein Inspektor den Schulkindern eine bessere Aussprache wenigstens des Ortsnamens beibringen, denn sie sprachen beharrlich „Äckwisbich“. Er ließ ein Kind das Wort an die Tafel schreiben und dann Silbe für Silbe buchstabieren. Dabei kam folgendes zum Vorschein: „E—ceka—Äck — we—e—i—es—wis — be—a—ceha—bich — Äckwisbich“. Der Inspektor war nun belehrt und bekehrt.

Wer nur immer Zeit hätte, überall, auf Weg und Steg, in Schule und Haus, besonders aber am Wirtstische zu lauschen und zu studieren, gar manche Perle des reinsten und gesundesten Volkswitzes würde entdeckt werden. Und gar wenn schon die kleinen vierjährigen Jungen bei aller Naivetät eine gewisse Selbständigkeit und Geistesgegenwart zeigen, das ist mehr wert als künstlich erfundenes Witz- und Wortspiel. So schlenderte ich einmal, ins Lesen vertieft, an einem einsam im Haungründchen gelegenen Hofe vorbei; da erhob der Hofhund, dessen Kette meist an einer dem Haus entlang laufenden Stange befestigt ist, um ihm mehr Spielraum zu gönnen, ein wüthendes Gebell. Der kleine Bursch aber, der zwischen den Spalten des Zaunes hervorlugte und gesehen, wie ich etwas überrascht worden war, rief mit mächtiger Stimme, den fremden Mann zu beruhigen: „Das eß onser Lux, dar guizt (gauzt) ner a so.“

Ein andermal neckte ich mich von der Gartenmauer aus mit einem „klaine Maje“, indem wir uns mit Steinchen be-

warfen. Da ich mein Ziel nie verfehlte, jenes aber mich nie treffen konnte, rief sie endlich unwillig „bist'e böser Jong“ und gab das Spiel auf. — Mit derselben Offenheit und oft staunenswerten Geistesgegenwart plaudern die Rhönkinder, wenn sie zur Schule kommen, auch mit ihrem Lehrer. Dieser sagte einst zu einem Neuling, „du bist aber ein kleines Bürschlein“, worauf dieses keck erwiederte: „Onn du, du warscht ah' mohl so en klänner Kuiz, ech wern ah noch groß.“ Ein Mädchen aber, um seinen Namen befragt, sagte erstaunt: „Kennste mich dann net? Du bist doch emohl bei on'sm Acker verbeigange, doa honn mer die Gäns gehett (gehütet), onn do hoste gefrägt, bie ich hieß, on do honn ichs gesoit, — weißte dann net meh“ u. s. f. So ging das Plaudermäulchen bei jeder Gelegenheit; einst stand die Kleine mit anderen um den Schultisch und mußte rechnen. Nach einiger Zeit fing sie an: „Jetz haste ons genungk Rächerufgabe uffgegann, jetz well ich der emahl ei uffgah“, und erzählte dann das Rätsel von den zwei Schäfern, die über die Zahl der Schafe sich befragen. Das beste aber leistete sie, als sie, nachdem einmal der Steg weggerissen war, den sie mit andern passieren mußte und andern Tags der Lehrer fragte, ob sie denn gut heimgekommen seien, ihm entgegnete: „Fre-ilich, sust wärn mer hitt (hüt) net doh.“ —

Diese Erinnerung an die Rhönkinder sollen die letzten Pinselstriche sein, welche dem Bilde beigefügt werden, bevor es in die Ausstellung d. i. an die Oeffentlichkeit geschickt wird.

Nun wäre das Bild vollendet. Es bietet in kleinem Rahmen eine Menge von Personen und Sachen, die alle den Rhöneranstrich haben oder irgendwie mit der Rhön in Verbindung stehen. Arm und reich, groß und klein, alt und jung, alle habe ich zu zeichnen versucht. Und die Gezeichneten handeln, sprechen, singen und deklamieren, sind lustig und traurig, haben geistliche und weltliche Anwandlungen, — es ist ein buntes, vielbewegtes Bild, das ich zu entwerfen suchte.

Ein Bild wird bei der Ausstellung natürlich beurteilt, gelobt oder getadelt werden. Mags auch diesem Bilde so ergehen, wenn es nur das ist, was es sein soll — ein Spiegel, aus welchem uns das ganze Leben der Rhöner wahrheitsgetreu entgegentritt. Wenn es nur seinen Zweck erreicht, das

Interesse für die Rhön auch in weiteren Kreisen zu erwecken und nebenbei in reichlichster Weise beizutragen, daß die neu erbaute Kirche in Seiferts stolz und schuldenfrei ihren schlanken Thurm in die Lüfte recken kann. Trägt sie doch auch dazu bei, die obere Partie des Ulstergrundes landschaftlich zu verschönen, um so mehr, da sie, auf einem Hügel und frei liegend, den ganzen Grund beherrscht. —

Als letzte Beigabe möge das Gedicht sich anreihen, welches einen in einem Rhöndorfe U. vorgekommenen, unschuldigen, aber wahren Scherz zum Gegenstande hat.

Der Rubrikat.

In einem Dörflein der fränkischen Rhön,
Nicht weit von des Kreuzbergs waldigen Höh'n —
Da traf einst die Ehre ein Bäuerlein,
Des Dorfes Scholtes, id est Bürgermeister zu sein.
Er waltet des Amtes gar treulich — und richtet,
Amtieret und siegelt und ordnet und schlichtet;
Nur eines konnt' ihm die Ruhe vertreiben,
Das waren die großen gesiegelten Schreiben
Mit den vielen lateinischen Brocken darin, —
Die waren gar nicht nach seinem Sinn.

Eines Tags ward wieder ein Schreiben gebracht,
Und als er es ehrfurchtsvoll aufgemacht,
Und als er die Brille gesetzt auf die Nas,
Er langsam bedächtig folgendes las:
Rubrikat hat sich am 20. dieses bei Strafvermeidung
Beim Landgerichte einzufinden zur Verbescheidung!"

Er seufzet — und legt das Schreiben nieder,
Er wischt sich die Stirne und seufzet wieder,
Er nimmt den Kopf in beide Hände
Und seufzet zum dritten und seufzt ohne Ende:
Rubrikaht! Rubrikaht!! bos eß dänn nu das?
Dos eß mer doch währlich en schlemmer Spaß!
Ich honn doch milattich — doa un dort
Scho viel geläsa, so' en schrobes Wort
Eß mer wörklich noch net passiert,
Un ich honn doch au zwai Schuel schtudiert!
Bas soll ich mach'? — Ich genn zom Härrn Kaplo
Un breng bei däm mi Härzeleid o;
Ar ghört doch au zu de gschtudierte Lüt, —
Där waiß, bas das Schwerenangstwort bedüt."

Seine Hochwürden war ein jovialer Mann,
Er hört das Lamento des Schulzen an
Und sprach dann gemessen: „Mein lieber Freund!
Mit dem Rubrikat seid Ihr selbsten gemeint;
Denn wißt: Ist ein Aemtchen so ohne Mittel,
So ersinnt man einen schönklingenden Titel,
Das gibt ein fürtreffliches Pflästerlein
Für des Amtes Beschwer, Mühsal und Pein;
Drum thut nur, was man verordnet hat,
Macht Eure Sache recht gut, Herr Rubrikat!"

Das Bäuerlein — stolz von dannen geht
Und erzählt der Frau Schulzin, der Annakäth,
Welch große Ehr ihm zu Teil geworden,
Und diese — erzählt es im Dorf allerorten,
So daß die Gemeinde höchlich erbaut
Und stolzer als je auf den Schulzen schaut.
Und als der bezeichnete Tag gekommen,
Hat den Weg er unter die Füße genommen. —
Bei Gericht war man höflich über die Maßen,
Schnell ward er bedient und huldvollst entlassen, —
Doch hat er zu Hause sich höchlich beklagt,
Daß vom neuen Titel man gar nichts gesagt.
Voll Freude und Eifer er weiter amtieret,
Unterschreibet und siegelt und expedieret, —
Die lateinischen Brocken fürcht' er nicht mehr,
Seitdem sie ihm brachten so große Ehr.

Eines Tags ward wieder ein Schreiben gebracht,
Und als er es ehrfurchtsvoll aufgemacht,
Und als er die Brille gesetzt auf die Nas,
Er langsam — bedächtig folgendes las:
„Rubrikat hat sich sofort zur Vernehmung zu stellen,
Dieweil in rubriziertem Betreffe Urteil zu fällen!"

„Rubrikaht — zur Vernähmung ställen! —
Dieweil rubriziertes Urteil zu fällen!
Dah stäht aim der Verschtahnd bal' stell,
Bas ner der Lankrichter scho' wie'r well!
Un honn grad so noethwennig bei der Saat, —
As eß doch a schlemm Deng mit däm Rubrikaht!"
Bas wellste mach'? No bist's emahl,
Läßt der die Ehr, läßt der die Plag au gfall!"
So sagt die Frau, reicht ihm den Sonntagsstaat,
Denn „nobel mueß mer sei — als Rubrikaht".
Zur bestimmten Stunde steht er vor Gericht:
„Ich senn vürgelade, no senn ich dah" — er herzhaft spricht.
Der Landrichter mit seinem grimmigsten Gesicht
Herrscht ihm entgegen: „Bei mir aber nicht".

Drauf hat sich der Schulze schleunigst gedrückt,
Ist dem ersten Assessor auf's Zimmer gerückt.
„Ich senn vürgelade, Herr Assässer!“ „Weiß nichts davon“,
Spricht dieser und weist ihm die Thüre schon.
Nun wirft der Schulze sich stolz in die Brust,
Seines Rechtes und hohen Amtes bewußt;
Erhobenen Hauptes, mit festem Schritt
In das Zimmer des zweiten Assessors er tritt
Und reicht ihm sofort das Schreiben hin:
„Nu möcht ich wess', wu dro ich bin;
Dah senn ich vürgelade, — dah! schwarz auf weiß!
Un die zwai Härrn honn mich schier nuis woll' schmeiß.
Bie eß', Herr Assässer?“ — „Ja, lieber Mann,
Die Vorladung geht Euch wirklich nicht an.“
„Bos?“ spricht er entrüstet, „das geng' mich nischt o?
Senn ich der Rubrikaht, äwer eß noch Ainer do?
Hüt där, mor'n jener! schöni Ordning das!“
„So schaut doch,“ spricht Jener, hälts ihm vor die Nas,
„Hier steht es — links oben im Betreff —
In Sachen des Taglöhners Büdel Joseph —
Holzdiebstahl — und Wildfrevel ist das Reat;
Seht, Herr Schultes, das ist der Rubrikat.“

„Noch schönner! 'N Kuiz, schlächt und veracht,
Där — wird mei nu gleich geacht!
Jömmerei! ouf däre Wält wirds ömmer schlemmer.“
„So seid doch gescheidt! Er ists ja nicht immer,
Blos so lang er mit uns hier zu thun hat,
So lang ist und bleibt er — Rubrikat.“
„Mog sei bie's well! Ich dank für die Ehr,
Aimohl Rubrikaht gewäst, un kainer mehr!
Un das bitt ich mer bei'm Härrn Lankrichter uis,
Schickt er mer wie'r so 'n Schriibes nuis, —
Daß er mich net meh' als Rubrikaht titeliert,
Sust wird vo där Stonn o' nüscht meh' amtiert
Und's Scholteseamt lenn ich ubedingt nieder;
Adjes! Ech kohm so ball' net wie'er.“

Er sprachs und eilte grollend von dannen,
Nichts konnte den Aerger und Kummer ihm bannen;
Zu Hause nimmt er die Schreiben geschwinde,
Zerreißt sie in Stücke und streut's in die Winde.
Und als ihn die Schulzin da fragend anschaut,
Hat er im geheim ihr die Sache vertraut, —
Und als man's im Dorf auch erfahren hat,
Da hieß er und heißt's heut noch — der Rubrikat.

Volksthümliches

aus dem Saalthal.

I. Heft:

Aberglaube und Volksmittel.

Von

Victor Lommer.

Kahla.
Verlag von J. F. Heyl.
1885.

Volksthümliches

aus dem

Saalthal.

Von

Victor Lommer.

Orlamünde.
Verlag von J. F. Heyl.
1878.

Vorwort.

Angesichts des Baues der Saalbahn, die unser stilles, schönes Thal mit der großen Welt in Verbindung gesetzt hat, entstand der Plan zu dem nachstehenden anspruchslosen Sammelwerkchen, das ich den Freunden der Heimath mit der Bitte um wohlwollende Aufnahme hiermit übergebe.

Die Gegenwart, so will es scheinen, ist der gemüthsinnigen, harmlosen Volksdichtung in Sage und Sang, dem Festhalten an Sitte und Brauch der Väter nicht eben förderlich, und es mochte wohl die rechte Zeit gekommen sein, zu suchen und zu sammeln. Hierbei bin ich von vielen Seiten gütigst unterstützt worden und es sei den Herren Mitarbeitern dafür freundlicher Dank.

Das Buch, welches ähnlich den Werken Köhlers, Birlingers und anderer Sammler das umfassen soll, was jene mit dem Ausdrucke „Volksthümliches“ treffend bezeichnet haben und was hiervon in dem Bereiche des altenburgischen Gerichtsamts Kahla aufzufinden war, kann, wie ich gern gestehe, auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben. Aber sein Erscheinen läßt vielleicht Manchen die Scheu überwinden, mit solch' ungelehrten, von dem Volke behüteten Ueberlieferungen hervorzutreten und immerhin wird die Sammlung einen, wenn auch noch so bescheidenen, Beitrag liefern zu der Culturgeschichte unseres großen Volkes, deren Ausbau der Zeit der höchsten politischen Machterhaltung desselben vorbehalten blieb.

Orlamünde, im Mai 1878.

1. Heft.

Aberglaube und Volksmittel.

Auf die nahen Beziehungen abergläubischer Vorstellungen und Gewohnheiten zu dem Glauben unserer heidnischen Vorzeit, sowie die Wichtigkeit ihrer Erforschung und Feststellung für Zwecke der deutschen Culturgeschichte und speziell der deutschen Mythologie wurde zuerst durch Grimm aufmerksam gemacht. Die diesem Forschungszweige mit Liebe und Eifer zugewandte Literatur ist seitdem in stetem Zunehmen begriffen. Unserer heimischen Alterthumsforschung, sagt Scherr, war es vorbehalten, die zahllosen Spuren, welche unserer Ahnen religiöses Vorstellen und Fühlen hinterlassen, aufsuchend, sammelnd, vergleichend, deutend, den altväterlichen Glauben dem Verständnisse der Enkel nahe zu bringen. Zwar um ein völlig klares und abgeschlossenes zu sein, dazu ist in diesem Verständniß noch vieles zu dunkel und zusammenhanglos. Diese Zeit des Abschlusses liegt freilich noch sehr fern, schwerlich wird sie völlig zu erreichen sein, und während die Zeit des Aufsuchens und Sammelns kaum begonnen, kann die Vergleichung und Deutung der aufgefundenen Spuren nur mit Vorsicht und mit allem Vorbehalt geschehen.

Zu einem großen Theil besteht die Sammlung aus nachgelassenen Aufzeichnungen Solcher, die diese Heilsprüche und Mittel bei Gelegenheit ihres Verkehres mit dem Publikum kennen lernten und sie im Vertrauen auf ihre Förderlichkeit behufs gelegentlicher Benutzung niederschrieben, in der Art, wie man etwa die in dem Kleindruck der Zeitungen veröffentlichten Haus- und Allerhand-Mittel entnimmt. Ein anderer Theil, insbesondere die sogen. Viehsegen, sind einem Studentenstammbuche des 17. Jahrhunderts entlehnt, dessen leerge-

lassene Seiten von der innehabenden Familie als Chronik und Receptbuch benutzt worden sind. Endlich schöpfte ich auch eine ansehnliche Zahl solcher Mittel direct aus der Leute Mund, eine Manipulation, die, wenn sie von Erfolg begleitet sein soll, eine gewisse eigenthümliche Beobachtung und Verkehrspraxis erforderlich macht, denn der Volksglaube wird nicht Jedermann erschlossen und namentlich in seiner vermeintlich heilkräftigen Wirksamkeit wie ein Erbstück der Familie gehütet, das die Mutter dem Sohne, der Vater der Tochter bei Gelegenheit anvertraut.

Literatur.

Zur Vergleichung und Erklärung wurden benutzt:
Grimm, J., Deutsche Mythologie.

Unter Aberglaube, heißt es S. 639, ist nicht der gesammte Inhalt des heidnischen Glaubens, der ein Wahn, ein falscher Glaube erscheint, zu verstehen, sondern die Beibehaltung einzelner heidnischer Gebräuche und Meinungen. Der bekehrte Christ verwarf und verabscheute die Götter der Heiden, in seinem Herzen blieben aber noch Vorstellungen und Gewohnheiten haften, die ohne offenen Bezug auf die alte Lehre der neuen nicht unmittelbar zu widerstreben schienen. Da, wo das Christenthum eine leere Stelle gelassen hatte, wo sein Geist die roheren Gemüther nicht sogleich durchdringen konnte, wucherte der Aberglaube. Die einfachen Erscheinungen der Natur, heißt es ferner S. 325, übten von jeher eine unmittelbare Gewalt über das menschliche Gemüth aus. Diese Heilighaltung der Elemente währte unter dem Volke fort und ist heute noch der letzte, kaum austilgbare heidnische Ueberrest.

Grimm unterscheidet einen thätigen und leidenden Aberglauben. Ersterer verfolgt den Zweck der Befreiung von einem gegenwärtigen Uebel. Die Wurzel des Aberglaubens, die Arzneikunde des Heidenthums, war halb priesterlich, halb zauberisch. Die meisten Zaubermittel (der böse Wille, Scha-

den zu stiften) laufen über in Aberglauben, zwischen welchem nun der eigentlichen Zauberei feste Grenzen abzustecken unmöglich ist. Grimm a. a. O. 635, 668.

Rochholz, Prof. E. L., Deutscher Glaube und Brauch ein Spiegel der heidnischen Vorzeit.

Birlinger, Dr. Anton, Volksthümliches aus Schwaben.

Wuttke, Dr. Adolf, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart.

Köhler, Dr. Joh. Aug. Ernst, Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andere alte Ueberlieferungen im Voigtlande, mit Berücksichtigung des Orlagaues und des Pleißenlandes

Dobeneck, Dr. Ludwig Ferdinand, v., Des deutschen Mittelalters Volksglauben und Hexensagen.

Schleiden, Ursprung des deutschen Volksaberglaubens, besonders in Bezug auf Pflanzen (Westermanns Monatshefte, Juni 1873).

Ohne den Aberglauben als etwas Verständiges für unsere Zeit festzuhalten, verlangt Schleiden, in ihm die Ruinen einer längst vergangenen Zeit zu beachten, in denen auch einmal ein warmes, geistig belebtes Menschendasein sich bewegte. Er bestreitet, daß der Begriff Glaube im Gegensatz zu dem Aberglauben für alle Zeit als feststehend und unwandelbar hingestellt werden dürfe, lehrt an der Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes, daß zu Aberglauben werden kann, was heiligster Glaube war (Marienverehrung) und stellt ein Forschen als mustergiltig auf, das aus den Wurzeln der Sprache und den letzten Ideen, welche den abergläubischen Gebräuchen, Gewohnheiten u. s. w. zu Grunde liegen, Stufen zusammenstellt, um mittelst derselben hinaufzusteigen zu den Bildungsanfängen der gesammten Menschheit.

Aehnlich Brückner in Land und Leuten des Fürstenthum Reuß S. 176. Der Unverstand schleudert gern diese Nachklänge an das Culturleben der altheidnischen und mittelalterlichen Zeit in das Capitel des Aberglaubens, statt in ihnen

die Bautrümmer der Cult- und Culturgeschichten früherer Perioden zu finden.

Stuhlmann, C. W., Sympathien und verwandte abergläubische Gebräuche in Mecklenburg. (Globus 1869, 242 ff.)

Meißner, M. J., Volksaberglaube und sympathetische Curen im Herzogthum Altenburg. (Globus 1870, 103 ff.)

Nach Meißner verdanken speziell die sympathetischen Curen, abgesehen von ihrer Wohlfeilheit, ihre Existenz zunächst (?) dem Reize des Geheimnißvollen und Verborgenen, dem Glauben an noch nicht erforschte wunderbare Naturkräfte, an Dinge, die zwischen Himmel und Erde liegen und der wunderlichen Scheu der Menschen, der gemäß sie ärztliche Hilfe nicht eher suchen, als nicht sämmtliche Haus- und sympathetische Mittel erschöpft sind.

Löbe, Dr. J., Aberglaube und Volksmittel aus dem Altenburgischen (Mitth. Osterl. VII., 441).

Pfleiderer, Dr., Theorie des Aberglaubens. (Vergl. die Recension im Liter. Centralblatt 1873 Nr. 33.

Das Verhältniß zwischen Glauben und Aberglauben ist nach Pfleiderer folgendes: Glaube und Aberglaube haben ein sinnliches und übersinnliches Element; beim Glauben ist das Sinnliche die untergeordnete dienende Form und Vermittelung, das Uebersinnliche aber, die sittliche Idee, ist das beherrschende Prinzip; beim Aberglauben hingegen wird dies Verhältniß verkehrt: „Das Uebersinnliche wird zum dienenden Mittel und das Sinnliche zum maßgebenden Zweck; ebendamit wird die Idee des Uebersinnlichen des ihr wesentlichen sittlichen Characters entkleidet und verfällt den unsittlichen Tendenzen menschlicher Leidenschaft."

Moritz Busch, Deutscher Volksglaube, Leipzig 1877. (Quellenangaben fehlen.)

Verfasser zieht den Ausdruck Volksglauben vor, da man mit „Aberglauben" den Begriff der Verächtlichkeit verbinde, dieser aber nur in gewissem Maße zutreffe. Er nennt den

deutschen Aberglauben das nachgedunkelte Bild des deutschen Heidenthums. Im Laufe der Jahrhunderte ist hierzu Neues erzeugt und sind fremde Elemente, römischen und jüdischen Ursprungs, hinzugekommen. Der deutsche Volksglaube äußere sich in einer Volksheilkunde, Volksbotanik, Volkszoologie, Volksastronomie 2c.

1. Spruchsegen.

Diese Segen müssen möglichst unbemerkbar, mit dem Ernste und der Feierlichkeit eines Gebetes, insbesondere aber im vollen Vertrauen auf die Kraft des Segens leise gesprochen werden.

Uebriges kommen Sympathien nicht blos in Krankheitsfällen, sondern bei zahllosen anderweitigen Vorgängen zur Anwendung, ja bei allen irgend absonderlichen Lebensereignissen. (Stuhlmann a. a. O. 246.)

Den Schmerz zu nehmen einer frischen Wunde.

Unser lieber Herr Jesus Christ hat viel Beulen und Wunden gehabt und doch keine verbunden.

Sie gähren nicht,
Sie schwären nicht,
Es giebt auch keinen Eiter nicht.

Jonas ward blind,
Sprach ich, das himmlische Kind,
So wahr die heiligen 5 Wunden sind geschlagen,
Sie gerinnen nicht,
Sie schwären nicht,
Daraus nahm ich Wasser und Blut,
Das ist für alle Wunden gut.
Heilig ist der Mann,
Der alle Schäden und Wunden heilen kann.
† † †

Laß eine Wunde nicht wehe thun.

Sprich' die Worte 3mal und lege die Hände darauf:

Christus, durch die Wunden Dein,
Entriß mich allem Unglück mein;
Fünf Wunden Gottes helfen mir
Und sein Arznei für und für.

Wundsegen.

Christus hat 5 Wunden,
Sie waren nicht verhaftet und nicht verbunden,
Sie schwaren nicht, sie garen nicht,
So hilft Gott, daß dies also geschicht.
Im Namen ꝛc.

Wuttke a. a. O. 153. Die heiligen fünf Wunden kommen mehrfach in den im Anzeiger für Kunde ꝛc. 1873, 226 ff. mitgetheilten Segenssprüchen vor.

Ein Wundsegen.

Fleisch und Bein,
Du sollst ohne Schmerzen sein,
Wie ein Stein.
† † †

Ganz ähnlich der Wundsegen in Mitth. Osterl. VII., 457. Haut, Fleisch, Bein, Schwäre so wenig wie ein Stein. Auch hier gebräuchlich.

Ein Wundsegen.

Heile, Heile Wunde,
Gleich wie der Herr (Heilige?)
Geist hat damit verbunden
Seine Wunden.
† † †

Vor blutende Wunden.

Jesus ward geboren,
Jesus ward verloren,

Jesum haben wir wieder gefunden,
Jesus heilet alle Wunden.

Im Namen 2c.

Wenn man sich gehackt, gestoßen oder geschnitten hat.

Nimm einen Stein, womöglich unter der Dachtraufe, halte denselben mit der untern Seite auf die Wunde und sprich dazu:

Heilige, Heilige Wunde heile,
Du sollst nicht mehr bluten und nicht schwären,
Wie dieser Stein.

Im Namen 2c.

und lege den Stein wieder so auf seinen Ort, wo du ihn genommen hast.

Die Dachtraufe kann von verfolgenden Irrlichtern, bösen Geistern nicht überschritten werden. Bei Bemessung des Hausfriedensbruches formirt die Dachtraufe den Ambitus des Hauses. Rochholz a. a. O. II., 107, 138.

Eine Blutstillung,

wenn einer über 30 Meilen Wegs von Dir ist.

Wenn Du seinen Namen weißt und sprichst also:

Herr Jesu Christ, Dir sind 3 Blümlein gemalet in Dein Herz hinein,

Die erste ist Deine Gottheit,
Die andere ist Deine Gerechtigkeit,
Die dritte ist Dein göttlicher Wille
Also stehe das Blut stille.

Im Namen 2c.

(Solches muß man dreimal sprechen.)

Aehnlich der Blutsegen Birlinger, a. a. O. I., 205. Zeitschr. des Vereins für thür. Gesch. 2. Hft. 191. Globus 1870, 104. Busch, a. a. O. 177.

Blutstillung.

1. Sobald Du Dich gehauen oder geschnitten hast, so sprich' und halte den Daumen darüber 3 Mal und mache 3 Kreuze über die Wunde im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes:

Amen! Als das Blut gerann
Wie Christus am Kreuze hang. † † †

Oder:

2. Blut stehe stille,
Dies ist mein Gottes Wille. † † †

Blutsegen.

Blut stehe in Deiner Ader und in Deiner Wunden,
Wie der Herr Jesus hat gestanden in seiner Marterstunden.
† † †

Aehnlich Zeitschr. des Vereins für thür. Gesch. 2. Hft. 191.

Brandsegen.

Brand ziehe aus und nicht ein. Im Namen Gottes des Vaters (dreimal).

Gegen die Rose.

Rosa Marie und Christi Blut
Ist „vor“ diese Rose gut. † † †

Vor Geschwulst und Rothlauf.

Mariä Millich und Christi Blut,
Das ist vor die Rose gut.

und mit dem Finger drei Kreuze im Namen ꝛc.

Ain segen wem die Zene we tund.

Mit dem vatter da such ich dich, mit dem sun find ich dich, mit dem hailigen gaist vertrib ich dich siechtag wie du sigest genant daz du lassest das flaisch das blut das bain, als rain als myner frowen sancte Marien zene vnd kindwang waz, da sie irs hailige trutten kindes genaß, daz helffen

mir die hailigen namen dry daz das ain warer lebendiger gott sy als das dir werd buß dir gott der vatter vnd der sun vnd der hailige gaist Unser lieber herre knüget vff ainen stain, daz klag ich gott vnd dem hailigen bain daz gott in sinem munde gerstarb vnd an dem dritten tag wider lebendig ward Also müssen die wurm vnd daz wilde blut ersterben vnd nymer mer ewiclich lebendig werden, in gottes namen amen.

Das sige dir ain buß vnd sprich dry pater noster vnd dry aue Maria der hailigen driualtikait.

Aus der Summe des Bruders Berchtold d. a. 1444. (Archiv des G.=Amtes Kahla.)

Versöhnen von Zahnschmerzen.

Auf einen Markstein mit dem rechten Fuß getreten und wohin man so bald nicht wieder kommt:

Ich trete hier auf einen Stein,
Die Würmer verzehren mir mein Gebein,
Sie mögen sein schwarz, weiß oder roth,
In 24 Stunden müssen sie alle sein todt.
Im Namen ꝛc.

Gegen Zahnpein.

Wenn man den neuen Mond zum ersten Male unversehens siehet, so sprich:

Ich sehe den Mond mit zwei Spitzen,
Hilf Gott, daß mir meine Zähne weder hitzen, noch schwitzen.

Im Namen ꝛc. Die Kreuze mit dem Finger vor dem Munde gemacht.

Ueber die Verehrung des Mondes Wagner, Chronik von Saalfeld, 16. Die Verehrung der Erda in der altsächsischen Zauberformel: ‘Erce, erce, erce lordan módor. Holtzmann, German. Alterth. 255.

Gegen Zahnpein.

Jetzt komme ich zu einem frischen Brunn',
Ich habe böse Zähne bekomm',

Es sein 'r einer oder zwei,
Sie müssen weichen ohne Scheu.
Im Namen ꝛc.

Da nimm jedes Mal die Hand voll Wasser in den Mund und spuck in den Fluß 3 Mal vor der Sonne Auf- oder Niedergang.

Gegen Gicht und Reißen.

Ich greife hier an diesen Ast,
Du ziehest hin alle meine Last,
Gicht und Reißen
Will ich Dir damit verbeißen.
Im Namen Gottes des Vaters ꝛc.

Gegen das Zahnweh.

Sanct Petrus stand unter einem Eichenbusch; da sprach unser lieber Herr Jesus Christ zu Petro: „Warum bist Du traurig?“ Petrus sprach: „Warum soll ich nicht traurig sein, die Zähne wollen mir im Munde verfallen.“ Da sprach unser lieber Herr Jesus Christus zu Petro:

Petrus gehe in den Grund,
Nimm Wasser in den Mund
Und spei' es wieder in den Grund. † † †.

Grimm, M. CXLIII. Aehnlich der über die Holdichen trauernde Joseph, die ihm sein Fleisch und Bein ausfaulen.

Zahn- und Kopfweh werden meist Pein genannt, Zahnpein ꝛc. Stuhlmann, Sympathien ꝛc. im Globus 1869, 244. Wuttke a. a. O. 165. Busch, a. a O. 178.

Gegen das Kopfweh.

Christus geboren zu Bethlehem, gefangen zu Jerusalem, getauft am Jordan, ist so gewiß, als mir der Kopf stand.

† † †

Aehnlich der Einleitung im cod. vindob. R. 32, 82 fol. 32. 12 jh. Grimm, M. CXXXII.

Vor das Reißen.

† † †

Gott, der Herr, ging über's Land,
Da begegnet ihm Fleisch Ungenannt;
Ungenannt, wo willst Du hin?
Ich will fahren in N. N. (Mannes oder Weibes) Leib,
Was willst Du in N. N. Leib?
Ich will ihr Blut borgen und ihr Fleisch brechen
Und will ihr Angst und Bange machen.
Ungenannt, Fleisch Ungenannt, das sollst Du nicht thun;
Du sollst nicht brechen, ihr Blut nicht borgen.
Zu Jerusalem da steht ein Baum,
Der ist mit Christi Blut umrungen,
Darin sollst Du sinken
Und des N. N. Leib nicht finden.
Das zähl ich Dir N. N. gut.

† † †

Bei Köhler, Volksbrauch S. 404 lautet der Segen folgendermaßen:

Gott der Herr ging über das Feld, 'da kam der Hosti Hostis. Gott der Herr sprach: Wo willst Du hin? Ich will in diesen Menschen und will in ihm reißen, wüthen und toben. Gott der Herr sprach: Das sollst Du nicht thun und in ihm reißen, wüthen und toben, sondern gehe hin in diesen wilden Wald, daselbst ist ein Brünnlein mit Milch und Honig beflossen, da sollst Du hingehen und nicht wiederkommen. (Pflege Reichenfels.)

Grimm, M. CXLIII. „Albinne das solt Du nicht thun, kehre wieder um.“ Aehnlich das Mittel gegen Krämpfe der Kinder, Meißner im Globus a. a. O. 105. Busch a. a. O. 177.

Vor Reißen in Gliedern oder Zähnen.

Sprich dreimal nachfolgende Worte:

Bis willkommen, Du lieber neuer Mond, nimm Schmerz und Reißen in meinen N. N. Zähnen oder Gliedern, das stehet mir nicht wohlan.

Was ich sehe, das quillt,
Was ich fühle und greife, das schwind oder verschwind.
Das zähle ich mir zur Buße im Namen ꝛc.

Diesen segen sol man sprechen wän sich ains verbrent haut all tag biß es gesunt wirt vnd nit lenger vnd sinen namen nennen vnd der siech sol alle tag sprechen v pater noster.

Hely. holey. lelix. qualis pater talis filius talis et spiritus sanctus. Increatus pater increatus filius increatus et spiritus sanctus. Eternus pater eternus filius eternus et spiritus sanctus.

Ueberschrift roth geschrieben. Aus der Summe des Bruders Berchtold d. a. 1444. (Archiv des G.-Amtes Kahla.)

Gegen den Brand.

Gott der Herr ging über's Land
Und hatt' einen Brand in seiner Hand;
Brand brenn' net,
Seng' net,
Gähr' net,
Schwär' net. † † †

Die Feuerbeschwörung Grimm, M. CXXXIX. XXIV. hat einen gleichen Eingang. Busch, B. 181.

Gegen den Brand.

Herr Jesus ging über Land,
Da begann ein Brand,
Der Brand soll ausheben
Und nicht ausschwären.
Im Namen ꝛc.

Gegen die Geschwulst.

Es gingen drei reine Jungfrauen, die wollten eine Geschwulst und Krankheit beschauen.
Die eine sprach: es ist heiß;
Die Andere sprach: es ist nicht;

Die Dritte sprach: es ist dann nicht.
So komm' unser lieber Herr Jesu Christ. † † †.

Aehnlich der Blutsegen Zeitschr. des Vereins für thür. Gesch. 2. Hft. 191.

Gegen die Darmgicht.

Darmgicht, ich umstreiche Dich,
Darmgicht, ich umgreife Dich,
Ich gebiete Dir aus diesem Fleisch.
Behüt' Dich Gott und der heil'ge Geist. † † †.

Wenn Einer ein Gewächs bekommt.

Wenn solches noch wächst, soll er unter freiem Himmel, wenn der Mond zunimmt, 3mal sprechen:

Alles, was ich seh', nehm zu,
Was ich begreife und bestreiche, nehm' ab. † † †.

Bei Grimm, M. LXXXVI. 492. Was ich sehe mehre sich, was ich genieße verzehre sich. Beim Zahnreißen, Volksglaube rc. Meißner im Globus 1870, 101.

Gegen den Schwund.

Ich verstelle Dir Deinen Schwund,
Es sei an Deinen Armen oder Beinen,
Vor uns sei Mark, Bein, Flöckchen (?) und Blut,
Flechsen, Adern und Händ.
Nimm wieder zu,
Wie der Mond am Himmel,
Wie der Hopfen an den Stangen,
Sollst Du Dein Mark, Bein, Fleisch und Blut,
Flechsen, Adern wieder empfangen.
Das thut Dir der liebe Gott zu gut. † † †.

Gegen böses Gesichte.

Verschwind du böses Gesichte,
Wie ich dich fand,
Wie der Mann verschwand,
Der die Weide wand,
Da sie Gott den Herrn mit an's Kreuze band!

Verschwind du böses Gesichte
Und fahre hinweg in ein tiefes Meer,
Und lege dich unten bis auf den Grund,
So werd' ich wieder gesund!
Im Namen des Vaters ꝛc.

Altenb. Kirchengalerie des Westkreises 116. Catharine Deiner in Uhlstädt curirte kranke Menschen und Thiere durch diesen Spruch, kam deshalb 1684 wegen Hexerei in Untersuchung und entging kaum der Hexenprobe.

Die Weide, der Baum der Wenden.

Gegen Blattern im Auge.

Da Herr Jesus an die Sonne trat,
Da er vor die sieben und siebenzigerlei Blattern bat,
Vor die Heißblattern,
Vor die Schweißblattern,
Vor die Augenblattern,
Vor die Fleischblattern,
Vor die schwarzen Blattern,
Vor die rothen Blattern,
Vor die sieben und siebenzigerlei Blattern,
Das geht Dir zu Gute ein.
† † †.

Grimm, M. CXL. XXVII und XXX. Der Segen ist auf Abnahme der 77 Sucht und des 77 Kaltweh gerichtet. Grimm, M. CXLIII. Die Verbüßung von 77 Schuß und 77 Seuchen. Birlinger, Volksthüml. I, 209. 77 Fieber, Zeitschr. des Vereins für thür. Gesch. 77erlei Kaltes. Dagegen 99 Fieber, Stuhlmann, Sympathien ꝛc. im Globus 1869, 242. Nach demselben veranschlagt d[ie] plattdeutsche Volkspathologie die Zahl der verschiedenen Suchten eben- falls auf 99. Der Zauberring zum Schutze für das Vieh ist mit 77 Schlössern beschlossen. Meißner, Aberglaube ꝛc. im Globus 1870, 105. Wuttke a. a. O. 150, 151, 152, 165, 177. Die Zahl 99 bei heidnischen Opfern. In Seeland wurden alle neun Jahre an der Sommersonnenwende große Opferfeste gehalten, wobei 99 Pferde, 99 Hunde, 99 Hähne und 99 Menschen geopfert wurden. Holtzmann, Germanische Alterthümer, 173.

Blattern in Augen zu büßen.

Die Mutter, Mutter Maria ging auf's Ortern (?)

wollte eine Blatter werden, sie trug Christum den Herrn, so wahr ich da bin: Blatter vergeh' im Namen Gottes des Vaters † Gottes des Sohnes † des heiligen Geistes. †

Gegen Widersacher vor Gericht.

Hier tret ich her in's Richters Haus,
So treten drei arme Sünder heraus,
Der erste hat keine Zunge,
Der andere keine Lunge,
Der dritte kein Herz,
Nun wollte ich, daß meine
Widersacher möchten verstummen.
Im Namen ꝛc. † † †.

Statt der armen Sünder sehn drei große Herren aus dem Gerichtshaus. Meißner, Volksglaube im Globus 1870, 105. Bei Köhler a. a. O. 409 sehen 3 todte Männer aus dem herrlichen Haus. Sonst ähnlich.

Gegen Widersacher vor Gericht.

Wenn Du vor Gericht gehest, so sprich diese Worte dreimal:

† alvha utte † deus † Etlahm
plegemit mo ale mit malen.

Gegen Soldaten.

Scheidewasser, Spanisch Pfeffer in Branntwein gethan ist gut, wenn Soldaten ins Haus kommen, ihnen zu trinken gegeben, so verschlafen sie Essen und Trinken. Beim Anschlagen (?) stelle man das linke Bein kreuzweis über das rechte und spreche dazu: Non tradas dominum nostrum Iesum Christum. Mathon. Mathon. Mathon. Amen.

Um das Erbetene zu erlangen.

Daß Dir nichts versaget wird, sprich zuvor diese Worte, ehe Du einen was bittest:

onyol Coteis Soobia im Rea.

und trag's in der rechten Hand.

Reisesegen.

In Gottes Namen schreit ich aus,
Gott der Vater sei ob mir,
Gott der Sohn sei vor mir,
Gott der heilige Geist neben mir;
Wer stärker ist als diese 3 Mann,
Der soll mir sprechen mein Leib und Leben an,
Wer aber nicht stärker ist, denn diese 3 Mann,
Der soll mich bleiben lan.
J. J. J.

Die Reisesegen bezwecken gewissermaßen eine Umhüllung des Reisenden mit segnenden Kräften. Grimm, M. CXXXIII. Ueber ihrem Inhalte nach scheinbar ganz christliche Segenssprüche vergl. Wuttke a. a. O. 72.

Segen, daß Einer nicht gefangen werde.

So sprich alle Morgen:

Ich sehe gegen den Himmel;
Ich sehe gegen den Tag,
Ich sehe gegen die heiligen fünf Wunden,
Daß ich heut diesen Tag
In keines Menschen Hände werde gefangen noch gebunden.
Das zähl ich Dir oder mir zur Buße. In nomine † † †.

Gegen Räuber.

Edle Räuber Wohlgemuth,
Wir haben getrunken Christi Blut,
Wir haben getrunken ich und Ihr,
Edle Räuber weicht von mir.
Im Namen 2c.

Reisesegen.

Oben über seh ich Dich,
In der Mitte bind ich Dich,
Drei Blutstropfen bitt ich von Dir:
Einen aus der Zunge,

Einen aus der Lunge,
Einen aus der Galle,
Damit überwind ich euch Alle.

Im Namen ꝛc. dreimal gesprochen.

Vor Feinde, Krankheit und Unglück.

(Ist gut alle Morgen.)

Der Segen, der vom Himmel, von Gott dem Vater kommen ist, da der wahre lebendige Sohn Gottes geboren war, der gehe über mich allezeit, das heilige † Gottes, so lang und breit als Gott seine so gebenedeiete bittere Marter davor gelitten hat, gesegne mich heut und allezeit, die heiligen Nägel, die Jesus Christus durch seine heiligen Hände und Fuß geschlagen worden, die gesegnen mich heut und zu allen Zeiten, die bittere Dornenkrone, die Christo Jesu durch sein heiliges Haupt gedrücket worden, gesegne mich heut und alle Zeit, der Speer, durch welchen Jesu Christo seine heiligen Seiten geöffnet worden, gesegne mich heut und allezeit, das rosefarbene Blut, das sei mir vor alle Feinde gut und vor alles, was mir Schaden thut, an Leib und Leben oder Hofgut, gesegnen mich zu aller Zeit die heiligen 5 Wunden, damit alle meine Feinde werden vertrieben oder gebunden, da Gott alle Christenheit mit hat umfangen, das helf mir Gott der Vater und der Sohn und der heilige Geist Amen. Also muß ich N. N. so gut und so wohl gesegnet sein.

Morgen-Segen.

Ich stehe heut auf den heutigen Tag,
Wie Gott der Herr Jesus Christus steigt aus sein'm Grab
Mit seinen blut'gen Wunden,
Meine Feinde sollen alle sein gefangen und gebunden,

Das sei mir heute und allezeit zum Lobe und meinen Feinden zur Buße gezählt in dem Namen ꝛc.

Ein Morgen-Segen.

Ich segne mich heute in Christi Blut (Hut)

Wider Schwert und Messer gut,
Und mit den heiligen fünf Wunden
Und mit allen Worten,
Noch Pulver, noch Blei sei so gut,
Soll keins mich versehren an meinem Fleisch noch Blut.
Im N. d. V. † d. S. † und des hl. Geistes †.

Reisesegen.

Allezeit, der Segen, den Gott that, da Jesus und Maria und Joseph in Aegypten flohen, der gehe über mich allezeit, das ist (?) sein Leib und Werth, das gute Kreuz in meiner rechten Hand, damit ich gehe durch die Freihe des Lands, daß ich nicht werde erschlichen oder beraubt, nicht geschlagen, beschädigt oder getödtet; behüte mir mein Gott mein Blut und Fleisch vor bösen Stunden und falschen Zungen, die von der Erde bis an den Himmel reichen, durch die Kraft des H. Evangelisten St. Johannes im Namen † † †.

Segen vor den Schuß.

Ich stehe in Gottes Macht,
Ich stehe in Gottes Kraft,
Ich stehe in Christi Blut,
Diese sind alle mein freies Gut,
Sie seien sichtbar oder unsichtbar,
Gott der Vater ist mir wahr,
Gott der Sohn ist neben mir,
Gott der heilige Geist ist hinter mir,
Diese heiligen Namen rufe ich an,
Daß mich Niemand schießen, hauen und stechen
oder gefangen nehmen kann.
Im Namen Gottes des Vaters †
Im Namen Gottes des Sohnes †
Im Namen Gottes des Geistes †.
(Dieses Gebet muß dreimal gebetet werden.)

Vor den Schuß.

Glückhaftig ist die Stund, da Jesus Christus geboren war,

ckhaftig war die Stund, da Jesus Christus gestorben war,
ckselig ist die Stund, da Jesus Christus von den Todten auferstanden ist,
Glückhaftig seien diese 3 Stunden über dein Geschütz verbunden, daß kein Schuß gegen mich soll gehen 2c.
(Ende fehlt.)

Ganz ähnlich Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben I, 203 Segen für die „beße Leuth.“ Wuttke a. a. O. 152.

Daß kein Anderer kein Wild schießen kann.

Sprich dessen Namen, nämlich:

Jacob Wohlgemuth, schieß was Du willt, schieß mir Haare und Federn mit und was Du den armen Leuten giebst.
† † † Amen.

Eine rechte approbirte Schußstellung.

Es sind 3 heilige Blutstropfen Gott dem Herrn über sein heiliges Angesicht geflossen, die drei heiligen Blutstropfen sind vor das Zündloch geschoben; so rein als unsere liebe Frau von allen Männern war, ebensowenig soll ein Feuer oder Rauch aus dem Rohre gehen.

Rohr, gieb Du weder Feuer, noch Flamme, noch Hitz; jetzt geh ich aus, Gott der Herr gehet vor mir hinaus, Gott der Sohn ist bei mir, Gott der heilige Geist schwebt ob mir allezeit. Amen.

Eine richtige und gute Schußstellung.

Der Friede unseres Herrn Jesu Christi sei mit mir N. N. O Schuß, stehe still in dem Namen des gewaltigen Propheten Agtion und Eliä und tödte mich nicht; o Schuß, stehe still, ich beschwöre Dich durch Himmel und Erden und durch des jüngsten Gerichtes willen, daß Du mich als ein Kind Gottes nicht beleidigen wollest.
† † † Amen.

Ein anderes dergleichen.

Ich beschwöre Dich Schwert, Degen und Messer, was

mir schad und verletzlich ist, durch des Priesters Aller Gebet, und wo Jesum in den Tempel geführt hat und gesprochen: Ein schneidig Schwert wird durch Deine Seele dringen, daß Du mich als ein Kind Gottes nicht beleidigen lässest.

Eine sehr geschwinde Stellung.

Ich N. N. beschwöre Dich Säbel und Messer und eben alle Waffen bei dem Speer, der in die Seiten Jesu gegangen ist und geöffnet, daß Blut und Wasser herausgeflossen, daß er mich als einen Diener Gottes nicht beleidigen lasse.

† † † Amen.

Aus dem Romanusbüchlein. Wuttke, a. a. O. 141.

Daß die Feinde gegen dich verzagt werden.

Ich habe Dir 3 Adern im Leibe verrückt,
Eine vom Gemüthe,
Die andere vom Geblüte,
Die dritte vom Sinn,
Daß ich noch bleibe, wer ich bin,
Das zähle ich N. mir zu gute und Dir zur Buße.

Im Namen 2c.

Ein besonder Stück, einen Mann zu zwingen, der sonst vor viele gewachsen.

Ich N. N. thue Dich anhauchen, 3 Blutstropfen thue ich Dir entziehen, den ersten aus Deinem Herzen, den andern aus Deiner Leber, den dritten aus Deiner Lebenskraft, damit nehme ich dir Deine Stärke und Mannschaft.

Abbi Matsa danti Lautien. I. I. I.

Aehnlich die Festbannung Grimm, M. CXLVI. XLIX. Drei Gehirnblutstropfen erzeugen die fallende Sucht. Rochholz a. a. O. I, 41.

Daß sich Einer kann feste machen.

Grabe an einem Marienfest, so die Sonne will untergehen, Wegewartwurzel mit Silber und sprich die Worte: Ich grabe Dich Wegewartwurzel, ich beschwöre Dich und gebiete Dir bei Gott dem Vater, Gott dem Sohn und Gott

dem heiligen Geist an der Jungfrauen Maria und Joseph alle Wege, daß Du mir und allen Menschen, wer Dich bei sich trägt, gut seiest vor alle Waffen und Geschoß.

Das gebiete ich Dir bei Gott dem Vater rc. Amen.

Ohne Ueberschrift.

Vor mir sehe ich Euch,
In der Mitte binde ich Euch,
Ich überwinde Euch.
† † †

Wer stärker ist —
Mein Herr Jesu Christ —
Der greif' mich an.
† † †

Zeitschr. des Vereins für thür. Gesch. 2. Hft. 185. Bruder wol gut jedesfalls corrumpirt aus Bruder Wohlgemuth.

Ich schreite aus in Gottes Geleit,
Ach du hochgelobte Dreifaltigkeit.
Jesus Christus ist ein starker Mann,
Was größer ist, das greif' mich an.
Ich durchsehe Euch,
In der Mitten bind' ich Euch,
Oben überwind' ich Euch.
Im Namen rc.

Gegen Unglück.

Als der Kelch und Wein und das H. Abendbrot,
Das unser lieber Herr Jesus Christus am grünen Donnerstag seinen lieben Jüngern bot,
Und daß mich alle Zeit weder Tag noch Nacht kein Hund beiß',
Kein wildes Thier zerreiß',
Kein Baum fäll',
Kein Wasser schwell',
Kein Geschütz treff',
Kein Waffen, Eisen oder Stahl kann schneiden,

Kein Feuer verbrenn' oder vor falschem Urtheil keine falsche Zunge beschwör',
Kein Schelm erzürne,
Vor allen bösen Feinden, vor Hexenwerk und Zauberei,
Davor behüte mich, o Herr Jesu Christ.
Amen.

Um von allen Stricken und Banden los zu werden.

Wie der Sohn dem Vater gehorsam war bis zum Tode des Kreuzes, also behüte mich der ewige Gott heut durch sein rosenfarbenes Blut, durch die heiligen 5 Wunden, welche er am Stamme des Kreuzes bekommen und erlitten hat. Also muß ich los und wohlgemuth sein, als der Kelch und das wahre Himmelsbrot, das Jesus seinen 12 Jüngern bot am grünen Donnerstage.

Jesus ging über das rothe Meer und sah in das Land,
Also müssen zerreißen alle Strick und Band,
Zerbrochen alle Rohr,
Gewehr und Waffen gestellet sein und unbrauchbar sein.

Der Segen, den Gott that, da er den Menschen schuf, der gehe über mich N. N.

Ein Segen „vor den Schuß".

Büchse, ich beschwöre Dich bei der Kraft Gottes und bei der Gottesmacht und um die und um des Gottes Willen, des Sohnes und des heiligen Geistes!

Auf geschlagene Münze.

(d. h. eine Ruthe zu gewinnen, welche geschlagene Münze anzeigt.)

Ruthe ich breche Dich gegen Morgen, daß Du mir zeigest, was an Gold oder Silber ist verborgen und zeigest mir Solches, wie tief und wie viel, so gewiß als im Jordan gestanden der Herr Jesus Christus still, als Johannes ihn taufte im N. d. V. und im N. d. S. und im N. d. H. G. †

Wuttke, a. a. O. 94.

Desgleichen.

Ich N. beschwöre Dich haselne Ruthe in dem Namen Jesu Christi von Nazareth, des lebendigen Sohnes Gottes, daß Du mir allezeit weisen wollest auf alle verborgenen Schätze ☾ oder ☉.

Daß Du mir Solches gewiß und ohnfehlbar thust, das gebiete ich Dir bei dem Blute Jesu Christi, darauf schneide ich Dich im Namen ꝛc.

Anzeiger für Kunde ꝛc. 1873, 228. Aehnlicher Segen für Schatzsucher Busch, Volksglauben, 135.

Einen Stecken zu schneiden,

daß man Einen damit prügeln kann, wie weit er selber entfernt ist.

Merk: Wann der Mond neu wird an einem Dienstag, so gehe vor der Sonnen Aufgang, tritt zu einem Stecken, wo Du Dir zuvor schon ausersehen hast, stelle Dich mit Deinem Gesicht gegen der Sonnen Aufgang und sprich diese Worte: Steck, ich greife Dich an im Namen † † †; nimm Dein Messer in Deine Hand und sprich wiederum: Steck ich schneide Dich im Namen † † †, daß Du mir sollst gehorsam sein, welchen ich prügeln will, wann ich seinen Namen antrette (ausspreche?) Darnach schneide auf Orten den Stecken etwas hinweg, damit du kannst diese Worte darauf schreiben, stechen oder schneiden: Abia, Obia, Sabia, lege einen Kittel auf einen Scherrhaufen, schlage mit Deinem Stecken auf den Kittel und nenne des Menschen Namen, welchen Du prügeln willst und schlage tapfer zu, so wirst Du denselben so hart treffen, als wenn er selber darunter wäre und doch viele Meilen Wegs von dem Orte ist. Vor dem Scherrhaufen thuts auch die Schwelle unter der Thüre, so ein Schäfer von Birneck (Berneck?) an demselbigen Edelmann die Probe gemacht.

Uebereinstimmend Busch, Volksglauben, 136.

Beschwörung der „Weißenwegwart“.

Ehe Du sie angreifst, so sprich: „Ich greife Dich an im

Namen des Vaters † und des Sohnes † und des heil. Geistes †. Ich trage Dich davon, worin † ist, da muß man sie mit dem † segnen. Weiße Wege Wort, doppele Wurzel und Blume, ich befehle und sage Dir im Namen Gottes des Va: †, des So: † und des heiligen Geistes † auch bei lieben Frauen und bei dem heiligen und starken St. Jacob, daß Du alle Deine Stärke, Kraft und Häute (?), womit Dich der allmächtige Gott begabet und erschaffen hat, mit Dir zu mir aus der Erden bringest und nehmest und mir und allen, denen ich Dich gebe, dienest, wozu Du gebraucht wirst, absonderlich vor alle Krankheiten, dergleichen vor Schüssen, Häuben und Stechen, vor Feuer und Wasser, wie auch zu guter Nahrung im Handel und Wandel zu kaufen und verkaufen und worzu ich Dich oder ein anderer, dem ich Dich gebe, seine Gedanken haben und am meisten ferner tragen mag, daß Du mich glücklich machst bei Herren (?) und Frauen, bei Manns- und Weibspersonen, bei Hohen und Niedrigen, wie Namen haben mögen. Im Namen ꝛc. Amen.

(Sie muß „im Karfreitag", oder am Ostertage, wie der Mond zunimmt und die Sonne über 15 Grad läuft, Morgens in den 10 Minuten vor der Sonnen Aufgang und mit einem guten Schwert gegraben werden.)

Nach Grimm, M. 545 ist die Springwurzel entw. Wolfsmilch (lathyris) oder eine vom Specht, wenn man ihm sein Nest zuspündet, herbeigetragene Wurzel.

Blau ist in der allegorischen Dichtung des Mittelalters die Farbe der Stätigkeit und Treue. Von der blaublühenden Wegwart sagt das Volksmärchen, sie sei eine treue Frau, die auf die Rückkehr ihres Mannes harrend, am Wege stehe. Rochholz a. a. O. II, 230. Wegwarte mit einem Geldstück ausgegraben Wuttke a. a. O. 97. Mit der faulen Magd bezeichnet der Volksmund ein rothblühendes Blümchen, welches früh 9 Uhr seine Blüthen öffnet und Abends 6 Uhr schließt.

Eine Glücksruthe zu schneiden oder zu brechen.

Nimm wahr, wo eine Zwiesel aus einer Hasel ausgewachsen ist ein Jahr alt; die Zwiesel muß stehen, daß die Morgensonne durchscheinen thut. Gehe gegen die Morgensonne vor der Sonnenaufgang, wenn Du sie schneiden willst

und sprich: Ich N. N. grüße Dich häselne Ruthe und schneid Dich ab im Namen ꝛc.

Die obersten Worte müssen allemal zur Ruthe gesagt werden, nach diesem aber, wenn das † kommt, so Du willst auf ☉ oder ☽ gehen, so mußt Du die Ruthe beschwören: Ich beschwöre Dich durch den, welcher gesprochen hat, factum est factum est und durch den großen Namen Adonü (sic), daß Du mir schlägest, wo der Schatz verborgen liegt. Die Character zur Ruthe, die man daran hängt oder einbindet, nämlich zum Silber :9). ff. X S c c am X 1 e X C X C X S X 1. X ff X Y Y. X ff.

Die Ruthen müssen alle Vormittage gebrochen werden um 7 oder 9 Uhr absonderlich in den Zeichen ☉ ☉ 8 ♄ † †.

Ueber die Wünschelruthe Grimm, M. 545. Wuttke a. a. O. 94.

Ein gleicher Segen.

Vor der Sonnenaufgang, so sprich: Ich N. grüße Dich, häselne Ruthe und vor der Sonne schneide ich Dich ab im Namen Gottes, Abrahams, Isaaks und Jacobs und im Namen Jesu Christi, des eingeborenen Sohnes Gottes und in dem Namen des heiligen Geistes. Ich N. breche Dich in meinem Namen und in des lieben Herrn Jesu Namen und im Namen der heiligen Dreifaltigkeit auf Glück und Segen.

Eine Frag=Ruthe zu brechen.

Ruthe ich N. breche Dich, in meinem Namen und in des lieben Herrn Jesu Namen und im Namen der heiligen Dreifaltigkeit auf Glück und Segen.

Eine gute Stellung vor Diebe.

Es stehen 3 Lilien auf unsers Herrn Gottes Grab:
Die erste ist Gottes Muth,
Die andere ist Gottes Blut,
Die dritte ist Gottes Will,
Steh' still, Dieb. So wenig als Jesus Christus von dem †

gestiegen, also wenig sollst Du von der Stelle laufen. Das gebiet ich Dir bei den 4 Evangelisten und Elementen des Himmels.

Da im Fluß,
Oder im Schuß,
Im Gericht,
Oder Gesicht.

So beschwör ich Dich beim jüngsten Gericht,
Daß Du stille stehest,
Und ja nicht weiter gehest,
Bis ich all die Stern am Himmel sehe
Und die Sonne giebt ihren Schein,
Also stell ich Dir Dein Laufen und Springen ein.
Das gebiete ich Dir im Namen ꝛc.

(Dieses muß 3mal gesprochen werden.)

Grimm, M. CXLI. Drei Rosen in Gottes Herz, die Tugend, ein Vermögen und sein Wille stille das Blut. In der Mitth. Osterl. VII., 455. Der Eingang desselben Segens mit nothwendiger Veränderung zur Stillung des Blutes.

Besonders Stück,

gestohlene Sachen wieder herzuzwingen.

Beobachte es wohl, wo der Dieb hinaus zu der Thür oder sonst wo, da schneid' 3 Spänlein in 3 höchsten Namen ab, alsdann gehe mit 3 Spänlein zu einem Wagen, aber unbeschrien, thue einen Rad-Stab hinein in den drei höchsten Namen, alsdann treibe das Rad hinter Dich und sprich: Dieb, Dieb, Dieb, kehr' wieder um mit der gestohlenen Sache, Du wirst gezwungen durch die Allmacht Gottes † † †, Gott der Vater rufet Dich zurücke, Gottes Sohn wende Dich um, daß Du mußt gehen zurück, Gottes heiliger Geist führt Dich zurück bis an den Ort, wo Du gestohlen hast, durch die Allmacht Gottes mußt Du kommen, durch die Weisheit Gottes des Sohnes habest Du weder Rast noch Ruh, bis Du Deine gestohlenen Sachen wieder an seinen vorigen Ort gebracht hast, durch die Gnade Gottes des heiligen Geistes mußt Du

rennen und springen, kannst weder rasten noch ruhen, bis Du an den Ort kommst, wo Du gestohlen hast. Gott der Vater bind' Dich, Gott der Sohn zwing' Dich, Gott der heilige Geist wend' Dich zurück. (Treib das Rad nicht gar zu stark um.) Dieb, Du mußt kommen † † †, Dieb Du mußt kommen † † †, Dieb, Du mußt kommen † † †. Wann Du mächtiger bist, Dieb, Dieb, Dieb, wenn Du mächtiger bist, als Gott, so bleib, wo Du bist, die 10 Gebote zwingen Dich, Du sollst nicht stehlen, deswegen mußt Du kommen. † † † Amen.

Grimm, M. 260. Ueber den alten Gebrauch, Erde oder Rasen auszuschneiden, auf welchem der Fuß eines Menschen gestanden hat, den man verderben will. Dieser Erdschnitt wird in den Schornstein gehängt; wie er verwelkt, so schwindet jener Mensch hin.

Verwandt das Siebdrehen Grimm, M. 641. Zeitschr. des Vereins für thür. Gesch. 2. Hft. 189. Stuhlmann, Sympathie 2c. im Globus 1869, 216.

Ueber das Umdrehen eines Rades bei Diebstählen Rochholz, a. a. O. II, 155.

Wann Einer hinausgehet und dieses Nachfolgende spricht, so ist er versichert, daß kein Degen oder ander Gewehr über ihn ausgezogen werden kann.

Gott grüß Euch, Ihr Brüder wohlgemuth!
Ihr habt (ich habe?) getrunken Christi Blut,
Das hab' ich getrunken Euch zu gut.
Gott der Vater ist mit mir,
Gott der Sohn ist mit Euch,
Gott der H. Geist sei zwischen uns beiden und Euch allen.

Aehnlich Grimm, M. CXLVII. LI. „sich unsichtbar zu machen."

Daß Keiner kein Degenheft oder Scheiden ziehen kann.

Herr Jesu, Dein bin ich, befehle mich Gott dem Vater † † †, ich befehle mich der H. Dreifaltigkeit, ich befehle mich dem süßen Namen Jesu Christi, der oben ist; so wahr, als

der Herr lebt und schwebt, so wahr wird mich sein heiliger Engel behüten und bewahren, hin und her.

Gott der Vater sei meine Macht,
Gott der Sohn ist meine Kraft,
Gott der H. Geist ist meine Stärke,

Gottes H. Engel schlagen und jagen alle meine Feinde und Diebesrotten hinweg, gleich wie Sonn und Mond sind still gestanden am Jordan, da Josua mit den Philistern schlug.

Es stehen drei Rosen auf Gottes Hirn,
Die erste ist gütig,
Die zweite ist sanfmüthig,
Die dritte sein göttlicher Will,
Wer darunter ist, muß halten still.

† † †
Amen.

Aehnliches Köhler 407. Hier ist von 3 Blumen die Rede, die am Himmel stehen bezügl. unter dem Herzen Jesu gewachsen sind.

Haar, mein Blut und mein Fleisch nicht soll verletzet werden mit keinem Blei, noch Pulver, Eisen, Stahl oder so ist Metall, gar nicht blessirt werden, so wahr, als die liebe Mutter Gottes keinen andern Sohn gebähren wird.

† † †
Amen.

Feuer=Segen.

Ein geistlicher und wahrhaft approbirter Feuer=Segen von einem alten ägyptischen Könige.

Bis willkommen Du Feuergast,
Greif nicht weiter, als Du gefaßt
Das zähl ich Dir, Feuer, zur Buße.
Im Namen Gottes des Vaters, der uns erschaffen hat, †
Im Namen Gottes des Sohnes, der uns erlöset hat †
Im Namen Gottes des heiligen Geistes, der uns geheiliget hat †.
Ich gebiete Dir Feuer bei Gottes Kraft,

Die Alles thut und Alles schafft,
Du wollest stille stehen und nicht weiter gehen,
So wahr Christus stund im Jordan,
Da ihn tauft Johannes der heilige Mann.
Das zähl ich Dir, Feuer, zur Buße.

Im Namen Gottes des Vaters † und Gottes des Sohnes † und Gottes des heiligen Geistes. †
Ich gebiete Dir Feuer bei der Kraft Gottes,
Du wollest legen Deine Flammen,
So wahr Maria behielt ihre Jungfrauschaft vor aller Mannen,
Die sie behielt so keusch und rein,
Drum stelle, Feuer, Dein Wüthen ein.
Das zähl ich Dir Feuer zur Buße.

Im Namen Gottes des Vaters † des Sohnes † und des heiligen Geistes. †
Ich gebiete Dir Feuer, Du wollest legen Deine Flammenglut
Bei Jesu Christi theures Blut,
Das er für uns vergossen hat,
Für unsere Sünd' und Missethat.
Das zähl ich Dir ꝛc.
Jesus Nazarenus, ein König der Juden,
Hilf uns aus diesen Feuers Nöthen,
Er segnete Feuer und Glut,
Daß es weiter keinen Schaden thut,
Stille stehe, nicht weiter gehe.
Das Feuer muß versprochen werden,
Sonst macht es große Noth auf Erden,
Das betäubet Manchen sehr,
Daß er's vergisset nimmermehr,
Drum sei ein Jeder drauf bedacht,
Und nehme diese Lehre in Acht.
Mein Gott und inbrünstiger Richter,
Erhöre diesen meinen Segen um Deines bittern Leidens und Sterbens willen. Amen.

Darauf drei Vater-Unser gebetet und greife hinter Dich zurücke und raffe eine Hand voll Erde, wirf's in's Feuer,

so wird dasselbige alsbald stille stehen und nicht weiter brennen, woferne kein Zetergeschrei darüber gesprochen wird.

Wer diesen Brief in seinem Hause hat, bei dem wird kein Feuer auskommen.

Bis gottwillkommen, neuer Mond ꝛc. Grimm, M. 401.

Grimm, M. CXL. XXVb. Behalt Dein Funk und Flammen, wie Maria ihre Jungfrauschaft und er behalten hat vor allen Mannen.

Grimm, M. CXLIV. Die in's Feuer zu werfende Erde muß unter dem rechten oder linken Fuß weggenommen werden.

Derselbe Feuersegen findet sich, jedoch nicht ganz vollständig, in der Mitth. Osterl. VII, 453. Hier sind nur die einzelnen Verse des geschriebenen Feuersegens zu einzelnen besonderen Segen, die zu sprechen sind, getrennt. Uebrigens wurde dieser Segen nach der Gebrauchsanweisung auch gesprochen und es fand in diesem Falle das Schlußgebet mit dem Erdwerfen statt. Der mir vorliegende Brief ist mit lateinischen Buchstaben geschrieben; jedes m ist oberhalb der Linie mit einem Querstrich versehen. Der ganze Segen, namentlich aber die Schlußpartie, laßt mit Ausnahme des vermuthlich einem anderen Segen entnommenen Zetergeschreies, auf ein hohes Alter schwerlich schließen.

Derselbe Segen in fast wörtlicher Uebereinstimmung bei Birlinger, Volksbrauch aus Schwaben I, 201.

Die bloße Erwähnung eines Feuerunglücks galt im alten Rom von übler Vorbedeutung, weshalb man sich beeilte, dieselbe durch sofortiges Ausgießen von Wasser unter den Tisch abzubrechen. Plin. nat. hist. XXVIII, 3, 26. Derselbe Schriftsteller meldet, daß es Sitte war, feuerabwehrende Sprüche (incendiorem deprecationes) an die Wände der Häuser zu schreiben.

Odin (als Zauberer) konnte durch bloße Worte machen, daß das Feuer erlosche. Simrock, M. 214.

Westermanns Monatshefte 1875, S. 389. Der Salamander. Von Fr. Lichtenfels. Diese Abhandlung berichtet auch über die Salamanderfabel und über abergläubische Gebräuche, die mit diesem Thiere in Verbindung stehen. Die Inschrift Salamandra, nach Norm des Abracadabra geschrieben, galt als probates Feuerlöschmittel.

Eine Veste aufzumachen.

So sprich:

Spalt' Schwert,
Schneid' Schwert
Bein und Fleisch.

Das helfe mir Gott Vater † Sohn † und heiliger Geist. †

Eine Beste aufzumachen.

So sprich: Spalt' Schwert Bein und Fleisch,
Schneid' Schwert Bein und Fleisch.
Das helfe mir Gott Vater ꝛc.

Um zu treffen.

Nimm Todtenhanf und bete beim Laden also: Der Allmächtige leihe seine Hilfe und Kaiser Lucifer leite den Schuß.

Um Glück im Handel zu haben.

Ich reiße ab Fünffingerkraut,
Du bist gepflanzt und gebaut,
Du sollst mit mir rennen und laufen
Und mir alle meine Waare verkaufen.
Im Namen ꝛc.

Neunfingerleskraut unter dem Kopfkissen hilft gegen die Unholdinnen. (Busch a. a. O. 65.)

Daß die Kuh Glück bringt.

Beim Viehhandel übergiebt der Verkäufer dem Käufer die gehandelte Kuh am Stricke mit den Worten:
Halt sie kurz am Stricke,
Daß Dir nicht fehlt das Glücke!

Ein Wurmsegen vor Menschen und Vieh.

Wurm, Wurm ich greife Dich,
Ich streiche Dich,
Du seist in Fleisch oder Bein,
Du seist groß oder klein,
Du seiest grün, gelb, schwarz, weiß, braun oder roth,
Beschwöre ich Dich bei dem heiligen St. Jacob,
Daß Du Dich niederlegst und stirbst,
Und nimmermehr wieder lebendig wirst,
Bis Maria einen andern Sohn gebähret.
† † †

Ein Speckwurm, Rittwurm, freß- und liegender Wurm in dem Wurmsegen Zeitschrift des Vereins für thür. Gesch. 2. Heft. 196.

Für das Würmerbeißen beim Rindvieh.

Herr Christus ging in Acker,
Er ackerte drei Würmer aus,
Der eine sah weiß,
Der andere schwarz,
Der dritte roth,
Der machte die andern alle todt.

Das zähl ich Dir zu Gute in † † † an Deinem Fleisch und Blut.

Ganz ähnlich Köhler 405.
Wuttke a. a. O. 152.

Jerusalem, du Judenstadt,
Die du den Herrn Jesum gekreuzigest hast,
Du sollst werden zu Wasser und Blut,
Das ist für Wurmbeißen und Darmgichter und Reißen gut.
† † †

Wurmsegen.

(Den letzten Freitag im abnehmenden Mond.)

balyo. Mago. Massw. bago. † † †

Vor die Mäuse, daß sie nicht fressen.

Bei dem ersten Fuder Korn muß der Hausherr einen Krug Bier holen und ein Stück Brot hineinthun, den Krug dem Fuhrmann geben und ihn 3mal fragen: „Was bringst Du?“ So muß der Fuhrmann antworten: „Vor die Mäuse Gift und Brot und vor die Menschen Bier und Brot.“

Vergl. Witzschel, Sitten und Gebräuche aus der Umgegend von Eisenach, 16 Nr. 77. Zeitschr. des Vereins für thür. Gesch. 2. Hft. 193.

Gott grüß Euch, Ihr Brünnessel, Liene,
Ihr seid Winter und Sommer grüne,
Ihr habt drei Bundesschlüssel an,
Damit ich meinen Nutzen aufschließen kann.
† † †

2. Geschriebene Segen.

Die geschriebenen Segen nehmen das Gedächtniß des Hilfsbedürftigen nicht in Anspruch, wie dies bei den Spruchsegen der Fall ist, und haben außerdem den Vortheil einer bleibend thätigen Wirkung. Als Schriftzeichen sind sie weder von dem Alter, noch von der Bedeutung der Spruchsegen. Sie erscheinen als Papiere mit Buchstaben, Sylben, einzelnen meist lateinischen verderbten Worten und zuweilen seltsamen Charakteren beschrieben, enthalten auch vollständige, auf dem Leib zu tragende Gebete in lateinischer und deutscher Sprache und sind hie und da der Gegenstand eines eigenthümlichen Handelsverkehrs. Die sogen. Charaktere und fremden Schriftzeichen gehören dem orientalischen Zauberwesen an und sind ohne Zweifel durch Zigeuner eingeführt worden. Nur wenige der unerklärlichen Schriftzeichen dürften deutschen Ursprungs sein, da ja das deutsche Heidenthum die Schrift nur wenig ausgebildet hatte. (Wuttke a. a. O. 75. Globus 1869, 245.) Zum größten Theil aber ist die durch die Schrift vermittelte Sympathie christlich-katholischen Ursprungs und sind die einzelnen Buchstaben, Sylben und Worte vollständigen Schriftstellen und Segen entnommenen und durch Laienabschreiber dergestalt verderbt worden, daß man nur in seltenen Fällen in der Lage ist, die zu Grunde liegende Quelle zu erkennen.

Plato über die Gesetze, Buch 11, S. 772, sagt: Es glauben gewisse Leute, daß sie durch allerlei Gaukeleien, Zaubersprüche und sogen. Bannformeln andern Schaden zufügen können, und viele fürchten sich vor denen, die sie im Besitz solcher Kräfte wähnen. Was für eine Bewandtniß es mit solchen Dingen hat, ist in Wahrheit nicht zu durchschauen, noch schwerer ist es, andere darüber zu belehren, ja es lohnt sich nicht der Mühe, dies bei solchen zu versuchen, die bereits in ihren Gemüthern derartigen Verdacht gegen einander haben. Wenn Menschen aus Wachs geformte Bilder von sich angefertigt und an ihren Thüren oder auf Kreuzwegen oder auf den Grabmälern ihrer

Eltern angebracht finden, so ist es fast nicht möglich, sie zu überzeugen, daß dies nichts zu bedeuten hat.

Aus der einschlagenden und interessanten Schrift: Hexenglaube und Hexenprocesse im Alterthume und in neuerer Zeit. Vollert, der Neue Pitaval, Neue Serie Bd. X.

Colomanni-Segen. I.

Im Anfang war das Wort (u. s. w. das Evangelium Johannis bis mit Vers 17.) Nun hebt sich der heilige Segen Gottes an. Christi Kreuz † sei bei mir N. N. Christi Kreuz † bete ich an zu Aller Zeit. Christi Kreuz † überwind mir alle Wasser und Feuer, Christi Kreuz † überwind mir alle Waffen, Christi Kreuz † ist mir ein vollkommenes Zeichen und Hilf meiner armen Seele und Leib und meines Lebens alle Tage und Nacht. Nun bitt ich N. N. Gott den Vater † durch des Sohnes Willen und bitte Gott den Sohn † durch des Vaters Willen und bitte Gott den heiligen Geist † durch des Vaters und des Sohnes Willen, mit dem heiligen Gottes Leichnam gesegne ich mich † vor allen schädlichen Dingen, Worten und Werken, Christi Kreuz † öffne mir auf alle Glückseligkeit, Christi Kreuz † vertreibt von mir alles Uebel † Christi Kreuz † sei bei mir, vor mir † hinter mir † über mir † unter mir † neben mir † und allenthalben um mich † vor allen meinen Feinden, sichtbar und unsichtbar, die fliehen alle vor mir, so sie mich wissen oder hören. Enoch und Elias, die 2 hohen Propheten, die waren weder gefangen noch gebunden, noch geschlagen und nehmen nun aus ihrem selbsteigen Gewand und Gewalt (?), also muß mir keiner meiner Feinde schädlich sein an Leib noch an der Seele und an meinem Leben im Namen Gottes des Vaters † und Gottes des Sohnes † und Gottes des heiligen Geistes † Amen. Der Segen, der vom Himmel, von Gott dem Vater kommen ist, da der wahre lebendige Sohn Gottes geboren ward, der gehe über mich alle Zeit, der Segen, den Gott that über seinen Sohn, der gehe über mich alle Zeit, das heilige Kreuz † Gottes so lang und so breit und so groß, da der Herr Jesus Christus heiliges

Leiden und Marter daran litte, gesegne mich heut und alle Zeit. Die heiligen Engel, da Jesus Christus durch seine heiligen Hände und Füße wurde geschlagen †, die gesegnen mich heute und zu aller Zeit; die heiligen Dornen in der Krone, die Jesu Christo † durch sein heiliges Haupt sind gegangen, gesegnen mich heute und alle Zeit; der Speer, damit Jesu Christo † seine heiligen Seiten aufgeschnitten, gesegne mich heute und alle Zeit; das rosenfarbene Blut † das sei mir für alle meine Feinde gut und für alles, das mir schaden wolle an Leib und an der Seele und an meinem Leben, gesegne mich heute und aller meiner Zeit die heiligen Wunden † damit alle meine Feinde werden getödtet und gebunden, da Gott alle Christenheit mit hat umfangen, das helfe mir Gott der Vater † Gott der Sohn † und Gott der heilige Geist † Amen. Dieses ist † die eigentliche Abschrift des heiligen Coloman ⊙

Coloman, Gefährte des heil. Kilian, Bischofs von Würzburg, und mit ihm ermordet um 689 Tag der 8. Julius.

Haus- und Schutzbrief.

Im Namen Gottes des Vaters † rc. Sowie Christus im Oelgarten stille stand, so soll Alles stille stehen. Wer diesen Brief bei sich trägt, den wird nichts schaden, es wird ihn nicht treffen des Feindes Geschütze und Waffen, denselben wird Gott bekräftigen, daß er sich nicht fürchtet vor Dieben und Mördern; Degen, Pistolen und alle Gewehre müssen stille stehn, alle sichtbare und unsichtbare Geschütze auf den Befehl des Engels Michael im Namen G. d. V. † und G. d. S. † des heiligen Geistes † Gott sei mit uns. Wer diesen Brief bei sich trägt gegen die Feinde, der wird für Gefahr geschützt bleiben. Wer dieses nicht glauben will, der schreib's ab, hängs einem Hund an den Hals und schieß ihn, so wird er erfahren, daß es wahr sei. Wer diesen Brief bei sich trägt, der wird nicht gefangen gemacht durch des Feindes Waffen und wird auch nicht verletzt werden. Amen. So wahr, daß Christus gestorben und zum Himmel gefahren ist, so wahr er auf der Erde gelebt und gewandelt hat, der kann

nicht gestochen, noch erschossen, noch verletzt werden, und Fleisch und Geschwüre, Alles soll mir unbeschädigt bleiben. Ich beschwöre alle Gewehre und Waffen auf dieser Welt bei dem lebendigen Worte des Vaters † rc.

Ich bitte im Namen unsers Herrn Jesu Christi Blut,
Daß keine Kugel treffen thut.
Sie sei von Gold, von Silber oder Blei,
Gott im Himmel macht mich vor Alles sicher und frei.
Im Namen rc.

Dieser Brief ist vom Himmel gefallen und in Holstein gefunden worden 1724. Er war mit goldenen Buchstaben geschrieben und schwebte über der Taufe zu Rendsburg. Wie man ihn ergreifen wollte, wich er zurück, bis 1731 sich Jemand mit dem Gedanken mehrte, ihn abzuschreiben und den andern mitzutheilen zu dieser Noth. Ferner fand sich darin: Wer am Sonntage arbeitet, der ist von mir verdammet. Ihr sollt am Sonntage nicht arbeiten, sondern zur Kirche gehen und mit Andacht beten und von Eurem Reichthum den Armen was geben, denn Ihr sollt nicht sein, wie die unvernünftigen Thiere. Ihr habt 6 Tage zur Arbeit und den 7. sollt Ihr Gottes Wort anhören. Werdet Ihr das nicht thun, so werde ich Euch strafen mit theurer Zeit und mit Krieg: Ich gebiete, daß Ihr des Sonnabends nicht zu spät Feierabend macht. Jedermann, er sei jung oder alt, der soll zu seiner Sünde beten, daß ihm vergeben werde. Schwöret bei seinem Namen nicht, begehret nicht um Gold oder Silber, schämet Euch vor Menschen Lust und Begierden. So geschwind ich Euch erschaffen habe, so geschwind kann ich Euch erschüttern. Seid nicht mit den Zungen falsch und redet nicht fälschliche Zeugnisse wider Euern Nächsten. Denen gebe ich auch Gesundheit und Frieden. Wer dieses aber nicht glaubt und darnach nicht thut, der ist von mir verlassen und wird weder Glück noch Segen haben. Ich sage Euch, daß Jesus Christus diesen Brief selbst geschrieben hat. Wer dem widerspricht, der ist verlassen und hat keine Hilfe. Wer diesen Brief (?) hat und ihn nicht offenbart, der ist verflucht von der christ-

lichen Kirche. Diesen Brief soll den andern ein Jeder abschreiben lassen und wenn Ihr so viel Sünden gethan habt, als Sand am Meere und Blätter auf den Bäumen, so sollen sie Euch vergeben werden. Glaubt gewiß, daß Ihr die Ehre habt und wer das nicht glaubt, der soll des Todes sterben. Bekehrt Euch, sonst werdet Ihr ärgerlich bestraft, werde ich Euch wieder am nächsten Tage bestrafen, wo Ihr nicht Antwort geben könnt ein jeglicher über seine Sünde. Wer diesen Brief im Hause hat, den wird kein Donnerwetter schaden. Welche Frau diesen Briefe bei sich hat, wird heilige Zucht zur Welt bringen. Haltet meinen Glauben, welchen ich Engel Michael gesandt im Namen Jesu Amen. L. I. S. K. H. H. B. H. ſ. H. K. H. S. g. H. ſo b. ſind h. U. d. genſ. h. H. S.

Roth geschrieben. Auf dem bloßen Leib getragen.

Eine Kugel Abwendung. Die himmlischen heiligen Posaunen, die blasen alle Kugeln und Unglück von mir und gleich von mir, ob ich fliehe unter einen Baum des Lebens, der zwölferlei Früchte trägt. Ich stehe unter dem Altar der heiligen christlichen Kirche. Ich befehle mich der heiligen Dreifaltigkeit, die verbarg mich hinter dem Frohnleichnam Jesu Christi. Ich befehle mich in die Wunden Jesu Christi, daß ich von keines Menschen Hand werde gefangen, noch gebunden, nicht geworfen, nicht geschossen und überhaupt nicht verwundet werde. Das helfe mir St; St; — Wer diesen Brief bei sich trägt, der ist sicher vor allen seinen Feinden, sie seien sichtbar oder unsichtbar; und so auch der, der diesen Brief bei sich hat, der kann ohne (der ganzen Heiligen Namen?) Jesu Christi nicht erstorben (?), ihn kein Wasser ertrinken, ihn kein Feuer verbrennen, auch kein unrichtig Urtel über ihn ausgesprochen werden. Dazu helfe mir † † † (geinwärtiger Brief?). — Ein Graf hatte einen Diener, den wollte er für N. g. H. That das Haupt abschlagen lassen. Wie nun solches geschehen (sollte), so hat ihm der Scharfrichter das Haupt nicht abschlagen können. Wie nun Solches

der Graf gesehen, so hat er den Diener gefragt, wie Solches zuging, daß ihm das Schwert keinen Schaden zufügen könnte, so hat ihm der Diener diesen Brief gezeigt mit folgenden Buchstaben: L. I. F. K. H. H. R. H. s. H. Wie auch der Graf diesen Brief gesehen, hatte er befohlen, daß ein Jeder den Brief bei sich tragen muß. Wenn einem die Nase blutet oder wenn er sonst blutige Wunden hat und das Blut nicht stillen kann, der nehme diesen Brief und lege ihn darauf, so wird solcher das Blut stillen. Wer das nicht glauben will, der schreibe diese Buchstaben auf einen Degen oder auf die Seite des Gewehrs, so wird es Dich nicht verwunden können. Wer diesen Brief bei sich trägt, der kann nicht bezaubert werden, die Feinde können ihm keinen Schaden zufügen. Das sind die heiligen 5 Wunden Christi: K. H. F. g. H. so b. sind K. U. d. ges. h. H. H. S. s. Wer diesen Brief bei sich trägt, den schadet kein Blei, kein Dolch. Wenn eine Frau nicht gebären kann, die Geburt nicht von ihr will, so gib ihr den Brief in die Hand, so wird sie bald gebären das Kind und so glücklich werden. Wer diesen Brief bei sich trägt ist besser als Gold.

Vergl. über diesen Segen Wuttke, deutscher Volksaberglaube 70.

Feuersegen.

C H O Z
C H O Z C I L A S
L I C A S
C † M † B †

Dieser mit rothen*) Buchstaben geschriebene Feuersegen wurde im Frühjahr 1874 in der Thürpfoste beim Abbruche des Brückenzeughauses an der Saalbrücke bei Naschhausen aufgefunden und zwar in einem Loche, das mit einen Zapfen verkeilt war. Keiner der beim Abbruche beschäftigten Zimmerleute war dahin zu bringen, den Zettel aufzunehmen und zu entfalten. Dieser Feuersegen scheint der ortsübliche gewesen

*) Roth wegen der rothen Farbe des Feuers. Rochholz a. a. O. II, 230.

zu sein, denn in einem Nachlasse fand ich verschiedene auf, die diesem glichen. Die gen. Brücke, zu der das Zeughaus gehört, ist dem St. Nicolaus geweiht. Die Schlußbuchstaben C. M. B. sind bekanntlich die Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige*). Die übrigen Buchstaben sind vermuthlich die Anfangsbuchstaben eines lateinischen Segens. Dasselbe gilt auch von dem Mitth. Osterl. VII, 457 beschriebenen Feuersegen. Die mehr oder minder verderbten Buchstaben finden sich wie folgt auf einem in Meinhard's Kupfer-Kabinet III, 271 beschriebenen Amulette: † Z † D I A † B I Z † S A B † Z † H G F † B E R S - I H S M E A. -

Wider das Weitergreifen einer Feuersbrunst lege man in der Stube den Tisch auf das Blatt, sodaß die Füße in die Höhe stehen, zwischen die Füße hinein lege man ein Wagenrad und schreibe darum herum: Consummatum est. (Biberach) Birlinger, a. a. O. I, 200. Das Wagenrad schützt gegen den wilden Jäger. An Stelle des Wagenrades tritt das Kreuz. Wuttke a. a O. 237.

Neueren Datums ist der in Köhler, Volksbrauch rc. 409 beschriebene Feuersegen. Derselbe wurde nämlich mittelst Rescripts d. d. Weimar, den 24. Dezember 1742 von Herzog Ernst August von Weimar-Eisenach (dem Großvater von Karl August!) zum Gebrauche bei Feuersgefahr verordnet. Vergl. Beaulieu-Marconnay, Freiherr v., Ernst August, Kulturhistorischer Versuch.

Während von vernünftigen Geistlichen bereits Ende des 15. Jhdts. gegen die Benutzung sogenannter, mit „barbarischen undeutschen Worten" beschriebener Feuersegen geeifert wurde (Anzeiger für Kunde rc. 1873, 43), auch die Polizei- und Landesordnung der Herzöge zu Sachsen von 1556 den, „der mit Teufelssegen oder zigeunerischen Wahrsag'n umgehet" mit der Bestrafung durch die Ober- und Halsgerichte bedrohet, ordnete jener Herzog Ernst August von Weimar in dem gedachten Rescript Folgendes an: „Zur Steuerung schädlicher, Brände seien allenthalben in Stadt und Dorf hölzerne, bereits benutzte Eßteller zu beschaffen und Freitags zwischen 11 und

*) Wer den Namen der heiligen drei Könige auf Papier geschrieben bei sich trägt, ist von allen Seuchen und jedem Unglück bewahrt. Witzschel, Sitten und Gebräuche aus der Umgegend von Eisenach, 9.

12 Uhr mit frischer Tinte und neuen Federn nach Maßgabe des beigefügten Abrisses zu beschreiben. Ein solcher Teller sei bei Entstehung eines Brandes im Namen Gottes in's Feuer zu werfen und werde die Glut dadurch unfehlbar gedämpft. Greife aber das Feuer um sich, so sei dieses Tellerwerfen dreimal zu wiederholen. Für Anfertigung und Aufbewahrung solcher Teller haben die regierenden Bürgermeister, Schultheißen u. s. f. Sorge zu tragen, solches Alles aber bei sich zu behalten, weil dieses jeden Bürger und Bauer zu wissen nicht nöthig." Der Abriß enthält die Buchstaben A. G. L. A. (Ach Gott laß ab!) in zwei einem Pfeile aufliegenden Ringen und das Wort consummatum est mit drei Kreuzen. Nach Busch a. a. O.

Srüche, aus deren Anfangsbuchstaben Segensformeln zusammengesetzt wurden, sind unter andern: Jesus Nazarenus rex Judaeorum Titulus Triumphalis. Per crucis hoc signum fugat procul omne malignum.

Die Segensformel Ananisapta oder Ananizapta wird aus den Anfangsbuchstaben der Wörter folgender zweier alter Segenssprüche gebildet: Acerbitas Necis Nazareni Abstulit Nobis Judicium Sempiternum Auctoritate Patris, Tribulationibus Auctissimis - Authidotem Nazareni Aufert Necem Intoxicationes Santificata Alment Poculaque Trinitas Alma. Nach der Ableitung aus dem Griechischen bedeutet das Wort schmerzlose und schmerzstillende Mittel. Auf einen Zettel geschrieben und dreimal ausgerufen hilft es gegen Zahnweh oder die Pest.

Zettel mit dieser Formel wurden bei Reparaturen auch in den Thurmknopf gelegt. Wagner, Chronik v. Saalfeld, 363, 364.

Die Legenden der Münzen, Spruchgroschen, Amulette u. dgl. bestehen vielfach in solchen Segenssprüchen.

Also schribet man dise figure in ainen löffel als es da stät für daz stechen.

† persequitur vos xpc † puncti fugite †

† fugite puncti † xpc vos persequitur. †

Ueberschrift und Kreuze roth. Die Schrift ist über's Kreuz in einen Löffel geschrieben. (Folgt die Abbildung eines runden alterthümlichen Löffels mit Stielhalter.)

Aus der Summe des Bruders Berchtold d. a. 1444 (Archiv des G.-Amts Kahla).

Viehsegen.

In einem in 4 gleiche Theile getheilten Kreise die Buchstaben: H I L H. Darunter E S N D E.

Der mit rothen Buchstaben beschriebene Zettel ist in die Raufe zu legen.

Ein mit ähnlichen rothen Buchstaben und mit rothen Rand versehener Zettel soll in die Krippe oder in den „Drug-Baum" (Hausschwelle?) gelegt werden.

Ein dritter Zettel mit der bekannten, zu mehrerer Festigkeit zweimal mit rothen Buchstaben geschriebenen Inschrift: Sator etc. soll in den Dachsparren eingelegt, oder über der Hausschwelle angebracht werden.

(Bei sich zu tragen.)

Pax domini nostri Jesu Christi sit semper mecum per virtutem pii prophetae cum potestate et audacia faciei domini nostri salvatoris et dilectissimae matris ejus sanctae Mariae virginis et per caput sanct. Johannis baptistae et per duodecim apostolos et per quatuor evangelistas et per sanctos omnes martyres et confessores, virgines, viduas, archangelos, angelos et omnes coelestes hierarchias. Amen.

Dis nachgeschrieben gib ainen roß für den wurm an ainem brieff zu essent in ainem brot.

† Mala † maga † magila
† Magubulla †† baga † magil

† iob ††† maga † magilla †
aba † abilla † cyp. †††
Gebrauchsanweisung und Kreuze sind roth geschrieben.
Aus der Summe des Bruders Berchtold d. a. 1444. (Archiv des G.-Amts. Kahla.)

Pro porcis vel porcellis scribe hec in butiro super pane et dato illis: Cabo, rabo, rex porcorum, porci, porcelli non debent mori, quia animalia sunt Jesu Christi et sancti Anthonii. In nomine patris et filii et spiritus sancti.
Von dem rothen Schmutzblatte einer Handschrift des britischen Museums (Arundel 220, saec. XIV) abgeschrieben durch Herrn Dr. Liebermann. Anzeiger a. a. O. 1878 Nr. 2.

Vor Schaden.

Dieses Zettelein bei sich getragen, ist sicher vor allen Schaden.
† Jesus † Nazarenus † Rex † Judaeorum.

Blutsegen.

Ubil † Rubi † cubil † mit der Hand auf die Wunde gelegt. † † †

Für den Blutfluß.

Schreibt nachfolgende Buchstaben, die hier geschrieben stehen: O İ P U L U und den Menschen eingegeben oder angehängt. (Oder schreibe diese Worte an die Hausthür.)

Vor den Wurm an einem Bein,

so sprich dieses:
Palia. Saliola. Malia. Maliola.

Reißen zu vertreiben.

Diese Buchstaben auf einen Zettel geschrieben, 9 Tage angehängt und in's fließende Wasser getragen, dem Wasser entgegengeworfen. † † † J d S S d M M D D B

G D H M. N. außa N. N. v. H. v v d. M. K. N. N. So g o o dy Jn g d B g d G. G d. H. G. Emederide Pastia. H. f d s w f ü Buch steht y J s d d u d h M d v d f h k d E H G d B d h G G d S G d h G.

Emederide Pastia.

Rubbil † Rubbil † Rubbil.

Vor's kalte Fieber.

Schreibe auf drei Maulbissen Brot: † Sabra † Sabra † Saliba. †

(Eine andere Lesart in Uhlstädt Sakra, Sabra, Saliba.)

Vor das kalte Fieber.

Thue ein wenig Kampfer dazu, wenn das Fieber stehet und in's Wasser geworfen: (folgt Abracadabra in acht Zeilen im Dreieck dergestalt geschrieben, daß in jeder folgenden Zeile ein Buchstabe weggelassen wird, bis das Wort zuletzt in Ab verkürzt ist. Der Abschreiber des Mittels hat übrigens statt Abracadabra Abrabatraba gelesen.)

Abracadabra gehört der orientalischen Magie an und kommt schon unter Caracalla vor. Näheres Wuttke a. a. O. 78.

Gegen den „wüthenden Hundsbiß."

„Werden auf Butterbrot geschieben und demselben eingegeben: Serger, Merger, Berger, Merger, Serger, Berger, Serger, Merger, Berger."

Vor den Biß toller Hunde.

Max : Pax : Calax.

Vor die Zahnschmerzen.

Schreibe diese Worte und häng' sie an den Hals: † annä † Auna † Gotte Gottes † alpha etso † stit † Mühiyhatus et protitio † Esitz cometca sibohum malumb S 4 e † pett dialumb † vas † cacsam † Deno † pandes. Dies ist gewiß.

Vor das Zahwehthun.

Schreibe mit Tinte auf den Backen, der weh thut: Vix pax max in Christo Jesu.

Wenn Du von Jemand etwas begehrest, daß man's Dir nicht abschlagen kann, diese nachfolgenden Buchstaben auf einen Zettel geschrieben und in der rechten Hand gehalten:

C H A E r r i a h 2 2 sig b d a x öhl V h N siy has ni ach n h t.

Daß Alles gut gehe; auf Pergament. (Zum Kauf und Verkauf, auf der bloßen Haut.)

† † †
U U U A L chmnon x eca h ö A
2 all nox Amen. †

Daß Dich keine Kugel trifft.

Trage am Halse: Amax pecrax p Hattern ran.

Vor das Schießen.

Trage diese Worte bei Dir: C f g s 9. an f. b. a. s. v. f. z. o. v. g. x. Mag canint.

Köhler 410. mit anderen Buchstaben.

Vor das Schießen und Schlagen,

so schreibe diese Worte auf und trage sie bei Dir: x A b c l C x. Arti Sa x x fodern x R x d x S x S in.

Kugeln abzuweisen.

x v aine carat x sanagle.

Mit diesen Buchstaben und Streifen beschriebene Streifen sind im Handel und werden dutzendweise verkauft.

Vor den Schuß trage diese Woote bei Dir: S c c u 9

x r or hobant corpori oumx Culapilum x capo copori corpas.

Köhler 410.

Kugeln abzuweisen.

Schreibe diese Worte auf einen Zettel und verschling's.

x o aine Carat x Senaglo.

Schußfrei.

† vod † Rauda † Radi † hecc † Redi † Rudiga † abril † Raddi † abrua. Diese Worte trage bei Dir: Arces Arti fex calud Armorum.

Einen gewissen Schuß.

Schneide diese Zeichen auf die Kugel † † ⊙

Wuttke a. a. O. 187.

Daß Dein Rohr nicht verderbet wird.

Das St. Johannesevangelium mit einer Rabenfeder geschrieben und in den Schaft gelegt.

Für das Verwunden.

† v r b †† † p † H † f † g † v 14 pro watum (sic!!)

Ist gut im Handel und allem Gewerbe, auch gut auf dem Markt. In die Thürschwelle gebohrt; (oder) die Character auf Papier geschrieben, das Vieh damit gestrichen.

A. R. X. B. v. o. ch. B. Z. † 2 v. c u x L r. R. X. B A d d F x († M x v N. r.

Wenn ein Vieh bezaubert ist,

so nagele über die Stallthüre die Buchstaben:

† I † I †
†   †   †
†   †   †

Da die Ursachen vieler Krankheiten in der Hexerei gesucht werden, so greift das Volk zu sympathetischen Mitteln. Köhler a. a. O. 349.

Als Schutz gegen Zauberei wurde das Bild des Hammers in der Hand Thörrs verwendet, bezüglich dreimal an die Hausthüren gezeichnet, um Vieh in gefährl. Nächten zu sichern. Christianisirt wurden 3 Kreuze daraus.

Wenn sich ein Pferd nicht will beschlagen lassen,

so schreibe dieses auf Zettel und leg's in's rechte Ohr: x Max geat. x Sile z x g e e x genix x. Melavle x.

Daß ein Dieb das Gestohlene muß wieder bringen.

Zeichne ein Gesichte an oder auf den Ort, wo das Gestohlene gelegen hat, schlage in jedwedes Auge 7 neue Stecknadeln und schreibe diese Worte in's Gesichte: D † a † ß Sa † i †. So muß der Dieb in 24 Stunden das gestohlene Gut wieder bringen. Wenn die gestohlenen Sachen wieder zur Hand kommen, wischet man das Gesicht wieder aus und wirft die Nadel in's Sekret. Es müssen auch die Nadeln bezahlt, wie sie geboten werden.

Aehnlich „einen Dieb zu martern" in Zeitschr. des Ver. für thür. Gesch 2. Hft. 189.

Daß ein Dieb, was er gestohlen, wieder bringen muß,

so schreibe diese nachfolgenden Buchstaben auf ein Messer, stecke das Messer hinter die Stubenthüre, um den Dieb zu erfahren. y. O. 4. 6. Z. M. Z. a. v. o. y. D. s. s. s. V. tt. V. a. m s.

Köhler 91.

Vor Diebstahl.

Den Tritt von dem Diebe mit einer Schaufel ausgestochen thue in einen alten Lappen, greif ihn nicht mit bloßen Händen an, thue Nachfolgendes darzu, hänge es in Rauch, so wird der Dieb keine Ruhe haben. ‡ · R · B D. D.

Wie ein Dieb zu erkennen.

Schreibe diese Buchstaben (fehlen) auf weiß Papier und lege sie unter Dein Haupt, so kommt er Dir im Schlafe vor.

Vergl. über die Buchstaben Köhler 411.

Scene vor dem Zweikampf mit Isegrimm. Frau Rückenau beruhigt ihren Neffen Reinecke, indem sie ihn durch Sympathie zum Kampfe stärkt. Sie erzählt: Ihr Mann, Reineckes Oheim, habe sie einst ein Gebet gelehret, das der Abt von Schluckauf gesetzt und ihrem Manne auf einen Zettel geschrieben gegeben habe. Der Abt habe gesagt: Es sei heilsam den Männern, die in's Gefecht sich begeben; man müsse es nüchtern des Morgens überlesen, dann bleibe man des Tags vor Noth und Gefahren völlig befreit, vor'm Tode geschützt, vor Schmerzen und Wunden. —

Sie legt ihm die Hand auf's Haupt und liest die heiligen Worte über ihn: Nekräst negibaul geid sum namteflih dundna mein tedachs.

Göthe, Reinecke Fuchs, 11 Ges.

Daß Du Deine Feinde überwindest, trage diese Charactere bei Dir:

4 4 X d e k k E y G † a g g v x 4 S a k r † (· ee vle † † † R Rar W dei Scue gelee M. †

Köhler 410.

Daß Dich Keiner auf der Straße antasten kann, trage dieses bei Dir, wie folget:

P. Z. V. C. R. C. H. G. B. M. B. b. hey.

Zur Liebe.

Trag's bei Dir. g U U k l m m Z m Z v g.

Zur Liebe.

Hänge es an den Hals: † a Z V en E Z E † g e dei V n G † cethe G cthem Sehntol S ıb F † † † Z J † G.

Vor Glück.

Sanctus Sanctus
Bergardus Bergardus.

Daß Deine Sache glücklich fortgehe (zum Spielen, daß Du gewinnst) schreibe diese Worte auf Jungfernwachs (?): pacedilin efferefabre crision.

Wenn eine Kuh gekalbt hat, so muß man ihr gleich die Worte eingeben:

Sator Arepo Tenet Opera Rotas.

Wenn einer Kuh der Nutzen genommen ist, wie ihr zu helfen.

Schreibe an die Thür † † † Folgendes:

1
N 1 R
1

und auf ein Briefchen über die Thür: St. Matthäus, St. Marcus, St. Lucas, St. Johannes.

Gegen die Würmer des Viehs.

Ago ingo dago ago Sago Maido Pago; gieb's dem Vieh zu fressen.

Est
consummatum N°
Est
consummatum †P°
x x x
Est
consummatum N°
Est
consummatum †P°
x x x

Das consummatum ist meist aus Mißverständniß der Abschreiber verstellt z. B. est tum suma con oder ähnlich.

Est
con † † summa
tum
Aller Augen warten auf Dich, Herr.
† † †
Con † summatum † est
Aller Augen warten auf Dich, Herr. †

K. K. vaber † waber † staber † amen.

Jedenfalls zum Anhängen, aber unbestimmt zu welchem Schutz. Ich fand diese Worte mehrfach unter einander geschrieben in einzelnen Abschnitten, die leicht abzutrennen waren. Dasselbe gilt auch von

F. I. S. A. U. R. A.
x x x

---

3. Zauberdinge.

a. Pflanzen.

Nesselblätter. So Du dieses Kraut hältst in der Hand mit dem Kraut Millifolia (d. i. Garbe), so bist Du sicher vor aller Furcht und Phantasei, wo oftmals ein Mensch gethöret wird.

Daß Eine zu Dir kommen muß.

Nimm eine Nessel und brenne sie auf glühenden Kohlen, daß sie auch nicht gar verbrenne, sie muß sonsten vor großer Liebe sterben.

Daß sich Zwei raufen müssen.

(Koch) Nesselsamen und gieb's ihnen zu trinken.

Ob der Patiente seines Lagers leben oder sterben werde.

Nimm Taube-Nesseln, wenn sie noch grün sind und thue sie in des Kranken Urin. Bleiben sie grün, so wird er wieder gesund, werden sie dürr und nicht faul, so stirbt er.
Stuhlmann, Sympathie ꝛc. im Globus 1869, 215. Reiser von neun verschiedenen Bäumen stillschweigend Freitags vor Sonnenaufgang in ein mit Wasser gefülltes Gefäß gethan zeigen, wenn ihrer sechs oder mehr untersinken, das nahe Sterben gewiß an. Aehnlich ist die Probe „wenn ein Kind auf den Tod beschrien" ist. Meißner, Volksaberglaube ꝛc. im Globus 1870, 105. Wuttke, a. a. O. 96 (neunerlei Holz und Kräuter). Tacitus, Germ. 10. Das Löfflin in Baiern. Holtzmann, Germ. Alterthümer, 179.

Gartenlaube 1878. Nr. 12. Ein Dornröschen der Cultur. Von Auguste von Roeßler-Lade. Die Nessel spielt eine große Rolle in der Volkspoesie, Volksphantasie und dem Volksglauben. (Märchen von den sieben Raben ꝛc) Die gemeine hochgehende Nessel, die urtica divica.

Wenn sie Nesselsaft trunken im März
Bei helllichtem Mondenscheine,
So ginge noch manche Maid
Spazieren am Ufer des Rhein.

Nach dem Aberglauben fürchtet sich der Blitz vor der Nessel, weshalb sie in vielen Gegenden Donnernessel genannt wird.

Gänseblümchen. Wenn es deren im Frühjahr viel giebt, so entsteht Theuerung oder Krieg.

Vor das Schwinden der Pferde.

Nimm das Pferd im ersten Freitag im zunehmenden Mond vor der Sonne Aufgang, schneide dem Pferde drei Bissen aus dem Ort, wo es schwindet und nimm das Fleisch mit der Haut, bohr ein Loch in einen Baum, Linde oder Weide, stecke das Fleisch und Haut in den Baum, schlage einen Pflock dafür, schmiere Erde dafür und geh deines We-

ges wieder hin, wo du bist hergekommen und laß das Pferd an seinen Ort gehen. Du darfst nicht wieder darzugehen, wenn du nicht mußt. Ist probatum.

Nach einer alten Regel der Kalenderschreiber sollte man vor Neumond nicht purgiren oder arzneien. Denn das wachsende Licht bringt Fülle und Gesundheit, das abnehmende Zerstörung und Untergang. In den alten Kalendern, die ein ganzes System solcher Erzählungen durchführen, werden die positiven Geschäfte (wie Säen, Pflanzen u. dgl.) überhaupt in die Zeit des wachsenden, die negativen (wie Holzfällen, Haarschneiden u. dgl.) in die des abnehmenden Mondes verlegt. Riehl, Culturstudien aus 3 Jahrhunderten.

Daß Du und Dein Pferd nicht müde werdest.

Binde dem Roß verbenam auf das Mundstück, und der Reiter trage es bei sich.

Daß kein Roß verfange, es sei, wie es wolle.

Nimm Eisenkraut und in das Gebiß gelegt.

Vor die Würmer im Leibe.

Nimm dem Pferde 3 Haare aus dem Schwanze, 3 aus dem Zopf, schlag sie in einen faulen Birnbaum, so sterben sie alle.

Schwache Kinder werden in Rufkraut gebadet, daß sie stark werden. Grimm, M. LXVII.

Fünffingerkraut.

Die Wurzel dieses Krautes heilet Geschwulst, stillet Zahnpein 2c. Ob Jemand von einem Fürsten oder Könige etwas bitten oder begehren wollte, so giebts viel Wohlreden, so er das bei sich hat und erlanget, was er will.

Das Fünffingerkraut galt für glückbringend, weil es an den Gott (Njördhs Handschuh) gemahnte, der Reichthum und Wohlstand verlieh. Simrock, M. 515.

Eisenkraut mit den blauen Blüthen. So das vorgesagte Kraut gelegt wird in ein Taubenhaus, versammeln sich da alle Tauben.

Item wenn Du die Eisenkrautwurzel in den Mund nimmst und wenn 1000 Mann auf Dich los gehen, Du gehest sie alle nieder.

Busch, Volksglaube, 121 149. Das Eisenkraut muß acht Tage vor oder nach Bartholomäi gepflückt sein. Nach Plinius krönten sich mit dem Eisenkraut Krieg ansagende. Es muß am Dienstage (am Tage Zius) gebrochen werden. Simrock, M. 266.

Vor das kalte Fieber.

Da nimmt man von den Hollunder-Blättern die Spitzen vornweg 77 und macht sie dürre und den Tag, da's kommt, da nimmt man ein, darf in 14 Tagen nicht über das Wasser gehen und auch nichts von der Michlig (Milch) essen oder trinken. P (Probatum?)

Der Hollunder war einst vermuthlich der Holle oder Herke heilig. Busch, Volksglaube, 123.

Gegen das kalte Fieber.

Von großen Gottes Gnadenkraut in 2 Kannen Wasser gekocht, kalt und warm getrunken.

Daß Dich Keiner überwinde im Schlagen.

Trage 3 Blätter Bilsenkraut bei Dir oder Teufels Abbiß auf der Brust an der linken Seite.

Busch, Volksglaube, 122. Die Wurzeln dieses Krautes bannen den Teufel, der sie deshalb abbeißt. In der Mitternacht vor Johannistag vermag sie der Teufel nicht abzubeißen und müssen sie daher in dieser Nacht gepflückt werden.

Daß Dich Einer weder hauen noch stechen kann.

Brich' weiße Wegewart vor dem Aufgang der Sonne am güldenen Sonntag, wickele sie in ein rein sauber Tüchlein und iß' sie so alle Morgen, wenn Du aufstehest. „Das ist probatum est!“ (Geschrieben brobatumest.)

Ueber die weiß blühende Wegwart oder wilde Eichorie vgl. Busch, V. 144. Nach der Sage war die Wegwarte eine Jungfrau, die am Wege ihres Buhlen harrte. Simrock, M. 475.

Vor das Viehsterben.

So nimm Schwamm von Lindenbäumen und thue es in das Saufen, und wenn ein Vieh krank wird, so pulvere den Schwamm und gieb's dem Vieh ein.

Vor Dummheit der Pferde.

Vor 2 Pf. Kümmelöl gieß dem Gaul ins linke Ohr im letzten Viertel und 14 Tage ins andere. (?)

Ein Pulver für das Vieh wenn es bezaubert ist.

Teufelsdreck, Drachenblut, Meisterwurzel, Baldrianwurzel, Teufelsabbiß, schwarzen Kümmel, Salz; alles zu Pulver gestoßen, Montags und Donnerstags $^1/_2$ Lth. eingegeben.

---

b. Thiere.

Der **Widehopf.** Wenn seine Augen ein Mensch bei sich trägt, so machen ihn dieselben gnadenreich und angenehm; wenn die Augen getragen werden vor dem Richter an der Brust, so werden alle seine Feinde friedsam und begütiget. Wer seinen Kopf im Säckel trägt, der mag nicht betrogen werden von Kaufleuten.

Vom **Raben.** Er ist ein Vogel gar wohl bekannt und seine Tugend ist wunderlich. Ob seine Eier gekocht werden und dann wieder hernach in das Nest geleget, so holet der Rabe einen Stein, mit welchem er berühret seine Eier, so werden sie alle wieder roh und lauter. Diesen Stein gefasset in einen Ring — wenn man unterlegt ein Lorbeerblatt — und wird dann damit berühret und angegriffen einer, der mit Ketten gebunden ist oder eine beschlossene Thür, so wird alsbald der Gebundene entledigt und gehet die Thür alsbald auf. Wem dieser Stein in den Mund gethan wird, giebt er Verstand aller Vögel Geschrei. Aber dieser Stein ist aus Indien, mancherlei Farbe und macht vergessen den Zorn.

Johannes-Würmlein gepülvert getrunken, machen, daß Einer nichts kann.

Der **Dachs**, ein gar wohlbekanntes Thier. Wer seine Füße bei sich trägt, der wird nicht bekümmert, unmuthig oder verwirrt, sondern begehrt allewege fortzufahren in seinen Sachen. Wer Dachsfüße bei sich trägt, der überwindet allewege und wird gefürchtet von seinen Feinden.

Steinkäuzlein. So sein Herz und sein rechter Fuß gelegt wird auf den, so da schläft, so sagt er Dir alles, was er gethan hat und was Du von ihm fragest. So aber Jemand sein Herz und seinen rechten Fuß unter seine Achseln leget, so bellet kein Hund über ihn, sondern er verstummt. Solches mit sammt seinen Flügeln gehanget an einem Baum, so versammeln sich die Vögel zu dem Baum.

Die **Turteltaube**. Ihr Blut mit Wasser, da ein Maulwurf innen gesotten ist, vermischt, und dann eine haarige Statt (?) damit bestrichen oder ein Pferd, so fallen ihm die schwarzen Haare aus und wachsen ihm andere an der Stelle.

Wer ein **Hundeherz** bei sich auf der linken Seite trägt, so wird ihn kein Hund anlaufen oder anbellen, sondern sie werden alle vor ihm verstummen.

Zu begehren, wen Du willst. Trage Schwalbenherz bei Dir, so haben Dich die Weiber lieb. Schneide einer jungen Schwalbe die Zunge aus und welche Du mit anrührst wird Dich lieben oder nimmst sie (die Zunge der Schwalbe) in's Maul nein, so küßt sie auf's freundlichste.

Willst Du aus allem Streit kommen, so trage **Schwalbenaugen** bei Dir oder Taubenaugen.

Ueber den Schwalbenstein Wuttke a. a. O. 95. Schwalbennester am Haus schützen dasselbe gegen Blitzschlag.

Wunder zu sehen.

Trage in Deiner rechten Hand ein Auge von einem Geier, Du wirst Wunder erfahren.

Igelsaugen in Baumöl gesotten ist gut, machet die Augen helle und klar. Thue Nachts einen Tropfen in die Augenwinkel.

Zum Spiele.

Nimm einen Laubfrosch, vermache ihn in ein Läpplein und das lebendig, daß es wird wie ein Stein, trag's bei Dir, so kann Dir Niemand nichts abgewinnen.

Zum Waaren- und Wein-Verkauf.

Wenn Du ohngefähr einen Ameisenhaufen an einem Baum findest, schneid einen Span davon ab, hänge den Span in's Faß oder lege ihn unter die Waaren, hänge ihn auch in den Trinktrog, woraus das Vieh säuft.

Aehnlich Köhler, Volksbrauch S. 412. Man schlägt die Kuh, welche zum Verkaufe geführt wird, mit einem Reiße, an das sich ein Bienenschwarm gesetzt hatte; es stellen sich dann viele Käufer ein.

Das Annageln von Eulen

und Raubvögeln an das Scheunenthor ist auch in Orlamünde Sitte. Auch scheint das Vergraben der Leichen von Thieren und Menschen unter dem Stall in früherer Zeit in Uebung gewesen zu sein.

Rochholz a. a. O. II, 85. Das Haupt des Kriegsrosses oder der Heerkuh, unter die Thür oder den Giebel gehängt, macht das Gebälke unverweslich. Die hölzernen sogen. Otterköpfe (in Form von Ochsenhörnern) an den Giebeln alter Scheunen scheinen mit dem Glauben an die Hausotter in Verbindung zu stehen.

Das Annageln von Eulen stellt das Getreide vor Bezauberung durch „böse Leute“ sicher. Busch, Volksglauben, 105.

Viele der vorbeschriebenen Mittel scheinen dem Buche „Alberti Magni“ bezüglich einer Ausgabe aus dem 16 Jhdt. entnommen zu sein. Eine andere Quelle ist „die gestriegelte Rocken-Philosophia, Oder Aufrichtige Untersuchung derer von vielen super-klugen Weibern hochgehaltenen Aberglauben. Chemnitz, bei Conrad Stösseln 1709. Desgleichen: Abergläubische Albertäten, Stargart, 1713.

c. Allgemeines.

Will man ein Geschäft abmachen und es begegnet einem eine Person mit einer leeren Wasserbutte oder einem leeren Mistkorb, so hat man kein Glück.

Das Weib in den Sechswochen muß ein Gesangbuch im Bette haben.

Zeigt sich bei der Entbindung der Frau eine kurze Nabelschnur, so wird sie wenig Kinder bekommen.

Bezieht man eine neue Wohnung, so soll man zuerst Brot, Salz und das Gesangbuch hineintragen.

Wenn Du auf die Jagd gehst und es begegnet Dir einer, der Dir nicht zuspricht, so kehre wieder um, denn Du hast kein Glück.

Wenn Du auf die Jagd gehst und es begegnet Dir zuerst eine alte Frau, so hast Du kein Glück.

Wenn Jemand fremd in die Stube kommt und setzt sich nicht, so können die Bewohner nicht schlafen.

Kinder unter einem Jahr dürfen sich nicht berühren, sonst stirbt Eins davon.

Wenn Kinder unter einem Jahr in den Spiegel sehen, so sterben sie oder werden eitel.

Beim Waschen zuerst die Hände, dann das Gesicht abgetrocknet, schützt vor Zahn- und Kopfschmerz.

In die Gurkenbeete pflegt man alte Schuhe zu legen; es fallen dann die Blüthen nicht ab.

Die Frau oder Magd soll während ihrer Reinigung nichts pflanzen; es kommt nichts auf.

Um Warzen wegzubringen.

Man schürze soviel Knoten in einen Faden, als Warzen an den Fingern ꝛc. sind und wirf den Faden bei Bestattung einer Leiche in das offene Grab. Wie der Faden verfault, so gehen die Warzen ab.

Ganz ähnlich das Verfaulen der Aehren als Mittel gegen den Binsenschnitter. Grimm, M. 269.

Gegen Sodbrennen

hilft Brot und Salz unmittelbar nach dem Abendmahle genossen.

Grimm, M. 634. Brot, Salz und Kohlen sind Schutzmittel gegen den Zauber.

Ein gewiß Kunststück, daß das Gemeinde Rindvieh nicht bezaubert werde.

Wenn das Rindvieh zum ersten Mal getrieben wird, muß man das Wasser fangen und sehen, wo ein Pfahl auf dem Hofe in einem Zaune steht. Den nimm heraus, gieß das Wasser in das Loch und stecke den Pfahl wieder in das Loch.

Aehnlich das Mittel gegen Impotenz. Stuhlmann, Sympathie ꝛc. im Globus 1869, 246.

Wem eine Kuh oder ein Kalb bezaubert

der nehme einen Scheuerwisch, der an deren Wasser liegt und streiche durch das Maul dreimal wegwärts mit dem Wisch. Darnach stecke den Sandwisch tief in das Secret hinein.

Wenn das Vieh aufgelaufen ist.

Blas (aus dem Fleisch und Wanden auf der Schaufel?) dreimal im Namen Gottes auf's Rückgrat. †††

Wie es zu machen, daß man im Streit obsiege.

Nimm ein Tuch (Stück?) von dem Hemde einer Jung-

frauen, die zum ersten Mal die Reinigung bekommen, wickele das in ein reines Hosenband, so eine reine Jungfrau gemacht und binde es auf die bloße Haut unter den rechten Arm, so wirst Du die Wirkung empfinden.

Vor die Quecken in Aeckern.

So nehme man die drei feurigen Zeichen in Acht, als den Widder, den Löwen und den Schützen. Wenn die Zeichen regieren, soll man die Aecker felgen, so werden die Quecken vertilgt. Probatum.

Will man keinen Ruß im Weizen haben, so darf man ihn blos Mittwochs und Sonnabends säen.

Der Fleischer muß das Kalb, das er gekauft hat, rückwärts von der Kuh entfernen und zum Stalle hinausbringen.

Wuttke a. a. O. 181. Geschieht dies nicht, so kommt die Kuh nicht wieder zur Ruhe und nimmt ab. Im Herengrunde allgemein. Ein Fleischer, der diesen Gebrauch nicht beachtet, wird stets einen Fleischergang thun d. h. der Bauer verkauft ihm kein Vieh wieder.

Wenn man ein Pferd zum ersten Mal beschlägt, daß es nicht aufstößig wird, thue dem Rosse 3 Schnitte aus dem Huf und laß der 3 Schnitte keinen auf die Erde fallen, nimm ein wenig Haare aus dem Kopfe und aus dem Schwanze, binde alles zusammen und thue es in einen Eimer und tränke das Roß 3 Tage daraus, so wird es sein Lebtage nicht krank.

Wenn ein Pferd das Schwinden hat an dem Beine, so nehme man das Scheermesser und schneide dem Pferde bei der Hüfte unten das Haar weg, so vor das Schwinden probatum.

Gegen Bezauberung des Viehs.

Man sei auch darauf bedacht, wenn Personen die Frage jedesmal so vorlegen, daß man darauf Ja sagen muß, dieses Ja zu vermeiden. Bei einem dreimaligen Jasagen haben die Frager Nutzen von seinem Vieh.

Will man Vieh zu Markte treiben, so müssen die Angehörigen stillschweigend beim Forttreiben einen Topf nachwerfen, dann verkauft man dasselbe sicher und gut.

Läuse zu vertreiben.

Mache ein Feuer und wirf Quecksilber darein, so wird Dir keine Laus bleiben.

Gewisse Leute stehen im Geruch der Läuse- und Flöhemacherei. (Letztere werden aus Sägespänen gezaubert. Uhlstädt.) Das Läusemachen geschah durch Uebertragung, jedenfalls unter Anwendung eines Zauberspruches. Ein Orlam. Rathsbeschluß vom 21. Oktober 1720 besagt: „Susanna Königen soll 1 Thlr. Strafe und 12 Pf. Gebühren geben, daß sie 3 Läuse in Andreas Krausens Hof geworfen. (Rathsdiarium d. a. 1714 im Rathsarch. Orlam.) Um die Läuse wieder los zu werden, giebt es verschiedene Mittel, so z. B. werden 5 Stück gefangen und in einem Federkiel über die Lampe gehalten, so daß sie sterben.

---

4. Tagewählerei.

41 unglückliche Tage.

Den 1. 2. 6. 11. 17. 18 Jenner,
„ 8. 16. 17. Hornung,
„ 1. 12. 13. 14. März,
„ 3. 15. 17. 18. April,
„ 8. 10. 17. 30. Mai,
„ 1. 7. Juni,
„ 1. 5. 6. Juli,
„ 1. 3. 8. 20. August,
„ 15. 18. 30. September,
„ 15. 17. October,
„ 1. 7. 11. November,
„ 1. 7. 11. December.

unglücklichste Tage, darinnen man auch nicht reisen soll:

den 3. März, den 17. August, den 1., 2. und 30. September (letzterer ist schon unter den unglücklichen Tagen erwähnt). Hierbei ist wieder zu merken, daß drei Tage sind, die gar unglückselig, welcher Mensch darinnen Blut lässet, stirbt gewiß in 7 oder 8 Tagen, als

am 1. April, an dem Judas der Verräther geboren,

am 1. August, an dem der Teufel vom Himmel geworfen worden (unter den unglücklichen schon erwähnt).

am 1. December (?), da Sodom und Gomorrha mit Feuer und Schwefel vom Himmel verderbet (ebenfalls bereits unter den unglücklichen Tagen aufgeführt).

Welcher Mensch in diesen drei unglückseligsten Tagen einem geboren wird, stirbt eines bösen Todes und entgeht schwerlich der Weltschand, wird auch selten alt.

Nach einer anderen Zusammenstellung sind folgende Unglückstage außer den oben aufgeführten:

Januar: 3. 4. 5. 19. (der 18. fehlt).
Februar: 2. 11.
März: 1. 3. 15. 16. 17. 18. 30. (der 14. fehlt).
April: 1. 6. 7. 9. 10. 14. 30. (der 3. fehlt).
Mai: 1. 6. 15. 20.
Juni: 4. 26.
Juli: 15. 17.
August: 18. 19. (der 8. fehlt).
September: 1. 2. 6. 10. 16. 17.
October: 4. 6. 16.
November: 10. 15. 20.
December: 4. 13. 18. 20. 22.

Nach dieser zweiten Zusammenstellung sind unglückliche Tage

der letzte Montag im April,
der 30. April,
der 1. Montag im August,
der letzte Montag im November.

Folgende Tage und Stunden sind (als gut oder schlecht?) ausgezeichnet:

Monat.	Tag.	Stunde.	Tag.	Stunde.
Januar	1.	11.	25.	6.
Februar	4.	8.	20.	10.
März	1.	4.	28.	2.
April	10.	10.	20.	11.
Mai	3.	6.	25.	10.
Juni	10.	10.	26.	6.
Juli	13.	11.	22.	11.
August	1.	1.	31.	7.
September	3.	3.	21.	4.
October	3.	2.	22.	9.
November	5.	8.	28.	5.
December	7.	1.	22.	9.

Ueber Schwendtage und verworfene Tage Busch, Volksglauben, 20 ff. Diese Unglückstage waren vermuthlich einst heidnische Schicksalstage. Man sagt von ihnen allerhand böse Dinge aus. Daß in verschiedenen Gegenden Deutschland diese Schicksalstage variiren und daß sich bei denselben Schicksalszeiten oft ein Unterschied von 12 Tagen findet, hat in dem Unterschied des alten und neuen Kalenders seinen Grund, indem der Aberglaube an manchen Orten die Zählung des alten beibehalten hat.

Prophezeiungen nach dem Falle des ersten Weihnachtsfeiertages in lateinischer Sprache aus dem 14. Jahrhundert in einem Maihinger Pergamentcodex. Anzeiger a. a. O. 1878, 87.

Wenn die Sonne auf das Christfest scheint, so bedeutet's ein glücklich Jahr.

Wenn die Sonne den 2. Tag scheinet, bedeutet's Theuerung, den 3. Tag Streit, den 4. „mit den Kindern Krankheit."

In demselben Maihinger Codex befindet sich ein Lehrbuch über den Aderlaß (mit Tagewählerei). von einer Hand des 14.—15. Jhds. geschrieben. Anzeiger 1878. 111.

Aderlaßregeln (Druck vom Anfange des 16. Jhdts. Angabe der Monate, in denen das Aderlassen an bestimmten Gliedern nützlich ist oder nicht). Anzeiger f. K. 1876 S. 302.

Ein Kind im Wassermann geboren ist redlichen Herzens, hasset die Lügen und die, so damit umgehen, ist fröhlichen Gemüths, thut seine Arbeit mit Lust, hat Glück im Heirathen und gelanget nach Gottes Willen zu einem ziemlichen Alter.
Ein Kind im Zeichen der Fische geboren ist schwacher Na=

tur, geizig, furchtsam, wird bald trunken, wird ein böses Weib und ungehorsame Kinder bekommen. Im Schützen wird es reich und im Steinbock hat es Glück. Im Wassermann soll es nichts anfangen, denn diese Zeit ist ihm widerwärtig.

Ein Kind im Witter wird karg, verdrossen, verliert oft sein Hab und Gut und gewinnt doch anderes wieder, daher sein ganzes Leben abwechselndes Glück hat. Wenn es 24 Jahre lebet, so kommt es auf, doch stehet's bei Gott.

Welcher Mensch im Stier geboren wird, ist runden Angesichts, hat breite Schultern, erhält wenig Dank für die Wohlthat, die er andern thut; er kommt im Alter zu großem Reichthum und zur Ruhe. Er soll sich hüten vor blinden Leuten.

Wer im Zwilling geboren ist tugendhaft, still und vernünftig. Er wird ein Müßiggänger, wozu ihn großer Reichthum, den er nicht von seinen Eltern hat, verleitet. So er 25 Jahre lebet, so kommt er auf 40 und stirbt an Nasenbluten.

Wer im Krebs geboren wird, gewinnt einen völligen Leib, ist weiß (?), ist aber zu besorgen, daß er große Krankheiten an Händen und Füßen leiden muß und auch, daß er verwundet werde. Er bekommt ein haderhaftig Weib, doch wird es endlich fromm.

So ein Kind in der Wage geboren, das wird ein wahrhafter Mensch, ohne Falsch, hat dicke Nase nnd große Augenbrauen, er wird vergeßlich und zürnet bald, überlebet seinen Vater. Im Widder soll er ein Weib nehmen und so er 64 Jahre erlebet, so kommt er bis in's 75. Jahr. Sein größtes Glück ist im Löwen.

Welches Kind im Scorpion geboren, wird behend, ist guter Farbe, still, geizig, nicht leutselig. So es im Stier ein Weib nimmt, wird's ihm glücklich ergehen. So es 40 Jahre erlebet, so lebet es bis in's 72. Jahr, doch stehet's bei Gott.

Ein Kind im Schützen geboren ist säuberlicher Gestalt, hat schöne Augen, ist wahrhaftig, ohne Falsch, wird von

Jedermann geliebet. Seine Kinder werden klug und gelehrt und so es im Zwilling heirathet, ist es glücklich. Im Krebs ist die Zeit seines Todes. Wenn es 20 Jahre überlebet, so kommt es bis 80 Jahre.

Welches Kind in der Jungfrau geboren wird, ist munter, eines schönen Angesichts, gütig, doch unbeständig. In der Wage hat es Glück. Im Löwen aber soll es sich hüten zu heirathen. So es 40 Jahre lebet, so kommt es ins 60. Jahr. Im Widder ist sein Tod.

Ein Kind im Löwen geboren, ist wohlgestaltet, wahrhaftig, tugendhaft, achtet nicht seine Neider. Es wird sehr glücklich. Es überlebet seine Brüder und wenn es 31 Jahre überlebet, so erlanget es ein hohes Alter.

Der Volksglaube denkt sich die Gestirne in Beziehung auf den einzelnen Menschen hold oder feindlich. Welche Constellation ihm bei der Geburt leuchtete, die nimmt ihn sein ganzes Leben hindurch in ihren Schutz. Aus dieser Richtung und diesem Einverständniß waltender Gestirne wird das Schicksal geweissagt. Grimm, M. 414.

Die Tagewählerei der Geburt hat nichts mit dem deutschen Heidenthum zu thun, sondern ist durch die Römer und Juden aus dem Morgenlande zu uns gekommen.

Nachtrag.

Geistlicher Haus-Segen.

Der allein mächtigste und unüberwindlichste Herr, Jesus Christus ††† wahrer Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit, gekrönter Kaiser der himmlischen Heerscharen, Mehrer der heiligen chrichstlichen Kirchen, einiger Hoherpriester, Bischof der Seelen, Churfürst der Ehren, Herzog des Lebens und der Wahrheit, Marggraf zu Jerusalem, Landgraf in Judäa, Burggraf in Galiläa, Fürst des Friedens, Graf zu Bethlehem, Freiherr von Nazareth, Ritter der höllischen Pforten, triumphirender Siegesherr, Ueberwinder des Todes und des Teufels, Herr der Gerechtigkeit, Pfleger der Wittwen und Waisen, Trost der Armen und Betrübten, Richter der Lebendigen und der Todten und der himmlischen Vaters geheimder Rath.

Unser allergnädigster Schutzherr, Herr Jesus Christus ††† Ach du allerheiligster und gekreuzigster Herr Jesu Christi! Ich bitte dich, bewahre dieses Haus und alle die darin wohnenden Seelen, welche du mit deinem Blute erlöset hast; dein Kreuz, Herr Jesu Christ, daran du um unsertwillen deinen Geist aufgeopfert hast, bedecke dieses Haus, der Segen des Allerhöchsten benedeye dieses Haus, die heil. Dreyfaltigkeit, Gott Vater † Sohn † und heiliger Geist † erfülle dieses Haus, Menschen und Vieh, und alles, was darinnen ist mit Segen; der allerheiligste Name Jesus segne und behüte alle Menschen, die in diesem Hause aus- und eingehen; das Blut Jesu Christi beschütze dieses Haus, daß kein Unglück nimmer darein komme, und Krankheit Pestilenz und andere gefährliche Zufälle. Ach Jesus, behüte es auch für Feuer- und Wassersnoth, für Krieg und ander Unglück, für unglücklicher Nahrung und schmählicher Armuth. Gebenedeyet sei der heilige Name Jesus mit den neun Chören der heiligen Engel, die heiligen vier Erzengel stehen auf vier Seiten dieses Hauses, und wollen desselben Wächter und Beschirmer seyn, damit kein Unglück darein komme, weder durch Zauberey, Teufes Gespenst, noch andere harte Plagen. Das Kreuz Jesus Christi sey dieses Hauses Dach, die drey Nägel Jesu Christi seyn dieses Hauses Thür-Riegel, die Krone Jesu Christi sey dieses Hauses Schild und die allerheiligsten fünf Wunden Jesu Christi seyn dieses Hauses Schloß und Mauern. Also muß dieses Haus um und um, in und auswendig gesegnet seyn. O du hochgelobter Ehrenkonig! Bedecke mit deinem Gnadenflügel die Früchte auf dem Lande, Gärten und Bäume, damit allen kein Leid widerfahre, und wir unser Leben mit Gesundheit selig beschließen mögen Amen, Amen. Das helf uns Gott der Vater † Sohn † und heiliger Geist. † Amen, Amen.

Druck von J. F. Heyl in Kahla.

Druck von J. F. Heyl in Kahla.

Folkeminder,

kort Overblik med særligt Hensyn til nordiske Forhold

af

Axel Olrik.

Særtryk af Salmonsens Konversationsleksikon.

København.

Trykt hos J. H. Schultz.

1897.

Folkeminder,

kort Overblik med særligt Hensyn
til nordiske Forhold

af

Axel Olrik.

Særtryk af Salmonsens Konversationsleksikon.

København.
Trykt hos J. H. Schultz.
1897.

Folkeminder, Levninger af ældre Tiders Aandsfrembringelser og Kultur, der ere mundtlig overleverede fra Slægt til Slægt, især inden for de ikke boglig dannede Folkeslag eller Folkeklasser. Hertil regnes først og fremmest Folkedigtningen, endvidere Folketro og gamle Skikke; taget i videste Betydning omfatte F. tillige Folkets Livsvilkaar og Folkets Karakter og Tænkemaade saaledes, som de træder frem i alle Forhold. Af disse Overleveringer findes der spredte, større eller mindre Optegnelser fra tidligere Tider, gjorte af æstetiske eller historiske Hensyn (f. Eks. Folkevisesamlinger, Sagn i historiske Skrifter); men den planmæssige Indsamling og fremfor alt den videnskabelige Bearbejdelse er først fremkommen i 19. Aarh. Som dens Begyndelse regnes gerne Brødrene Grimm's Eventyrsamling fra 1812 og Jac. Grimm's »Deutsche Mythologie« [1835]. Dens Udvikling er gaaet Haand i Haand med en Række af andre historiske Videnskaber, ofte stærkt paavirket af dem. For Tiden falder Folkemindeforskningen i to Hovedretninger, en Granskning af Folkedigtningen, der hænger sammen med Filologien og den almindelige Litteraturhistorie, og en kulturhistorisk-religiøs Behandling, der skyldes Indflydelse fra den seneste Udvikling af Etnografi og Antropologi.

Navnet for denne Videnskab og dens Emne er i en vis Vaklen hos flere Folkeslag. I England bruges Ordet F o l k l o r e [fo!klo.ə] ɔ: Læren om Folket, (og F o l k l o r i s t, Folkemindeforsker); det blev af sin Opfinder (Mr. Thoms 1846) betegnet som »den Oldforskning, der omfatter alt henhørende

til gammel Sæd og Skik, til Almuens Forestillinger, Tro, Overleveringer og Overtro«, — en Definition, der ret ensidig dvæler ved Kultursiden. En Ulempe ved Ordet er, at det baade betegner Stoffet og Videnskaben. I de romanske Lande har det engelske Ord faaet en vis Udbredelse ved Siden af den hjemlige Betegnelse som »Folkeoverleveringer« (*traditions populaires*; *les traditionistes*, Folkemindeforskerne). I Tysk og Nederlandsk oversættes det ved Volkskunde (jfr. Völkerkunde = Etnografi). I Norden er det af Svend Grundtvig dannede F. det mest udbredte Navn.

Folkedigtningen (herunder medregnet alle Overleveringer i en fast mundtlig Form) udgør en overvejende Del af Folkemindelitteraturen. Hvad man begrebsmæssig skal forstaa ved Folkedigtningen, er vanskeligt at afgøre. Den ældste Tids stærke Sondring mellem »Kunstdigt« som Enkeltmandsværk og »Folkedigt« som Ytring af den over hele Folket spredte digteriske Kraft, lader sig ikke mere hævde saa stærkt. Sikkert er det dog, at en overordentlig stor Mængde Folkedigtninger have faaet deres Skikkelse, ikke blot Fremstilling, men ogsaa Komposition, idet Slægt paa Slægt har gjort sine Ændringer; og f. Eks. for mange af vore Folkeviser kan det paavises, at selv indgribende Omdannelser ere blevne til lidt efter lidt, idet den ene Sanger har føjet lidt til den andens Nydigtning. Paa den anden Side kan det ikke nægtes, at mange andre Viser (f. Eks. historiske) i alt væsentligt er en enkelt Mands Tankeværk, uden at vi derfor kunne udslette dem af Folkedigtningen.

Den mundtlige Overlevering med stadig Adgang til Fornyelse af det sproglige Udtryk er da det, der mest iøjnefaldende adskiller den fra Kunstpoesien. Visse digteriske Egenheder ere ogsaa, dog med ret stort Spillerum for de forskellige Folkestammer, Kulturer og Arter af Overlevering, fælles for al Folkedigtning; saaledes den objektive, sædvanlig korte Beretning med Forkærlighed

for direkte Tale, med Gentagelser og med visse staaende Vendinger.

Folkesagnet er den kortere Fortælling om en Begivenhed, der af Fortælleren opfattes som virkelig foregaaet. Det søger Troværdighed ved altid at nævne sig som hændt en navngiven Mand (levende eller afdød), eller paa et navngivet Sted, der er vel kendt af Sagnmanden og hans Tilhørerkreds. I mange Tilfælde forevises en Ting, der har sin Oprindelse fra denne Begivenhed (f. Eks. et Bæger, der menes at være ranet fra Troldene), eller der udpeges et Naturforhold eller et Navn, der er opstaaet ved denne Lejlighed. Denne Tilknytning til Virkeligheden er Sagnets »Stedfæstelse«; til den egentlige Stedfæstelse hører, at det ydre Minde menes at være opstaaet ved selve Begivenheden. Sagnenes Indhold er først og fremmest Oplevelser af den Mennesket omgivende overnaturlige Verden, især Menneskenes Forhold til Naturvæsenerne, og i sparsommere Maal Erindringer om selve Menneskelivet. Den Troværdighed, som Fortællerne tillægge deres Sagn, er i høj Grad ufortjent.

For Hovedmængden af Sagn, de overnaturlige, ligger Oprindelsen utvivlsomt i mangelfuldt opfattede Naturbegivenheder, som enten af selve Opleveren eller af Eftertiden modtage en digterisk Tildannelse. Og den stedbundne Overlevering, hvorpaa Fortællerne støtte sig, viser sig at være mindre paalidelig, da den samme Begivenhed efter forskellige Egnes eller Landes Overleveringer kan være foregaaet paa 100 forskellige Steder: Stedfæstelsen hører med til Sagnets Liv som troværdig Fortælling, og derfor maa den frembringes paa ny, hver Gang Sagnet naar til en ny Egn. Ogsaa Indholdet kan omdannes ved at gaa fra Mund til Mund; men her viser det sig dog, at den givne Handling (det episke Stof) har en overordentlig Sejhed, som Udbredelsen i Rum kun svagt kan indflyde paa, og som Forskellen i Tid undertiden slet ikke angriber. F. Eks. har man hos Bønderne paa Kreta genfundet det gamle Sagn

om Achilleus'es Fødsel uforandret; og de enkelte Optrin i Odysseen's Kyklopeventyr genfindes som Folkesagn i de fleste Egne af Europa. Denne Fasthed i den episke Gang, som vi i det enkelte kunne kontrolere ved forskellige Egnes Optegnelser af samme Sagn, sætter os i Stand til at granske de enkelte Sagnbegivenheder. De falde i to Grupper: 1) De, der tjene til Forklaring af et eller andet paafaldende Forhold i Menneskeverdenen (ætiologiske Sagn). Naar Folket ser en Klippe, der minder om menneskelig Skikkelse, gætter det, at dette har været et stort menneskeligt Væsen, der er blevet til Sten; naar det ser en Række Klippeblokke ligge jævnsides ud i Elven, gætter det, at her har været en stor Kæmpe, der begyndte at bygge sig en Bro; og hvor en stor Sten ligger paa flad Mark, gætter det, at en vældig Kæmpe maa have kastet den derhen. Og med en Kombinationsevne, der ikke holdes igen af nogen videnskabelig Kritik, fortsætter Folket sin Fantasivirksomhed, indtil det finder de bestemte, individuelle Træk: Stenkæmpen har været en Nattrold, der døde ɔ: blev til Sten, da Solen skinnede paa ham; Kæmpen ved Elven vilde bygge Bro over til sin Kæreste paa den anden Side; den henkastede Sten stammer fra en Kæmpe, der vilde ødelægge den Gaard, som Stenen ligger nærved, men traf fejl. Saaledes er ud af Naturgætningen den individuelle Fortælling, Sagnet, opstaaet. Disse Sagn kunne naturligvis dannes paa ny, saa længe Mennesker paa et barnligt Kulturtrin stedes over for paafaldende Naturoptrin; og de enkelte Grundmotiver (f. Eks. den forstenede Trold) optræde i en Mangfoldighed af Særformer efter det enkelte Steds Natur, f. Eks. Trolden, der fiskede for længe og nu staar forstenet paa Kysten med to Sæler hængende paa Ryggen og en paa Brystet. Dog findes ogsaa i disse Natursagn en Vandring eller Efterligning af Sagn fra Sted til Sted, uden at det dog kan fastslaas, hvor meget der er laant, og hvor meget der er dannet uafhængig paa flere Steder ud fra samme aandelige Forudsætninger.

2) De Folkesagn, der blot vise Folketroens Væsener i en for dem karakteristisk Handling, kunne ikke paa samme Maade henføres til en Naturforklaring; men vi kunne i enkelte Tilfælde paavise, at de have udviklet sig af ligefremme Natursagn. Saaledes have vi Sagnene om Stormjægerens Jagt efter Skovjomfruen i en hel Udviklingsrække, lige fra den naturforklarende Fortælling, at hun kommer i den lille Hvirvelvind foran Stormen (die Windsbraut), han følger saa efter i selve Stormens Brag og Vælde, og indtil det, hvor »Kong Volmer« beder en Bondekarl at holde hans Hunde og lidt efter kommer tilbage med den dræbte »Ellekvinde« hængende over Sadelen. Men, vel at mærke, Sagnet om Kong Volmer's Jagt efter Ellekvinden er nu ikke noget Natursagn; det er formet (og fortalt videre) ud af Fantasiens Trang til at se de anede Naturvæsener i en bestemt for dem ejendommelig Handling. Andre Sagn have i endnu højere Grad et blot sjæleligt Udspring, f. Eks. synes Flugt for Trolde at have sit Udspring i den paniske Skræk ved at være ene i Naturen. — Sagnenes Alder er vanskelig at fastsætte, men det er i hvert Fald klart, at de have deres Oprindelse i en meget tidlig Tids Naturbetragtning. For saa vidt denne primitive Sagnverden i Tidens Løb har modtaget Bidrag fra den olympiske Gudekreds, fra Asalæren o. s. v., maa man anerkende, at den i høj Grad har strøget denne Indflydelse af sig; og selv af Kristendommen er største Delen af Sagnstoffet uberørt eller kun svagt paavirket. Hermed er det dog ikke givet, at hvert enkelt Sagn er saa gammelt; det kan jo være nydigtet i Overensstemmelse med den nedarvede Tro. Endnu mindre er det nødvendigt, at hvert Sagn er ældgammelt paa hvert Sted. Sagnet om Nøkken (eller Djævelen), der i Dansen hvirvler en Jomfru ned i Aaen, er fremmed i det fuldt stedfæstede danske Sagnstof og tilhører først den middelalderlige og nyere Tids Danseraseri. Et Yndlingssagn fra den græsk-romerske Oldtid, om Skov-

trolden (Silén), der toges fangen ved at hælde Vin i Brønden, gaar i Tyskland ikke længere mod Nord, end Vinavlen naar, og er sikkert først indvandret med Vindyrkningen i den romerske Kejsertid. Ellers frembyder Mødet mellem Mennesker og Skovtrolde nogle af de vistnok ældste Sagnemner: Manden, der kalder sig »Selv« eller »Ingen« og dernæst stikker Branden i Øjet paa Trolden (almindelig som europæisk Folkesagn, gjort kunstigt i Odysseen), og om Manden, der hørte en Stemme raabe til sig om at bringe det Budskab, at Store Pan eller Troldekongen var død.

Med Sagn om Mennesker (historiske Sagn) forholder det sig i mange Maader ligesom med Sagnene om overnaturlige Væsener. Men Vekseldriften er langt stærkere. Hvert Slægtled ejer et Minde om de nærmest henfarne Slægters Færd omtrent 50—100 Aar tilbage i Tiden; selve Familieminderne række ofte længere; for flere danske Storbondeslægter indtil Svenskekrigene i 17. Aarh., for Renaissancetidens danske Adelsmænd til Dronning Margrete's Tid og undtagelsesvis længere; Islændingene kunde i 12. Aarh. under særlig gunstige Forhold skrive en Landnamsbog, der naaede 2—300 Aar tilbage. Men ud over dette brister den egentlige historiske Bevidsthed, og et lille Antal karakteristiske Sagn bliver tilbage og kan tilsammen danne et historisk Billede, som kun meget ufuldkomment gengiver Virkeligheden. Og selv disse tabes let i Tidens Løb: 16 Aarh.'s skæmtende Sagn om Valdemar Atterdag ere afløste af lignende om Christian IV. Alt imedens det virkelige historiske Stof udtyndes, vokser Sagnmængden paa samme Maade som ved de overnaturlige Væsener. Sagn opstaa til Forklaring af Naturfænomener eller Navne. Om Sørup Kirke i Angel fortælles det, at den nordre Side af Kirken er smukkere bygget end den søndre, skønt Mesteren selv havde bygget den søndre og hans Svend den nordre; i Ærgrelse derover slog Mesteren Svenden ihjel ved den Bro tæt ved, der nu kaldes Arkelspang efter deres to Navne Arkel og Spang.

Dette Sagn beror sikkert paa en Mistydning; thi Spang er det gamle, nu uddøde Ord for Bro. Ligeledes de friere poetiske Sagndannelser trænge ind som virkelig historiske; enkelte af dem optræde saa hyppig, at de betegnes som »vandrende Sagn«, f. Eks. om Herremanden, der tog Jord af sin egen i Støvlerne, da han vilde sværge sig Bøndernes Jord til; om Hæren, der skar Grene og saa ud som en gaaende Skov, o. s. v.

Folkesagnet er den simpleste Form for Fremstilling, og den er mere end nogen anden Digtart Menneskeaandens Førstehaandsbearbejdelse af alt det omgivende Stof. En stor Del af, hvad vi efter dets Form nævne som »Sagn«, kunne vi efter dets Indhold betegne som »Myte«; men som Myte betegnes tillige en Mængde Fortællinger om guddommelige Væsener, der ikke knytte sig til den jordiske Virkelighed. — Som en fuldstændig Førstehaandsbearbejdelse af den virkelige Verdens Stof kan Folkesagnet dog ikke betegnes. Det er næppe udelukket, at den mere udviklede og fra Naturen skilte Myte vil kunne synke ned til Folkesagn; og ganske sikkert har Heltedigtningen aflejret sine Rester som simple Sagn. — (Litt.: Thiele, »Danmarks Folkesagn« [2 Bd., 2. Udg. 1843]; E. T. Kristensen, »Jydske Folkeminder« [3., 4., 6. og 7. Bd., 1876—86]; samme, »Danske Sagn«, [4 Bd., 1892—96; fortsættes med 5. og 6. Bd.]; Asbjørnsen, »Norske Huldreeventyr og Folkesagn« [1845—48, 3. Udg. 1870]; Faye, »Norske Sagn« [2. Udg. 1844]; »Segner fraa Bygdom« [3 Bd., 1871—79]; Arnason, »Isl. þjóðsögur« [Leipzig 1862—64]; C. Andersen, »Islandske Folkesagn« [1862—67]).

Heltedigtningen adskiller sig fra Folkesagnet ved sin Form, idet den kan være i Prosa eller i Vers, og ved sin Bygning, idet den omfatter talrigere Optrin med fyldigere Fortælling. Men den henter sit Stof af den samme Verden som Folkesagnet (baade den historiske og mytiske) og for en stor Del ud af Folkesagnene ved at sammenkæde deres Optrin til en længere Fortæl-

ling. Endvidere har den Tilknytning til Menneskelivet, idet dens Personer altid opfattes som de nulevende Menneskers, især Høvdingslægters Forfædre; og Helteoverleveringen omgiver sine Personer og Optrin med en Mængde af (oprindelige eller) nylavede Stedsagn. Heltesagnet vokser derved sin ubevidste eller halvbevidste Vækst; men ved Siden deraf er der et stærkt personligt og tidshistorisk Moment. Digterne tage Fortællinger fat til ny Fremstilling paa rigere og interessantere Maade end deres Forgængere; den fri Opfindelse af et Stof eller det vilkaarlige Laan andensteds fra er til en vis Grad tilladt. Digteren og hans Tilhørere udgøre ikke saa meget Folkets brede Lag som de højbaarne Mænd og Kvinder, der udtrykke deres Tidsalders Ejendommelighed; og Stoffets mere omfattende og ubestemte Karakter tillader, at det ved Udskydning eller Ændring bringes i en vis Overensstemmelse med Samtidens Begreber om Ret og Skønhed. — Dette Forhold til Kulturspidserne gør, at Heltedigtningen ikke har kunnet leve ned til vore Dage; den giver Plads for skreven Litteratur med de mangfoldige Kunstformer. Saaledes som Heltedigtningen foreligger hos forskellige Folk, viser den ulige Udviklingstrin. I Finnernes Kvad have vi det Trin, hvor de besungne Optrin kunne føjes til hinanden: to, tre eller fire, efter som Sangeren lyster, og de udmalende eller lyriske Partier kunne efter Behag tilføjes eller udelades (først en Videnskabsmand i 19. Aarh. har sammenarbejdet dem til et Epos »Kalevala«). En vis Grad af samme Frihed raader i de sparsomme Levninger af engelske og tyske folkelige Heltekvad; Nordboernes Eddakvad og lignende Digte danne derimod et begrænset og behersket Hele, hvor dog flere Kvad kunne fortsætte eet og samme Heltelivsløb. Endelig opstaar af den episodiske Digtning de samlede, bredt fortællende episke Digte med det bestemte Indhold, først hos Grækerne (de homeriske Digte), siden hos Englænderne (Beovulf) og i middelalderlig Form hos Franskmændene (Karl den Store's Sagnkreds) og

Tyskerne (Nibelungenlied, Kudrun). En ejendommelig nordeuropæisk Form er Heltedigtning i Prosa med enkelte Optrin i Vers, især i de mere lyriske Partier. Tidligst møder den i Irernes Digtning fra Cuchulinn- og Fingal-Sagnkredsene, endvidere i de norsk-islandske Heltesagaer om Vikingetidens Personer (Ragnar Lodbrok, Orvarodd, o. s. v.) og om de to Konger Olaf og deres Mænd, og endelig i en ejendommelig Form i den islandske Ættesaga, der til sidst fæstnes som fuldt udviklet Litteraturform. En Vladimir-Visekreds dannedes om Russernes første kristne Konge; derimod blev det ved Tilløbene dertil ved Cid, Valdemar den Store og Robin Hood. (Litt.: Comparetti, »Kalevala« [tysk Overs., Leipzig 1892]; Sv. Grundtvig, »Den nordiske Oldtids heroiske Digtning« [1867]).

Folkeeventyret adskiller sig fra Folkesagnet ved den længere (mere sammensatte og ofte mere udmalende) Fortælling, rig paa usandsynlige Begivenheder og uden Forsøg paa at gøre dem troværdige ved Stedfæstelse. Eventyret har en Forkærlighed for de ganske dagligdags Navne eller de blotte Standsbetegnelser: Enkesønnen (i Skotsk og Norsk), Askeblæseren, »Der var engang en Konge«, en gammel Soldat. Og hos de europæiske Kulturfolk findes en bevidst Skæmten med dets Troværdighed, idet Fortælleren til Slutning giver en spøgende Bemærkning om, at han selv var med ved Kongesønnens Bryllup e. l. Hos lavere staaende Folkeslag møder man dog ganske de samme Digtninger som en Art Heltesagn, til Dels fremstillede paa Vers.

Eventyrene vise en større Udbredelse end nogen anden Folkedigtning. Grundstammen af Folkeeventyr er hos alle europæiske Folk een og samme; enkelte Digtninger kunne følges videre over store Dele af Asien og Afrika. Forholdet til Steder og Personer binder dem aldrig. Forskel i Sprog danner ganske vist en adskillende Mur; men den kan paa mange Maader overstiges: rejsende Købmænd og Grænseegnenes Jægere have stadig bragt ny Eventyr til Hjemmet. Eventyrets religiøse Fore-

stillinger ere enten ubestemte eller lade sig lempe efter hvert Folks Myteverden; det Eventyr, der i Norden fortælles om Odin, Høner og Loke, fortælles i Kaukasus om 3 hjælpsomme Dyr. Og selv om en given Tids Kultur spejler sig deri, kunne dog i de fleste Eventyr Samfundsforhold og Forestillinger ændres efter Omgivelserne. Digtningen vandrer med stor Lethed til Nabofolk paa samme Trin eller paa et lavere Trin i Udvikling (fra Nordmændene til Lapperne, fra Portugiserne til sydafrikanske Negere).

Naar vi tale om, at de samme Eventyr genfindes i flere Lande eller Verdensdele, saa mene vi dermed ikke blot, at visse Træk findes igen i de forskellige Egne, thi dette kan bero paa, at flere Folk eje Levninger af samme primitive religiøse eller etiske Forestillinger, eller det kan bero paa et svagere Laan i Forbifarten, uden at Eventyret derfor er det samme. Men vi kræve, at en hel Række af Begivenheder skal være fælles, og at disse Optrin ikke skulle fremgaa som selvfølgelige ud fra et givet Forhold mellem de optrædende Personer. Saaledes som Digtningene foreligge i europæisk Form, ere de ofte sammensatte af højst forskellige Elementer, ikke sjælden af 2 Historier, der ere kædede i hinanden. Saaledes beretter første Del af »Hans med Guldhaaret« om hans Tjeneste hos Trolden, anden Del om, at han vinder Kongedatteren. Første Del af »Vildering Kongesøn og Misseri Mø« fortæller om, hvorledes Kongesønnen ved den snilde og tryllekyndige Piges Hjælp kommer ud af Troldeboligen, anden Del om, at han trods sit Løfte glemmer hende og maa vindes af hende paa ny. Man kan se, hvor fast denne Forbindelse af de forskellige Afsnit har været for de folkelige Eventyrfortællere: over saa godt som hele Europa optræder »Vildering Kongesøn og Misseri Mø« med disse 2 Afsnit; uden for Europa møde vi derimod kun det første, Flugten for Trolden. Heraf kan sluttes, at dette Eventyr paa et eller andet Sted i Europa har faaet den nu gængse Form. I det hele kunne vi sige, at

denne Mangfoldighed i Handling og Skiften af Skueplads udmærker en stor Del af den europæiske Eventyrform, men i langt ringere Grad kræves af Lapper eller Negere.

Til det egentlige Eventyr hører som Regel den overnaturlige Verden: Kamp med Trolde for at befri Kongedatteren eller List for at bringe sig selv ud af deres Magt; overnaturlige Hjælpere (Dyr, afdøde, Guder); Elskovsforhold mellem et Menneske og et overnaturligt Væsen; eller Forløsning af Dyreham. Men ogsaa en Del Fortællinger uden disse Træk maa efter deres hele Art høre med blandt Eventyrene: om Pige eller Karl af ringe Stand, der bliver gift med Kongesøn eller Prinsesse, eller om Kamp mod den een Gang bestemte Skæbne. Til et andet og yngre Lag høre de mere novelleagtige: Kærlighedshistorier og skæmtende Historier.

Stoffet i Eventyrene (ɔ: de enkelte Træk, hvoraf de ere opbyggede) synes ved første Øjekast at være Udslag af en tøjlesløs Fantasi. Men den, der sysler nærmere med Folkedigtning, vil let opdage, hvor snæver Plads der er til Enkeltmands Opfindelser. Og om de eventyrlige Træk ved vi, at de i mange Tilfælde ogsaa leve i Samtidens Tro; og om en uhyre stor Mængde af deres Sælsomheder, maaske om dem alle, kunne vi sige, at de virkelig have Plads i en Del af Menneskehedens religiøse Forestillinger eller Naturopfattelse. Naar f. Eks. i et Eventyr en Moder dør, men genfødes som en Kalv, der er Datterens Ven og, da Kalven slagtes, vokser op som Træ paa dens Gravsted og giver Pigen (Askepot) Gaver, — saa er det Levninger af en meget udbredt Sjæletro. Blandingen af forældet og endnu gængse Overtro giver E. en egen Verden, hævet over den daglige, og hvor Livet gaar efter det overnaturliges egne — poetiske — Naturlove. Men ikke blot dets Enkeltheder ere laante; baade Folkesagn og Heltedigt afgive deres episke Stof, ja kunne udgøre det egentlige Tømmerværk i en Eventyrdigtning. Det bekendte europæiske Eventyr om »Fostbrødrene«

er saaledes det græske Heltesagn om Perseus, Andromedas'es Befrier og Gorgo's Drabsmand, tilsat med andre Eventyrmotiver (Tvillingbrødrene og Livstegnene) Ogsaa et andet Eventyr er opstaaet af Andromeda-Befrielsen, idet »Ridder-Rød«-Skikkelsen blev vævet ind i Handlingen.

De ældste Eventyroptegnelser ere ægyptiske Papyrushaandskrifter fra før 2000 og fra 14. Aarh. f. Chr. Fra den græske Oldtid have vi — foruden talrige beslægtede Behandlinger inden for Heltedigtningen — Psyche-Eventyret og enkelte andre. I Indien sammenarbejdedes af buddhistiske Pædagoger Eventyr til en Række i hinanden kædede Fortællinger med moraliserende Tendens; den mærkeligste er »Fembogen« eller »Pantsjatantra«, hvis oprindelige Affattelse ligger mellem 200 Aar før og 600 Aar e. Chr. Af Østerlandenes mere poetisk-novellistiske Samlinger er »Tusind og een Nat« den berømteste. I Europa's Middelalder indvirke Eventyrene stærkt paa Litteraturen: den franske romantiske Digtning er et stort Gemmested for saadanne Træk; den irske, islandske og danske Heltedigtning har meget af samme Art (Sakse's »Sigrid og Oder« er en forfinet Omdannelse af Psyche-Eventyret i en særlig Form, »Det nedbrændte Lys«). Af skæmtende Fortællinger bleve en Del optagne i latinske Morskabsbøger. Egentlige Eventyropskrifter forekomme først i nyere Tid; og først lidt efter lidt overvinde Samlerne Lysten til at lave egne Noveller ud af Eventyrene; Straparola's Samling fra 1550, Basile's »Pentamerone« [1637], Perrault's »Gaasemor-Historier« [1697] og Musæus'es »Volksmärchen« [1782] er en Række Udviklingstrin, indtil Brødrene Grimm 1812 optoge selve Almuens Fortællinger og derved skabte en Bog, der overgik alle de tidligere (»Kinder- und Hausmärchen«). Den efterfulgtes af lignende Samlinger i andre Lande og nu over hele Verden. (Nordiske Samlinger: S. Grundtvig, »Danske Folkeeventyr« [1876—78 og 1883]; E. T. Kristensen, »Jydske Folkeminder« [5., 7. og 12. Bd., 1876—

95]; samme, »Fra Bindestue og Kølle« [1895—96]; Kl. Berntsen, »Folkeeventyr« [1873—83]; Kamp, »Danske Folkeeventyr« [1879—91]; Asbjørnsen og Moe, »Norske Folkeeventyr« [1. Saml. 2. Udg., 1852 og senere, 2. Saml. 1871, og senere]; Janson, »Folkeeventyr i Sande herad« [med Indledning af M. Moe, 1878]; Bergh, »Folkeeventyr fra Valdres« [Chra. 1879—82]; Djurclou, »Sagor« [Stockholm 1883]; Bondeson, »Svenska Folksagor« [1882]; Cavallius og Stephens, »Svenska folksagor« [1844—49]).

Eventyrforskningen er endnu i sin Barndom. Den opnaaede ved J. Grimm's store Kundskab hurtig den Viden, at samme Eventyr eller samme Eventyrtræk forekommer hos mange forskellige Folkeslag; men man har deraf taget Anledning til Hypoteser, der alle maa betegnes som forhastede, eller dog yderst ensidige. Grimm forklarede Ligheden fra, at Eventyrene vare Levninger af de indoeuropæiske Folkeslags oprindelige fælles Myteverden; Tyskeren Benfey fremkom 1855 med Sætningen om deres Afstamning fra de buddhistiske moraliserende Fortællinger; Englænderen Andrew Lang har siden 1860'erne forklaret Eventyrene som Hjemmefødninger hos de forskellige Folkeslag og Ligheden imellem dem som stammende fra Minderne om Oldtidsforhold, der vare ens over hele Jordkloden (se nedenf. under Folkeskik). Den første Hypotese er nu bortfalden ved Kendskabet til Eventyrenes større Udbredelse. Den anden (den indiske) har gode Resultater at støtte sig til for Eventyrbøgernes Vandring i Middelalderen; men i det hele ere de til indisk Mytologi henførte Træk snarere alment menneskelige. Den tredje (Minderne fra den lavere Kultur over hele Jordkloden) indeholder visse Sandheder eller Rimeligheder; men den overser, at Ligheden ikke blot gælder enkelte Forestillinger, men oftest hele Fortællinger, der maa være vandrede ved Eventyrmeddelelse fra eet Folk til et andet. Siden 1880'erne har man derfor fortrinsvis rettet sin Opmærksomhed paa det enkelte Eventyrs Udbredelse og Af-

ændringer for derigennem at fastslaa dets Hjemsted og oprindelige Skikkelse. Herhen hører f. Eks. det engelske *Folklore-Society's* store Samlerværk af 345 Opskrifter af »Askepot« (Marian Cox, »Cinderella« [London 1893]) og Finnen, Kaarle Krohn's mønsterværdige Undersøgelser af Dyresagn (s. d.). (Litt.: Axel Ahlström, »Om folksagorna, föreläsningar vid sommarkurserna i Upsala« [»Svenska Landsmålen« 11. Bd., Stockholm 1895]; Jacobs og Nutt, *The international folk-lore congress 1891* [Lond. 1892]; Moltke Moe, Indledning til »Lappiske Eventyr« af Qvigstad og Sandberg [Chra. 1887]; samme, »Æventyr paa vandring« [1895]; H. F. Feilberg, »Wie sich Volkmärchen verbreiten« [»Am Urquell«, 1894]; A. Olrik, »Märchen in Saxo Grammaticus« [»Zeitschrift des Vereins für Volkskunde«, 1892]; samme, »Lille Rødhætte« og »Om Betydningen af Eventyr« [»Naturen og Mennesket«, 1894 og 1895]).

Folkesange omfatte alle de Digtninger, der foredrages i Sang: de større Heltedigte, de mindre fortællende Digte (Viser) og de lyriske Enkeltstrofer eller Smaasange, ogsaa Vekselsange, endvidere hvad der kan samles under et fælles Navn Smaadigtningen: Børnerim, Sanglege, Hyrdemelodier o. l. I daglig Tale bruges Folkesange tillige om de Digte, der ere skrevne med Folkets lavere Klasser for Øje og tilegnede af dem (Almueviser), og overhovedet om ethvert Digt, der har faaet en særlig stor Udbredelse. Af disse er Folkevisen (Romancen, Balladen) hos de fleste europæiske Folk den mest udviklede Digtform og har haft en middelalderlig Glanstid, med en vis Grad af Forbindelse mellem de forskellige Folkeslags Visesang. Folkeviseforskningen, der blev grundlagt af Svend Grundtvig og fortsat af Amerikaneren Child o. fl., har for en Mængde enkelte Viser paavist Udbredelsen og Omdannelserne i Tidens Løb, undertiden tillige Hjemsted; saaledes »Elverskud«-Visen, der fra et Hjemsted i det nordlige Frankrig har bredt sig over den romanske saavel

som over den engelsk-nordiske Verden; Visen om »Kong Valdemar's Søster« der blev danset eller pisket til Døde, som har udbredt sig fra Norden dels til England, dels til Tyskland og de vestligste Slaver, o. s. v. Derimod foreligger der ikke afgørende Resultater om Visedigtningens Grundlæggelse og Stil i hvert enkelt Land, og i hvilket Omfang der her er Paavirkning fra det ene Folk til det andet. — Viserne vandre dels umiddelbart fra Mand til Mand blandt dem, der tale samme eller nærbeslægtede Sprog, dels oversættes eller omarbejdes de fra et fremmed Sprog med større eller mindre Tilpasning efter Folkets sædvanlige Digtning. Det første er naturligvis det letteste; derfor have enstalende Folk i det hele og store samme Viseforraad: saaledes alle de nordiske Folk indbyrdes, de fleste romanske Folk indbyrdes, o. fl.

Den nordiske Folkevise omfatter fem Folkeomraader: rigest findes den i Danmark; nær hertil slutter sig Sverige, der i ældre Tider nærmest er modtagende over for dansk Visesang, men i Tidens Løb faar en udviklet Almueoverlevering og en lidt mere lyrisk Stil; videre i Norge, der foruden det Viseforraad, det har fælles med Danmark, skaber en ejendommelig Digtning om Kæmper og Trolde. Nær til Norge slutter sig Færøerne, men med stærkere Indflydelse fra Sagalitteraturen. Endelig er Island væsentlig et Gemmested for danske Viser, idet Folkets egne Frembringelser nærmest er Kunstpoesi (Rímur). Som Eksempel paa, hvor stort Fællesskabet er, kan anføres, at den største svenske Visesamling indeholder 86 gamle Viser, der paa een nær alle genfindes i »Danmark's gamle Folkeviser«. Ejendommeligt for den nordiske Visedigtning er, at det lange fortællende Digt tjener som Dansevise, saaledes som det endnu gør paa Færøerne, indtil 18. Aarh. gjorde paa Island og ofte antydes i selve Viserne. Den poetiske Behandlingsmaade staar de engelske Folkeviser nærmest; den tyske Visesang har afgivet en stor Del Stof til Norden, men lidet af

sin Stil; derimod spores gennem Engelsk Indflydelse fra de korte franske Elskovsviser i 12. Aarh. Nordens Folkeviser udmærke sig ved Rigdom — alene i Danmark ere over 500 Middelaldersviser bevarede, — en stor Del af dem, vistnok Flertallet, ere originale, og de fleste Omarbejdelser tilføre ny mærkelige Træk. Her findes en mærkelig Række Kæmpeviser, en forbavsende Mangfoldighed af Trylleviser og en enestaaende Samling af gamle historiske Viser (især fra Danmark for Tiden 1150—1370; se i det hele Danmark, Afsn. »Litteratur« S. 994—96). Den nordiske Visedigtning skabes og bæres oppe, ikke af nogen Spillemandsklasse eller af Almuen, men (i Danmark) af en talrig jordejende og jorddyrkende Adel, hvorfra den let fandt Vej ud i Bondestanden; i Norge og dets Udlande vistnok helt af Bondestanden. Adelens Forkærlighed for denne Digtning varer indtil 17. Aarh. Dette er en af Grundene til, at den er bleven opbevaret fuldstændigere end noget andet Lands: i talrige danske Adelsvisebøger fra 16. og 17. Aarh. og et mindre Antal af svenske, i Udgaver af Vedel (»100 Viser« [1591] og »Tragica« [1657]) og Syv (»200 Viser« [1695]), i Haandskrifter af islandske Præster i 17. Aarh., samt talrige Indsamlinger fra 19. Aarh.'s Beg. indtil vore Dage. Hovedværket er »Danmark's gamle Folkeviser« af Svend Grundtvig, begyndt 1848, nu (1896) paa 6. Bind; samme Plan, men mere kortfattet, følges i hans »Islenzk Fornkvæði« [1854—85] og utrykte færøske Viser; et lignende norsk Værk forberedes af S. Bugge og Moltke Moe. Større Udvalgssamlinger ere: Geijer og Afzelius, »Svenska folkvisor« [2. Udg. 1880], Arwidson, »Svenska fornsånger« [1834—42], »Norske Folkeviser« af Landstad [1853] og Bugge [1858], »Færøiske Kvæder« af Hammershaimb (1851—55]. Melodierne, først nedskrevne i 19. Aarh., findes i de fleste af disse Samlinger (samlede i Berggreen's »Folkesange«; jfr. Th. Laub, »Vore Folkemelodiers Oprindelse« [1892, i »Dania« 2. Bd.]). Folkelyrikken, deriblandt de

talrige norske »Stev«, og Smaadigtningen ere endnu kun delvis udgivne og endnu mindre granskede.

De engelske og skotske Folkeviser slutte sig i meget til de nordiske: den samme krigerske og selvraadige Adel møder i begge; Personer og Naturforhold give den britiske Digtning et endnu vildere Præg end i nordisk. Viseformen er den samme to- eller firelinies Strofe, undertiden med Omkvæd bevaret; og i den ældste Gruppe af Viser (i tolinies Strofer) er største Delen af Stoffet fælles med Norden; dette gælder derimod kun langt svagere for den yngre engelske Visedigtning. Den nordiske og engelske Folkevise maa have en fælles Oprindelse, og fra først af har vel ogsaa denne været Dansevise. — De ældste Opskrifter ere et stort Haandskrift fra 17. Aarh., der danner Grundlaget for Percy's »Reliques of ancient poetry« [1763], der vakte Interesse for Folkeviser i Europa, og i sit Hjemland fremkaldte en ivrig Indsamling af mundtlig Overlevering, især i Skotland. Nu (1896) udgives de i et ypperligt Værk af F. J. Child, (»English and scottish popular ballads« [Boston 1882, ff.] med Sv. Grundtvig's Udgave til Forbillede. Oversættelse: Sv. Grundtvig »Eng. og skotske Folkeviser« [1864].

De tyske Folkeviser ere gennemgaaende korte og mere lyriske. De ere væsentlig yngre end engelske og nordiske; deres Tilblivelse falder mest i 14. og især 15. Aarh., og de tilhøre væsentlig Folkets lavere Klasser; mange af dem nævne sig som stammende fra Ryttere, Landsknægte og Haandværkssvende. De ældre Lag af Visestof mangle næsten; en stor Række af Kæmpeviser har været til, i alt Fald som »Spillemands«-Overlevering. Trylleviserne ere faa i Tal og nærmest at betragte som en Aflægger af slavisk Folkesang; den historiske Digtning er sen og af ringe Værdi. Men Mangelen paa ældre Kultur opvejes vel af dens almueagtige Friskhed med en lyrisk Inderlighed, ikke sjælden gaaende over i Sentimentalitet. Digtningens Form er strofisk, men mere mangfoldig end den nordiske og engelske Vises

(Indflydelse fra Kunstpoesi, Minnesangerne). Vort Kendskab til den tyske Folkesang hviler væsentlig paa Optegnelser fra de sidste 100 Aar; men mange Melodier ere opskrevne og bearbejdede i Reformationstiden. Paa Norden (Danmark og Sverige) har den nordtyske og nederlandske Visesang indvirket i Middelalderens Slutning, og i 16. og 17. Aarh. har den udgjort hele dens Tilførsel. (Litt: Erk og Böhme, »Deutscher Liederhort« [3 Bd., Leipzig 1893—94]).

Den franske eller rettere romanske Folkevise omfatter fire Sprog: nordfransk, sydfransk, norditaliensk og nordspansk (katalansk); den begrænses mod Sydøst af Italienerne, der have en i Europa enestaaende Mangel paa Viser (men en rig Folkelyrik), mod Sydvest af Spanien med en egen Folkedigtning, og mod Nordvest af Bretagnerne, der have stort Stoffællesskab med Franskmændene, men en ejendommelig, snart udførlig, snart springende Fortællemaade. Den romanske F. er overleveret hos Almuen og først opskreven i de sidste 40 Aar; Tiden for dens Oprindelse (Middelalderens Glanstid eller dens Slutning) er omstridt. Dens Stil er kortfattet, springende ind i sit Emne, og den har Forkærlighed for stærke og blodige Optrin. Af nordisk Digtning har Bondestandens Overlevering modtaget større Bidrag fra romansk Digtning, Adelsoverleveringen langt sparsommere. — Et lille Antal ældre franske Viser er bevaret i Middelalderens Haandskrifter, især af erotisk Indhold, korte og med et overvejende lyrisk Element (jfr. ovenf. under nordiske Folkeviser).

Spanien's Folkevise er rigere udviklet med en Heltedigtning (Cid) og historisk Digtning fra Maurerkampene, med vandrende Sangeres Besyngelse af den karolingiske (franske) Sagnkreds og med en egen, ofte religiøs og mirakuløs, Omdannelse af det romanske Visestof. Den ligner Danmark's i den fremtrædende Rolle, som Folkevisen spiller i Folkets Middelalderslitteratur, og i, at de ere blevne bevarede gennem trykte Samlinger. (Litt.: Rich-

ter, *Romancero*, spanske Folkeviser [Kbhvn. 1880]).

Den slaviske Folkevisedigtning er den rigeste eller i alt Fald den alsidigste i Europa, skønt kun bevaret i Folkemunde, indtil den optegnedes i 19. Aarh. Den omfatter en hel Gruppe af Folkeslag, hvis Viseforraad og Visestil røber den gensidige Paavirkning og har naaet sit Toppunkt hos Russere og især hos Serberne. Russerne have en Heltesagnkreds omkring Vladimir, deres første kristne Konge, og knyttet til den gamle Hovedstad Kiev; den har faaet sin Skikkelse i 13. Aarh., men er nu kun bevaret af de russiske Bønder i Onega-Egnen. Serberne fik, senere end noget andet europæisk Folk, Emne til en Række glimrende Heltesange i deres Kampe med Tyrkerne i 14. Aarh.'s sidste Halvdel, knyttede til den landflygtige Kongesøn Marko, bevarede til vore Dage af Røverhorderne, til Dels ogsaa af vandrende Sangere, der hos de slaviske Folk udgøre et eget Lav med fast Overlevering. Ved Siden deraf trives en uhyre rig Digtning af Smaaviser, ofte i en Mellemform af Folkevise og ren Lyrik (Litt.: Thor Lange, »Nogle Folkeviser« [1878]; Rambaud, *La Russie épique* [Paris 1886]; Runeberg, »Serviska Folksånger« [1830]; Talvj, »Volkslieder der Serben«, I—II [2. Udg. 1851]).

Ogsaa de andre europæiske Folk have deres Folkevisedigtning: Grækerne, hvor Lyrikken (Dødsklagerne) er mest fremtrædende; Kelterne med uklare Levninger af Heltedigt; Finnerne, hos hvem Heltedigtet og Tryllesangene ere de mærkeligste Frembringelser o. s. v. (Litt.: Talvj, »Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen« [Leipzig 1840]).

Ligesom Eventyret staar over Folkesagnet i bevidst digterisk Tilrettelægning, staar Visen atter over begge disse Digtarter. Enten Visen er Enkeltmands Værk eller forarbejdet af mange Slægtled og — som vi have set Eksempler paa — af flere Folkefærd, henhører den dog væsentlig under det bevidste Liv, skildrer Begivenheder, som Sangerne

kende dem, og optager overnaturlige Forestillinger, som Sangeren selv tror paa. I Modsætning hertil har Smaadigtningen (Børnelegen, Sanglegen og Hyrdesangen) ofte et Indhold, der kun halvforstaaet tilegnes af hvert Slægtled og derfor ofte gemmer paa en svunden Tidsalders Minder, som vor Tids Forskere i nogle Tilfælde have fremledt: Børnene lege »Bro brille« uden at kende Myten om den troldebyggede Bro, hvor et Menneske skal gives i Offer; Hyrden kalder (i Bohus Len) paa Sokke-Tor (Oku-Thor), der skal holde Jætterne borte fra hans Køer o. s. v. Hertil høre ogsaa Trylleremser og alle gamle Digtstumper, der kunne bruges til Trolddom. — Ogsaa Gaaderne høre i flere Henseender hertil ved en Slags simpel metrisk Form og ved at være Opbevarere af de ældre Slægters Blik paa Naturen. Ordsprog (s. d.) og Talemaader staa paa Overgang mellem Folkedigtning, (rytmisk Form) og blotte Sprogdannelser.

Folketro og Folkeskik. Folketroen omfatter hele Almuens Forestilling om højere Magter og deres Forhold til Menneskelivet, herunder medregnet Ofre til dem, Maning af dem o. s. v. Folkeskikken omfatter alle Handlinger, der gøres (uden at man egentlig kan se deres Hensigtsmæssighed), fordi man har set de ældre gøre saaledes, og fordi det tros ikke at være godt at gøre anderledes. Men alle nyere Undersøgelser vise, at disse Hundreder af Handlinger, der saaledes foretages af Vane, næsten altid bunde i Folketro, som er uddød paa den enkelte Egn, men genfindes levende og forstaaelig andensteds. Den jydske Bonde nedgraver en Hugorm eller Kat ved sin Tærskel til Værn mod Troldtøj, uden at han tænker paa den gamle Opfattelse, at den saaledes bundne Dyresjæl bliver til en Fylgje eller »Vare«, der holder alle Fjender fra Stedet. Almuesmanden gør sine Forfædres Gerninger efter, halvt forstaaede eller slet ikke forstaaede, men med stærk Vedhængen ved alt, hvad der føles som hørende ind under Forholdet til højere Magter. Det klassiske Eksempel er en Skik i Valsbøl Kirke ved

Flensborg: alle, der havde været ved Alteret og ofret, bøjede Hovedet paa et bestemt Sted, men ingen vidste hvorfor; saa blev Kirken engang istandsat, Kalken banket af, og der viste sig et Mariabillede: det var for det, man havde bøjet sig, og man var vedblevet i Aarhundreder, efter at Billedet var forsvundet. — Dengang Jakob Grimm i 19. Aarh.'s Beg. fremdrog Almuens Tro og Skik, var det nærmest som Surrogat for de egentlige mytologiske Kildeskrifter, og den forklaredes derfor ud fra disse; men i Tidens Løb ændredes denne Opfattelse. Navnlig omkring 19. Aarh.'s Midte trængte den Tanke frem (Schwartz, »Der heutige Volksglaube« [1850]), at Folketroen indeholdt en simplere og oprindeligere Skikkelse af de samme Forestillinger, der mødte i de skrevne Mindesmærker i en præstelig eller poetisk mere udviklet Tilstand — en Tanke, der da gav Anledning til mange umodne Forklaringer og Fantasterier. Alt imedens fortsattes og udvidedes den flittige Sammenstilling af Skikke og Trosforestillinger (ligesom af Eventyr og Viser); typisk for denne Retning er Belgieren Felix Liebrecht med sit Samlerværk »Zur Volkskunde«. Det var et Slægtled af Bibliotekarer, der stræbte at bogføre det uhyre Stof, der efterhaanden blev tilgængeligt fra europæiske, fra asiatiske og fra vilde Folkeslag. Den klarende og ordnende Tanke kom udefra, fra de etnografiske og antropologiske Studier, der groede mægtig op med Darwin's Udviklingsteori til Rygstød. Englænderen Tylor blev den, der fremsatte Teorien klart udformet (»Primitive Culture« [1871]): alle disse Forestillinger, der hos Nutidens Almue ere Urimelighed og Overtro, høre hos Folkeslag, der staa paa lave Kulturtrin, med til deres Maade at opfatte Naturen paa; i Forestillingen om Besjæling af alt, hvad der rører sig, og i Sjælenes Liv efter Døden og deres Indflydelse paa de efterlevende har man fælles Hovedpunkter i alle Folkeslags Tro. Selv Tryllekunster have engang været naturlige, passende med den hele Naturbetragtning; at visse Dyrs Kød gav Styrke og Vildhed, andres

derimod Svaghed, er naturlig Tanke fra visse Kulturtrin, og at Mishandling af et Menneskes Billede indvirker paa Mennesket selv, er en Analogislutning af den Slags, som vilde Folk gerne tillade sig. Alt dette — slutter man da — er de fælles Levninger fra hele Menneskehedens ældste Tid; men de genfindes i spredte Træk under en højere Civilisation, snart i Folketro, snart i Skikke, i Gudemyter, i Eventyr, i Børnelege o. s. v. Af andre Forskere, først og fremmest af Andrew Lang, er denne Opfattelse udformet nærmere: alt, hvad der i Eventyr, i Myter strider mod Naturkundskab eller Retfølelse paa Fortællerens Tid — det »irrationelle Moment« — er »Levning« (*survival*) af en ældre Kultur. Tanken føres videre, saa at hele Folkedigtningen opfattes som Forsøg paa at forklare disse ældgamle, nedarvede Forestillinger, og saaledes, at man af hvert enkelt Lands Eventyr og Skikke søger at fremstille dets Familieliv, Retsforhold, Religion i en forhistorisk Tid — sikkert dog med Miskendelse af F.'s Vandringer og af alle Kulturtræks Evne til at udbrede sig ved Laan eller Efterligning. Men trods disse Svagheder har denne Retning haft en uhyre Betydning for Mytologi og F. Det første større Værk, der behandler tysk og nordisk Folketro ud fra den engelske Skoles Opfattelse, er Mannhardt »Baumkultus der Germanen« [1875]. (Litt.: Th. Müller, »En folkloristisk Metode og Teori« [»Dania« 2. Bd., 1893]; Cox, *Introduction to folklore* [London 1895]).

Den nordiske Folkemindeforskning har, som overalt, haft den første og største Opmærksomhed rettet paa Indsamlingen. Begyndelsen rækker langt tilbage i Tiden, Anders Vedel i 16. Aarh. samlede Viser, Ole Worm i 17. Aarh. Sagn, Peder Syv Ordsprog. I 18. Aarh. fremkaldte Percy's »Reliques« Sandvig's og Nyerup's »Levninger af Middelalderens Digtekunst« [1780—84] og Præsten Svabo's færøske Visesamling [1781]. Efter Romantikkens Sejr i Skønlitteraturen fremkom Nyerup's o. fl.'s »Udvalgte danske Viser«

[1812—14] knyttet til en Indsamling fra Folkemunde af Viser og Melodier; Digteren Thiele udgav Folkesagn [1818—23]. I Sverige kastede »Götaförbundets« Medlemmer sig med endnu større Iver over Opgaven; Geijer og Afzelius udgave Viser [1814—16], Rääf var den største Indsamler. Op mod 19. Aarh.'s Midte faar Indsamlingen et mægtigt Fremstød, idet en Række begavede Mænd sætter største Delen af deres Arbejdskraft ind paa Samlergerningen: Svend Grundtvig i Danmark knyttede en mægtig Kreds af Medarbejdere til sig; Asbjørnsen og Jørgen Moe gennemvandrede norske Fjældbygder, snart efterfulgte af Landstad (Præst i Telemarken) og Sofus Bugge; i Sverige slog Hyltén-Cavallius og Englænderen Stephens sig ned blandt den smaalandske Almue, Sprogforskeren Säve paa Gulland, Djurclou i Nerike; Færøerne fandt en nidkær Indsamler i Præsten Hammershaimb, Island i Bibliotekar Jon Arnason. Ejendommelig for samme Tidsalder er den ivrige Bestræbelse for at gøre det bedste af Folkedigtningen til de dannede Klassers Eje (Asbjørnsen og Moe med Eventyr, Grundtvig med Viser og Eventyr, Svenskeren Rich. Dübeck og Nordmanden L. Lindemann med Folkemelodier o. fl.). Den sidste Menneskealder af Aarhundredet har sagtnet med den populariserende Behandling og samlet alle Kræfter paa i sidste Øjeblik at redde det mest mulige, inden den nyere Kultur helt overskyller Almuens gamle Tankeverden. Skolelæreren E. T. Kristensen fandt hos den jydske Almue Vej til rigere Overleveringer end nogen af hans Forgængere; Eva Wigstrøm opnaaede en lignende Fortrolighed med den skaanske Almue. Tillige har det været Foreningernes Tid; Kristensen stiftede og ledede (1884—89) »Dansk Samfund til Indsamling af F.«; men langt større Betydning fik de svenske Foreninger, dels den fælles Landsmaalsforening under Upsala-Sprogmanden Lundell's Ledelse (Skrifter: »Bidrag til kännedom om de svenska landsmålen och svenskt folklif« siden 1879, nu [1896] paa

14. Bd.), dels de stedlige »Fornminnes«-foreninger o. a., deriblandt den mønsterværdig ledede nylandske Studenterafdeling i Finland.

I videnskabelig Bearbejdelse af denne rige Høst er der udfoldet en Virksomhed, som har øvet Indflydelse paa det øvrige Europa's Granskning ved den metodisk gennemførte litterære Behandling af Folkedigtningen. Først er at nævne selve Mesteren, Svend Grundtvig, og hans yngre samtidige, den alsidig geniale Sofus Bugge; til samme Retning høre Finnerne Julius Krohn (død 1886) og hans Søn Kaarle Krohn; af den yngre Slægt er den betydeligste Nordmanden Moltke Moe; af de andre, der til Dels maa betegnes som Grundtvig's Lærlinge, kunne nævnes Axel Olrik og Svenskerne H. Schück, Bergstrøm, Steffen og Ahlstrøm; Danskeren K. Nyrop har, ligesom F. L. Grundtvig, mest behandlet Folketroen. Uden for den litterære Forskerskole staar H. F. Feilberg med Førstehaandsstudier af Almuens Liv og Tænkemaade og med et af Englænderne paavirket Studium af Folketro og Folkeskik; endnu stærkere er denne Indflydelse i Th. Müller's Smaaafhandlinger. — Af Nordens Universiteter fik Christiania 1886 et Professorat i »norsk Folkesprog og norske Folketraditioner« (Moltke Moe); Helsingfors 1888 Docentplads i »finsk og almindelig Folkedigtning« (K. Krohn); i Kjøbenhavn er nu (1896) gjort Skridt til Oprettelse af en Docentplads i nordiske F. (Litt.: Lundell, »Skandinavische Volkspoesie« [i Paul, »Grundriss der german. Philologie« II, 1893; ny Udg. under Forberedelse]; Biografier i »Svenska landsmålen« 7. Bd.).

Anton Renk.

Im obersten Innthal Tirols.

Innsbruck.
Im Selbstverlage des Verfassers.
1897.

Anton Renk.

Im obersten Innthal Tirols.

Innsbruck.
Im Selbstverlage des Verfassers.
1897.

Druck der Wagner'schen Univ.-Buchdruckerei in Innsbruck.

Winternacht. Es dunkelt, schweigt und schneit.
Nur des Ofens Kohlen leise flüstern,
Monotones Tiktak aus dem Düstern
Kündet leis den müden Puls der Zeit. —

In solchen einsamen, heiligstillen Stunden kommen die Erinnerungen und man lebt sein ganzes Sein noch einmal durch, aber ganz anders, ganz anders. Alles ist viel reinmenschlicher, in viel edleren Beziehungen, und erst in der Erinnerung wird uns klar, wie viele und wie innige Gefühle wir damals unbewusst, verhärtet durch die Alltäglichkeit der Zeit, aufgebraucht haben. Unser seelischer Mensch steht in seiner nackten Schönheit und Tüchtigkeit vor uns; wir erscheinen uns viel besser, unsere Mitmenschen viel gütiger und entschuldbarer. Das sind heilige Stunden. Eine innige Dankbarkeit gegen unsere Erlebnisse erfüllt uns.

Eine solche heilige, dankbare Erinnerungsstunde habe ich heute. Der Schnee flockt draußen leise, gleichmäßig. Der kleine rosenrothe Bannkreis meines Lampenschirms umschließt den Frieden. Und mir fallen die Zeiten ein, in denen ich mein Volk kennen lernte.

Wie viele, ja die meisten von uns blasierten Stadtmenschen kennen ihr Volk nicht. Sie haben nie den Urtönen der Naturmenschlichkeit beim naiven Volke gelauscht. Sie haben nie das große Gemeinsame, das eine Nation verbindet, so ganz gefühlt. Heißen Dank dafür, dass ich nicht blind unter meinen Brüdern wandle!

Wenn ich zurückdenke, wie viel meinem Eigenwesen vollständig entsprechende, weil in der Natur begründete Freude ich aus dem Umgange mit dem Volke erhielt, so drängt es mich, diesen Dank auch abzutragen.

Dank für die stillen Stunden im Heimgart bei knisterndem Kien, Dank für die sangvollen Nachtmahdnächte, Dank für den jauchzenden, pöllernden Kirchtag, Dank für die glockenklingende, blumengeschmückte Alpenabfahrt.

Diese Zeilen sollen meinen Dank darbringen.

In den obersten Winkeln des Oberinnthals lernte ich mein Volk kennen, vor allem in dem armseligen Bergnest Fendels bei Prutz; deshalb möge die vielleicht etwas zu weitgehende Erwähnung des Dörfleins und seiner Gegend entschuldigt werden. Ein Gymnasiast war ich, der seinen Natursinn, wie all sein Wissen und Fühlen aus den Büchern lernte, für „eigene“ Gedichte Matthisson und Lenau brandschatzte, aber vom Leben eigentlich gar nichts wusste und mit den Leuten nicht umgehen konnte. Durch jugendliche Kränklichkeit verzärtelt, war ich zu keinem Spiel in freier Luft zu haben. Aber ich musste in Sommerfrischen gehen, zuerst in die bekannten Strickstrumpfsommerfrischen, ängstlich behütet von meiner Tante. Da saß man denn im Walde beisammen und strickte aus Wolle und aus Klatsch endlos lange Strümpfe. Ich und die andern Kinder durften daneben spielen, Erdbeer suchen u. s. w. Mitunter machte die Gesellschaft auch eine Bergpartie . . .

Und das war für mich eine Freiheitsthat. Glühende Bergminne zog in meine Seele, ich stieg empor; und

*) Bei der Literatur bezieht sich Z. auf Zingerles (Z. Br. auf dessen Sitten, Bräuche und Meinungen), H. auf Hausers, D. auf Dörlers Sagensammlung.

da Tanten auf Bergpartien Fortbewegungsschwierigkeiten machen, gieng ich allein, die Versuche wurden immer schärfer, ich wurde praktischer. Mein Umgang im touristenlosen Bauerndorf Fendels waren nur Bauern, mit denen sich mein Verkehr leichter bilden konnte, da sie himmelweit „gfruindet" mit mir waren. Die Verwandtschaft räumte also viele Umgangsschwierigkeiten weg, und so verstand ich in verhältnismäßig kurzer Zeit das Volk und — was noch wichtiger ist — das Volk mich.

Nun lauschte ich bald dem Herzschlag des Volkes... Und mein Herz schlug im gleichen Takte mit.

Ich sammelte Sagen, Märchen, Legenden, Sprüche, Lieder .... Die wichtigsten Sagen des obersten tirolischen Innthals will ich nun heute erzählen und zugleich auch die Heimat derselben auf Fußtouren schildern.

Man vertraue sich also meiner Zaubermacht an — ich werde diesen schneeflockenwirbelnden Tag gar bald zu einem herrlichen Sommerfrühmorgen verwandeln — und folge mir auf den Innsbrucker Bahnhof, wo der Oberinnthaler Frühzug uns erwartet.

Ueber den Piller.

Imst. Wir steigen aus und wandern nach Arzl.

Seinerzeit mochten an dem Uebergang über den Piller so manche Erzählungen geklungen haben, denn er bot den nächsten Verbindungsweg des untern Oberinnthals mit der Schweiz. An Markttagen glockenläutete es unaufhörlich, wenn in dem obersten Winkel Tirols irgendwo Markt war, an hohen Festen zogen fromme Pilger hinein nach Kaltenbrunn, in dunkeln Nächten floh scheues, verdächtiges Gesindel, welches den

Arm der Gerechtigkeit zu fürchten hatte, durch den Pillerwald empor, in eiligem Marsche der Schweizergrenze zustrebend.

So war es denn auch nicht immer gerade heimlich, über den Piller zu gehen, und manche Räubergeschichte wurde beim Kienlicht mit unterdrückter Stimme erzählt.

Heute ist dem nicht mehr so; seit eine energische Kraft im Thale drunten auf geradlinigem Schienenwege unaufhaltsam hinbraust, ist der Pillerweg verlassener und vermittelt nur mehr den Verkehr des Pitzthales mit dem obersten Innthal und dem Kaunserthal.

Bald sind wir in Arzl. Dort erzählt mir der alte Chrust:

1. Als die Alpe Taschach gebaut wurde, mussten die Pitzthaler von den Arzlern Geld leihen, denn im Innerpitzthal ist das Geld gar rar. Die Arzler liehen nun zum Baue Geld her, stellten aber die Bedingung, dass die Taschachalpe, wenn die Schuld nicht bis „den und den Tag" beglichen sei, den Arzlern gehören solle. Die Pitzthaler giengen darauf ein und schickten, als die Zeit um war, einen Mann mit dem Gelde nach Arzl. Doch der Arzler, welcher das Geld einzuheben hatte, war absichtlich nicht zu Hause und kam erst am nächsten Tage zurück, damit er sagen konnte, er habe das Geld nicht rechtzeitig erhalten; denn die Alpe war den Arzlern lieber als das Geld. Darauf kam es zum Streit. Nach einiger Zeit starb der Unredliche und geht nun seitdem als großer feuriger Mann um. Sein Weg führt durchs ganze Pitzthal. Man heißt ihn den Taschiputz.[1])

---

[1]) Vgl. Z. 443.

2. Ein Mann schlief einmal im Schulhause zu Arzl, in welchem der Taschiputz bei Lebzeiten gewohnt hatte, übernacht. Da kamen viele gespenstische Männer herein — wahrscheinlich die Gemeindevertretung — die erst beim Frühbetläuten verschwanden.

3. Einmal verfolgte der Taschiputz Pitzthalermädeln. Er hatte Waffen in der Hand und verlangte, die Dirnen sollten ihm die Waffen herabtragen. Wahrscheinlich hatten im Streite die Gemeinden Waffen ergriffen. Man sieht ihn auch oft an Häuserecken stehen und unverwandt gegen den Schwarzenberg zuschauen. Dabei seufzt der Putz tief auf [1]).

Von Arzl weg führt der Weg in der Thalhöhe meist zwischen Feldern hindurch in mäßiger Steigung nach dem stattlichen Dorfe Wenns, welches am Fuße des aussichtsreichen, aber in der Besteigung ödlangweiligen Venet (2513 m), eines breitnackigen, von Alpenrosenrainen und Rauhweiden überkleideten Gipfels, in gefälliger Lage sich ausbreitet.

Ueber Wenns ist eine Streitgeschichte verlautbar:

4. Die Gemeinden Wenns und Fließ hatten einen Grenzstreit, welcher dadurch entschieden werden sollte, dass die Bauern beider Dörfer mit dem ersten Hahnenschrei von daheim fortgehen und einander entgegengehen sollten. Dort, wo sie zusammenträfen, sollte die Grenze sein. Aber die Wennser kamen viel zu spät, denn die Fließer hatten sich an die bekannte Hex Galmügger Stase gewendet. Diese brachte nun den Hahn in Fließ durch Zaubermittel früher zum

---

[1]) Die Bezeichnung Waffen gebraucht das Volk für Hieb- und Stoßwaffen, aber nicht für Schießwaffen — wenigstens in der Regel. Dadurch datiert der Pitzthaler seine Sage selbst weit in die Vergangenheit.

Krähen. Als die Bauern zusammentrafen, gab es einen wüthigen Kampf. Viele Bauern blieben todt. [1])

Nach einer andern, vollständig auf realem Boden wurzelnden Variante hat man es hier mit einem Schelmenstück zu thun.

5. Der später noch mehrfach zu erwähnende, hellsehende, berühmte Pfarrer von Fließ machte in der Küche ein Feuer an, durch dessen Helle die Hähne von Fließ früher geweckt wurden und früher krähten.

Die obige Sage erinnert deutlich an die in den antiken Classikern mehrfach erzählte Geschichte von den wettlaufenden Carthagern und Griechen aus Kyrene, den philänischen Brüdern, welche durch den Wettlauf die Grenze beider Städte bestimmten.

Von der Galmügger Stase ist noch manche Geschichte im Umlauf. Galmügg (Gallmig) sind hochgelegene Bauernhöfe an der linken Innseite, gegenüber vom Gasthause Gigele an der Landeck-Prutzer Straße.

6. Wenn sie beim Kochen schon das Schmalz am Herde hatte, dass es brodelte, machte sie sich erst daran, nach Hall durch die Luft zu fliegen, um dort aus dem Bergwerke Salz zu holen. Einmal aber läuteten in Pfaffenhofen gerade die Glocken, als sie durchfuhr, und sie konnte wegen der geweihten Klänge nicht weiter. Da verbrannte ihr zu Hause das Schmalz. Oft hängte sie den Leuten drei Kühe an eine Kette. Einmal hatte man sie gefangen, da drohte sie, es werde einen warmen Tag geben. Doch sie entkam.

Doch sie trägt auch hilfreiche Züge:

---

[1]) Vgl. Z. 797.

7. Im Kaunserthale lebte einmal ein Schuster mit seiner Frau, welche niemand anderer war, als die Galmügger Stase. Er betrieb die Schusterei fleißig und gieng oft tagelang auf die Stöhr zu den Leuten. Seine Frau aber arbeitete auf dem Felde. Da hatten sie einmal im Sommer viel Korn auf dem Felde stehen, welches eingethan werden sollte. In der Früh sagte der Mann zu dem Weibe: Heute kann ich nicht auf die Arbeit gehen, denn wir haben soviel Korn im Acker außen, das Wetter ist nicht gut, und wir müssen es einbringen. Die Frau aber antwortete ihm: Geh nur, ich werde alles in den Stadel bringen. Dem Manne gefiel das nicht. Er gieng in den nächsten Wald, von dem aus er seinen Acker und sein Haus sehen konnte. Er wartete in seinem Versteck und dachte nach, wie es denn möglich sei, dass seine Frau so viel Korn allein in den Stadel bringe. Es verstrich der ganze Tag und seine Frau kam nicht aufs Feld. Abends rollte der Donner und es drohte ein Wetter loszubrechen. Da gieng plötzlich das Dach der Scheune auf, und das ganze Korn flog in ein paar Minuten in den Stadel. Der Mann hatte genug gesehen und machte sich nun schnell auf nach Hause. Dort erzählte er der Frau alles und machte ihr Vorwürfe darüber. Sie aber verspottete ihn und lachte ihn aus. Da gieng der Mann weit, weit fort in eine fremde Gegend. Nie mehr kehrte er in seine Heimat zurück und von seinem Weibe begehrte er nichts mehr zu wissen. [1])

So sind wir langsam ansteigend zum Dorfe Piller gekommen, hinter welchem gleich der dichte, schöne

---

[1]) Z. 721.

Pillerwald beginnt, der sich mit seinem tiefen Schatten emporzieht bis zur Pillerhöhe (1558 m). In diesem dichten Walde wohnt der Pillerwaldputz.

8. Von der Pillerhöhe bis Puschlin, von dort zur Säge und nach Fischmoos wandert der Pillerwaldputz als Jäger oder Köhler, jedoch ohne Kopf. [1]) Auch in Hundsgestalt hat man ihn oft gesehen.

Ueber die Bedeutung der kopflosen Geister werde ich an anderer Stelle noch zu sprechen kommen.

Oben! Eines jener alten Lieder, die immer jung bleiben, muſs einem da oben auf diesem himmelüberblauten Waldpasse zu Sinn kommen. Es heißt: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben? . . . .“

Man tritt hinaus an den Waldrand und sieht einen directen Absturz auf die Innthaler Straße. Den heißt man den „gachen Blick.“ [2])

9. Ein Mann aus Jerzens im Pitzthale gieng mit seinem Weibe über den Piller, um eine Wallfahrt nach Kaltenbrunn zu machen. Auf dem Wege geriethen die beiden in Streit, der endlich sehr heftig wurde. Sie kamen zum „gachen Blick“. Da warf der Mann im „Gachzuarn“ sein Weib hinab. Als er allein dann die Wallfahrt nach Kaltenbrunn machte, fand er sein Weib unversehrt in der Kirche schon knieen. Sie hatte sich beim Absturze nicht verletzt, weil sie zur Kaltenbrunner Muttergottes wallfahrtete [3]).

Der Abstieg dreitheilt sich. Nach Kaunserthal, nach Prutz und nach Fließ gehen die Routen. Nach Prutz

---

[1]) Ueber Kopflos: Nr. 79, 90, 75.
[2]) Jäher Blick.
[3]) D. 127.

führt unser Weg, denn Fließ muss für heute, da es doch zu abseits liegt, seitwärts bleiben. Fließ ist ein alterthümliches Dorf, reich an heimlichen Herdfeuergeschichten. Vor allem vom Fließer Pfarrer erzählt man sich viel. Der war so fromm und gottesfürchtig, dass er Hellseher wurde, so manches Unglück voraussah, die Sünden des Beichtenden vorerst wusste und so mehr. Trotz seiner Heiligkeit verband sich mit seiner Person auch das Schelmenstück, welches sich an alle mit übernatürlicher Macht ausgestatteten Personen anschleicht, gleichviel ob gut oder böse, Hellseher oder Betrübter, geistlich oder weltlich, Hellseher oder Weißkünstler [1]).

10. Der heiligmäßige Pfarrer von Fließ stand in großem Ansehen bei den Leuten, wusste er ja doch, dass während seiner Pfarrverwesung zwei einzige Seelen für die Ewigkeit verloren gegangen seien. So wusste er auch das Unglück voraus und sagte einer Bäuerin von Inzing, wo er früher Pfarrer war, es werde ein schwerer Schlag über das Dorf kommen. Dort soll der Pfarrer auf einem Berge [2]) den „bösen Feind" gesehen haben, der es ihm mittheilte, dass er Inzing vernichten wolle. „Aber keine Seelen darfst Du zugrunde richten", verbot ihm der Pfarrer. Es kam ein Muhrbruch, aber Menschenleben gieng keines verloren. — In Urgen bauten die Bauern auf einem schönen Anger trotz der Warnung des Pfarrers, es

---

[1]) Siehe Nr. 134.

[2]) Besprechungen mit dem Teufel kommen gern auf freien Bergen vor, insbesondere wenn diese mit heiligmäßigen Leuten stattfinden. Ist es eine Reminiscenz der biblischen „Versuchung" oder mythisch?

werde weggerissen werden, ein Kapellchen hin. Richtig kam ein Muhrbruch und riss das Kirchlein fort.

11. Beim Beichten hatte der Pfarrer großen Zulauf. So hatte sich einmal eine Magd, die es in ihrem Dienst in Landeck sehr streng hatte, in aller Herrgottsfrüh in Landeck fortgeschlichen, um bei dem Fließer Pfarrer beichten zu können. Als sie aber in die Kirche kam, standen bereits am Beichtstuhle so viele Leute an, dass sie nicht zuzukommen glaubte, weil sie zur bestimmten Zeit wieder daheim sein musste. Als der Pfarrer in den Beichtstuhl trat, schaute er die Magd an und sagte zu ihr: „Beichte Du zuerst, Du bist heimlich daheim fort und musst wieder gehen."

12. Ein Bauernbursche war nach Imst zu einem Mädel gegangen, aber er wurde ihr untreu und heiratete eine andere. Nach der Verheiratung gieng er einmal zum Fließer Pfarrer beichten, und dieser sagte ihm, obwohl er von der ganzen Liebesgeschichte nichts gewusst hatte, es dürfe ihn nicht reuen, dass er nicht nach Imst gekommen sei.

13. Am Portiuncula-Sonntag, welcher Tag bei dem Volke als Ablasstag in besonders hoher Verehrung steht, predigte der Fließer Pfarrer vom Ablass und fragte auf der Kanzel, ob die Fließer wüssten, wie viele heute den Ablass gewonnen. Ein einziger! Das hörten die Leute freilich nicht gern. Als die Procession im Thale mit dem höchsten Gute umzog, sprach der Pfarrer weiter, kniete auf der Alm droben ein Hirte, schaute hinab und betete, weil er nicht ins Thal gekonnt hatte. Der allein habe es aufrichtig gemeint und den Ablass gewonnen.

14. Ein Weib hatte in schwerer Zeit eine Wallfahrt nach Maria Einsiedeln verlobt, konnte jedoch ihr

Versprechen nicht halten. Einige Zeit später gieng sie zum Fließer Pfarrer beichten. Als sie ihre Sünden gebeichtet hatte, fragte sie der Pfarrer, ob sie nichts vergessen habe. Sie antwortete „Nein". Nun fragte er, ob sie nicht ein unerfülltes Gelübde auf dem Herzen habe. . . . Viele Kranke giengen zum Grabe des Pfarrers, wo noch manche Wunder geschehen.

Auch von einer weltlichen „Betrübten" erzählt man in Fließ. Die Grenze zwischen Gut und Böse ist hier sehr verwischt. Man weiß nicht, ob die innewohnende Kraft Gottes oder des Teufels ist.

15. In Fließ trat eine Betrübte vor eine aufgebahrte Leiche hin und sagte zu ihr: „Jetzt erst bist Du ein Mensch, und früher warst Du ein Vieh."

Zweifelsohne bedeutet dieser Sinnspruch, dass nun mit dem Tode erst das Thierische abgestreift und das Seelische frei werde. Der Glaube an den Hellseher und Betrübten ist noch felsenfest, und auch wir blasierten Städter dürfen noch nicht verächtlich über diese Volksmeinungen die Achseln zucken, so lange diese Gebiete unserem Wissen nicht erschlossen sind, so lange ernste Gelehrte über Suggestion und Hypnose, über Fascination 2c. in einsamer Studierstube arbeiten, so lange der Spiritismus in den Völkergeschichten bis jetzt unumstößliche Thatsachen birgt, so lange derselbe in den größten Städten der Erde mit dem haarsträubensten Blödsinn verbundene Orgien feiert.

Verlassen wir darum ohne das billige Lächeln des überlegenen, aber oft vom naturinnigen Empfinden viel weiter als der Bauer entfernten Städters dieses dunkle Gebiet und gehen wir zu den anderen Sagen von Fließ über.

16. In einem Acker beim Dorfe Fließ grub einmal eine alte Bäuerin Erdäpfel. Da kroch eine Spinne

bei ihr herum. Das Weib sagte im Scherze zu ihr: „Warte nur, wenn Dir einmal etwas fehlt, will ich Dich pflegen." Die Bäuerin gieng nach Hause und dachte nicht weiter an die Spinne. Es vergiengen vierzehn Tage, da kam ein altes kleines Männlein zu ihr ins Haus und sagte: „Jetzt geh mit mir" und erinnerte sie an ihre Worte auf dem Felde. Die Bäuerin erschrak deshalb sehr, musste aber doch gehen. Ihre Angehörigen weinten alle, doch es half kein Klagen. So giengen die beiden mit einander fort und kamen zu einem großen Walde. Da sagte das Zwerglein zu der Bäuerin: „Schau Dir jetzt die Gegend genau an." Von nun an wusste das Weib nichts mehr, bis sie zu einem großen schönen Palast kam. Sie traten ein. In einem Zimmer drinnen lag eine wunderschöne Frau im Wochenbette. Die Bäuerin musste sie volle vierzehn Tage pflegen, hatte aber dabei alles, was sie wollte. Als die Zeit vorüber war, gab ihr das Zwerglein zum Danke einen Sack voll Kohlen und führte sie wieder mit sich. Bald schwand der Frau das Bewusstsein wieder. Als sie in die Gegend kam, welche sie am Hinwege merken musste, erwachte sie wieder und das Zwerglein verließ sie. Sie aber dachte, die Kohlen trage ich nicht mit, leerte das meiste aus und gieng nach Hause. Als sie daheim angekommen war, hatten alle eine große Freude, sie wiederzusehen. Die Frau wollte ihnen nun auch den Lohn zeigen und fand in dem Sacke noch einige Stücke — helles Gold. Nun gieng sie freilich noch einmal an den Platz, an welchem sie die Kohlen verleert hatte, aber umsonst, es war nichts mehr da [1].

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Aus dem Lechthal", Tiroler Landzeitung Nr. 41—43 1896, vgl. S. 197.

17. In Fließ war einmal ein Schuster, der sich mit seiner großen Familie kaum mehr durchbrachte. Da ließ er eines Abends einige halbfertiggemachte Schuhe auf dem Tisch liegen und fand sie am nächsten Morgen zu seinem großen Erstaunen sehr schön und ganz verfertigt. Und so gieng es immerfort, wie viele er abends richtete, so viele waren am Morgen fertig gemacht. Auf diese Weise wurde er in kurzer Zeit ein reicher Mann. Da sagte einmal seine Frau: „Wir wollen auch einmal unseren hilfreichen Zwergen eine Freude machen“ und nähte ihnen fleißig recht schöne Kleidchen. Als sie damit fertig war, legte sie dieselben auf den Tisch und horchte an der Thüre. Die Zwerge besahen die Kleidchen lachten und sagten zu sich selbst:

„Sind wir nicht Knaben zart und fein,
Warum sollen wir noch länger Schuster sein?“

Sie kamen nicht mehr und der Schuster muſste wieder selbst arbeiten.

Der Zug, daſs man Zwerge nicht beschenken = ablohnen darf, ist allgemein [1]). Sie sind die freiwillig, uneigennützig helfende Naturkraft. Mit feiner Satire ist in der Sage der Umwandlungsproceſs, der sich im Menschen bei Erreichung eines höheren Standes vollzieht, behandelt.

18. In Fließ gieng ein Bursche an einem Donnerstag zu seinem Mädel, er merkte zwar wohl, daſs sie ihn gerne forthaben wollte, dachte sich aber, weil ihn der Wunder biſs, „warum? justament bleib ich da“, legte sich auf die Ofenbank und that, als ob er schlafe. Da sagte die Mutter zum Mädel, sie solle einige

---

1) Vgl. Z. 91, 94, 95, 96, 97, 98 u. a.

Tropfen aus dem vor dem Hause stehenden Zuber spritzen, dann werde Regen kommen und der Bursche werde wohl heimgehen. Eben wollte das Mädel das thun, da sprang der Bursche, der alles gehört hatte, auf, rannte vor die Thüre und warf dem Mädchen den ganzen Zuber um. Jetzt kam ein fürchterliches Unwetter an den Bergen heraufgezogen. Das Mädel aber sagte: „Jez wött i grod, Du warst a 'n Oesl" und der Bursche wurde in einen Esel verwandelt. Lange blieb er so. Einmal rieth ihm ein altes Weib, er solle am Heiligblutstag [1]) hinter dem Allerheiligsten gehen und die hingestreuten Blumen auffressen. Er that das und ließ sich, obwohl er mit Steinen beworfen und mit Stöcken geschlagen wurde, nicht vertreiben. Als das letzte Evangelium gelesen war, hatte er wieder die menschliche Gestalt[2]).

19. In Fließ [3]) lebte vor Jahren eine Mutter, welche eine schöne Tochter hatte. In das Mädel verliebte sich ein junger Bursche und besuchte es oft des Abends. Das Mädchen verbot ihm, am Donnerstag zu kommen, deshalb schlich er heimlich ums Haus, um nachzusehen, was da geschehe. Als es dunkel geworden war, kleidete sich das Mädel schön an, gieng in die Küche und nahm dort eine Salbe aus einem Schächtelchen, mit welcher sie sich salbte. Dann ergriff sie ein Stück Holz, stellte sich zum Kamin und sprach: „Oben aus und nirgends an". Nun giengs aufwärts durch den Kamin und das Mädchen war verschwunden. Der Bursche besann sich nicht lange, salbte sich auch und sagte: „Oben aus und überall an". Mit ihm giengs auch wieder durch den Kamin hinauf, doch stieß er

---

[1]) Frohnleichnam.
[2]) Vgl. Z. 756, H. 18. [3]) Z. 717.

überall mit dem Kopfe an, bis er am Dache war. Dann giengs vorwärts, er wusste nicht wie. Plötzlich kam er in einen schönen Palast. Da war es prächtig. Man sah nichts als schöne Mädchen und schöne Burschen. Er erblickte auch bald seine Geliebte, die machte furchtbare Augen auf ihn los. Es wurde getanzt und musiziert. Dem Burschen war aber doch nicht wohl zumuthe unter den Hexen und Teufeln. Es dauerte bis zum Morgen, dann war alles verschwunden. Er war in der Früh allein in einem Weinkeller, weit von seiner Heimat in Komorn. Den Wein aus diesem Keller hatten die Hexen getrunken. Der Bursche wurde vom Wirte gepackt und dieser wollte ihn als Weinschelm dem Gerichte einliefern. Der Geselle erzählte nun dem Wirte, wie es ihm ergangen war, und man entließ ihn endlich ohne Strafe. Nach Wochen kam er wieder in seine Heimat. Dort überlieferte er seine Geliebte dem Gerichte. Sie wurde dann auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

Ein schwerer dunkler Qualm des tiefen Mittelalters schlägt uns aus den Schlusswortten dieser Sage entgegen, die Dummheit musste das fürchterliche Incubusleben erfinden, um den Schrecknissen der unbefriedigten Sehnsucht dämonische Gestalt zu geben, und blühende Menschengeschöpfe und gebrechliche Greise fielen den prasselnden Flammen des Wahns zum Opfer. Unter uns liegt der berühmte Bann- oder Hexenwald, in dem der Böse seine liebesündigen Zusammenkünfte mit den Dorfschönen hielt — ja der Böse tritt als Schöpfer auf, er schafft Incuben und Succuben, er verwandelt die alten in junge, lebensgiere Menschen, er gibt dem Häslichen zwingende Schönheit. Aber die Schönheit des Bösen zerfällt, wenn das Licht herrscht, die Pa-

läste stürzen in Rauch und Flammen zusammen, die Speisen werden zu Unrath, der Spielmannssold — früher blinkendes Gold — verwandelt sich in Fallaub oder Rossmist.

Die Freude, die keine Freude ist, das Liebesreich, welches als Nachäffung des göttlichen Liebesreiches geschaffen wurde, leuchtet aus diesen Sagen mit seinem ganzen unheimlichen Dunkelgefunkel auf.

Steil und rauh geht es nun über die Berglehne, die von Wald bestanden ist, ab, an den in den Bergwiesen klebenden Häusern von Puschlin vorbei. Es brennen die Sohlen vom Wurzel- und Steingetret. Tief drunten liegt Prutz, links starren die Felsenzacken des Kaunserthales auf, gegenüber trotzt die Burg Laudeck. Das Abwärtsstolpern . . . Hopsen möchte ich es am liebsten nennen, scheint kein Ende zu nehmen. Gehen, glaube ich, kann man auf diesem Wege überhaupt nicht. — Endlich! Prutz.

In der Post mundet uns in unserem Bergdurst das Kundlerbier vorzüglich . . . . aber „Na hörn Sie mal, sind Sie ooch da?“ „Will mal 'n Schwabenkopf besteijen.“ Das ist kein Heim für Geister des Tiroler Landes. Wo Preußen sind, da reißen sie aus.

Gehn wir also noch zum Zangerle Peater und zu der Peaterin. Der Peater liegt auf der Ofenbank und „röcht.“ Die Peaterin bringt uns Wein — der Peater macht noch ein paar tüchtige Rauchzüge, thut uns Bescheid und erzählt:

20. Im Schlosse zu Prutz hat einmal ein Knecht gelebt, dem zur Mitternacht eine Stimme zurief, er solle um Zwölfuhrschlagen ins Kaunserschloss Bärneck gehen. Es werde ein feuriger Hund ihm entgegen-

springen, der einen Schlüssel im Maul trage. Den Schlüssel solle er dem Hunde herausschlagen, dann werde er reiche Schätze erhalten. Zweimal hatte er es versucht, war jedoch aus Angst wieder davongelaufen. Das Drittemal konnte er nicht wieder zurück. Um und um das ganze Thal war Glut und Feuer, die Berge braunten. Der feurige Hund kämpfte mit dem Knecht, dem es endlich gelang, den Schlüssel herauszuschlagen. Da verschwand Hund und Glut und vor dem Knecht stand der erlöste, schneeweiße Geist, ein einstiger Herr der Zwingburg, dessen Seele der Teufel bewacht hatte. Zum Danke zeigte ihm der Geist die reichen vergrabenen Schätze, die er sich heben konnte. [1])

Diese Sage unterscheidet sich von den andern durch ihre ungemeine Anschaulichkeit, durch ihr Darstellungsbestreben des Großartigen „Die Berge braunten" . . . Umgeben von der Waburlohe stand am Hinderberge die Burg, in welcher Wodans Schildmaid Brunhilde schlief — durch die Flammen kämpfte sich Sigurd durch — wie der kühne Prinz durch das Dornengestrüpp zum schlafenden Dornröschen. Meistens fallen die Schatzhebungen vergeblich aus. Das Kaunserschloss Bärneck ist ungemein reich an derlei Sagen. Wir werden noch darauf zurück kommen.[2])

Jetzt aber heißt's genug der Rast, denn ich will heut noch nach Fendels hinauf. Auf dem Weg nach Fendels aber stehen die Geister an den Kreuzen und hinter den Bäumen, und wer weiß, ob uns keiner begegnet, denn es hat schon betgeläutet.

---

[1]) Vgl. Z. 527. 540 2c.
[2]) Nr. 146—157.

Gleich außer dem Dorfe, an der Landstraße Prutz-Ried steht ein Kreuz. Bei diesem Kreuze geistet ein Weib ohne Kopf. Auch ein Feuerputz ist da.

21. Einem Bettler hatte geträumt, er solle beichten und communicieren und den Putz erlösen, dann bekomme er viel Geld. Der gleiche Traum erschien ihm drei Nächte hinter einander. Er folgte nun der Eingebung, beichtete und communicierte und gieng um zwölf Uhr Mitternacht durch die Felder ein. Da kam ein großer Feuerputz auf ihn los. Der Bettler fürchtete sich und sprang davon.

22. Ein anderer Bettler sah einen feurigen Hund mit drei goldenen Schlüsseln im Maul vom Kreuz her auf sich zulaufen. Als der Hund vorüber war, hörte der Bettler laut weinen. Am nächsten Tage fragte er deshalb einen Geistlichen. Der sagte, er hätte eine Latte aus dem Zaune brechen und dem Hund damit die Schlüssel aus dem Maule schlagen sollen. Dann hätte er den Geist erlöst.

Links zweigt in die Höhe führend nun ein Weg ab, der bald in einen muhrdurchfurchten, schütteren Lärchwald einmündet. Dunkel senkt sich von der Höhe nieder, nistet sich in die Aeste und kriecht am Boden hin. Noch ist der Mond nicht auf.

Links vom Wege kommt eine Lichtung, eine Steilwiese, welche bis hinab zur Straße sich erstreckt.

23. Einmal gieng ein Bauer in der Nacht von Prutz nach Fendels. Auf einmal gesellte sich ein Putz zu ihm und begleitete ihn. An der Seite, auf welcher der Putz gegangen war, bekam der Bauer Rufen [1]).

---

[1]) Vgl. Nr. 47, 110.

24. Auf demselben Wege passierte einem andern Folgendes. Er sah eine Ziege am Wege liegen, von der er glaubte, dass sie die seinige sei. Sie hinkte und deshalb trug er sie mit sich. Als er in Fendels angekommen war und im Stalle nachschaute, sah er dort seine Ziege wohlbehalten stehn. Die Ziege aber, die er mitgenommen hatte, hatte Nussschalen an den Füßen und war der Unterländer.[1]) Er musste ihn wieder zurücktragen, bis an den Ort, wo er ihn gefunden hatte.

Man tritt aus dem Walde. Links und rechts sind mit müden, saftlosen Grasbüscheln bewachsene Steilhänge, Tropfsteinfelsen, reichhaltig an Salpeter und Gyps. Der Weg wird immer holperiger und steiler, bis er zur Kapelle führt. Darüber beginnen die ersten Felder von Fendels. Weiter oben, am Mühlenstein, haust, wie beim Kapelle, ein Putz. Unter Kirschbäumen durch führt der Weg nach Fendels, das wir in einer Viertelstunde erreichen. „Von der Stirne heiß ꝛc."

Steuern wir durch die untere Gasse dem Gasthaus zu. Vielleicht sitzt da ein Rudel Bauern und trinkt Schnaps . . . Schnaps ist das Hauptgetränk da oben — und vielleicht ist einer drunter, der was zu erzählen weiß.

Richtig, die ganze Stube voll dicken Rauchs. Trübes Licht brennt und die Schnapsglasln stehn herum. Schnaps ist das bevorzugte Getränk, weil es das billigste ist. Bei den Fendler Bauern brauche ich nicht viel Umstände zu machen, die wissen schon, was ich von ihnen will.

---

[1]) Der Teufel (inferior.), daher auch das Hinken.

„Wie, zohlst an Pudel, noar derzöhl ig Dir a G'schicht."

25. Ein Bauer hackte bei der Fendler Säge Holz und brachte einen großen Klotz nicht auseinander, so sehr er sich auch abmühte. Auf einmal kam aus dem Sagenwald [1]) das wilde Mannl, das auf und auf voll Haar war, und wollte [2]) den Stock auseinander reißen. Als er die Hände in der Spalte hatte, zog der Bauer die Hacke heraus und klemmte das wilde Mannl ein.

Diese Uebertölpelung plumper Gewalt durch List — in ihren Grundzügen der Riesensage jedes Volkes angehörig, somit dem Naturmythus — findet sich für Tirol häufig in der Fassung „Klemmen" [3])

26. Das gleiche that ein Fendlerbauer einem wilden Weibe, dann lief er davon. Aber auf das Schreien des Weibes kam das wilde Mannl daher, erfragte, wer ihr das angethan hatte, und lief nun dem Bauern nach und schrie:

„Harr', Harr'! Hin bist doch!"

Das Mannl erwischte den Bauern und zerriss ihn. Die Wiese, in der das geschah, heißt heute noch: Harretse.

Das Gleiche mit einer an die Odysseus-Polyphem-Sage erinnernden Uebertölpelung des wilden Mannes erzählt Zingerle in seiner „Saltthon"-Sage [4]).

Aber nicht immer sind die wilden Männer böse. Sie wissen das Wetter und verkünden es zum Nutzen

---

[1]) Von Säge (nicht Sage).
[2]) Verstümmelt; muss heißen: der Bauer bat ihn . . .
[3]) Z. 178 a, 192 a, c.
[4]) Z. 218.

des Ackerbaues und der Viehzucht. Sie ertheilen diesbezüglich den Bauern Rathschläge und sind erzürnt, wenn man sie nicht befolgt. Eine solche Sage fand ich in Obernberg. Auch Zingerle verzeichnet derlei [1]). Mit der Witterung sind sie als Naturgewalten eng verbunden und stehen sogar oft im Gegensatze zu unserer Naturauffassung. So erzählt Zingerle [2]) von einem Langtauferer Wildmann, welcher bei schlechtem Wetter lustig und guter Dinge war, während er bei Sonnenschein sich tief verhüllte und weinte. Es ist — bei dieser sonst wohlthätigen Gestalt — nicht anzunehmen, dass sie als Theilnehmer des bösen Principes unserer Naturanschauung entgegenstehe. Ich halte die Sage für verstümmelt und führe zur Klarlegung dieses „seltsamen Kauzes" folgende Fendler Erzählung an:

27. Ein Bauer hatte weit fort einen Pillen [3]), in dem er Schafe hielt. So oft er hiengieng, sie zu hüten, fand er einen wilden Mann, der es that. Da sagte er zu ihm, er werde nimmer kommen, wenn ihm das Mannl hüte. Der Wilde versprach, die Hut zu übernehmen, wenn schönes Wetter sei. Bei schlechtem aber müsse es der Bauer selber thun. Einmal regnete es recht, deshalb gieng der Bauer hin, um den Wilden abzulösen, doch dieser hütete trotz des schlechten Wetters. Ein andermal gieng der Wind. Der Bauer dachte sich: Hat er beim Regen gehütet, wird ers beim Wind auch thun. Als er aber nach wenigen windigen Tagen hinkam, fand er die Sugl [4]) im Pillen einge-

---

[1]) Z. 100 ff.
[2]) Z. 186.
[3]) Heustadel.
[4]) Jungschaf.

sperrt und halb verhungert. Am nächsten schönen Tage nun gieng der Bauer auch wieder hin und fragte den wilden Mann, warum er beim Regen gehütet habe und beim Wind nicht. Das wilde Mannl aber sagte: „Regen ist kein schlechtes Wetter“.

Jedenfalls ist hiemit die befruchtende Kraft des Wassers — man denke an das Symbol der Fruchtbarkeit bei Indern und Germanen: die (Wolken) Kuh — dem engen Denken der Menschen gegenübergestellt. Wir haben auch einen deutschen Volksschwank, wie Petrus wollte Herrgott sein und Wetter machen, welcher auf einer Witterungsbelehrung beruht. Auf eine solche Naturdeutung möchte ich auch Zingerles Sage beziehen, wenn auch die Traurigkeit bei Sonnenschein wo anders hergenommen ist. Sie gehört dem Schwarzalben zu, der sich mit dem wohlthätigen Lichtalben vermischt.

28. In einer Gemeinde brauchte man einen Geißer. Da kam ein wildes Bübel, das trieb die Ziegen aus und hütete sie gut. Es that also kein Geißer mehr noth. Als es Herbst geworden war, wollten die Bauern das Bübel belohnen und schenkten ihm einen schönen rothen Rock. Es sollte aber eine zeitlang hüten, jedoch das Bübel schrie: „Weil ich ein roth Röcklein hab', hüt ich nimmer Geiß.“

Die spätere Sage legt in diese wie in andere Erzählungen der nicht belohnt sein wollenden Elben [1]) einen moralisierenden Zug hinein, dass nämlich der Stolz das Dienen beende, welcher Zug die freiwillige Naturkraft, andererseits aber auch die Bedeutung der

---

[1]) Z. 91, 94, 95, 96, 97, 98.

Zauberfarbe roth, die von den Zwergen und Hexen getragen oder gewünscht wird [1]), entstellt.

29. Im Bauernhof Zinggen zu Fendels hielt sich im Stalle ein wilder Mann vor alter Zeit auf. Er besorgte das Vieh gut und reinlich, man sah ihn fast nie. Das Essen stellte man ihm in den Stall. Man hörte ihn auch zu Zeiten sehr schön singen und lachen, aber er war ganz wild und konnte nicht bei Menschen sein. Wenn er nichts zu thun hatte, gieng er in die Bärfallfelsen, wo er sich eine Höhle gemacht hatte. Aus Dankbarkeit machte der Bauer dem Wilden ein schönes Kleid und legte es in den Stall. Der Wilde hatte früher immer zerlumpte Kleider angehabt. An der Stallthüre hörte nun der Bauer den Wildmann sagen:

„Ich schöne Kleider trag,
Ich nimmer arbeiten mag."

Man sah ihn dem Walde zueilen. Er kam nimmer zurück.

30. Oft kamen aus dem Walde zu Fendels ganze Ketten wilder Männer die sich an den Händen hielten und nicht ließen.

31. Es holzten einige Bauern in der „Moas". Einer davon saß allein abseits. Später fragte diesen ein anderer, wer denn früher bei ihm gesessen sei. Der erstere wuſste von nichts. Der andere erzählte ihm, er habe ein rothes Zwerglein neben ihm sitzen sehen [2]).

Im Kaunserthal werden wir das rothe Zwerglein wieder finden, es ist daher am Platze, hier über die Zwergenkleidung einiges einzufügen.

---

[1]) Vgl. Nr. 17.
[2]) Vgl. Z. 97, 127, 131.

„Roth ist die Leibfarbe der Zwerge". In vielen Sagen erhalten die hilfsbereiten Zwerge rothe Röcklein zum Lohne oder wünschen sich solche. Dann verschwinden sie, weil sie eitel werden und nicht mehr arbeiten wollen, oder sie werden traurig, weil man sie für so eigennützig ansieht, dass man ihre Freundschaft bezahlt. Das Roth spielt in der Volkssage eine große Rolle. So haftet es dem Dämonischen häufig an. Es mag wohl das Symbol des Erdfeuers sein, zumal die Zwerge mit diesem in Verbindung kommen und rothbestrahlt vom Sprühschein mit Blasbalg und Zangen am Herde stehn und aus rothem Golde Ringelein mit Zauberkraft schmieden.

Das rothe Gold findet sich in allen Schatzsagen, dem Sterblichen erscheint es oft als glühende Kohle; hier sehen wir wieder das Erdfeuer glimmen. Ein Schatz blüht, heißt es dann. Oft schenken die Zwerge Kohlen, die sich in eitel Gold wandeln. Während früher die Zwerge zumeist der rothgekleideten, erdfeuernahen Schmiedezunft angehörten, haben diese heute die mannigfachsten Beschäftigungen. Darum finden wir nicht bloß die rothe Zunftfarbe, sondern auch graue, braune, blaue, grüne Zwerge. Ueberhaupt ist die rothe Farbe im Volke gefürchtet. Sie geht zurück auf den Feuerbart des Thor. Leute mit rothen Haaren oder rothem Halse sind gefürchtet. Konrad schreibt: „auf Donar . . . hinweisend ist die Erscheinung des Teufels mit Feueraugen und einer rothen Hahnenfeder auf dem Hute . . . Die rothe Farbe überhaupt ist mit dem Blitz verwandt . . ." Die Hexen haben rothe Strümpfe an. Verhexte Milch wird roth. Wenn einer ein Rothschwänzchen tödtet, brennt sein Haus nieder oder es färbt sich Milch

und Wasser blutig. Hier haben wir den Hinweis auf Feuer und Mord. Das Feuer bleibt dem Menschen stets das fremdeste Element, deshalb auch das furchtbarste. Die Hostie, welche der Wiesjaggl sieht, wird roth.

Soviel über die dämonische Auffassung des Roth.

32. Der Blutschink hat einen runden Fuß mit 99 Zehen, man hört ihn heute noch schreien. Er hat in eine Kraftwurzel gebissen und war deshalb so stark, daſs er Bäume ausriſs wie Hanf. Im Lechthale heißt es: „Der Blutschink ist in den Flüssen.“ Zingerle bemerkt: „Will man ein Kind vor dem Spielen an den Gewässern warnen,“ so sagt man: „Wart' es steigt der Blutschink herauf und holt Dich.“

Mehr über diese seltsame, meines Glaubens elbische Gestalt konnte ich nicht auftreiben. Es liegt die Vermuthung nahe, daſs es ein Verwandter zu dem Kinder holenden deutschen Wassermanne ist.

Auch Hexen und Hexenmeister gibts in Fendels, davon weiß der Kirschnerbauer, der ehrsame Kirchprobst, zu erzählen, der auch am Tische sitzt. Seine Vorfahren hatten viel darunter zu leiden.

33. Beim Kirschnerhause fuhren die Hexen alle Donnerstage in einem großen Zuge mit Musik vorbei. So wild war die Fahrt, daſs es fast die Mauern eindrückte. Dem Hexenbühel [1]) jagten sie zu. Dort sah man oft ein herrliches Hexenschloſs stehen. An Donnerstagnächten wars hell erleuchtet und weithin hörte man Musik und Tanz schallen. Dem Kirschnerbauern wurde die G'schicht zu dumm, er machte auf seinen Hausgiebel ein Holzkreuz und seitdem nimmt die Fahrt einen anderen Weg.

---

[1]) Z. Br. Seite 7.

34. Einem Bauern starben seit einiger Zeit alle Schweine. Da wurde es ihm endlich zu arg und er kaufte noch eines. Das sei aber das letzte, beschwor er bei sich selber. Ein anderer Bauer rieth ihm, das Schwein, wenn es wieder schlecht werde, in einen brennenden Gratzenhaufen zu stoßen. So that der Bauer. Auf einmal sah er sein Schwein nicht mehr, doch in der Ferne lief eines. Das war das seinige, welches — jetzt vollständig gesund — verhext gewesen war. Das Feuer hatte die Hexe vertrieben.

35. Variante: Einem Weibe wurden alle Kälber hin . . . Grammelfeuer . . . da kam die Hexe zu ihr. Das Weib durfte aber nichts aussagen.[1])

36. Ein Bursch, der beim Militär sehr an Heimweh litt, erhielt Urlaub und kam auf eine Alm. Dort traf er einen Senner, welcher einen glühenden eisernen Kolben in den Treibkübel stieß mit den Worten: „Jetzt wirds die Hex wohl verbrennen.“ Am nächsten Tage kam er in ein Haus zum Heimgart und fragte dort, wie es gehe. Alles war gesund, nur ein altes Weiblein hatte sich verbrannt. Der Kolben war geweiht gewesen und hatte die Hexe getroffen.[2])

Bei wettermachenden Hexen kann man in Wolken schießen oder Messer hineinwerfen, so wird die Hexe getroffen.[3])

37. Ein Bauer stach, während mehrere zusahen, ein Kitz ab. Es rann aber kein Blut und er konnte das Thier nicht umbringen. Er merkte nun, dass eine Hexe die Hand im Spiele habe und schlug in

---

1) Siehe Nr. 80.

2) Z. N. 753, 754.

3) Renk: Aus dem Lechthal. Tiroler Landzeitung Nr. 41—43.

hellem Zorn mit der Hacke auf das Rad eines Wagens, der daneben stand. Aus dem Rade fiel eine Speiche. Zugleich fiel ein Weib um und hatte einen Fuß ab. Das war die Hexe.

Das gleiche Mittel hilft besonders, wenn eine Hexe einen Wagen aufhält. Dafür fand ich in Mieming einen Sagenbeweis. Meistens genügt aber in diesem Falle ein tüchtiger Fluch auch.[1])

38. Zwei Burschen waren nach Frankreich in die Fremde gezogen und bei einem Weibe einquartiert. Da kam gerade die Zeit, da in der Heimat der Kirchtag gefeiert wurde. Auch sie wären gerne daheim gewesen und sagten es der Alten. Dieser mussten sie etwas geben. Darauf führte sie die Hexe vor die Thür und hieß sie, sich rücklings auf zwei Böcke zu setzen. Bald waren sie daheim, aber zur bestimmten Zeit mussten sie wieder zurückkehren.

Bei Hauser[2]) fliegen die Beiden in einer Truhe durch die Luft. Die weltewige Bewegungssehnsucht des Menschen, die in Fausts Zaubermantel, seinen Hahnenwägen, seinen Geisterrossen, seinen Luftschlitten und fliegenden Leitern ihren Sagenausdruck fand, sehen wir hier wieder; ewig wird dieser Schrei nach Ueberwindung von Ort und Zeit die Menschenbrust durchgellen, wenn auch heute Eisenbahnen die Erde durchrasseln, Dampfschiffe das Meer durchqueren, Telegraphentöne die Luft durchsausen, Feuerzeichen weithin flammen; wenn auch heute der Denker über Luftschiffproblemen grübelt — ewig wird dieser Aufschrei gellen und das schlichtinnige Lied: „Wenn ich ein

[1]) Z. 791. Conrad „B. f. T. u. V." Sept. 1896, Renk wie oben.

[2]) Hauser 18. Renk a. a. O.

Vöglein wär und auch zwei Flüglein hätt!" wird zum verzweifelnden Ausdruck unstillbarer Prometheussehnsucht.

Das Geschlecht der Hexenmeister ist weniger zahlreich, als das ihrer weiblichen Gefährten. Dafür zeigen die Zauberer mehr Tendenz, Sagenkreise um ihre Person zu bilden. Ich erinnere an Wiesjaggl, Reck, Schwarzbarber, Schnanner Draher, Theophrastus und viele andere, denen die Galmügger Stase und wenige unbekanntere gegenüberstehen. Auch in Fendels weiß man Geschichten von Hexenmeistern:

39. Zwei Knechte holzten in der Brandlmais, als auf der Straße nach Ried ein Fuhrmann mit einem Weinfaß vorbeifuhr. Der eine Knecht war durstig und sagte: „Wenn ich nur den Wein hätte." Der andere entgegnete: „Das kannst haben." Der Fuhrmann hörte die Reden. Niemand war an den Wagen gekommen — aber das Faß war leer, als der Fuhrmann in Ried nachsah. Wäre St. Johannissegen im Wein gewesen, so hätten Zauberer und Hexen keine Gewalt darüber gehabt.

Bei Hauser schlägt ein Holzer — welcher Zug in unserer Sage vom Erzähler vergessen scheint — Milch aus Bäumen [1]), welche den Eutern der jenseits des Thales weidenden Versinger Kühe entnommen war.

40. Lechthaler Fuhrleute sahen in Forchach um Mitternacht eine Hexe aus dem Thürnagel heraus im Stalle Milch melken. Die Milch war einer fremden Kuh abgemolken.

41. Ein Bursche hatte einen recht weiten Weg zu seinem Dianl zu gehen. So kam er dann oft ganz

[1]) Hauser 11.

müd und abgearbeitet vom Felde heim und hatte keine Lust mehr den weiten Weg zum Mädel zu machen. Das Dianl nahm ihm aber das recht übel. Einmal kam ein Bettelmann ins Haus, der mehr wusste als andere Leute, und dieser rieth dem Burschen, er möge nur die Schuhe ans Ofengestäng hängen. Da fiengen die Schuhe an zu glanggeln. Der Bursche blieb zu Hause und zum Mädel kam einer in seiner Gestalt.

Da rasselt die Uhr die Mitternacht herab in langen ängstlichen Schlägen. Jetzt war die Stunde gekommen für das Entsetzliche im Menschen, für das Todesbewusstsein. Mit heiliger Furcht steht heute noch das Volk dem Räthsel des Todes gegenüber, noch immer kann es nicht verstehn, dass keine Bindungen mehr sind zwischen der kalten Leiche und dem angstklopfenden Leben. Die Todesanmeldungen und Todtengeschichten, die Fürweilungen und Büßungen sind dem Volke heilig, selbst die Aufgeklärtesten lassen sich diesen Glauben nicht rauben.

42. In einem Stadel bei Fendels sah einer ein Weib springen. Er kam gerade aus dem Wirtshaus und glaubte, sie habe gehorcht. Deshalb wollte er sie fangen und ihr das austreiben. Er lief, um sie nicht entkommen zu lassen, mit ausgebreiteten Armen. Endlich erfasste er sie, da hielt er einen Aschensack in den Händen. Die junge Dirn starb bald, er selbst wurde krank und bekam einen Ausschlag.[1])

„Et in pulverem reverteris“ ist das Wort, das uns hier mit seiner trostlosesten Wahrheit zutönt.

44. Bei einem Dorfkünstler, der die Grabtafeln

---

[1]) Vgl. Nr. 23.

bemalte, rumpelte es jedesmal im Malkasten, we
ein Todfall bevorstand.

45. Ein Bauer gieng um 12 Uhr nachts du
das Dorf. Da begegnete ihm der Pfarrer und d
Meßner auf dem Versehgange. Sie giengen bis zu
Zaun bei einem Hause. Dort blieb der Meßn
stehen und that zwei „Klenker" mit dem Glöcklei
Am nächsten Tage fragte diesen Bauern, da man a
gemein wusste, dass er viele Vorweilungen habe, d
Besitzer des Hauses, ob seine Ahnl sterben werde. „
dem ist's noch nicht", sagte der Gefragte „aber pa
auf, versehen wird sie. Beim Zaun bleibt d
Meßner stehen und läutet zweimal." Und genau
ist es geschehen.

46. Eine Fendlerin hörte immer Särge zunagel
wenn jemand starb. [1])

47. Ein Bauer, der von der Jagd herkam, s
beim „Kappele" ein Licht und eines bei dem Spritze
hause daneben. Das Licht gieng vom Kappele a
wärts. Der Bauer sah auch etwas Weißes trag
und hörte murmeln, verstand aber nichts. Am nächst
Tage erzählte er es und zog dann bald in d
Steiermark auf Verdienst [2]). Dorthin erhielt er ein
Brief: Beim Kappele habe man einen Todten z'nach
gefunden. Die Buben hatten keine Bahre, nur e
Leintuch und trugen die Leiche ganz nieder. Au
ein zweites Licht war mit, welches beim Spritze
hause stand.

48. Ein zwölfjähriger Bube sah vor einem Hau
viele Leute stehen und sah, wie der Geistliche ein Tu

---

[1]) Z. Nr. 46.
[2]) Viele Burschen ziehen heute noch nach Eisenerz.

über eine Leiche deckte. Bald darauf starb die Bäuerin des Hauses.

Auffallend bei den Fürweilungen ist die minutiöse Schilderung charakteristischer Einzelheiten, was auf den innigen Glauben an diese Erlebnisse zurückgeht. Das läßt sich der Bauer nicht nehmen, man mag seine Teufel und Hexen verlächeln, aber seine Verbindung mit den Todten taste man nicht an. Sogar das Thier stellt dem nach dem Tode orakelnden Bauern in vielen Vorzeichen, als Hundeheulen, Uhuschreien, ferner auch redend die Verbindung mit dem Transcendenten her.

49. Ein Stier sagte in der hl. Nacht zum andern: „Heuer muss ich den Bauer ins Grab ziehen.“ Der Bauer hat es gehört und starb im selben Jahre.

Nun aber mischt sich die Wirtin drein, „wir sollen einmal aufhören, nit dass man die ganze Nacht nicht schlafen kann.“

Und es ist auch genug. Denn morgen heißt es mit der Sonne auf und bergzu gegangen. Die Schuh schmieren und nicht putzen ist mein letzter Auftrag und ich tappe in die Oberstube, wo ich bald ins Bett versinke und morgen gewiss kaum zum wecken bin.

Bergfahrt.

Blassklar steht die Mondscheibe nahe an den Bergrändern, die letzten Sterne tauchen zurück in den erblassenden Raum und dort, wo die Berge dunkel sind und scharf hervortretende Kanten haben, zuckt ein fahlgelber Schein, die Sonne verkündend.

Kalt streicht die Morgenluft in die getäfelte Kammer des Dorfwirtshauses. Bald bin ich angezogen, eine Schale Milch gibt mir Kraft und ich trete hinaus in

den herben, klaren Morgen. An den Wiesen am Boden ziehen leichte Nebelfasern, zwischen Zäunen empor führt der Weg in den Wald, der erwartungsvoll dem Tag entgegenträumt. Herbe Lüfte, herbe Düfte ruhen um mich. Tief herauf klingt Herdengeläut, jetzt ziehen die Kühe aus.

Alle Formen verwischender grauvioletter Dunst umzieht die Ostberge, über deren Gipfeln das Gelb immer brünstiger wird und die Schatten weiter verrückt. Verrätherisch zuckt es da und dort über den Himmel — da an einem Abendberge zuhöchst steht ein vom Wetter abgefahltes Holzkreuz. Wie Silber glänzt es auf einmal auf — und goldklar sprudelt das Licht über die Hänge und schießt blitzend über die Felsenzacken, forscht in die Gründe und bohrt sich in die Risse. Da auf einmal: Verklärt ist über mir das lichte feingegliederte Grün einer Hochwaldlärche und ein goldener Sonnenstrahl rieselt durch das Gezweig. Lichter springen von Ast zu Ast und flackern am rothen, rindenrissigen Stamme auf und strömen aufs Moos herab.

Ich bin in der Sonne!

Am Burgschrofen (1614 m), einem schönen Aussichtspunkte vorbei, führt der Weg inmitten eines meist dichten Steilwaldes, der manchmal von Muhrrunsen unterbrochen ist, in mäßiger Steigung um, die Bergecke. Eine solche Muhrrunse ist das Rufenal-Eck.

50. Am Rufenal-Eck juchzte es einmal laut, so daß der Hirte Antwort gab. Der Hirte war im „Wiesele". Obwohl eine große Strecke zwischen dem Rufenal-Eck und Wiesele ist, juchzte es auf seine Antwort hin ganz in seiner Nähe. Nun sah der Hirt

dass es etwas Unrechtes sei, und lief, was er konnte. Man hört den Putz oft juchzen.

51. Ihn hörte man auch droben in der Fendler Ochsenhütte, die über dem Eck liegt. Dort hüteten zwei. Eines Tages muste der eine nach Landeck zum Markt fahren. Er schickte deshalb sein Weib zum Hüten und versprach, vor Abend zurückzukommen. Aber es wurde dunkler und dunkler — er kam nicht. Deshalb wollte das Weib abwärts gehen. Da hörten Hirt und Hirtin auf einmal tief im Thal einen Juchezer und antworteten darauf. Jetzt war das Juchzen schon ganz nahe. Nun wussten sie, wie sie daran seien, und liefen mitsammen heim. In der Nacht schneite es bis ins Dorf Fendels herab, so dass man am Morgen abtreiben muiste. [1] [2] [3]

Wandern wir weiter durch den Wald ein, den der Sommermorgen durchsprüht. Die Waldung wird lichter. Auf einem hellgrünen, ebenen Wiesenfleck steht die einst stattliche Kirche Wiesele, welche der große Reformator Joseph II. im Jahre 1789 auf angelegentliches Betreiben des Rieder Vorstehers Gerold aufhob. Soweit berichtet die Geschichte, deren verfallender Beweis in hohem Mauerwerk mit Fensterbögen, übergrünt von Fichten, vor uns steht.

Die Sage weiß weiter:

52. Am Tage vor der Aufhebung der Kirche gieng ein Bauer von Fendels durch den Wald ein, dem Wiesele zu. Heraus aber ritt hoch zu Ross der Vorsteher Gerold. Demüthig grüßte der Bauer, doch der

[1]) Vgl. Z. Br. 127 (1139).
[2]) Hauser 66.
[3]) Schnee. Siehe Nr. 109.

Pfleger [1]) dankte nicht für den Gruß. Als der Bauer später aus dem Walde heimkehrte, hörte er in Ried das Zügenglöckl läuten, als ob ein Vornehmer gestorben sei. Er erfuhr, dass der Vorsteher zu derselben Stunde, als ihm der Reiter begegnete, zu Ried drunten verstorben sei.

Und nun ist's Ruine. Die Fichte weht statt der Kirchenfahne. Die Vögel singen statt der düstern Mönche, Wildrosen brennen wie Kerzen, an den Altären opfert die Einsamkeit . . . .

Das Gold ist lange vermodert,
Wir ehren die Trümmer nicht;
Hoch ob der Zerfallnis lodert
Das urweltewige Licht.

Durch Almenrosenraine geht es aufwärts zum Mathonkopf (2471 m), Ochsenkopf genannt. Die Thalaussicht ist gut, doch wir wollen uns dabei nicht aufhalten. Die Hänge gegen Fendels zu sind wiesig und Brunellen bedecken sie. An einer verborgenen Stelle habe ich Edelweiß angepflanzt, das auch wohl gedeiht. Aber wo, sage ich noch nicht.

Schon früher hörten wir von der Ochsenhütte, die etwas tiefer liegt, eine Sage, der ich jetzt eine zweite zufüge.

53. Es war einmal da ein Senner, welcher zuviel Vieh aufgetrieben hatte und für diesen Frevel allen Sennern hüten helfen muss. So hat er einem einen ganzen Sommer lang das Vieh gehütet. Als die Zeit des Abfahrens gekommen war, trieb er ihm auch noch ab bis fast zum Dorfe. Da fragte der Putz, ob er

---

[1]) Es ist wohl an einen Pfleger, nicht an einen Vorsteher zu denken. Der Ausdruck Pfleger findet sich in meiner Ueberlieferung.

jetzt gehen dürfe. Der Senner antwortete: „Geh nur", und der Putz begann überlaut zu weinen, so dass es den Hüter erbarmte. Darum fragte er ihn, warum er so heule. Der Putz antwortete, wenn er Vergeltsgott gesagt hätte, wäre er erlöst gewesen.

Die Moral des Sprichwortes: „Ein gutes Wort, findet ein gutes Ort" ist gerade durch das „Vergelts Gott" und „Helfgott-Sagen" in vielen Sagen vertreten [1]).

Ueber den Grat empor gehts dem rothen Schrofen (Mittagskopf 2620 m) zu, welcher in den Karten [2]) an falscher Stelle eingezeichnet ist. Der erste Hauptgipfel des Stockes ist der — durch einen bis ins Innthal sehbaren „rothen Schrofen" gekennzeichnete: Rothe Schrofen. Der zweite (G. K.: Rother Schrofen) ist das Wetterkreuz (2705 m), durch ein Kreuz bezeichnet.

In der Tiefe liegt die Alpe Langezberg auf der Kaunserthaler Seite. Eine Galtalm jetzt. Aber einst!

54. Früher war Langezberg eine Kuhalm, doch es waren so viel Würmer [3]) dort, dass man ganze Ringe in der Milch liegen sah. Als man die Kuhalm aufhob und eine Kälberhütte daraus machte, verschwanden sie.

55. Von den Schlangen ist im Kaunserthal noch eine Sage zu finden. Ein Seitenthal führt den Namen Wurmthal, weil vor Zeiten sehr viele Würmer dort waren. Einst aber kam ein Mann ins Thal,

---

[1]) Vgl. Renk; Aus dem Lechthal.

[2]) Wo nichts eigens bemerkt ist, sind die Höhenangaben nach der Simon'schen Karte. Im andern Falle ist G. K. (Generalstabskarte) eingeklammert.

[3]) Schlangen.

der mehr konnte, als Birnen sieden, der zündete ein großes Feuer an und warf ein Pulver hinein. Da kamen aus allen Schlüffen und Ecken die Würmer hervor und krochen ins Feuer. Zuletzt kam der größte mit einer goldenen Krone auf dem Kopf und schoss pfeilschnell in die Mitte der Flammen[1]).

56. In Langezberg ists im Treibkübel nicht richtig Einmal spotteten zwei Bauern über den Spuk, liefen aber schnell davon, weil eine Sennerin im Treibkübel war.

Wir haben nach einstündiger Gratwanderung das blockumlagerte, sonnenumsprühte Wetterkreuz erreicht. Ein prächtiger Bergkranz umgibt uns, insbesondere der Firnreif der Oetzthalergruppe leuchtet im Sonnenscheine auf. Beschreiben! Die Feder weilt . . . Man muss schauen. schauen . . . schreiben, reden wäre eine Sünde wider den heiligen Geist der Schönheit.

Südlich senkt sich der Grat, um dann über Platten und prallem Geschröf wildwirr mit gigantesken Formen zum Sealenkopf[2]) (G. K. Gamskopf 2878 m) sich zu erheben. Der Grat vom Sattel zur Spitze ist nur mit zwei Umgehungen möglich und sehr schwer. Darum gehen wir den speikbewachsenen Anrainen nach auf der Innthalseite abwärts und unter die Sealenwände hin zur „Sealenpüze“[3]) und Sealengande[4]). Wir haben es aber nicht mit (armen) Seelen zu thun, die im Fegefeuer büßen, sondern mit „Sealen“ (kleine Seen), deren letzter die Sealenpütze ist. Auch auf der

---

[1]) Die Sage ist zweifelsohne verstümmelt. Ihre vollständige Form brachte ich in „Aus dem Lechthal“.
[2]) Ich wähle stets die volksbekannten Bezeichnungen.
[3]) Seelenpfütze.
[4]) Seelen-Bergsturz.

Kaunserthaler Seite finden sich solche, daher hat der Berg den Namen. Es geht daher nicht an — wie mir ein Norddeutscher sagte, den Namen in — Geisterspitze zu verwandeln [1]).

In der Sealenpütze tummelt sich der Quaterpeatsch (gelbbauchiger Salamander). Ob der Name von quadrupes oder quadrupiscis (vierfüßiger Fisch) — eine dem Volksdenken entsprechende Auffassung — herstammt, überlasse ich den Philologen zu entscheiden.

57. Bei den Sealen in Fendels, wo jetzt das „rauche Gschröf" ist, soll einst eine reiche fruchtbare Alm gestanden haben. Zwei Senner waren darin, welche 8 Kühe versorgten. Diese gaben so viel Milch, dass die Senner auf Flößen drin herumfahren mussten, um den Rahm abzuschöpfen. Drum wurden die Senner übermüthig und gottlos. Sie schimpften auf geistlich und weltlich, sie wuschen die Rinder mit Milch und „watscheleten" [2]) mit Butterkugeln. Am „Maria Kräutelabend" [3]) sagte der Hirtenbub, der noch gottesfürchtig war, er werde morgen kirchengehen. Da fluchten die Senner und verboten es ihm. Am nächsten Tage trieb der Bub das Vieh unter die Alm, weil die Hochweiden schon abgeweidet waren, und ließ es stehen, um in die Kirche zu kommen am hochheiligen Tag. Währenddessen kartelten und fluchten die Senner. Da zog ein pechschwarzes Wetter auf, dass der Berg zitterte und brach und die Alm überschüttete. Das Vieh unter der Alm, sowie der Hirtenbursche waren

---

[1]) Ich führe das an, um an einem Beispiele zu zeigen, wie leichtsinnige Fehler mit der Bergnomenclatur begangen werden.

[2]) Nationalspiel.

[3]) Kräuterweihe am Marienfest, 15. Aug.

gerettet. Im nächsten Jahre fand man die Gerippe der zwei Senner in einem Muhrtobel. Die einst so fruchtbare Gegend ist für immer nun unfruchtbar.

Die Halden sind mit Misere [1]) hier übersät, deshalb knüpft auch hier die Miseresage an.

58. Das Misere wuchs auf dieser Alm und war dereinst ein so saftiges und kräftiges Kraut, dass die Kühe fett wurden. Der Reichthum der Alm wuchs, die Senner wurden hochmüthig und geizig. Da kam am Abend einmal ein alter, schwacher Bettler, der sich kaum mehr weiter schleppen konnte, und bat um etwas zu essen. Aber die Senner gaben ihm nichts und verhöhnten ihn. Er war noch nicht weit von der Alm weg, da verschwand er und ein gräßliches Gewitter zog nun herauf. Eine Stimme rief aus den Wolken:

„Misere,
Blüh' unterm Schnee
Und im Sommer nimmermeh".

Die Alm wurde verschüttet, das Misere aber blüht seitdem im Winter unter dem Schnee, wo es alle Nahrhaftigkeit verliert. Im Sommer ist es dürr und welk, wie andere Blumen im Winter. Nun sind alles steinige Gelände.

Eine Variante hievon bringt Zingerle [2]).

So gut wie die Senner haben wirs nun freilich nicht. Für uns muss ein Schluck Schnaps, ein Stück Speck und Brot vorläufig genügen. Wir wollen noch über den südlichen, uns nicht viel überragenden Höhenrücken ins Kaarle hinab, weil das Kaarle ein Alpenbild

---

[1]) Rennthierflechte.
[2]) Z. 263, 640.

von seltener Großartigkeit, Schönheit und Harmonie bildet, ein Dreiklang dreier charakteristischer Alpentöne. Links der wildschrofigen Sealenkopf mit seinen brennenden Felstafeln, gähnenden Schlüften, stechenden Nadeln, in der Mitte der Kaarlespitz [1]), ein steingewordener Fingerzeig zum Licht, rechts der sanfte Schlanderkopf mit wiesigen Hängen. Alle drei schließen eine weltabgelegene, übertrümmerte Mulde, das Kaarle ein, aus welcher ein niederer schwarzer Felskogel, der Muttler, sich erhebt.

59. Der Berg Muttler soll dereinst ein Schloss gewesen sein. Die Greuelthaten des Burgherrn wurden mit der Versteinerung bestraft.

60. Im Spätherbste war ein Gemsenjäger auf der Fendler Alm und sah von ferne ein Weib, das sich die Haare kämmte, vor der Alpenhütte sitzen. Da es ihm wunderlich schien, dass um diese Jahreszeit und so spät abends sich jemand auf der Alm aufhalte, gieng er rasch auf die Hütte los. Wie er in die Nähe kam, sah er ein furchtbar großes Weib mit pechschwarzen Haaren, das ihn mit weiten Augen so schrecklich anglotzte, dass er froh war, davon laufen zu können. [2])

Da drunten liegt sie, die Fendler-Alm, in einer Viertelstunde ist sie erreichbar. Knieerschütternd gehts am Bachursprunge vorbei durch steile, buckelige Alpenrosenhalden hinab. Mit dem Schlafen wirds wohl hart gehen, aber ein wenig Heu, der Schnerfer und der Wettermantel genügt in dieser warmen Sommernacht auch.

---

[1]) Nicht Karlspitze.
[2]) Z. 403.

61. In der Fendler Alpe war einmal eine Sennerin, der alles gelang. Sie lehrte die Hirten so manche Kunst. Als der Sommer vorbei war und sie abgezogen, sagte sie;

„Hättet ihr mich mehr gefragt,
Hätte ich euch mehr gesagt,
Das meiste ist noch im Kahwasser“ [1]).

Im Schotten sind noch viel verborgene Kräfte, wie manche Sage darthut. Mit gleicher geheimnisvoller Ehrfurcht behandelt die Sage die Wachsgewinnung. Zweifelsohne ist diese Sennerin kein Almputz, sondern ein saliges Fräulein.

Heija, die Sennerin und die Beisennin! und alles kennt mich und der Schmalzrauch steigt und einen Kaffee muss man trinken. Der Kas ist halt no z'jung . . . und die Beisennin — auch.

Ob ich die Gschicht vom Goldbrünnl schon wüsst? „Nein“.

62. Am Mühlwaldele in Fendels fand ein Hirt, der an der Quelle Wasser trank, ein Fass voll Gold. Dort soll ein Schatz liegen, der alle Jahre in der Winter-Johannesnacht blüht.

Und neben mir sitzt auch ein Schatz — der blüht noch wohl ein paar Sommer und Winter. Ein herziges Patznauner Kind mit einem Muttergottesgsichtl ist es. Die Sennerinnen und Beisenninnen sind fast alles Patznaunerinnen; drum begann ich jetzt meine Patznaunerstücklein loszulassen über die „lada Koga“. Und die Nacht sinkt.

Hoffentlich drückt mich keine Trude. Eine unheimliche Sagengestalt sind die Truden.

---

[1]) Schotten.

63. Ein Bauer hatte eine Magd, die recht fleißig und brav war und ihre Arbeit immer zur Zufriedenheit des „Lohnherrn" that. Abends aber gieng sie stets in den Wald und drückte Bäume. Sie war eine Trude. Die Truden müssen etwas drücken, und um den Menschen nichts zuleide zu thun, gieng das Mädel in den Wald. Einmal folgte ihr der Bauer und sah, was sie that. Nun fragte er sie, ob sie nicht geheilt werden könne. Die Magd gab zur Antwort, wenn der Bauer freiwillig erlaube, dass sie seine beste Kuh zu todt drücke, dann sei sie geheilt. Der Bauer erlaubte es. Von jetzt an war das Mädchen geheilt.

Von Geburt an unschuldig, ist die Trude dem geheimnisvollen Drang unentrinnbar unterworfen. Was bedeutet die Trude? Soll sie nur das Alpdrücken zeigen? Oder die unbefriedigte Sehnsucht? Oder das gemeinsame Gebiet von Liebe und Sehnsucht? Wer kann es deuten? Mittel gegen das Trudendrücken sind der Trudenfuß, das die Trude auf den nächsten Tag bestellen, beim Taufnamen rufen, und das Versprechen von drei Almosen.

Früh. Ich wandere dem Steig nach dem Zirmestöpfl (2090 m) zu und überschreite dort den Grat; von jetzt an befinde ich mich im Riedergebiete. Ohne merkliche Steigung führt der Pfad thaleinwärts. Bald bin ich auf einem ebenen Weideplatz, der „Zirmesboden" genannt.

64. Dort hüteten zwei Rieder Bauern ihre Kühe noch spät im Herbste. Auf einmal sahen sie, wie ein Geist die Kühe sammelte. Sie riefen ihm zu: „Hättest du früher recht gehütet, brauchtest Du's jetzt nicht zu thun." Darauf verschwand der Geist.

In der Tiefe drunten liegt die Rieder Alpe Stalanz

(1879 m), von welcher man mir folgende Geschichten erzählte:

65. Eine Sennerin geistet dort mit einer Fazzelkappe und einem Wiffling an. Sie habe die Schweine schlecht gefüttert, hätte sie einem Frager gesagt.

66. Andere aber wissen von dieser Sennerin Folgendes: Ein Bauer lag in der Alpenhütte übernacht. Auf einmal kam ein großer, unheimlicher Mann bei der Thür herein, suchte Holz zusammen und zündete ein Feuer an. Dann nahm er einen Kessel, füllte ihn mit Wasser und stellte ihn darüber, darauf verschwand er. Statt seiner aber stand plötzlich ein Weib da und begann Milchstotzen zu spülen. Da wurde dem Bauern der Spaſs zu dumm, er sprang auf, packte das Weib und warf es ins Wasser. Dann warf er das Scapulier drauf. Nun war alles verschwunden und das Weib stand schneeweiß da nnd dankte ihm, daſs er sie erlöst habe. Sie sei Sennerin gewesen und habe die Milchstotzen nie rein gespült, deshalb habe sie büßen müssen. Doch zur vollständigen Lösung seien noch einige Messen rothwendig. Ob er die lesen lassen wolle? Der Bauer versprach es. Sie werde dem Geistlichen erscheinen, wenn sie ganz erlöst sei. Der Bauer hielt sein Versprechen. Nach der der siebten Messe erschien dem Pfarrer der erlöste Geist.

Ueber die schon von Staffler erwähnte Felsenwand stürzt in drei mächtigen Hauptsträhnen der fallende Bach, ein mächtiger Wasserfall. Darüber her starren die gigantischen Häupter des Kaarlespitz (2924 m), Rauher Kopf, Alter Mann (2995 m), Glocken mit eingeschlossenen Ferner und die Plattenabschüsse der Zirmesspitzen.

In dem fallenden Bach ist ein Putz, der die kalte Pein leidet.

67. Als einst in der Tösner Alpe die Leut zahnen[1]), kam ein verstorbener Hirt in die Thaje. Ein Weib fragte ihn, was er da mache, und nun erzählte er, er habe als Bub, da er auf der Alm hütete, eine Kuh gehabt, die ihm stets zu weit gieng. Sie gehörte einer armen Witwe. Da er sie deshalb oft suchen und holen musste, ärgerte er sich und legte ihr am Rande des fallenden Baches nasse Baumrinden. Die Kuh gieng dort hin und stürzte ab. Erst geistete er in der Hütte, dann verbannte ihn ein Kapuziner in den fallenden Bach bei Stalanz. Dort muss er unterm Wasserfalle stehn und frieren, nur einmal im Sommer, wenn am ganzen Himmel kein Wölklein ist, darf er eine Stunde heraus und sich wärmen im Sonnenlicht. Wenn man den Verwandten der Witwe die Kuh ersetzt, ist er erlöst. Man hört den Putz oft schreien[2]).

---

[1]) Milchverwägen.

[2]) Varianten hiezu: Man hat es hier mit einer Sagenverschmelzung zu thun. Ich fand Varianten in:

68. Ischgl: In der Alpe Visul im Paznaun lebte einst ein Senner, der eine Kuh — — über den Felsen gesprengt hatte. — — Der Pfarrer von Ischgl b a n n t e ihn aus der Hütte in den F e r n e r hinein. Dort leidet er die kalte Pein. Alle fünf Jahre darf er auf die Platte ins Sonnenlicht. Er heult unter dem Eise, dass man es durchs ganze Thal hört.

69. In Kappl — — ließ abstürzen. In mondhellen Nächten mäht der Geist zu Vatlar Hochweiden ab. Einem Bauern half er einmal und mähte immer knapp neben ihm. In der Früh aber stand das vom Putz gemähte Gras wieder. Der Bauer fragte nun, ob er nicht erlöst werden könne. Traurig zeigte der Geist auf einen Lärchbaum und sagte: „Von jener Lärche muss zuerst der Samen fallen,

Auf die kalte Pein näher einzugehen, erachte ich für unnöthig. Es ist das Gegenstück der hebräisch-slavischen Feuerhölle: die germanische Wasserhölle. Bei uns, wo die Potenz der Kälte im Eise vor uns steht, leiden die zur Wasserqual verdammten auch im Gletscher. Näheres darüber habe ich in meinem Aufsatz, „unsere Todten"[1]) gebracht. Auffallend ist die Verwandtschaft mit der Sisyphosmythe.

72. Nach andern ist der „fallende Bachputz" ein „Herr" aus dem Schlosse Siegmundsried, der dort geistete und in den Bach verbannt wurde.

Beim Bachhüttel gibts eine Rast, die sowohl der

---

daraus ein Baum sprießen und der muss gefällt werden. Aus dem Stamme werde ein Kreuz gemacht und auf der Alm aufgestellt. Wenn dieses steht, solle der Bauer davor einen Ablass beten, dann werde er erlöst. Als nun der erste Jungling stark geworden war, schlug ihn der Bauer, ließ ein Kreuz davon machen und aufstellen. dann betete er davor seinen Ablass. Auf einmal stand der erlöste Geist schneeweiß vor ihm.

70. Serfaus. In der Serfauser Alm muss ein Hirte, der — — abstürzen ließ, die Kuh über die Schlucht emportragen. Ist der Geist oben angekommen, so fällt ihm die Kuh vom Rücken und kollert wieder in die Tiefe hinab. Der Hirte muss so lange dienen, bis die Kuh gezahlt ist. Alle Jahre verdient er einen halben Kreuzer. Dabei kommt aber nicht bloß der Wert der Kuh allein, sondern auch der ihres Nutzens in Kälbern, Milch, Butter in Betracht.

70. In See hatte ein Hirte Rinden — gelegt und muss — — über dieselbe Wand hinauftragen . . . . . . Einmal weinte er überlaut, da gieng ein Pater zu ihm hinaus und fragte, was ihm helfen könne. „Nichts" war die Antwort. Er müsste dienen, bis er — mit alljährlich einem Groschen die Kuh ersetzt habe . . . .

Man vergleiche hiezu noch Hauser Nr. 40, Zingerle 354 und Konrad a. a. O.

[1]) „Tir. Bote" Juli 1894.

höuen Natur, dem prächtigen Wasser, als auch der
:rinnerung gilt. Hier stand ich am 31. Juli 1890
veifelnd und fragend vor dem Felsgemäuer des
alten Mannes", der als unbestiegen galt. Viermal
atte der Berg mir Trotz geboten.

Das fünftemal zog ich thalein, wandte mich, zwi-
hem dem Südost- und Südwestgrate ungefähr in der
Ritte, an einem See vorbei, den Felsen zu und stieg
.n, um um halb 4 Uhr nachmittags die Spitze zu
:reichen. Da der Aufstieg als Abstieg sich als un-
usführbar erwies, stieg ich nach vielen vergeblichen
Versuchen direct über den Südwestgrat ab, welche
inie ich zum zweiten Aufstieg — da man mir in
tied keinen Glauben geschenkt hatte — mit Herrn
lexander Burckhard aus Tübingen am 4. August
892 benützte. Seither wurde der Berg 1896 von
)errn Dipaoli über den Nordwestgrat gemacht.

Es hieß, ein Jäger habe droben nicht mehr ausge-
)mmt. Er warf sein Gewehr herab, das einen Zettel,
ı seiner Rettung auffordernd, barg. Man versuchte
ergeblich ihn zu retten. So die Ueberlieferung. Nie
ierde ich jene heiligen Gefühle bei dieser ersten Er-
eigung vergessen.

Allüberall öffnet sich das blendende Lichtreich, —
arheitgesättigte Weiten erschließen sich dem Auge und
:rne Gletscherzinken leuchten wie Kerzenflammen bei
.ner hochheiligen Messe.

Weiter empor. Seitwärts liegt die Bachhütte, neben
ıelcher der Wasserfall braust. An den Rainen sind
ie Alpenrosen angezündet, wildrissige, lebensbare
Ruhrtobel durchschneiden die Hänge. Da und dort
ckert eine Quelle, ein kaum sichtbares Rinnsal aus
em schieferig vermorschten Boden.

Weniger rauh wird der Anstieg. Kurze Gräser, in denen wie Bluttropfen verstreut Brunellen blühen. Dunkle Brunellen. Als ob ein liebevolles Gottesherz hier ausgeblutet hätte, ists.

Ein früheres Gletscherbett, von Trümmern überblockt, weitet sich in todter Mulde vor mir. Von Stein zu Stein muss ich springen. In der Tiefe zwischen einzelnen Stücken liegt Schnee oder sprudelt Wasser. Dort, rings vom Geröll umgeben, liegt ein kleiner See. An seinem Rande blühen Speik und Eisglöcklein.

Der erschreckte Pfiff eines Murmelthieres gellt durch die Stille. Und jetzt gehts in die Felsen.

Der sonnenumsprühte Berg, am Grunde von Steinhalden und alluminiumglänzenden Gletschern umgürtet, war noch nie erstiegen worden. Die Sage wusste von einem Jäger zu erzählen, welcher oben verhungern musste.

Fels schichtet sich auf Fels, dort rothe, brennende Tafeln, drüber finsteres, brüchiges Geknut, dazwischen eine von weißem Schutt überwüstete, von Felsstufen unterbrochene Runse, darüber ein glatter, glänzender Kamin.

In den verschiedensten, gewaltigsten Schriftzügen die Worte des Weltengestaltungsgesetzes eingemeißelt!

Ueber einer Felswand drängt sich, in die Tiefe verlangend, Gletschereis vor.

Ein Geier rauscht aus den Klüften.

Dort von den Felszacken hängt ein Rautenbüschel mit goldenen Aehren nieder. Ich pflücke ihn. Die Raute ist so selten, wie Menschenglück.

Menschenglück? Der Wille ist Menschenglück.

Und ich will empor.

Mit starren Fingern langt der Tod aus der Tiefe.

Rutschend, kriechend, aufschwingend gehts aufwärts, dem Licht zu, auf Pfaden, die vor mir kein Mensch gieng . . .

Nur die Sage gieng dahin mit goldenen Füßen . . .

Endlich bin ich am Grat.

Nahe ist die Spitze.

Ich muss auf dem schmalen Felsenrücken reiten. Rechts der Tod. Links der Tod. Ueberall der Tod, nur dort nicht, wo ich bin. Dort ist das Leben, ich bin das einzige Leben. Und ich bin stärker als der Tod.

Kein festes Gestein mehr. Nur mehr aufeinandergeschichtete Trümmer, auf denen ich wie auf Stufen eines Tempels andächtig emporsteige.

Alles ist unter mir. Alles ist niedergezwungen. Ueber mir ist nichts mehr, als das Licht und die Freiheit.

Ich habe die Höhe erstiegen, die kein Mensch vor mir erreicht hat.

Steine trage ich zusammen und schichte sie zu einer Säule. Die sagt: Das hab ich gewollt, das hab ich gekonnt.

O, ewig so auf der Höhe stehen!

Jetzt erst kann ich schauen.

Die Tiefe schweigt.

Grad unter mir nichts als Tod und Verwüstung, ein weites, graues Grab. Wildzerklüftete Berge ballen im Urwelttrotz die Fäuste gegen den Himmel. Mit verzerrten Mienen grinsen sie empor und fluchen ihrer Starrnis. Nur die alten mit dem weißen Haar liegen ruhig da und die Sonne flicht in ihre Locken.

Saftsatte Wiesen schlingen sich in der Tiefe und

dunkle Hochforste schmiegen sich an die Berge. Dörfer, Saatenfelder im vollsten Gold. Der Fluss folgt seinem Willen zur Macht und geht dorthin, wo der Trotz kleiner wird, die Berge niederer . . . wo alles ruhiger wird. . . . Dort weit hinten, dort, wo die fahlen Luftwellen verfließen, dort ist das Ende, dort muss das Meer sein, die Allversöhnung.

Und über alle diese Schönheit bin ich König. Ich hab mirs errungen. Nur noch über mir ist Licht und Freiheit.

Könnte ich immer in Licht und Freiheit sein!

Jetzt möchte ich sterben:

Könnt' ich von der Felsenzinne
Fallen in die dunkeln Arme,
Trinken freie Todes-Minne:
Dass sich keiner mein erbarme!
Freiheit bis zum letzten Hauche,
Bis das Haupt zur Seite fällt,
Ueber Kleinheit, Qualm und Rauche
Eine lichtverklärte Welt!
Fallen leise Sonnenflocken
Von dem Glutball losgerüttelt,
Und der Firn die weißen Locken
Ueber meine Leiche schüttelt,
Und des Eisdoms Orgellaute
Tönen mir den Grabgesang,
Ueber mir blüht eine Raute,
Die noch keine Kraft errang.

— — — — — — — — —

Wieder am Bergfuß. Die zwei eckzahnartigen Glockenspitzen bewachen einen Gletscher. An die zweite hinan schließt sich das bis zur Kuppe reichende Gletscherfeld der aussichtsreichen, ganz dem Grate nach

auf aperem, wenn auch von der einseitigen Gletscherwucht brüchigem Schuttboden zu erreichenden Pfrodlspitze (3148 m), von welcher aus eine herrliche Aussicht sich breitet.

Mein Weg aber führt durchs Joch an der Zirmesspitze (2946 m) ins Tösnergebiet, wieder nach Norden sich wendend. Durch öde Kare, in denen ein tiefgrüner See nistet, geht die mühselige Wanderung. Des Steinstolperns müde, kommt man endlich in Steilmähder an den Kuppköpfen (2400 bis 2600 m), in denen kurzstengeliges, sammtiges Edelweiß blüht. Weiter oben auch Rauten. In der Tiefe aber liegt die Tösner Alm.

73. An einem Morgen hatte es in der Tösner Alpe frisch angeschneit. Der Käser molk im Hag eben, als der Breitfuß, ein wilder Mann mit großen, breiten Füßen, vorbeizieng. Der Bub schaute nach den Füßen und suchte die Spuren, fand aber, trotzdem dass frischer Schnee lag, keine.

74. Ein Jäger gieng auf die Gemsenjagd. Er sah einen ganzen Rudel ruhig äsen und schoss darauf. Er wusste, dass er eine getroffen habe. Die sprang auf, äste aber dann ruhig weiter. Nun schoss er öfter und es war immer so. Er glaubte nun, es fehle an der Büchse, und schoss auf einen Stein. Der zersplitterte. Als der Schütze aber auf die Sonnenseite [1]) kam, flohen die Gemsen plötzlich.

75. Als die Senner der Tösner Alpe mit dem Vieh bereits abgefahren waren, übernachteten zwei Jäger einmal in der Alpthaje. Kaum lagen sie eine Weile, hörten sie zuerst eine Katze schreien, dann zwei,

[1]) Vgl. Nr. 126.

dann mehrere. Es kamen nun ganze Scharen von Katzen, die „herumtuschten“ und schrieen. Aber die Katzen waren unsichtbar. Nun beschlossen die Jäger, zu wandern und legten sich in einen Pillen. Die Katzen aber kamen nachgezogen. Da zerriss ein Jäger seinen Rosenkranz, lud die Grallen ins Gewehr und schoss. Nun war auf einmal alles still.

Zweifelsohne haben wir es hier mit Hexen zu thun. Eine ähnliche Sage fand ich im Pusterthale. Man vergleiche auch Zingerle [1]).

Der Trujner (Steig) führt uns über die Furgl wieder ins Riedergebiet auf die prächtig gelegene Alpe Staiell, die weit ins Thal ausschaut. Dort wird tüchtige Rast gehalten bei Milch, Butter, Käs und Brot. Es ist aber schon spät am Nachmittag, und ich will heut noch nach Fendels zurück.

76. Ein Stafeller Hirt war zu Ried am Kirchtag gewesen. Als er heimgieng, begann es zu wettern, darum legte er sich an einer geschützten Stelle nieder und schlief. Als er erwachte, sah er viele Leute um ein großes Feuer sitzen, welche sofort verschwanden, wenn er näher kam. Dafür begann es jetzt in einem Heupillen zu klopfen. Er suchte ihn ab; vergebens. Später klopfte es in allen Hütten. Soviel wusste er, dass es keine Menschen waren. Acht Tage später [2]) gieng die Sennin ins Thal. Da zogen Bajen [3]) aus den Hütten und flogen mit ihr. Das waren die armen Seelen gewesen, die der Hirt gesehen hatte.

Die Biene, als glückbringendes Thier bekannt, als

---

[1]) Z. 739 f.

[2]) Eine oft in Sagen vorkommende Geschichtentheilung. Siehe Nr. 82.

[3]) Bienenschwärme.

Seelenträgerin zu finden ist merkwürdig. Meist ist die **Kröte** eine Seele, die in dieser niedrigen Gestalt Verzeihung sucht.

Nun aber abwärts durch den Hochwald bis in die Risse des muhrigwilden Christinathals, hinauf aufs Mitteregg, einen Felsenhügel, und dann auf ebenem Wege durch den Kienberg, in dessen waldgekrönten Runsen Edelweiß blüht, aus.

77. Nach der Weihnachtmette gieng ein Jäger in den Kienberg auf die Jagd. Am Abend war in einem Hause, in welches der Jäger oft hinkam, Heimgarten, und — plötzlich hörte ein Bauer einen Zug betender Leute vorbeigehen. Der Bauer kannte fast alle Stimmen. Es war k e i n e w e i b l i c h e dabei. Er gieng vor die Thüre nachsehen, doch er sah nichts. Jener Jäger aber kam einige Tage nicht zurück; die Dorfburschen zogen aus, ihn zu suchen und fanden ihn, von einer Lahne verschüttet, todt. Nun machten sie aus Taxen eine Bahre und trugen die Leiche unter Gebeten heim. Diese Stimmen hatte der Bauer gehört. Darum war keine weibliche darunter gewesen.

Bald sind wir bei den Gfranser Häusern und in einer Stunde auch wieder in Fendels. Eben steigt der Mond auf. Heut geht's aber gleich ins Bett. Das heißt ein paar Viertelen Rothen. Nun ja . . . .

Beim Sauerbrunna.

„Wieder ein strahlender Morgen. He auf, Kamerad!"

„Heut mach' ich Dir keine Bergpartie mehr . . . Das sage ich Dir."

„Dann gehen wir in die Schlossruine Laudeck."

„Lass mich schlafen! —"

„Nach Obladis, schöne Sommerfrischlerinnen!"

„Lass mich schlafen!"

„Nach Serfaus zur interessanten Kirche."

„Lass mich schlafen!"

„Der Wirt Fulgens in Viss hat vierzehn verschiedene Weine. . . ."

„Wo! Wo?"

Mit einem Ruck war mein Freund aus dem Bette, ich war aus diesem, von dramatischem Leben bewegten Dialog als Sieger hervorgegangen, und bald wanderten wir wieder am Mühlenstein vorbei.

78. Da haben die Hirtenbuben oft einen Wurm mit goldener Krone gesehen, der sich verkroch, wenn sie in die Nähe kamen.

Weiter ab! Zum Kappele.

Zwischen dem Kappele und dem Halbwegkreuz am steilen Weg nach Ried ists auch nicht geheuer.

79. Einem Mädel folgte vor dem Halbwegkreuze ein hemdärmliges Weib ohne Kopf, welches beim Kreuzl verschwand. Die Dirn glaubte nun sicher zu sein, aber gleich hinter dem Kreuzl erschien es wieder. Nun gieng die Dirn so schnell sie konnte, aber der Putz war immer „gleim" hinter ihr. Oben beim Kappele verschwand das Weiblein wieder, kam nachher neuerdings und gieng hinter dem Mädel bis zum Kreuzl vor dem Dorfe, wo es laut aufseufzend verschwand.

80. Am Riederweg ist auch der Hexenbühel, mit wenigen Birken bestanden, steil mit Wasen bezogen, auf der einen Seite in einer Schuttmauer gegen die Bachschlucht abfallend. Ein anderer bekannter Hexenbühel der nächsten Gegend ist der bei Altenzoll.

Als Hexenberg ist der Hexenkopf (3033 m) zu nennen.

Von Prutz aus geht es steil über die sonnenbrandigen Mutteln empor zu dem alterthümlichen Dorfe Unterladis mit der auf stolzem Felsen ragenden Herrenburg Laudeck. Hinter ihr liegt ein See. Ein vom Kreuzzuge heimkehrender Herr zu Laudeck soll über den gefrorenen See gesprengt sein, um sein Gespons früher zu umarmen; aber das Eis brach und die Wellen zogen ihn hinab.

81. Im Schlosse Laudeck liegt ein großer Schatz Einmal wagten es zwei junge Burschen auf das Schloss zu gehen und um Mitternacht zu graben. Wirklich fanden sie zu ihrer größten Freude eine große, eiserne Kiste, aber neben derselben saß eine furchtbare Katze, die sie anpfauchte und auf sie loszuspringen drohte. Weit hatte sie die Krallen geöffnet, um die Schatzgräber zu zerreißen. Da packte große Furcht die Burschen, sie ließen Haue und Schaufel liegen und liefen davon. Die Katze sprang nun auf die Kiste und miaute heftig. Seit dieser Zeit hatte niemand Lust den Schatz zu heben. Der Keller ist verschüttet für immer, aber die Geisterkatze hört man oft noch um Mitternacht schreien [1]).

82. In Ladis ist ein Feuerputz in schwarzem Talar mit weißen Knöpfen, der einst Marksteine verrückte. Die muss er jetzt herumtragen, bis ihm einer auf seine Frage „wohin?" zuruft, „wo du sie her hast." Dann wirft er die Steine weg und ist erlöst. Ein Obladiser Curgast redete den in Kanonenstiefeln daherkommenden einmal an und brachte ihn dann nicht

1) Z. 617.

mehr vom Halse, bis er ins Bad kam. Einem Bauernweibe begegnete er, die verfiel so in Schrecken, dass sie nicht mehr nach Hause fand. Andere behaupten, er habe sich mit Wiesen wassern versündigt, weil er zur Wässerungszeit die Schleusen öffne. Acht Tage nachdem jenes Weib sich verirrt hatte, gieng ein Bauer auf den Putz zu und sagte: „Gelobt sei Jesus Christus.“ Der Putz antwortete freudig: „In Ewigkeit Amen“, und war erlöst.

83. Der Nachtwächter von Ladis wurde lange Zeit hindurch von einem großen, schwarzen Hund begleitet, der sich nicht vertreiben ließ und immer an derselben Stelle verschwand.

84. Ein Wunderdoctor war auch einmal in Ladis, der schröpfte die Kröpfe weg. Ein dummer Bauer aber fürchtete sich. Damals hatten nämlich alle Lader Kröpfe. Von dem Bauern stammen die heutigen Kropfeten ab.

85. Zu Ladis sah ein Bauer die wilde Fahrt mit Musik vorbeiziehen. Zuletzt kam einer ganz langsam nach. Dem rief er zu: „Schau dass d' nachkommst.“ Da spürte er einen Pitzger [1]) im Knie und gieng seitdem ein ganzes Jahr krumm; kein Doctor im Lande konnte ihm helfen. Am Jahrtag zog die Fahrt wieder vorbei. Der Mann, der sich auf den gleichen Platz gestellt hatte, hörte rufen: „Da hab i mei Hackl“ vergessen. Er spürte wie es ihm etwas aus dem Knie zog. Dann giengs wieder weiter. Der Bauer aber war wieder ganz heil und gieng, als ob ihm nie etwas gefehlt hätte.

Die wilde Fahrt tritt in dieser Gegend selten auf,

[1]) Stechender Schmerz.

darum habe ich dieses Beispiel, dessen Schema ja aus alten deutschen Sagenbüchern bekannt ist, hier citiert.

Nun aber gehts zum waldumgebenen Obladis hinauf zum Mittag. Mein verschossenes Berggewand wird sich da oben zwar nicht gut ausnehmen ... Den Kopf aber wirds nicht kosten. Die Aussicht von Obladis ist ein Meisterwerk der Natur. Da will die Seele weiter, weiter in lichtfrohem Fluge.

Obladis ist für stille Leute, die in den Wald gehn auf ebenen, schattigen, duftigen Wegen, dort lesen, stricken, in Hängematten liegen, sich mittags treffen und mit der herrlichen Natur und der Ruhe zufrieden sind. Vielleicht erleben manche der jüngern sogar eine einmonatliche Sommerfrischnovelle . . . so im Stil der Marlitt, aber noch etwas leidenschaftsloser ... Ein schönheitprangender Punkt ist Obladis — aber ich hielte es nicht zwei Tage aus, ich müsste wieder hinüber zu den funkelnden Bergriesen, die in prächtiger Schau sich erheben.

Und der Sauerbrunn gibt prickelnde Frische . . . Den Schwefelpfuhl — pardon Schwefelwasser — aber ließ ich. Mein Freund drängte immerfort nach Vifs zum Herren Fulgens . . . kaum, dass ich noch an den Versteinerungsplatz gehen und die Petrificierung mehr beobachten konnte.

Vifs. Ganz alterthümlich ist es gebaut. Die Aussichtslage ist auch schön, aber der Wald fehlt. Der Herr Fulgens stieg in den Keller und schmunzelte, als ich ihm sagte, er müsse uns Geistergeschichten erzählen. Wir trinken ebensoviel Viertel Wein, als wir Geistergeschichten erfragen.

86. Eine Betrübte hat den Teufel in sich. Nach Vifs kam oft eine alte, schmutzige Bettlerin und bat

um Essen. Die Bäurin gab ihr, doch sie rührte nichts an. Nach einer Viertelstunde kam sie wieder. Da besprengte die Bäurin die Speisen mit Weihbrunn. Nun konnte das Weib essen und sagte, früher lasse sie der böse Feind nicht essen. So war es immer. Sie verschwand wieder im Walde.

87. Eine alte Sennerin rechte Heu. Spät abends warf sie den Rechen weg und rief: „Heut muss ich noch nach Peterwardein". Das war eine Hexe. Dieselbe sah auch einmal ein Bursch durch die Luft fliegen. Er rief ihr zu: „Wo fliegst Du hin?" „Wasser holen" war die Antwort; in einer Stunde regnete es, als ob der Himmel offen wäre.

Wir konnten unserm Versprechen nicht treu bleiben und tranken mehr Viertelen, als der Wirt Geschichten wusste. Denn diese war die letzte.

In einer Stunde ist man im alterthümlichen Serfaus mit dem einzeln dastehenden, überalten Kirchthurm. Dort trafen wir es besser, denn eben war ein redseliger und sehr durstiger Paznauner übers Furgljoch hergekommen. Den wollte ich ausfragen, denn jetzt hinüberzusteigen über den Furgler lag mir wegab — überdies hat es mich dort einmal schauerlich eingehagelt . . . Zuerst hatte der Wirt erzählt.

89. Eine brave Magd gieng in den Acker hinaus. Der Bauer blickte ihr beim Fenster nach und sagte dann traurig zu seinem Weibe, dass diese Dirne nicht mehr lang leben könne. Das Weib lachte ihn aus, da man vom Felde herein das Mädel lustig singen hörte. Am nächsten Tage war das Mädchen todt. Dieser Bauer sah immer einen Nebel um den Kopf des zunächst Sterbenden.

89. In Serfaus lebte einst ein Bauer, der sehr

arm war. Er konnte sich kaum durchbringen und rief deshalb den Teufel an, dass er ihm zu Geld verhelfe und ein Haus baue. Der Teufel versprach es und verlangte als Lohn dafür, was den Bauern im Hause am wenigsten „irre".[1]) Das Haus stand, der Bauer lebte nun gut und hatte Geld genug. Als er aber älter wurde, drückte ihn doch das Gewissen und es wurde ihm Angst, dass ihn der Teufel betrügen könnte. Er wallfahrtete deshalb nach Kaltenbrunn und beichtete alles dem Geistlichen. Der sagte zu ihm, es sei höchste Zeit, und beschwor den Teufel. Der Bauer musste sich in ein Weihbrunnfass setzen und der Pfarrer hielt die Monstranz darüber. So konnte der Teufel dem Bauern nichts anhaben und musste die Verschreibung zurückgeben. Aber sonst wäre der Bauer verloren gewesen, denn das, was dem Bauern am wenigsten im Wege stand, wäre *er selbst* gewesen.

Und nun hob der Paznauner an aus seinem Thal:

90. In einem Stalle zu Höfen geistet ein altes Weiblein ohne Kopf. Sie wurde von ihrer Tochter erschlagen.

91. Ein Fürst hatte vor Alters auf der Schanz bei Ischgl einen Schatz vergraben. Einmal gieng ein Bauer da vorbei und sah auf einem großen Steine eine schöne Frau sitzen. Die sprach zu ihm und bat ihn, er solle heute beichten und communicieren gehen dann um Mitternacht wieder hier vorbei kommen. Auf dem Rückwege solle er sich an einer Staude starke Ruthen abschneiden. Er werde hier eine schreckliche Schlange mit einem Schlüssel im Maule finden, der

---

[1]) Im Wege umgehe (geniere).

von Gold sei. Diese Schlange werde fürchterlich mit ihm kämpfen, doch er solle sie furchtlos mit den Ruthen erschlagen. Reiche Schätze werden sein Lohn sein. Der Mann versprach es und that, wie er geheißen worden war. Als er um Mitternacht mit Ruthen zurückkam, war der Block nicht mehr da, statt dessen aber eine schwere Geldkiste und auf ihr die greuliche Schlange mit dem Schlüssel im Rachen. Das Thier war so fürchterlich, dass er sich nicht zuzuschlagen getraute. Da weinte die Schlange überlaut und alles verschwand plötzlich [1]).

Meine Sage weicht von der in Hauser citierten in einigen Punkten ab, so bezüglich darin, dass die Frau auf einem Steine sitzt. Wir haben es hier mit einem Frauensteine [2]) zu thun. Das am Stein sich sehen lassende Saligfräulein verwandelt sich in eine schatzhütende Ritterin, den Stein sehen wir unter der Sage in eine Kiste sich verwandeln. Die Saligfräulein [3]) wurden auch ins Böse umgedeutet, auch diese haben ihren Stein.

92. In Ulmich ist ein Fanggenstein. Da hackte einst ein Mann Holz und setzte sich zum Essen um Mittag. Er aß noch nicht lange, kam eine Fangga aus dem Walde und wollte ihm wegessen. Er aber sagte: „Wer essen will, muss auch arbeiten“ und spaltete einen Baumstock. Die Hacke klemmte er ein. Nun solle sie den Strunk auseinanderreißen, dann dürfe sie mitessen. Sie steckte die Hände in die Spalte, der Bauer aber zog die Hacke heraus und klemmte das Wildweib ein. Die Fangga rief um Hilfe und es

---

[1]) Hauser 85. Z. 528.
[2]) Z. 67.
[3]) D. h. deren Ahnen.

kamen wohl zwanzig Fanggen zusammen, welche nun den Bauer verfolgten. Jedoch er entkam ihnen.

93. Die Pfaffenkellerinnen[1]) hatten Eisen, mit denen sie durch die Felswände durchkamen. So hieß es im Patznaun. Ein Schmied mußte ihnen diese Eisen machen und sie brachten ihm dafür eine Tonne voll Geld. Das sah der Geselle und er stahl daraus. Bald darauf zerrissen ihn die Hexen.

94. In der Alpe Ass ist ein gespenstiger Stier. In Versetz begegnete einem Jäger ein Putz, der ihn fragte, welche Jahreszahl man jetzt schreibe. Der Schütz sagte es ihm. Darauf antwortete der Putz froh: „Dann habe ich nimmer lang" und gieng fröhlich wieder zurück.

Und nun wandern wir abwärts durch die Wiesen, dann durch den waldigen Steilhang neben dem Wasserfalle vorbei nach dem stattlichen, reinlichen Ried, das geschaffen zu einer Fuhrwerkstation fast nur aus der Hauptstraße besteht. Die Gegend von Ried ist landschaftlich unbedeutend, man sieht fast nur abgekahlte Vorberge mit gleichgiltigen Formen; in dem Kessel drängt sich eine nicht zu verachtende Sommerhitze zusammen. Was sich zur Bequemlichkeit der Sommerfrischler machen ließ, Spazierwege im nicht allzureichlichen Wald, Bänke, Hüttlein hat der rührige Verschönerungsverein, vor allem Professor F. Maaß gethan. Wir wandern zum Kathrein, der gutes Kundlerbier verzapft — ein gutes offenes Bier ist im Oberinnthale eine Rarität — und lassen uns schäumende Hafen vom hellaugigen Loisele kredenzen. Und das Loisele ist eine alte Bekannte von mir, die soll jetzt ihren Strickstrumpf nehmen und erzählen. — Und sie thuts auch.

---

[1]) Name für Hexen.

95. Im Schlosse zu Ried war eine Magd, die dem Grafen gar treu diente. Oft musste sie spät in der Nacht in den Keller gehen und da sah sie oft feurige Kohlen. Einmal sollte sie nachts Feuer machen, aber es gelang ihr lange nicht. Da dachte sie, ich gehe in den Keller, vielleicht finde ich drunten glühende Kohlen. Gesagt, gethan — und sie fand einen Haufen Kohlen, nahm einige davon und trug sie in die Küche. Da sah sie, dass die Kohlen eitel Gold waren. Sie lief nun gleich in den Keller, um mehrere zu holen, fand aber keine mehr. Eine Stimme rief ihr aus der Ecke zu: „Hättest du dich zuerst besonnen und alles genommen, wäre es dein und mein Glück." — Später mochte sie in den Keller gehen, so oft sie wollte, sah sie keine Kohlen mehr.[1])

96. Der Nachtwächter von Ried sah alle Nacht ein gespenstiges Weib. Er fragte nun einen Geistlichen, was er machen solle. Der rieth ihm, das Weib zu fragen, was sie verbrochen hätte. In der nächsten Nacht begegnete der Nachtwächter dem Weib wieder und stellte nun die Frage. Sie habe sechsunddreißig Gulden im Fahnenkasten versteckt und könne, bis diese nicht gefunden werden, keine Ruhe finden, lautete die Antwort. Das Geld habe der Kirche gehört. Gleich in der Früh suchte nun der Nachtwächter nach und fand alles so, wie das Weib gesagt hatte. Seither geistet der Putz nimmer.

97. Als die Engadeiner „lutherisch" wurden und der Bildersturm begann, schwamm eines Tages ein von den Bauern ins Wasser geworfenes Muttergottesbild im Inn bis Ried und blieb bei der Fendler

---

[1]) Z. 585.

Muhre, die in den Inn mündet, liegen. Die Rieder Bauern trugen das Bild in ihre Pfarrkirche; doch am nächsten Tage lag das Bild wieder in der Muhr. Nun wollte man es in der Rieder Klosterkirche verehren. Auch da blieb das Bild nicht. Endlich trug man das Bild nach Fendels, wo es blieb und heute noch verehrt wird.

Bis ins Vinstgau.

Die Gegend von Ried bis zur Cajetansbrücke ist langweilig, auf der einen Seite kahle, auf der andern waldige Vorberge, viel Sonne, viel Steigung und Senkung, armselige Weiler und Dörfer zu Seiten der Straße. So vertrauen wir uns dem Stellwagen an und fahren über die aus den Befreiungskriegen denkwürdige St. Christeiner Höhe bei der Kirchenruine vorbei und gelangen nach dem Dorfe Töſens.

98. In Töſens sah man im Gasthaus in einem Zimmer bei der Nacht immer Licht. Der Wirt hatte eine Magd, welche sehr schön war und mit einem Burschen von Töſens eine Liebschaft hatte. Der fragte sie eines Tages, warum sie die ganze Nacht Licht brenne. Die Magd entgegnete, sie habe nie ein Licht, sie wolle aber nachschauen, wer da immer wache. Und richtig in der nächsten Nacht gieng sie in das bezeichnete Zimmer, sah aber zu ihrem größten Schrecken einen ungeheuren Mann darin auf- und abgehen. Doch sie war eine muthige Dirn und fragte ihn, was er denn da mache und warum er immer die ganze Nacht Licht habe. Der Mann antwortete ihr, er habe im Leben seinen Dienstboten nie Ruhe gegönnt, er habe immer den Zeiger an der Uhr gerückt. Darum müsse er jetzt hundert Jahre hier leiden und die Uhr rücken. Die Magd verließ das Zimmer und

gieng nie mehr hinein. Das Licht sieht man dort oft noch leuchten.

99. Eine Mutter von Tösens gieng schon früh von daheim fort, um eine Wallfahrt nach Kaltenbrunn zu machen. Wie sie eine Strecke Weges gegangen war, sah sie von der Ferne eine Weibsperson auf sich zukommen. Sie machte sich nichts daraus. Als sie näher kam, sah sie wohl, dass es kein lebendes Wesen sei. Sie giengen neben einander vorbei. Sie gab den Gruß. Die Gestalt gieng vorbei wie der Wind dem nahen Buchenwald zu und verschwand dort mit furchtbarem Geheul und Gebrüll. Die Tösnerin kam fast ohnmächtig nach Ried, sie gieng nie mehr zur Nacht des Weges. Die Sage geht herum, dass diese Person ihre Kinder vernachlässigt habe und deshalb umwandeln müsse.

Jenseits der Brücke liegt das Gasthaus Tschupbach.

100. Ein junger Bursch von Tschupbach ritt auf einem Rösslein im Walde, bis er zu einem großen Steine kam. Vor dem scheute das Ross, warf ihn ab, schlug und biss und wollte nicht vorüber. Endlich gelang es dem Burschen wieder aufzuspringen und er zwang nun das Ross vorbei. Als sie vorbei waren, floh das Ross ängstlich vom Steine weg. Bei dem Steine geistet der Tausendfleckler, ein Putz, der vielfach geflickte Hosen an hat.

Peitschenknall. Rossgetrab. Einige Pfeifen müssen die Zeit bis Pfunds vertreiben, denn für die „Söfen“ [1]), welche die kurzrasigen Anhänge bekleiden, interessiere ich mich nicht. — —

Auch Pfunds und Stuben, die zwei stattlichen

---

[1]) Sadebaum.

Nachbardörfer, machen trotz ihrer Größe und schönen Lage einen düsteren Eindruck. Alles alterthümlich, vergraut, ängstlich und darüber her in drohender Größe Piz Mondin mit seinem harmonischen Dreigezack, seinen Steilwäldern und seinem felsengebetteten Gletscherfelde.

101. Zwei Bauern giengen mitsammen auf einem Weg, an dem den einen so oft schon eine Katze nicht vorbei lassen hatte. „Wirst sehen", sprach dieser, „eine Katze läßt uns nicht durch." Wirklich wars so. Er schlug auf das Thier los, fehlte es aber und war von dem Augenblick an so schwerkrank, dass man den Geistlichen holen musste.

Eine ähnliche Sage fand ich im Unterinnthal. Auch Dörler bringt ein hieher gehöriges Beispiel bei.[1])

102. Zu Pfunds war einmal ein Bauer, der eine Magd sieben Jahr lang im Dienst hatte. Sie war immer treu gewesen. Eines Tages fuhr nun der Bauer um Holz und hörte eine Stimme im Walde schreien:

„Baumann, Stiertreiber, sag der Stutza Mutza die Hoachrinda sei g'storben."

Das erzählte er nun, als er nach Hause kam, beim Abendessen. Die Magd sagte nichts, legte den Löffel nieder und gieng hinaus. Bald aber kam sie wieder mit einem Bündel herein und sagte: „Jetzt muss ich gehen." Der Bauer wollte sie nicht fortlassen, sie aber sagte, sie müsse gehen, ihre Mutter sei gestorben. Man fragte sie, was sie gethan habe, dass sie so viel Glück ins Haus gebracht habe. Sie antwortete, man solle abends immer den Herd sauber kehren, dann verschwand sie.

---

[1]) Dörler 29.

Ein Typus. In anderen Ueberlieferungen gibt sie den Rath, man solle den haarigen Wurm in Ehren halten. Der Bauer versteht darunter die Hauskatze. Konrad leitet aus der der Hulda heiligen Katze das elbische Wesen der Magd ab. Das elbische Wesen ist ja sicher — aber ich glaube, dass der haarige Wurm auch in obiger Sage in Form des „Kehrwisches" enthalten ist. Aehnliche Elbennamen sind in Zingerle zu finden. [1])

103. Drei Pfundser Gemsjäger übernachteten in einer verrufenen Sennhütte im Gebirge Gschneier. Einer spottete, weil die andern Geisterfurcht zeigten. Die zwei schliefen ruhig, der Spötter aber hörte einen Lärm, wie wenn Kühe hergetrieben würden. Immer näher kamen Schellen. Da sprang die Thüre von selbst auf und ein übergroßer Mann mit vollem Schnurrbart, mit kurzen Hosen und grünen Aufschlägen [2]) kam herein. Er gieng gerade auf den Spötter los, packte ihn und schleuderte ihn hinaus. Lange Zeit lag er bewusstlos. Als er erwachte, war von Geist und Kühen nichts zu sehen. Er lag weit außerhalb des Hages neben einem Kohlensack.

104. Zwei Bauernburschen giengen eines Tages auf die Jagd. Viele Bauern hatten sie gewarnt, in der Pfundser Alm zu übernachten. Trotz alledem giengen die kecken Jäger nach dem Jagdzuge, als es dunkelte, in die Alpenhütte und legten sich sorglos nieder, um zu schlafen. Sie schliefen wirklich ein, aber es dauerte nicht lange, da erhob sich über ihnen unter dem Dache ein Lärmen und Poltern. Der eine Jäger, ein

---

[1]) Z. 70—82.

[2]) Kleidung, siehe Nr. 110, 154.

trotziger Geselle, rief zornig hinauf: „Muss ich kommen.“ Der Almputz aber polterte weiter. Die Jäger hatten keine Ruhe mehr. Da rief der eine noch einmal und drohte dem Putz. Nun langte es vom Oberboden herab und zog ihn hinauf. Jetzt hörte der andere Schütz sie droben raufen, doch er traute sich nicht hinauf. Nach längerer Zeit kam endlich der Schütz wieder herab und sagte, dass er den Putz vertrieben habe.

Da ist die edelweißreiche Alpe Pfundser Platz. Der vandalische Edelweißhandel scheint gerade da sehr eingerissen zu sein, ich sah in den Gasthäusern ganze Schäffer voll stehen. Quousque tandem!

105. In der Pfundser Alm war ein Senner, der sich aus alten Hutzen eine Puppe machte. Mit dieser trieb er seine Späße und strich ihr alltäglich das Essen ein. Als der Herbst gekommen war und die Hirten abfahren sollten, sagte er zu ihr: „Du musst dableiben, ich muss zuthal fahren.“ Da that die Puppe zum Schrecken aller plötzlich den Mund auf und sprach: „Und du musst auch da bleiben.“ Die anderen Hüter zogen mit den Herden ab. Sie waren noch nicht weit von der Alpthaje entfernt, als sie plötzlich einen großen Lärm in der Hütte hörten. Auf das hin kehrten sie um und kamen wieder in die Hütte. Der Lärm war verstummt. Als sie eintraten, fanden sie den Senner, der mit der Speise gefrevelt hatte, zu Stücken zerrissen am Boden liegen. [1])

Heraus jetzt aus dem Wagen, denn nun kommt ein Stück Erde! Ein Königreich der Schönheit! Von der Cajetansbrücke zieht sich die Straße empor durch

---

[1]) Vgl. Hauser 48, Dörler 114, Renk, Aus dem Lechthal.

die dunkeln Forste. Gegenüber der gewaltige Mondin mit seiner prallen Steilheit und der klüftigen, sonnenumblitzten Krone. Drunten der lichtgrüne, gischtende Inn. Ein Thurm mitten im Wasser und die Feste Altfinstermünz. Droben Hochfinstermünz. ein Hotel ersten Ranges, umströmt Waldduft und Höhenluft.

Hier muss man bleiben. Bald bringt uns die Moidel, ein starkes, schönes Bergkind, unser Flaschenbier, und nun sitzen wir in der Veranda, kümmern uns nicht um Operngucker- und Bädeker-Reisende, sondern leben nur und einzig der Schönheit. Herauf tönt das feierliche Willkommlied, welches der Inn dem Lande Tirol zubraust. Die Wälder! Wie sie stöhnen mögen unter zornigen Windhänden, wie sie ächzen mögen, wenn der Frühling die Schneeschollen von ihren Zweigen nimmt, wie sie brausen werden, wenn rothblitzumloht, Donar durch die schwarzen Wolken fährt und den dröhnenden Miölnir schwingt, wie sie ruhen und Frieden geben, Kraft und Sichselbstfindung, wenn die große, blaue Himmelsglocke sich darüber wölbt.

An der düstern Festung vorbei verlassen wir das Innthal und wandern Nauders zu, über das imponierend die Keuperwände des Pizlat emporstarren. Zu besteigen ist aber der Pizlat sehr unschuldig, nur rundklobiges Kalkgeröll — hier mitten in den Centralalpen — macht die Schuhe waidwund. Von Nauders aus als Bergpartie ist der leicht ersteigbare Schmalzkopf, der in drei Stunden zu erreichen ist, eine ungemein lohnende Aussicht bietet und beim Abstieg über die Fluchtwand Edelweiß — an sehr brüchigen und gefährlichen Stellen auch vereinzelte Rauten — gibt, allen andern vorzuziehen.

106. In Nauders saßen an einem Donnerstagabend die Burschen im Heimgarten. Da hörten sie eine laute, schöne Musik vor dem Hause vorbeiziehen. Einer von den Burschen lief vor die Thüre hinaus, um alles zu sehen, und ließ seinen Jangger in der Stube zurück. Er kehrte erst am nächsten Morgen wieder in das Haus zurück, den Rock abzuholen. Ebenso wars am nächsten Donnerstagabend und öfter. Einmal giengen die Burschen ihrem Kameraden nach und schauten, was er thue. Da sahen sie ihn barärmel über den Rain aufspringen, der Fahrt nach. Seine Geliebte, eine Kellnerin, war auch dabei. Sie tranken und aßen. Als es tagte, sollten sie sich in den Finger schneiden und sich ins Hexenbuch mit eigenem Blut einschreiben. Sie thatens nicht, standen aber doch schon drin. Der Bursche gieng später nach Imst, dort konnte man ihn nicht absolvieren, später kam er nach Innsbruck, wo er die Lösung erhielt.

Von Langtaufers ins Kaunserthal.

Und morgen ist wieder so ein schöner, sonnenreicher Tag — morgen muss noch fest ausgehalten werden. Das steht uns beim Mittagessen in Nauders fest. Drum schnell die Schnerser auf den Rücken, vorbei bei der Wasserscheide und hinab nach Graun, dem majestätischen Ortler noch ein paar Sehnsuchtsgrüße zugeworfen, eine kurze Rast noch in Graun, dann heißts wieder weiter!

In Graun erzählt man:

107. In einem Heimgarten sprachen die Buben und Mädeln vom Fürchten. War da ein lebfrisches Dianl, das sagte, es fürchte sich nicht und wolle den „Klapperhans" aus der Todtenkapelle holen. Der Klapper-

haus war ein Gerippe, welches man nicht begraben konnte. So oft man es versucht hatte, stand es wieder im Beinhaus. Die Buben meinten, sie mache nur Spass und nahmen sie beim Wort. Die kecke Dirn gieng wirklich über den nächtigen Friedhof. Die Burschen warteten in der festen Hoffnung, sie tüchtig auszulachen, an der Kirchhofthür. Doch das Lachen sollte ihnen vergehen. Nun war das Fürchten da statt des Spottens. Die Dirn trug das Gerippe in den Heimgart. Man wollte aber den unheimlichen Gast wieder fort haben. Das Mädel trug ihn furchtlos wieder zurück. Als sie aber wieder in das Haus kam, war der Todte schon vor ihr dort. Sie trug ihn nun ohne Furcht noch einmal weg, doch das Gerippe kam wieder. Nun holte man den Geistlichen, welcher der Leuten sagte, sie sollten alle „Hans, ruhe im Frieden", sprechen. Hinter den Ofen aber saß ein altes Weib, welches den Segensspruch nicht sagte, weil der Todte ihren Mann umgebracht hatte. Endlich folgte auch die Alte dem Zureden des Priesters, sagte den Spruch und verzieh ihm. Nun konnte man den Todten wegbringen und begraben, da er die Verzeihung erlangt hatte.

Blicken wir zurück! Loke, der Finstere, lenkt Hödurs, des Blinden, nervigen Arm mit dem todbringenden Mistelger auf Baldurs, des Lichtgottes, Brust. Blutüberströmt sinkt dieser zusammen. Weheklage, Weinen füllt Asenheim, Hermodur reitet hinab zur bleichen Hel ins Todtenreich und fordert Baldur zurück. Wenn ein Auge trocken bleibt, kann Baldur nicht aus Helheim ziehen. — Und die Steine, die Blumen, die Thiere, die Menschen, die Götter weinen — in ihrer finsteren Höhle aber sitzt Thök, das Riesenweib und — sie ver-

gießt keine Thräne. — Hinter dem Ofen — ein Aufenthalt der Dämonen — (Mephistopheles, Hexen rc.)[1]) sitzt die unerbittliche Alte, die nicht verzeihen will, der germanische Hass.

Die Sonne sinkt mit sprühender Glut, als wir in Hinterkirch einziehen. Die erste Sorge gilt der Verproviantierung, Feldflaschenfüllung, Bauernspeck, Brod, Eier. Die zweite Sorge gilt der prächtigen Simon'schen Karte, dass wir durch die Mähder den rechten Steig finden, weiter oben im Berg kennt man sich dann schon aus. Die dritte Sorge gilt dem schmalzigen Schmarn, den uns Sanna gebacken, und der weitere Abend verstreicht mit Wein und Pfeifendampfen, und weil wir schon gar nicht nachgeben, mit einer Langtauferer Putzg'schicht.

108. Zwei Jäger schliefen in einer Almhütte im Spätherbst. Kaum lagen sie eine Zeit lang, da öffnete sich die Thür und es kam eine verstorbene, „ungetreue“ Sennerin herein. Sie trug Holz zusammen und zündete ein Feuer an. Dann füllte sie eine Pfanne mit Wasser, stellte sie übers Feuer und besmete, wie wenn sie Mus kochen wollte. Statt des Mehles hatte sie Asche genommen. Als es fertig gekocht war, stellte sie das Aschenmus auf den Tisch und sagte zu den Jägern, sie sollten mitessen. Der eine von ihnen getraute sich zwar anfangs nicht, doch er musste auch mithalten. Das Mus war sehr gut. Als der Hunger gestillt war, ließen die Jäger das Uebrige stehen. Da wurde die Sennerin recht traurig und sagte, wenn die Jäger das Mus ausgegessen hätten, so wäre sie erlöst gewesen. Darauf verschwand sie[2]).

---

[1]) Vgl. Zingerle 497—500, Renk, „Aus dem Lechthal“.
[2]) Vgl. Hauser 36.

Bald vergraben wir uns in die hohen, dicken Bauernbetten und . . . ich glaube die Doppeltöne, die so klingen, als ob ein kleinerer Gemeindewald umgesägt würde, haben den Nachbarn angezeigt, dass Morpheus uns in seine Arme nahm.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt, und ein sprühendes Abendroth ist oft nur die Schamröthe über die Schönwetterlüge des Himmels. Das spüren wir ganz in der Nähe des Weißseejoches (2970 m), wo alle stolzen Gletscherhäupter der Nebel bereits umzogen hat und leises Schneegeflunser nachfolgende stärkere Angriffe kündet. So ist es heute nichts mit der silberstrahlenden Kuppe des Weißseespitz und auch der firngegürtete trotzige Glockthurm ist nicht sichtbar. Das Schneegesprüh wird ärger. Selbst die „nasse Wand“, welche fauleren Touristen noch immer gute Aussicht vermittelte, taucht in die Nebel. Wir sind beim Kreuz am Weißseejoch. — Stöcke eingesetzt! Abwärts saust es über den Firn. Dann eilig über die Halden . . . und nun . . .

Vor einer leeren Drohung schraken wir zurück. Die Nebel theilen sich — dort stechen die Oelgrubenspitzen hervor, da taucht das erstarrte, blauwellige Gletschermeer der Weißseespitze mit dem weißen See aus den Nebeln. Dort wird der finstere Rauhekopf sichtbar. Wenn auch nicht auf der Höhe, so doch noch in funkelnder Gletscherwelt fand uns die Sonne.

Bin dem Lärm der Stadt entflohen
Auf die Firne blank und klar,
Wo der Morgensonne Lohen
Noch einmal so wunderbar,
Wo der Felsen, schöpfungzeugend,
In Vergangenheit versenkt,

Und der Himmel, niederbeugend,
Alles Licht ins Herz mir lenkt.

Nun die letzten Firnenstufen!
Hoch ob allem Angstrevier
Kann ich tiefbeseligt rufen:
Nichts als Licht ist über mir!
Eine tiefe, fromme Weise
Harft mir durch die Seele lind,
Und das Herz schlägt leise, leise,
Wie das Herz von einem Kind. —

Ich bin nicht gern in Touristenhütten. Es verdirbt mir die Cultur den Erdgenuss. Nach kurzer Stärkung wandern wir weiter durch die Gründe des Kaunserthales aus. Das Kaunserthal ist ungemein reich an Sagen. Zwei große Cyclen schließen sich an den Wies-Jaggl und an das Schloss Bärneck an.

109. Zu Nasserein im Kaunserthale ist ein Alter [1]), der das Wetter macht; man sieht ihn oft bei einem Steine unter den Zundern sitzen. Es ist dort Brauch, dass der Oberhirt den anderen Hütern zum Kühe-sammeln pfeift. Dieser Alte pfeift nun auch und so kam es oft zu Irrungen. Ein alter Senner kannte den Alten am Pfeifen. So oft sein Pfiff erschallte, sagte der Senner: „Morgen bekommen wir Schnee". Und immer war es auch wirklich zu einem Schneesturm [2]) gekommen.

110. Zu Nasserein ist ein Jäger auf die Spiel-hahnjagd gegangen und schlief in der Nacht in der Thaje. Er wusste genau, dass die Thür zugesperrt sei, doch plötzlich flog sie auf und herein kamen schwere

---

1) Vgl. Hauser 39.
2) Vgl. Nr. 51, 110.

Schritte [1]). Weiter hörte er nichts. Am nächsten Tage kam ein fürchterlicher Schneesturm. Die schweren Schritte und der eintretende Schneesturm sind typisch bei Almpützen. Vergleiche Hauser: Knospamandli.

Weiter auswärts an der linken Thalseite liegt die ebenfalls übel angeschriebene Alm Fisslad.

111. In Fisslad ist ein Almputz, der den Hirten die Schafe umkehrt, so dass sie der Hirt heimtreiben muss. Einmal sah ihn der Hirte. Es ist ein Geist in kurzen Hosen [2]) und grünen Hosenträgern, aber er trägt keinen Kopf. Einmal hat er die Hirten so erschreckt, dass sie mit dem Melchstuhle an davonliefen und sich damit im Bett verkrochen. Ein Hirte, der ihn gesehen hatte, bekam das ganze Gesicht voll Ausschlag.

112. Ein halbverrücktes Weib hatte einen Putz gesehen. Sie glaubte, der Putz fürchte sich vor ihr und rief ihm zu: „Putz, fürcht Dich nicht, 's bin's nur ich!"

Der gleiche ironische Zug tritt öfter auf. Dörler und Konrad bringen Beispiele dafür.

113. Im Kaunserthal war der „lange Mann". Der konnte sich so groß machen, als er wollte. Er schaute oft beim Heimgarten durchs Fenster, dass Bursche und Mädeln erschraken.

Das „sich groß machen können" scheint tief mythischen Ursprunges zu sein. Im Lorg von Abtei, einer Wodansgestalt, treffen wir den Zug wieder. Ebenso in manchen anderen Sagen [3]).

---

1) Vgl. Hauser 47.
2) Vgl. Nr. 79, 90, 23, 42.
3) Zingerle Nr. 3.

Der erste Hof nach langem Waldweg ist See.

114. Im Hofe See geistet eine diebische Magd, so oft eine Lustbarkeit im Hause ist. Da sitzt sie dann immer im Hausgang und sieht und hört zu. Das ist zur Strafe, weil sie bei Lebzeiten bei allen Festen dabei war.

115. Von See gieng ein Bauernbursch zu seinem Mädel. Einmal hatte dieses ihm Bretzen gebacken. Der Bursch steckte sie ein und trug sie heim. Seine Mutter traute dem Mädel nicht recht, denn sie glaubte, dass es eine Hexe sei. Deshalb rieth sie ihrem Sohne die Bretzen nicht zu essen, sondern dieselben den Böcken zum fressen zu geben. Er folgte dem Rathe der Mutter und sah, wie von nun an die Böcke immer zum Dianl laufen mussten. Hätte er das Brot gegessen, so hätte ihn das Mädel am Bandel gehabt.

Eine solche Form nimmt im einfachen Alpenthale der germanische Liebestrank, den Gudrun Sigurd gab, den Tristan und Isolde leerten, an. Man vergleiche hiezu das Beispiel Hausers [1])

Auch ein Bruchstück des Märchens vom starken Hans findet sich:

116. Es war im Kaunserthale ein ungeheurer wilder Mann. Da dachte sich ein Bursche, den muss ich drankriegen und nahm einen „Press“ (die erst zu pressende Käsmasse) und einen ähnlichen Stein. Darauf gieng er zum Riesen und sagte zu ihm: „Jetzt wollen wir sehen, wer stärker ist. Wer aus solchem Stein Wasser drückt, ist der Sieger.“ Der Bursche gab dem wilden Mann den Stein und drückte leicht aus der Presse das Wasser, während der andere den

[1]) Hauser 20.

harten Stein zu Staub zermalmte und eingestehe musste, dass der Bauernbursche stärker sei.

In idyllischer Lage grüßt uns Feuchten zu fröhlicher Rast. Die Sonne ist ganz sieghaft geworden und ihre scheidenden Gluten bestrahlen den prächtigen Felsenthurm des so lange unbezwinglichen Schwabenkopfes, ihre Strahlen zertheilen sich in die sieben leuchtenden Bestandfarben, nachdem sie sich in den zerstäubenden Tropfen der vier übereinander gelagerten Wasserfälle gefangen haben. Einen Scheideblick werfen wir noch von Nufels aus auf die Firne zurück und wandern dann aufwärts zum hochberühmten Wallfahrtsorte Kaltenbrunn, der in stolzer Höhe, umstanden von Bergkegeln, in die Einsamkeit hineingedichtet ist.

117. Am Sagenboden bei Kaltenbrunn sah einer, als er mit seiner Frau im Holz war, ein rothes Zwerglein. Der Bauer verlor den Verstand und wurde krank. Das Mannl war vom Wundersberg [1] und kam alle sieben Jahre.

118. Ein frommer Student hatte Alpenrosen gepflückt, um sie der Muttergottes in Kaltenbrunn [2]) zu bringen. Aber die Sonne brannte und die Blumen waren welk und rostig. Drum trat er traurig mit dem welken Strauße in die Kirche. — Aber siehe — der Wille sollte fürs Werk gelten; plötzlich thaten sich alle Blüten auf und waren so frisch und schön, als hätte er sie gerade vom Strauche gebrochen.

Und nun zum Hauptcyklus des Kaunserthales, zur Wiesjaggl. Zum tirolischen Faust. Nicht die tief

---

[1]) Untersberg.

[2]) Ueber die Entstehung der Wallfahrt siehe Tinkhause

Wissbegirde treibt den Bauernburschen in die Hände der jenseitigen Mächte, sondern sein Freiheitsgefühl, seine klüftig n Berge und Hochkare, seine der Natur entstammende Jagdlust, seine durch die Natur entschuldigte Wilderei. Er lebt noch heute überall im Munde des Volkes [1]). Mit Steigerung ist es ausgearbeitet, wie er den Hof verthut, wie er dem Teufel sich verschreibt, ein Zauberstück nach dem andern lernt, wie er im Vollgefühle seines Könnens — ganz wie der Faust der Volkssage — mit anderen Zauberern sich versucht, wie er den Pfaffen Schabernack spielt — wie der Faust des Volksbuchs — wie er schließlich in sich zerfällt, scheu zur Kirche schleicht und gerettet wird.

Schon Zingerle hat viel Material über den Wiesjaggl zusammengebracht, doch vermuthe ich aus Pitzthaler Quellen, weil ich trotz emsigen Forschens Zingerles Gestaltung zum Theil nicht fand. Man lese also dort nach [2]).

119. Von Kaltenbrunn führt ein steiler Weg durch dunkle Forste den Berg empor. Man kommt zuerst zum Hofe Büchlwies und dann nach einer starken halben Stunde auf eine freie Höhe. In den Wiesen heißt mans. Zwei Häuser sind aneinander gebaut: die Wiesenhöfe. Bis zum Gletscherstrom des Gepatsch dringt der Blick. Vor 150 [3]) Jahren hauste hier der Bauer Jakob Raggl, genannt der Wiesenjaggl. Trotz eifrigen Suchens in Tauf- und Todtenregistern

---

[1]) Die Berühmtheit des Wiesjaggl bezeugt die am Weißseejoch aufstarrende Gletscherwelle, welche Wiesjagglskopf (3129 m) heißt.

[2]) Z. 774.

[3]) Beiläufige Berechnung.

fand ich als historischen Anhaltspunkt nur das Jahr 1737, welches das Wirken des Curaten Gerstgrasser endigte. Dieser Curat hat den berüchtigten Wildschützen und Zauberer Wiesenjaggl erlöst. Im Freithofe zu Kaltenbrunn habe der Vers gestanden:

Hier ruht ein Wildschütz unverdrossen,
Hat über 1300 Gems geschossen,
Desgleichen auch viel Reh und Hasen
Und verthut dabei sein eigen Wasen.

Auch das Grab ist nicht mehr zu finden. Seine Zauberbücher sollen zu Prutz öffentlich verbrannt worden sein.

120. In einem bayerischen Kloster, in dem er bedienstet war, hat er die ersten Urgründe des Zauberns erlernt und brachte sie dann in sein Heimatland.

Die mittelalterliche Scheu, welche Mönche zu Trägern der Zauberkunst machte, hat hier ihre Reste. Faust lernte die Zauberei nach dem Volksbuche in Ingolstadt.

121. Er hatte schon als junger Bursch sein Anwesen verlumpt. Deshalb, und weil er ein leidenschaftlicher Jäger war, entschloss er sich den Teufel zu beschwören. Dies that er in der Kirche zu Prutz, wo er auf dem Kreuzgange um Mitternacht in einem selbstgezogenen Kreise stehen musste und kein Wort reden durfte, was immer auch kommen möge. Nach Zwölfuhrschlagen [1], fuhr zuerst ein feuriger Wagen daher, der ihn fast überfahren hätte. Er blieb ruhig. Dann kam ein altes Weib gehumpelt und fragte ihn, ob er keinen Wagen gesehen habe. Aber Jaggl gab

---

[1]) Hauser 1.

ihr keine Antwort. Sie gieng wieder fort. Darauf blickte er zum Gewölbe der Kirche empor und sah, dass gerade über seinem Haupte an einem schwachen Faden ein Mühlstein[1]) hieng. Doch er wich nicht. Darauf wankte noch ein schweres Heufuder daher, das auf ihn zu fallen drohtr. Er aber blieb. Es kamen noch seine Geschwisterte, seine kummergebeugten todten Eltern, die ihn baten, er solle weggehen. Vater[2]) und Mutter knieten vor ihm nieder. Das that ihm weh im Herzen. Doch er blieb. Als die Gestalt des Vaters verschwunden war, überlieferte ihm der Teufel das Zauberbuch, aus dem er das Stellen, Verblenden, weiche Kugeln gießen und noch viel anderes lernte.

122. Andere erzählen, eine fürchterliche Feuerkugel sei in den Kreis hinein auf ihn zugeflogen, dass rings die Flammen sprühten; als er nicht wich, habe sie sich aufgelöst, der Teufel sei vor ihm gestanden und habe ihm das Zauberbuch übergeben.

123. Er goss sich Blutkugeln. Mit diesen zielt man in der Richtung des Thieres. Das muss fallen, denn die Kugel will Blut. Deshalb gieng er ins Kaltenbrunner Beinhaus und stahl einen Todtenschädel. Das Blei goss er bei einem Aug' des Schädels hinein, so dass es bei der anderen Höhlung herausrann und in den Kugelmodel floss. In achtundvierzig Stunden müssen diese Kugeln verschossen sein, sonst dringen sie in die Brust des Schützen. Jaggl sperrte stets seine Kammer, wenn er fort war. Der Todtenkopf geistete darin herum. Jaggls Schwester wusste von allem nichts und fragte den Bruder, was er in

---

[1]) Vgl. Damoklesschwert.
[2]) Faustbücher.

der Kammer habe. Jaggl versprach es fortzuthun und trug den Schädel in das Beinhaus zurück. Von nun an war Ruhe.

124. In dem Zauberbuch stand auch die Kunst des Verblendens. Dazu braucht man eine ganz schwarze Katze und eine ganz schwarze Kuh. An beiden darf kein weißes Fleckl sein. Von der Katze nimmt man die Ohren, von der Kuh die Milch

125. Auf einem Jagdzuge verfolgten ihn die Förster. Sie waren ihm schon sehr nahe, da verwandelte er sich in einen Stein. Die Jäger kamen herbei und sagten: „Grad bei dem Stein ist er zuletzt gestanden“ und gaben die Verfolgung auf.

126. Einmal brauchte er zu seinen Zaubereien eine Hostie [1]). Deshalb stellte er sich im Advent während des goldenen Amtes (Rorate coeli) in die Kaltenbrunner Kirche, die gesteckt voll andächtiger Leute war, hinter den Hochaltar. Während der Priester am Altar war, zog sich Jaggl dahinter die Stiefel aus. Als der Geistliche bei der Wandlung die Hostie emporhob, trat Jaggl aus dem Dunkel vor und entriss sie ihm. Die Kirche war aber so gefüllt, dass Jaggl über die Köpfe zur Kirchthüre musste, um zu entkommen. Die Hostie nähte er sich ins Bein.

127. Es ist heute noch Brauch, dass am Pfingstdiensttag vom Gerichte Ried aus allen Dörfern die Leute mit Kreuz nach Kaltenbrunn eine Wallfahrt machen. Wiesjaggl wusste das und stellte die Procession, so dass sie nicht weiter kam. Die Geistlichen merkten, dass etwas Unrechtes im Spiele sei, und beteten aus ihren Büchern. Nun wollte Jaggl denr

---

[1]) Vgl. Z. 766, 767.

Spasse ein Ende bereiten, doch alle seine Zaubersprüche zur Lösung blieben erfolglos, weil andere zu gleicher Zeit beteten. Mit Schrecken sah nun Jaggl die Sonne an den Berggipfeln emporsteigen. Schon in den nächsten Augenblicken musste der Strahl die Gebannten treffen. Dann hätten sie alle sterben müssen die erlösenden Zaubersprüche wären umsonst gewesen. Als die Priester etwas mit Beten aussetzten, gelang es ihm, noch den Bann zu lösen. Die Sonne blitzte fröhlich an den Kreuzen der einziehenden Wallfahrer, dieselbe Sonne, die vor wenigen Minuten ihren Tod bedeutet hätte.

Wenn das Licht kommt, haben die Werke der Finsternis keine Macht mehr [1]).

128. In Landeck hatten die Förster dem Jaggl Kohlen gesät, um ihn kommen zu hören. Er aber machte sich unsichtbar und gieng „gleim" hinter einem Fuhrwerk drein, dass man seine Schritte nicht hören könne und entkam. Er konnte sich auch kugelfest machen. Im Engadin erschoss er einen Jäger.

129. Einst jagte er einer Gemse nach, die in ein fürchterliches Geschröf floh. Als es ihm zu arg wurde, stellte er sie. Da standen dem Thiere die Thränen im Auge. Der Jaggl hatte Mitleid und schonte sie. Nach einiger Zeit machte Jaggl einen Jagdzug ins Oetzthal und kehr'te dort in einem Wirtshaus ein. Da war eine Kellnerin, die bewirtete ihn gar gut. Er wollte nun bezahlen, doch sie ließ es nicht zu. Nun fragte sie Jaggl, warum sie ihm alles schenke. Sie antwortete darauf: Er hätte sie schon einmal auf einem Jagdzuge getroffen. Sie hätte sich einmal in eine Gemse verwandelt und ihr Tod sei in

[1]) Dörler 93.

seinen Händen gewesen. Aus Dankbarkeit bewirte sie ihn [1]).

130. Im Pfundserthal war er auf einem Zuge. Da glaubten die Jäger, ihn schon gefangen zu haben. Er sah keinen Ausweg mehr. Drum stellte er die Förster und gieng an ihnen vorbei. Sie mussten ruhig zusehen, wie er die Gemse, die er erlegt hatte, aufhob, und konnten ihm nichts machen. Er trug die Gemse bei ihnen vorbei, sang ein lustiges Trutzlied und entkam.

131. Einmal hatte Jaggl einen Geistlichen mit sich auf die Jagd genommen. Sie sahen eine Gemse durch das wilde Kar hinabspringen. Jaggl stellte das Thier, so dass es plötzlich nimmer weiter konnte. Darüber verwundert, bat der Geistliche um Erklärung. Jaggl zog nun seinen Rock aus und ließ ihn durch den Aermel (nach andern über seine Achsel) schauen. Da sah der Priester, wie der Teufel die Gemse festhielt.

132. Einem andern Priester hatte Jaggl sein Zauberbuch geliehen. Der sah am Fenster eines Hauses eine Bäuerin Butter schlegeln. Der Priester las nun die Stellen übers Butterschlegeln aus dem Buche und hatte nun, als er damit fertig war, einen Butterknollen im Talar. Nun kehrte er um und fragte die Bäurin, wie es mit dem Schlegeln gehe. „Heut will's gar nit", war die Antwort. „Lass nur sein", sagte nun der Geistliche, „da hast Du Deine Butter", und gab ihr den Knollen.

133. Jaggl wilderte manchmal ins bayerische Gebiet hinüber. Er war wieder einmal dort auf der Gemsjagd, da hätten ihn die Förster bald gefangen. Als

[1]) Im Lechthal sah einer eine angebundene Gemse und schonte sie. Die Gemse war jedenfalls gestellt, wie aus anderen Sagen erhellt.

Jaggl gar keinen Ausweg mehr sah, verwandelte er sich in einen Baumstrunk. Die Jäger, die ihn verfolgten, kamen nun schnell hinterdrein. Einer von ihnen setzte sich auf dem Strunk nieder und schnitt sich darauf Tabak Der Wiesenjaggl erzählte später, dass ihm das Messer in den Rücken eingedrungen sei und furchtbar wehgethan habe. Oft pflegte er mit diesem Jagdstücke herauszurücken. Endlich war der Jäger fertig. Die andern hatten derweil überall gesucht und ließen es nun sein, indem sie sagten: „Der ist uns durchpfitscht." So mussten sie wieder mit langer Nase abziehen, ohne dass der Fang ihnen gelungen wäre

134. Im Oetzthal lernte der Wiesjaggl einen Schützen kennen, der auch sehr berühmt war und im Rufe der weißen Kunst stand. Die beiden wollten um die Wette schießen und wählten eine Felswand als Ziel. Der Oetzthaler schoss ladstocktief, Jaggl aber noch tiefer, so dass man die Kugel nicht mehr spürte.

135. Wieder einmal waren die Förster so hart hinter ihm, dass Jaggl sich nicht anders zu retten wusste, als dass er sich über eine kirchthurmtiefe Felsenwand hinab stürzte. Als er auffiel, sprang aus dem Felsen das Klammandl und hob ihn auf. Er hatte sich nichts gethan.

136. Ein anderes Mal, wieder verfolgt, kam der Jaggl zum Felsen, auf dem das Klammandl wohnte, und floh in die Klamm. Auf der andern Seite kam er wieder heraus. Die Verfolger eilten in die Schlucht nach, aber als der letzte drinnen war, schloss sich die Kluft und von den Jägern hat niemand mehr etwas gesehen. Das hat das Klammandl gethan.

137. Im Pitzthal hatte der Wiesenjaggl einen Gegner, ebenfalls einen berühmten Zauberer. Den Schwarzbarber hießen ihn die Leute. Als dieser das

Zaubern lernte, kam während der Kirchzeit einer zu ihm. Er musste auf einem Stuhle ruhig sitzen bleiben und dürfte kein Wort reden, was immer komme und geschehe. Das dauerte drei volle Stunden.

138. Es war einmal Markt in Wenns. Da hatte der Schwarzbarber auch eine schöne Kuh hingetrieben. Ein Bauernweib kam und kaufte sie ihm für blanke Ducaten ab. Als die Bäurin die Kuh heimtrieb, sah sie, dass sie einen Bock gekauft habe, den der Schwarzkünstler in eine Kuh verwandelt hatte. Der Betrogene war aber diesmal der Zauberer, denn das Weib war eine Hexe und hatte ihm statt der Goldducaten nur blanke neue Kreuzer gegeben. Nach anderer Variante merkte es die Hexe erst, als sie den Bock melken wollte. Eine Kuh soll er in ein Ross verwandelt haben. (Vergleiche Faust: Volksbuch).

139. Mit dem Oetzthaler war Jaggl gut Freund geworden und zog mit ihm ins Engadein, wo sie am Abend in eine Alpenhütte, die allein stand, kamen. Dort baten sie um Nachtlager. Es war ein alter Senner dort und ein junger Hüterbub. Der Alte hatte schon gemerkt, dass er zwei Wilderer vor sich habe und wollte sie gegen ein Stück Geld überliefern. Deshalb gewährte man ihnen das Nachtlager. Während nun die beiden zur Ruhe gegangen waren eilte der Alte in das Thal hinab und holte die Förster herauf. Als die Wilderer in der Früh erwachten, sahen sie, dass die Hütte rings umstellt war. Die Förster riefen ihnen zu, sie sollten sich gutwillig ergeben, sonst gehe es zu Tode. Die beiden aber antworteten, die Förster sollten nur schießen, wenn sie geschossen hätten, thäten sie es auch. Durch den Muth wurden die Jäger unschlüssig und das Hirtenbübel

bat, die beiden Wilderer zu schonen. Der Alte aber ermahnte die Förster an ihre Pflicht. Nun schossen die Jäger, aber die Kugeln verfehlten ihr Ziel. Darauf schossen Jaggl und sein Kamerad alle nieder, bis auf das Bübel, das für sie gebittet hatte. Das ließen sie laufen.

Der Schwarzbarber — im Märchen „Meisterdieb" auch ausgearbeitet — und dieser Oetzthaler sind Zauberergestalten, mit welchen meine Ueberlieferung Jaggl in Verbindung bringt. Von dem Pitzthaler Schützen Reck fand ich absolut nichts, außer das Ladstockmotiv. Nach Zingerle [1]) stürzt Jaggl, nachdem er seinen Nebenbuhler Reck gereizt, durch die Zauberkünste dieses, der sich mit einer Hexe verbündet hatte, in eine Gletscherspalte und gelobt dort, sich zu bessern, und wird gerettet. Ich fragte beim Urenkel des Wiesjaggl und anderen Bauern nach, fand aber stets eine andere Ursache angegeben.

140. Durch einen Zufall kam der Wiesenjaggl einmal in eine Kirche zur Messe. Als die Glöcklein zur Wandlung schallten, blickte er scheu zum Altar hin. Da sah er, wie der Priester die Hostie aufhob, doch er sah die Hostie nicht weiß, sondern blutroth. Da fühlte er, wie tief er gesunken und verworfen sei, da er nicht mehr würdig, die reine Hostie, dieses letzte Gut aller Sünder zu sehen. Auf das hin gieng er in sich und beichtete seine Sünden dem Priester zu Kaltenbrunn.

141. Er musste alle seine Bücher herausgeben. Diese wurden in Prutz verbrannt. Als sie von den Flammen erfasst waren, knallten sie.

132. Zur Buße musste er drei Nächte im Beinhaus (andere erzählen in der Kirche) auf einer Todten-

[1]) Z. 445 f.

[2]) Schwarze Hostien in Zingerle 767, 769.

bahre liegen. Auf ihm saßen die armen Seelen und drückten ihn schwer. In der ersten Nacht hob es ihn um Zwölfuhrschlagen bis zum Gewölbe empor und ließ ihn wieder herabfallen. Dann musste er um die Mitternachtstunde dreimal um die Kirche laufen. Beim Zwölfuhrschlage musste er damit fertig sein. In der zweiten Nacht war es viel ruhiger und trug ihn nur mehr bis zur halben Höhe empor. In der dritten Nacht hatte er ganz Ruhe. Dies soll geschehen sein unter dem Wirken des Curaten Gerstgrasser, das 1737, ich weiß nicht durch den Tod des Geistlichen, oder durch Versetzung in Kaltenbrunn ein Ende nahm. Jaggl lebte als Büßer fortan in Kaltenbrunn und wurde kirchlich begraben.

143. Andere sagen, dass der böse Feind gar nicht habe weichen wollen, bis ein Wallfahrerzug in der Frühe mit fliegenden Fahnen in die Kirche kam.

144. Der Sohn des Wiesenjaggl, Jörgl, soll auch einiges gekonnt haben. Als im Jahre 1809 die Bayern in Tirol einbrachen, hatte er lange in seinem Keller einen Spion geborgen, den er nach Hall liefern sollte. Viele sagen, es sei der Speckbacher gewesen. Um ihn durchs feindliche Lager sicher durchzubringen, fuhr er mit einem Karren durch. Den Spion machte er unsichtbar und befahl ihm, gleim beim Wagen zu gehen, damit er nicht gehört werde. Man sah ihn nicht und hörte auch die Schritte nicht. So brachte er ihn sicher nach Hall, ohne dass einer von den Feinden es gemerkt hätte.

145. Auch er musste seine Bücher bei seiner Bekehrung hergeben und diese wurden verbrannt. Sein Anwesen musste er verlassen und er zog nach Prutz. Ein Urenkel hat jetzt wieder einen Wiesenhof, einer

wohnt im Kaunser Schloss und hat wohl gesorgt, dass das Zauberergeschlecht nicht ausstirbt.

So stehen wir am Ende eines für ein kleines Thal gewaltigen, poetischen und tragischen Sagencyklus, der ein ganzes Menschenleben umspannt, der die glühende Sehnsucht des Volkes nach der Jagdfreiheit, welche einst in den Bauernkriegen emporlohte, schildert.

Für heute ists genug. Nun sollen uns die prächtigen Kaltenbrunnerforellen schmecken. Draußen in den Wäldern des Wiesele ist es noch dunkel, aber die Höhen zeigen schon leichten Silberschein und sachte wallen die Mondströme von den Höhen nieder bis ins Thal, überall eindringend, grell aufglänzend an Eis und Felsgezacke, ruhig strahlend an den Hochweiden und geheimnisvoll duftig in den Wäldern.

Also der letzte Tag! Lassen wirs nicht aufkommen, das Scheideweh. Freuen wir uns, so lange die Sonne ihre Lichter schleudert, und wandern, wie es froher Scolaren würdig, gleich fröhlich wie bei der Ausfahrt dem Heimgang zu.

Der zweite Cyklus des Kaunserthals schlingt sich um die Ruine Bärneck, die auf einem seitwärts der Straße liegenden Hügel, welcher in senkrechten Felswänden in den Bach abfällt und auf der andern Seite die Straße beherrscht, von Tannen umgrünt dasteht.

146. In der Kaunser Zwingburg Bärneck lebte ein Riese, der die Bauern der Umgebung schwer bedrückte. Sie konnten ihm nichts anhaben, so stark war er. Endlich verfielen Sie auf den Gedanken, im Hochwald Bäume zu fällen und sie aufs Schloss herabstürzen zu lassen. So haben sie ihn bezwungen.

147. In einem Gemache des Schlosses hat man oft einen Geist gesehen, der in der Nacht erscheint,

sich hinsetzt, alte dicke Bücher aufschlägt, darin herumblättert und liest.

148. Als noch eine Herrschaft im Kaunser Schloss saß, war eine Magd bei dieser bedienstet. Sie war eines Abends um neun Uhr in der Küche und putzte das Geschirr. Da kam ein altes Mütterlein auf sie zu und sagte ihr, sie solle bis 12 Uhr in der Küche warten und dann in den Keller gehen. Es werde ein feuriger Hund mit einem Schlüssel im Maule kommen. Den solle sie ihm aus dem Maul schlagen, dann bekomme sie einen Kessel voll Gold. Die Magd fragte: „Wer leuchtet mir hinunter?" Das Weiblein antwortete, sie wolle es thun. Da wartete das Mädchen bis elf Uhr nachts, dann aber bekam sie eine solche Furcht, dass sie ins Bett eilte. Als Mitternacht vorüber war, hörte sie das Mütterlein fürchterlich weinen. Die Magd hatte eine solche Furcht, dass sie nicht mehr allein in der Küche blieb [1]).

149. Im selben Schloss gruben zwei Burschen nach dem Schatz. Dabei durften sie aber kein Wort reden. Der Pickel des einen schlug schon an die Kiste, da fragte der andere freudig: „Hast ihn?" Der Schatz versank wieder.

150. Ebendort spielten im Schlosshof die Kinder armer Leute, darunter ein Mädchen. Auf einmal kam ein altes Weiblein und sagte zu dem Mädel, sie solle mit ihr gehen. Zuerst fürchtete sich das Kind wohl, aber endlich gieng es doch mit. Sie gieng bis zur Schlosskapelle, deren „Schweller" das Weiblein hinwegrückte. Hier führte nun eine dunkle Stiege hinab unter die Erde. Auf dieser stiegen sie abwärts und kamen in eine Halle. Darin stand ein Tisch, an welchem drei Männer saßen. Ihre Köpfe ruhten auf

---

[1]) Z. 558.

dem Tische, als ob sie schliefen. Jeder hatte einen Sack bei sich, ein vierter Sack war auch noch da, bei einem leeren Sitze. Der gehörte dem Weiblein. Sie gab ihn dem Kinde und befahl ihm, oben den Zugang wieder zu schließen. Das Kind hatte einen reichen Schatz erhalten. Das Weiblein verschwand und das Mädchen folgte ihrem Befehle.

151. Ein anderesmal, als wieder Kinder im Hofe spielten, kam einer der Männer herauf und sagte zu einem Mädchen, sie solle mit ihm in den Keller gehen. Das Kind aber fürchtete sich, weil der Mann unheimlich und groß war. Es holte die Eltern herbei. Als diese kamen, verschwand der Geist und weintebitterlich.

152. Zwei junge kecke Dirnen gruben in dem Keller der Burg nach dem Schatz, der alten Prophezeiungen zufolge dort liegen sollte. Wirklich fanden sie eine schwere Kiste. Da hörten sie ober sich eine Stimme rufen [1]). Nun glaubten die Mädchen, die Schlossfrau habe sie gerufen, und liefen über die Kellerstiege hinauf. Es stellte sich aber heraus, dass sie niemand gerufen habe. Als sie wieder in den Keller kamen, war die Kiste verschwunden.

153. Einmal grub man in der Schlosskapelle bei der Kanzel, da wurde es im ganzen Hause unruhig und man konnte nimmer im Schlosse wohnen.

154. Ein Bube und ein Mädel giengen einmal in den Keller hinab, um Erdäpfel zu holen. Es stand ein großer Mann mit grünen Hosenträgern [2]) nud großem Hute drunten. Der ließ die Kinder nicht mehr hinaus und hielt ihnen einen Sack vor. Sie aber

---

[1]) Beim Schatzgraben darf die Aufmerksamkeit nicht abgelenkt werden. Z. 615. Z. 564, D. 53.

[2]) Vgl. Nr. 103, 110.

nahmen ihn nicht an. Endlich kamen die Eltern nachschauen, was die Kinder machen, da verschwand der Mann plötzlich.

155. Auch ein Einsiedler lebte einmal im Schlosse Bärneck. Außer ihm war noch eine Bauernfamilie darin. In dem Gemache des Einsiedlers geistete es. Alle Nächte kamen Geister herein, welche eine schwere Kiste trugen und allerlei Lärm verursachten. Man holte nach einigen Nächten einen Geistlichen, der jedoch auch nicht imstande war, die Geister zu bannen. Endlich kamen sie nimmer.

156. In der Stube des Einsiedlers lag später immer Laub verstreut. Er gab, da sonst niemand zu ihm kam, den Kindern des Bauern, der im Schlosse wohnte, die Schuld. Er verklagte nun die Kinder bei der Bäurin, dass sie ihn nicht in Ruhe ließen und zeigte ihr etwas vom aufgestreuten Laube, das er mitgenommen hatte. Und siehe, das Laub war reines Gold. Derselbe Einsiedler hatte über den schrecklichen Felsen, die in die Faggen [1]) abfallen sich ein kleines Gärtchen vor seinem Zimmer errichtet. Er gieng einmal draußen auf und ab und stürzte in den Abgrund. Man fand ihn zerschmettert.

Damit ist der Sagenschatz des Kaunserschlosses gehoben, und wir können weiter wandern zum Dorfe Kauns, welches den Charakter eines Oberinnthalerdorfes nicht verleugnet und an Baufälligkeit, Moder und Winkelei die meisten der Umgebung noch übertrifft.

157. In Kauns war einmal eine stolze Bäurin nahe der Entbindung. Sie wollte ein ganz vornehmlich schönes und reiches Taufkleid kaufen. Sie suchte nun in allen Läden und nichts dünkte ihr schön

[1]) Der Kaunserthalerbach.

genug. Da sagte endlich eine Verkäuferin: „Wenn das Kind nur die Taufe erhält, dann ist es ja genug". Darauf entgegnete die Bäurin hochmüthig: „Das ist mir nicht genug" und gieng. Die Entbindung kam heran. Die Bäurin gebar ein Wesen, halb Katze, halb Knabe. Man konnte ihm nicht die Taufe geben, sondern brachte das Unthier um.

Am Kreuz vorbei, in welches einst ein Wilddieb schoss, wandern wir nach Prutz und von dort, wo wir bei der Post uns erlabt haben nimmt uns ein Wagen auf, denn die Strecke Prutz-Landeck bietet, mit Ausnahme der allerersten Strecke, nah dem Felsen, nichts interessantes.

Um so reizender liegt Landeck mit seinem Schlosse, und seinen zwei Brücken. Zu der in Zingerle [1]) mitgetheilten Legende habe ich die Worte des Mutter-Gottesbildes hinzufügen:

158. „Droben auf der Platten
„Wird Wolf und Bär
„Mit Deinen Kindern warten."

159. In Landeck kam einmal zu einem Bauern ein Riesenmädchen und bat um Arbeit. Der Bauer dingte das Mädchen. Sie war sehr schön, stark und groß. Sie war acht Schuh hoch, arbeitete viel und fleißig. Sie trug einen großen Zuber voll Wasser und Wäsche allein zum Brunnen. Sie lebte still und eingezogen, nur wenn Raufhändel waren, holte man sie in Gasthäuser, wo sie dann Ordnung und Ruhe herstellte. Kein Bursche in Landeck war, der nicht große Furcht vor ihr hatte, denn sie nahm mit einer Hand jeden und trug ihn, wohin sie wollte. Sie war viele Jahre beim Bauern, hatte aber mit keinem Menschen eine

[1]) Z. 555.

Freundschaft [1]). Einmal hörte man sie in der Nacht bitterlich weinen, am Morgen war sie verschwunden. Kein Mensch wusste, wohin sie gekommen war. Die Sage geht noch herum von der Riesin in Landeck [2]).

Im Norden ragt der gewaltige Parseier mit seinen starren Kalkwänden empor, im Westen erhebt der eisgepanzerte Riffler sein gebietendes Haupt. Wenn man mit der Bahn thaleinwärts fährt, gewährt Pians in der Tiefe liegend einen ungemein malerischen Anblick.

160. In Pians sah ein Weib eines Abends vier graue Füße ohne Leib, welche keine Spur zurückließen. Sie behauptet, dass das der Teufel gewesen sei. In der gleichen Nacht noch wurde sie krank und musste lang im Bette liegen [3]).

161. Bei Strengen war ein Mann, der konnte das Stellen. Er war einmal in Landeck bei einem Markte, hatte sein Vieh verkauft und viel Geld eingenommen. Nun gönnte er sich auch etwas im Wirtshaus und erzählte dort von seinen guten Geschäften. Als er nun in der Nacht heimwanderte, überfielen ihn zwei Männer, welche von seinem Gelde gehört hatten. Er aber stellte sie und nahm ihnen die Messer aus der Hand [4]).

Nun heißt es weiter wandern aus Landeck, dem Dorfe Zams zu. Am Berge oben ragt der Thurm des Schlosses Schrofenstein.

162. Im Schloss Schrofenstein ist ein Putz, ein großer „nobler“ Herr, der einem Manne Reichthümer versprach, wenn er nachts im Schlosse bleibe. Der Mann that es, es entstand aber ein so fürchterlicher

---

[1]) Verhältnis. Das zeigt das Uebernatürliche an.
[2]) Z. 621.
[3]) Vgl. Z. 8.
[4]) Hauser 23.

Lärm, dass er gern das Weite suchte. Kinder sahen bei Tag den Putz oft. Ein Weinfass war im Keller, welches nie leer wurde. Man konnte immer daraus hundertjährigen Wein trinken. Das Fass wurde theuer verkauft — aber als es verkauft war, gieng der Wein aus.

Hoch thürmen sich die spärlich mit Tannen bestandenen Kalkschröfen empor, welche am Grunde eine von einem Wasserfall durchtoste Schlucht bilden: das Zamserloch. In dem Geschröf droben hauste einmal eine Hexe.

163. Die Hexe flog durch die Luft, dass man ihre rothen Strümpfe sah und rief:

Heut muss i no übers Joch
Im Zamserloch,
Gegen Alperschon
Muss i trinken schon,
In Alperschon
Muss i melken gohn.

Selbstverständlich molk die Hexe da andern Leuten die Milch weg.

164. Auf steilem Hügel sehen wir Kronburg prangen, in welchem Schlosse ein goldenes Kegelspiel liegen soll. Wenn dieses Kegelspiel gefunden wird, ist der Graf, welcher dort geistern muss, erlöst.

Schönwies und Mils. Beides traurige Ortschaften.

165. Ein Mädchen in Schönwies war mit dem Essen unzufrieden. Einmal wollte sie wieder nicht anbeißen und legte den Löffel weg. Da schrie die Mutter zornig: „Friss in Teufelsnamen". Von dort an war das Mädchen vom Teufel besessen, zerriss alle Rosenkränze und streifte Kranewittbeeren von den Stauden, bis das Blut von den Händen rann. Dann aß sie dieselben. Die Mutter fragte nun einen Geist-

lichen, was sie thun müsse, doch dieser sagte, wenn eine Mutter ihrem eigenen Kinde etwas anwünsche, könne dieses nie mehr geheilt werden. Das Mädchen blieb eine Betrübte.

Und jetzt wandern wir weiter nach dem Markt Imst, der immer mehr städtisches Ansehen gewinnt, das heißt die Häuser. Die Imster Bewohner bilden wohl die Potenz des Oberinnthaler Charakters, von dem die Verse sagen:

„Miar Oberlönder fölsaföscht
Und wia die Ferner gfroara."

166. In Imst saßen einmal elf Dirnen und ein Bursche am Abend im Adamsgwandl beisammen. Da öffnete sich die Thür und es kam der Teufel. Der legte einen Sack auf die Ofenbank und sagte: „Der letzte von euch, der aus diesem Zimmer geht, ist mein". Nun wurde ihnen Angst und sie holten, da der erste gehen konnte, wie er wollte, einen Jesuiten. Der kam, brachte eine Monstranz mit und fragte den Teufel, ob er nicht ihn statt eines andern annehme. Darauf erwiderte der Schwarze: „Du bist mir der liebste, die andern sind mir so gewiss". Nun ließ der Priester alle vor sich hinausgehen und schritt selbst, das höchste Gut rückwärts haltend, aus der Stube. Der Teufel konnte ihm wegen des Allerheiligsten nichts anhaben, denn nicht der Pater, sondern Gott war der Letzte.

167. Zu Stra bei Imst war dereinst eine Riesin. Die war so groß, dass sie kleine Kinder schnupfte, wenn sie stecken blieben, stürte [1]) sie mit einem abgeästeten Baume nach. Man hieß sie die wilde Fanggen. Oft heute noch, wenn im Wald ein abgedorrter Baum ohne Aeste steht, sagt man: „das wär einer für die Fanggen".

[1]) Dörler 68, 74.

Hier ist noch das Grandiose der germanischen Riesensage erhalten, nach welcher Thor im Handschuhdaumen eines Riesen übernachten kann.

168. In Imst heiratete ein Bursche ein Mädel, obwohl er früher zu einer anderen gegangen war. Er ließ sie und ihre Mutter zur Hochzeit einladen. Beide kamen. Die Mutter des Mädels strich der Braut mit der Hand über das Gesicht, so dass diese keinen gesunden Tag mehr hatte und bald darauf starb.

Der Imster Bahnhof ist weit vom Dorfe, darum ist Vorsicht geboten. Da wären wir also am Ausgangspunkte. Dort im Dunkel tauchen auch schon zwei glühende Augen auf, ein misstönender Pfiff reißt sich in die Luft. . . . Imst . . . Einsteigen.

Und draußen flockt es unaufhörlich weiter. Im Ofen knistert und knattert es. Die Uhr tickt . . .

Durch dieses angelaufene, viereckige Fenster kam mir doch der ganze leuchtende Sommer herein mit seinen Erinnerungen.

Un später? — Einst? — In der kalten Fremde? Später sitzt einmal ein müder Mann — weit draußen in der Fremde, wo keine Berge sind, weitum keine Bäume stehen. Zwischen hohen, kasernenartigen Häusern stiert ein erbärmliches Stück Himmel herein.

Da in der fernen Großstadt sitzt ein müder Mann.

In den Häuserwinkeln stehen auch Geister. . . . ‚Sammle Sagen, wie einst im sonnenübersprühten Heimatlande!

Ja. Es fehlt nicht an Geistern.

Da stehen die Geister des Neides, des Hochmuths, der Wuth, des Hasses, der Gemeinheit — des Hungers, der Krankheit und grinsen und höhnen und schreien: „Das ist im Leben häſslich eingerichtet".

Der müde Mann in der Fremde wendet sich schaudernd ab von diesen Geistern des Lebens. Er läſst sich von ihnen keine Geschichten erzählen.

Aber er denkt an die Heimat . . . Leise, leise hört er alte Weisen. Er wandert durch stöhnende Hochforste, durch graböde Kare, er sieht brennende Felstafeln leuchten, sieht strahlendes, sich wölbendes Eis . . .

Er sieht hinter Nelkenbüschen, von denen das Mondlicht tropft, zwei Augen sehnsüchtig in die Nacht hinausschauen, als fragten sie: Wo ist das Glück? . . .

Wo ist das Glück? frägt der müde Mann. —

Daheim, daheim . . .

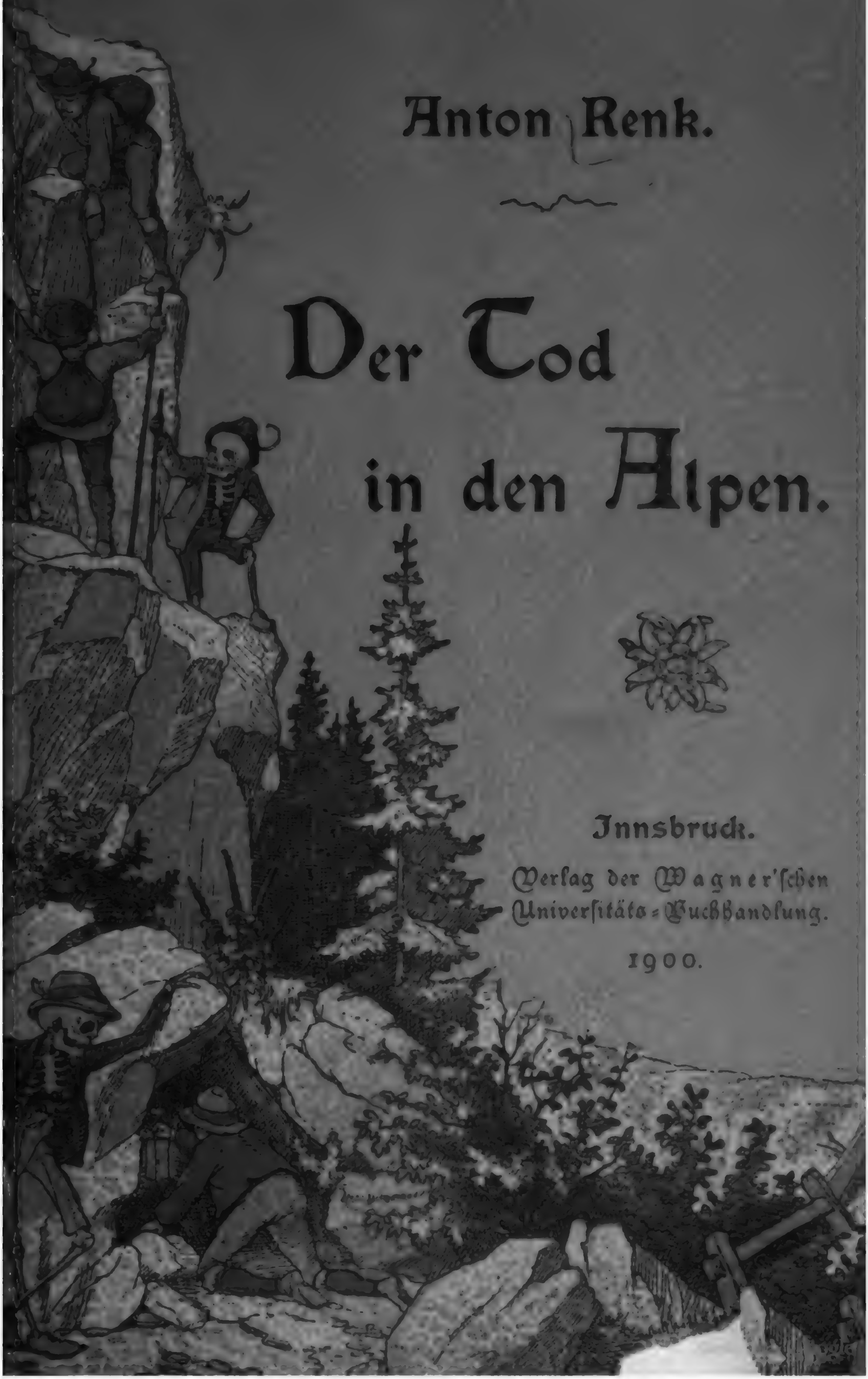
Er wischt die Hand ab, es ist etwas Nasses darauf gefallen. Sein Haupt sinkt müde in die Brust . . .

Die Lampe flämmert, der Ofen knattert und knistert, die Uhr tickt. Unaufhörlich flockt es draußen. Der müde Mann in der Fremde denkt an die Heimat. — Auf einmal ist die Uhr stehen geblieben.

Druck der Wagner'schen Univ.-Buchdruckerei, Innsbruck.

Anton Renk.

Der Tod in den Alpen.



Innsbruck.

Verlag der Wagner'schen
Universitäts-Buchhandlung.

1900.


KARL WEINHOLD

Anton Renk.

Der Tod in den Alpen.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1900.

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Dem Andenken einer Todten.

Unsere Todten.

Neben dem Schmerzempfinden, neben den ungewohnten Erscheinungen der Natur, die theils großartig, theils fürchterlich dem Auge des Wilden sich zeigen, ist es vor allem eines, das, vielleicht gleich unverstanden von den Trägern der Cultur, wie von den Mausfressern Afrikas, die ersten Grundzüge einer Religion, eines Mythus, einer Moral legte, und das ist das Räthsel des Todes. Das Unfaſsbare, daſs dasjenige, was früher unseresgleichen war, uns nicht mehr versteht, nichts mehr wissen will von uns, ist es, was die heilige Todtenverehrung gründete. Die Trauer um das Gewohnte, vielleicht nur um das Nöthige, war es, die eine stärkere Stimme später weckte: die Stimme der Verwandtschaft, die sich dann zur Liebe ausbildete. Darin, daſs die Todten unseren Ansprüchen nicht mehr gehorchen, regungslos bleiben bei unserem Leid, bei unseren Wünschen, liegt der Grund, daſs wir sie für unerreichbar, für anders geworden, für mächtiger und göttlicher halten. Und darin, daſs wir den Zustand nicht zu fassen vermögen, ist der Keim unserer Frage: „Was ist dort?“ Die Frage beantwortet sich nicht selbst, jede Religion beantwortet sie anders, jede Phantasie anders und die Ideen des Menschlichen dringen ein in das Reich des Todes.

Menschliche Ideale wie Liebe, Vergeltung, Erlösung reichen über das Grab hinaus. Ein Ende denkt das Volk nicht, und da es nur menschliche Zustände kennt, so wandern auch die mit den Seelen der Todten ins unbekannte Land, so dass wir dort menschliche Leiden und Freuden treffen, menschliche Gestalten treffen.

Die Volksphantasie, bei jedem Stamme verschieden, hat den Kreis des Menschlichen über das Grab hinaus geführt, ausgeschmückt mit seinem Gerechtigkeitsgefühl, mit seinen Stammtugenden und Lastern, mit seiner Unzufriedenheit und mit seinen Hoffnungen. Ja manche leuchtende Hoffnung wirft das Leben zersplittert vor die Füße des Getäuschten, aber im Märchenlande der Volkssage blitzt sie prächtiger auf nach dem Tode.

Dieses Gefühls hat sich die Menschheit nie erwehrt, es ist unsterblich wie ihre Unzufriedenheit. Selbst in jenen Zeiten, da der Materialismus auftrat und siegte, pochte der Mensch wieder an die Thore des Todes mit tausend Fragen, und der Spiritismus feierte seine Triumphe. „Der dumme Bauer", dem Angst und Liebe einen Traum einjagten, die alte, zitterige, schon lange kranke Ahndl sei gestorben, und dessen Traum sich erfüllt, wird verlacht, während die Medien Honorare empfangen von der gebildeten Welt für ihre Lichtblicke in die Reiche der vierten Dimension.

Was früher natürlich im Volksherzen durch Furcht, Zweifel und Hoffnuug entstand und die schönsten Frühblüten der Poesie erzeugte, war auch der Grund des modernen Spiritismus, der alle Schatten des Volksglaubens in stärkerem Maße hat, dem aber das tiefe Gefühl und die Moral, so wie die Poesie des alten Mythengepränges fehlt.

Dieses Hineinschauen mit weitgeöffneten Augen in die unerforschliche Höhle des Todes, dieses hoffende, fürchtende, richtende, dichtende Hineinschauen des Tirolervolkes will ich darthun. Es ist ein weiter Stoff, der sich nie erschöpfen läßt; denn in jedem Gemüthe verwandeln sich die überkommenen Sagengestalten und, wohin wir treffen, überall wird eine neue Welt uns entgegentreten, welche die unauslöschliche Ueberlieferung einerseits der Individualität, andererseits den Sitten, Ideen und Forderungen der gegenwärtigen Cultur dienstbar gemacht hat.

Wenn ich ein einheitliches Bild vom Volksgedanken geben will, muss ich die ganze Volksphilosophie und Ueberlieferung herholen, um zu sehen, wohin überall die Todesidee ihre Schatten geworfen.

In Sage, Glaube, Brauch, Gebet, Denkmal und Didaktik muss ich die Todesauffassung aufsuchen. Wenn wir alles zeitbezüglich ordnen, also: Krankheit, Vorahnungen des Todes, der Tod und seine Wirkung, die Fortdauer nach dem Tode, so müssen wir immerhin nach zwei Richtungen fragen: Was wissen wir von den Todten, und was wissen die Todten von uns? Es ist wohl überall eine stillschweigende Voraussetzung, dass die Todten die Verhältnisse der Lebenden, wenigstens derer, die ihnen im Leben nahe standen, wissen, mitfühlen und mitarbeiten an unseren Entschlüssen. Uns gegenüber sind die Todten allwissend und verfügen über nicht irdische Kräfte, wenn sie uns nützen oder schaden wollen oder sich unsere Hilfe erbitten. So denkt im allgemeinen der Tiroler.

Für den Tod ist kein Kraut gewachsen, sagt ein altes Volkssprichwort. Aber „Kranewittbeer und Bibernell, kommt der Tod nit so schnell“, behauptet der bäuerliche

Medicus. Diese alten Bauern glauben fest an manches Mittel, das gegen den „Ummergang, den matten Tisel, den Knilling", jene drei einzigen, alles umfassenden, deshalb identischen Bauernkrankheiten untrüglich hilft, aber zum Schluss hat's halt der Kranke doch glauben müssen.

„Rüben und Raben im Haus,
Und der Doctor drauß"

zeugt deutlich von dem Vertrauen der Bauern auf den Arzt, der gewöhnlich erst dann geholt wird, wenn die Krankheit dem Tode winkt.

Doch auch mit anderen Lettern schauen wir überall in den Alpenthälern das entsetzliche Gedicht des Todes geschrieben. Den erschlägt beim Holzen ein Baum, dort donnert eine Lawine nieder und begräbt ein Familienglück. Plötzlich, allmächtig schallt die Kunde des großen Sterbgeheimnisses an die Ohren. Und das Menschenfühlen schreckt zurück vor dem unverhofften, unerklärten, unabweislichen Muss. Das Volk will es vorherschauen, der Orakeltrieb wird rege, es will es erklären, sittliche Gründe dafür finden, fortsetzen in der Phantasie, was in der Wirklichkeit so schnell geendet, denn das Ende ist das Unerklärbare.

So entsteht der Todtenglaube, der Volksspiritismus, der mit den Ahnungen und Zeichen beginnt, mit der Verdammungs- und Erlösungsmythe endigt.

Nehmen wir zuerst die Vorzeichen zur Betrachtung. Meist Vorgänge aus der Natur sind es, die auf den Tod des Nebenmenschen hin gedeutet werden. Vom weiten Gebiete der Träume will ich absehen, denn der Traum ist jene Seelenthätigkeit, die der wachen Seele

so unverständlich ist, dass diese nicht einmal behaupten kann, welche Thätigkeit die höhere ist.

„Wenn ein Hund vor einem Hause heult, stirbt darin jemand". Desgleichen ists, wenn andere Thiere sich hören lassen. So die Habergeis, ein drachenartiger Vogel, das Herdhammerl, die Todtenuhr, die aus der Wand klingt, der Todtlacher, der Unglückskauz, der sein „Komm mit" durch die Nacht ruft.

„Wenn beim Pflügen die erste Furche gegen die Kirche fällt, stirbt jemand im Hofe während des kommenden Jahres." (Zingerle.)

„Wenn bei der Hochzeitsmesse das Sterbeglöcklein läutet, stirbt eines der Brautleute bald."

„Wenn in einem Hause in einem Jahre zwei sterben, folgt noch ein drittes nach."

„Wenn bei einem Todtenamt eine Kerze vom Altar fällt, stirbt bald eines nach."

„Wenn ein Himmelbrand, der beim Hause blühte, bricht, stirbt bald jemand."

„Wenn Hausgeräthe über Kreuz liegen, ist ein baldiger Todfall."

„Vor dem Tod guter Bekannter hört man rasseln".

„Wenn Kinder „Grab" spielen, sterben sie bald."

„Wer in ein offenes Grab stürzt, muss bald hinein."

Von einem Grabe soll man keine Blumen nehmen, sonst muss man sterben. (Zingerle.)

Dem Todten muss man die Augen zudrücken, sonst stirbt bald eines nach. (Zingerle.)

Wir haben aus dem mächtigen Reichthum des Volksglaubens nur weniges herausgenommen, das deutlich macht die Furcht vor dem Unbestimmten, die sich selbst auf die Fragen Antwort gibt, weil keine andere erfolgt.

Aus allen Vorfällen der Natur fast und des Menschenlebens blickt ein Todeszeichen hervor. Aber der Mensch begnügt sich nicht. Er frägt selbst, er stellt sich mitten hinein in die dumpfen Ahnungen und verlangt Bescheid von Furcht und Phantasie, einer dichterischen Pythia.

„In der heiligen Nacht reden im Stalle die Kühe. Das wusste ein Bauer und er wurde deshalb neugierig. Er legte im Stalle sich nieder bis zur Mette. Da begann der Stier zu reden: „Der Bauer wirds wohl nicht glauben, dass ich ihn in den nächsten vier Tagen todtstoße.“ Der Bauer gruselte, doch er dachte sich, dem kann abgeholfen werden. Er wollte den Stier schlagen lassen. Am vierten Tage trieb er ihn zum Metzger. Als der Bauer das Gatter aufthat, schlug der Stier nach hinten aus und traf den Bauern an der Stirn, dass er gleich todt war [1].“

Solche Weihnachtsreden der Thiere, in denen lauschenden Bauern der Tod verkündet wird, finden sich viele. Ein anderes Fragestellen ist in der Kirche, ebenso in der heiligen Nacht. Davon fand ich eine Kufsteinersage.

„Ein Bursche hatte eine Dirn gern und wollte sie heiraten. Es war schon alles in Ordnung gebracht, der Pfarrer hatte die Brautleute schon von der Kanzel verkündet, doch der Bursche hatte noch immer Furcht, dass sie nicht zusammen kämen. Er gieng, um sein Schicksal zu erfahren, in der Weihnacht auf den Friedhof, denn man sieht die, die im nächsten Jahre sterben. Ein Zug kam heran. Auch seine Dirn war dabei, die schaute ihn an und drohte mit dem Finger. Nun wusste ers. Seine Neugierde war Sünde, darum drohte

[1]) Kreuth.

ihm seine Braut. Hätte er auf Gott vertraut, wäre sie nicht gestorben.“

Wenn ein solcher Todtenschauer in dem Leichenzug einen ohne Kopf sieht, so muss er selber im nächsten Jahre sterben. (Zingerle.)

Haben wir gesehen, wie das Volk aus Zeichen schließt, wie es das Schicksal befragt, so müssen wir auch sehen, wie es träumt und dichtet. Die Vorweilungen und das Anmelden spielt eine große Rolle. Hier wird die Volksfrage und -furcht bereits zur Geschichte.

Die Vorweilung soll von den Anzeichen streng geschieden werden, ihr liegt ein stets außergewöhnlicher oder wunderbarer Vorgang zugrunde, die Vorweilung wird persönlich, wird zur Sage. Die Spiritisten des Dorfes, ähnlich wie die Medien unserer Salons, behaupten fast alle Todesfälle vorauszuwissen. Mit einer mächtigen Innigkeit hängt der Bauer an diesem Glauben, er wird unglücklich durch diese Kraft, denn:

„Nur der Irrthum ist das Leben
Und das Wissen ist der Tod.“

Nirgends finden wir eine so feine Detailschilderung, eine so ruhige Epik, wie in den Fürweilungs-Erzählungen. Meldet sich eine Person vor ihrem Tode, oder im Augenblicke des Sterbens, so gehts der Seele gut, wenn erst danach, ist's übel um sie bestellt.

„Eine brave Magd gieng in den Acker hinaus. Der Bauer blickte ihr beim Fenster nach und sagte dann traurig zu seinem Weibe, dass die Dirne nicht mehr lange leben werde. Die Bäuerin lachte ihn aus, da man vom Felde herein das Mädchen recht lustig singen hörte. Am nächsten Morgen fand man die Magd todt

im Bette. Der Bauer hatte einen Nebel um den Kopf des Mädchens gesehen [1])."

Eine andere Sage fand ich in Fendels.

„Ein Bauer kam aus dem Wirtshause und sah auf den Stadel zu eine Dirne springen. Er eilte ihr nach mit ausgebreiteten Armen, um sie nicht entkommen zu lassen. Endlich umfasste er sie, da hielt er einen Aschensack in Händen. Die junge Dirn starb bald." Die dumpfe Mahnung, zum Staub wirst du zurückkehren, klingt aus dieser Erzählung. „Bei einem Dorfkünstler, der die Grabtafeln bemalte, rumpelte es jedesmal im Malkasten, wenn ein Todfall bevorstand."

„Ein Jäger gieng in der heiligen Nacht durch den im Stalanzerthale befindlichen Kienberg auf die Jagd. Am Weihnachtsabend war er in einem Bauernhofe, in den der Jäger öfter hinkam, ein fröhlicher Heimgarten. Da hörte plötzlich ein Bursche einen Zug betender Leute vorbeigehen. Er kannte fast alle Stimmen. Es war keine weibliche dabei. Er gieng hinaus nachsehen, sah aber nichts. Jener Jäger war einige Tage nicht zurückgekommen. Da suchten ihn die Burschen und fanden ihn unter einer Lahne verschüttet. Sie machten aus Tannicht eine Bahre und trugen ihn heim. Die Stimmen jener Männer hatte der Bauernbub im Heimgarten gehört [2])."

„Ein Mädchen sah im Traume oft Grabkreuze mit dem Namen noch lebender Menschen. Die starben dann bald [3])".

In Holzgau erzählte man mir: „Vor dem Bundesschießen, das in Innsbruck 1885 abgehalten wurde, übte sich ein Lechthaler auf der Wiese und erschoss

---

[1]) Lechthal. [2]) Fendels. [3]) Innsbruck.

seinen Knaben, der ihm Zieler machte. Er dachte beim Losdrücken: Das wird ein guter Schuss, mitten ins Schwarze. Als das Unglück geschah, sah eine Verwandte, die in der Küche hantierte, Blutstropfen auf die Holzspäne fallen."

In der Legende vom Anderl von Rinn fallen der garbenschneidenden Mutter in dem Augenblick, als die Juden den Ritualmord verüben, drei Blutstropfen auf die Hand.

Auch in der alten mythischen Sage findet sich die Vorweilung in wunderbarer Poesie ausgedrückt. So ist eine Sage aus Aichleit: „Bei Aichleit in einer Klamm ist die Lebenshöhle, die sich am Johannestage öffnet. Einmal hütete ein Mädchen Schafe dort und sah ihre verstorbene Pathin auf einem bemoosten Steine sitzen. Die Alte führte das Mädel in die Höhle. Da brannten viele Lämplein; das waren die Lebenslichter. In einigen war nur mehr wenig Oel, die Leute mussten bald sterben. Nun bettelte die Hirtin, sie möchte ihr Licht sehen. Die Alte wollte es nicht zeigen, da das Mädchen aber nicht aufhörte zu bitten, führte sie es zu einem trüb brennenden Lichtlein, in dessen Lampe nur mehr wenig Oel war. Das Mädel bat, die Alte möge Oel zugießen, sie sei ja noch so jung. Die Alte sprach: „Das darf ich nicht." Nach wenigen Tagen starb die Hirtin." (Zingerle.)

Das alte Symbol der erlöschenden Lichtes schauen wir. Auch in einem Orakelbrauche finden wir es wieder: „Am Thomastag legt man in eine halbe Nussschale ein Zettelchen mit dem Namen einer Person, ein brennendes Wachskerzl befestigt man. Dann läßt man die Schalen schwimmen. Erlöscht ein Lichtlein, so stirbt der, dessen Name am Zettel steht, binnen Jahresfrist."

Matt, mit eingefallenen Wangen, müden Augen liegt der alte Bauer im Bette. Ein Kreuz steht am Tisch, zwei Lichter dabei. Der Priester betet. „Im Kopf hängen drei Blutstropfen", sagt der Volksmund. „Fallt einer der seitlichen, so wird man gelähmt, fällt der mittlere, so stirbt man." Eine heftig keuchende Brust, ein kurzes Röcheln, noch ein Blick mit weit aufgerissenen Augen. Er sinkt zurück. Laut weinend birgt das Nannele ihr Gesicht im Kissen. Es ist vorbei. Der dritte Blutstropfen ist gefallen. Der Tod ist gekommen. Der Priester löscht die Kerzen. Das Nannele drückt dem Vater die Augen zu. Wenn man einem Todten die Augen nicht schließt, stirbt bald eines nach. Die Bäurin macht die Thüre auf, damit die Seele hinaus kann. Ist nichts offen, so geht die Thür von selbst auf. Die Seele des Guten fliegt als weißes Wölklein zum Himmel. (Zingerle.) „Zieh dem Vater den Ring ab, Nannele."

„Wer Schmuck trägt, kann nicht selig werden." Es ist eine mächtige Moral, die das sagt. Der Erdentand muss weg. Auch kein Geld darf dabei sein. Der größte Herrscher der Erde, das Geld, ist überwunden.

Die Aufbahrung ist verschieden. In manchen Gegenden liegt der Todte bekleidet auf einem Gestell — früher das Rechbrett — von re = Leiche. Eine Jungfrau trägt eine Krone, in den gefalteten Händen ist ein Kreuz. An andern Orten wird die Leiche ins Bett gelegt und ganz zugedeckt. Dies im Oberinnthal. Man sollte dagegen einschreiten, denn es liegt eine große Last schwerer Bauernbetten auf dem Todten. Diese Art Aufbahrung geschieht schnell nach dem Tode. Der Todtenbeschauer ist erst auf dem Weg ins stundenweite

Bergdorf. Wenn ein Scheintod vorläge, müsste der Kranke ersticken.

Die Nacht hindurch halten die Nachbarn die Todtenwache. Wohl jedes Haus fast schickt einen Vertreter hin. Das ist das ländliche Zeichen des Mitgefühls. Dabei wird gebetet und manches erzählt und getrunken.

„Lang schon hab ichs gewusst, dass es da auf'm letzten Loch pfeift", sagt die Gärbercenz.

„Ja, er hats glauben müssn. Einmal müssen wir auch einruckn zur großen Armee."

„Er hat alleweil gsagt, wer lang Suppen isst, werd alt."

„Was hat ihm denn gefehlt?"

„Nimmer derschnauft hat ers."

So redet das Volk vom Tode. Es sind viele Redensarten da, manche enthalten schöne Bilder, Hoffnungen, Euphemismen. Andere wollen durch ihren Humor die entsetzliche Wahrheit des Todes mildern, und nicht Gemüthsrohheit ists, die manchen derbwitzigen Ausspruch hervorbringt. Bei Behandlung der Grabschriften werden wir den Ausdruck des Todgedankens in der Sprache besser beurtheilen, als in einzelnen landläufigen Wendungen.

Bevor eine Leiche aus dem Hause getragen wird, kommen alle Bewohner ins Zimmer. Der Hausvater, in dem Menschenkreis stehend, räuchert mit Kranewittbeeren oder Holz. Wer von den Hausinsassen nicht dabei ist, stirbt nach. (Zingerle.)

Die Begräbnis ist auf dem Lande meist in der Früh, daran schließt sich das Todtenamt. Die Betheiligung ist stets zahlreich. Im Lechthal trägt die nächstverwandte jüngste Person 5 Kerzen, „weitere Verwandte" 4 und noch weniger. An manchen Orten beobachtet man die Sitte,

beim Leichenzug nicht zu beten, damit die Verwandten ungestört ihrem Schmerze sich hingeben können. Ist ein Mädchen gestorben, so tragen meist Jungfrauen den Sarg. Bei dem Todtenamte erfährt der Priester das jenseitige Schicksal des Gestorbenen. Doch niemanden darf er etwas sagen. Wenn er bei der Trauermesse stockt, steht es schlecht um die Seele des Verschiedenen.

Der Sarg sinkt in die Erde. Weihbrunn wird nachgesprengt, dumpf fallen die Schollen in die Tiefe, wie ernste Stundenschläge einer neuen, jetzt beginnenden, unbekannten Zeit, der Zeit des Vergessens. Des Vergessens? Nein, denn das Rechbrett, das Holzkreuz, die Todtenkapelle, das Marterl, die Allerseelenlichter und -blumen zeugen, dass das Landvolk viel an seine Todten denkt. Noch mehr aber die vielen Sagen von armen Seelen und Bützen künden uns davon. Das Grab des Bauern bildet zu den Festzeiten meist einen glattgestrichenen, dachförmigen Hügel. Darin steckt das Kreuz, Holz oder Eisen mit Flittergold. Der Buchs umrandet die Ruhestätte meistens; auch kleine Nelken und „Ewigkeitsblümeln" finden sich häufig. Doch auch an anderen Stellen finden wir Denkmale. So stehen an Zäunen, oder sind in Stegbrücklein die Rechbretter, auf denen der Todte lag, angebracht. Der Name, die Todeszeit, ein sinnvoller Spruch steht darauf und meist die Bitte um ein Vater unser. Auf den Inhalt werden wir später noch zu reden kommen. In Tirol sind diese Rechbretter nur in Außerfern, bei Lermoos und Reutte, zu finden. Ueber die Sümpfe sind sie gelegt.

Das germanische Leichenmahl findet noch statt. Zum Schlusse dankt einer meist in einer längeren, formelhaften Rede, die mit dem Sündenfall im Paradiese beginnt und mit dem letzten Opfer der Sühne, dem

eben Verblichenen schließt. Es folgt ein Gebet. Darauf danken die Hinterbliebenen für den Beistand. Eine solche Leichenrede findet sich in Zingerles „Sitten, Bräuche und Meinungen" pg. 51.

Heilig ist der Ort des Grabes. Keine Blume soll man pflücken, ohne für den Todten zu beten. Mit Papierrosen, Georginen werden Figuren eingelegt in die Erde des Hügels. In Blumenmosaik ist ein Herz zu schauen, ein Kranz, der Name Jesu. So ist's zu Festzeiten. Wenn der Bauer aus der Kirche kommt, spritzt er Weihbrunnen zu beiden Seiten des Weges auf die Gräber aus.

Der Hort der Ruhe, der heilige, wird geehrt. Aber nicht alle finden Ruhe im Grabe, die man hinabgebettet hat. Eine Lilie sproßte aus dem Grabe des Anderl von Rinn empor, Rosen bedeckten das der wohlthätigen Huberin von St. Nikolaus, die zur Pestzeit so hilfreich war.

Das Nichts hat begonnen. Das Nichts kann sich der Mensch nicht vorstellen. Der Glaube, die Hoffnung, die Gerechtigkeit schaffen eine Traumwelt, die Todtensage. Manch altgermanisches Fleisch ist unter dem christlichen Talare der Geistergeschichten noch verborgen. Die Todten wissen unsere Schicksale, sie kommen uns trösten und warnen, sie helfen uns. Sie bitten um unser Gebet, wir können ihnen Gutes thun. Die Idee der Sühne ist es, die viele Geister geschaffen hat, doch nicht alle. Die Frage nach dem Jenseits wirkt mit. Zum Beweis hiefür eine Sage, die mir im Lechthal mitgetheilt wurde: „Zweien Bauersleuten in Stockach starb ein Kind, das sie recht lieb gehabt. Vor dem Tode sprach die Mutter zum kranken Mädchen, es möge, wenn es gestorben sei, doch noch einmal kommen.

Das Mädchen versprach es. Acht Tage nach dem Tode erleuchtete sich plötzlich das ganze Haus. Das Kind erschien und sprach mit den Eltern. Was es sagte, durften sie niemanden anvertrauen."

Ebenso hatten drei Kaisererbauern sich versprochen, nach dem Tode zu den Ueberlebenden zu kommen.

„Sterben — Schlafen — vielleicht auch träumen. Ja da liegts.

Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen?"

So sagt Hamlet, so zittert das Volk. Deshalb will es von den Geistern über das „Drüben" etwas erfahren, „von jenem unentdeckten Land, aus dem kein Wanderer zurückkehrt." Der gleiche Zug ist im Spiritismus. Livermoor, der New-Yorker Großindustrielle, hat seine Gattin Estella gebeten, zu erscheinen und sie erschien. Die Medien rufen die Geister großer Todten und beschwören sie in unseren Salons.

Auch die Todtenbeschwörung kommt in der Volkssage vor: „Ein Vater hatte zwei Söhne, der eine war Bauer der andere Geistlicher. Der Alte starb, und die Brüder geriethen bei der Erbschaftstheilung in Streit. Nach drei Tagen beschwor der Klosterbruder den Geist des Todten, der erschien und seinen Willen kund gab."

Theilen wir die Gestalten der Todten in zwei Kategorien: Arme Seelen und Bütze. Erstere leiden im Fegefeuer, erscheinen jedoch auch auf der Erde warnend, tröstend, bittend. Sie sind nicht die Geister schwerer Verbrecher. Am häufigsten sieht man blaue Lichtlein schweben, das sind arme Seelen. Es sind arme Seelen in dem Reiche unserer Sage, die keine Schuld tragen, sondern nur dem Gebote eines unabweislichen Fatalismus zum Opfer gefallen sind.

So ist die Lebensdauer genau vorbestimmt, und wenn der Tod zu früh eintritt, muss die Seele noch auf der Erde bleiben, bis die Zeit der Vorentschließung gekommen. Mit mächtigen Zügen meißelt die Sage dieses unerschütterliche Muss dem alten Volksbewusstsein ins starre Antlitz. Zingerle theilt uns eine Sage aus Klausen mit: „Jedwedem Menschen ist die Todesstunde genau vorbestimmt. Ein Holzhauer, der bei Kolman im Walde Holz fällte, hörte öfter rufen: „Die Zeit ist aus, und er ist noch nicht da." Er sah sich nach allen Seiten um, konnte aber keinen Menschen weit und breit sehen. Da wurde es ihm unheimlich und schon wollte er die Axt liegen lassen und davon laufen, als plötzlich ein Mann die Straße dahergeritten kam und unweit von ihm todt vom Pferde fiel. Nun war es stille."

An gleicher Stelle steht eine Ultener-Sage verzeichnet: „Ein Knecht kam unter die Lawine. Am Winterabend sahen die Ehhalten plötzlich den Knecht, der laut weinte, beim Ofen sitzen. Die Dienstboten fragten, warum er umgehen müsse. Der Geist sagte, er sei zu früh gestorben, d'rum müsse er noch umgehen, wenn auch sein Leib verfault sei."

„Wenn zwei das Gleiche denken, ist eine arme Seele erlöst. Man soll keine Brosamen verstreuen, ohne dabei sie den armen Seelen zu schenken, sonst kommt beim jüngsten Gericht der Teufel und haut einem glühende Brote, die er aus den Brosamen gebacken, um die Ohren. Wenn Kartoffel, die anbrennen, winseln, sagt man, es weinen die armen Seelen."

So zieht sich die Sage der armen Seelen durch den bäuerlichen Brauch, immer muss man den armen Seelen Verehrung, Mitleid, Hilfe spneden. Wehe dem, der

ihrer spottet, oder ihr Grab, ihr Gerippe entweiht. Davon sind viele Erzählungen im Volke.

In Graun erfrug ich: „In einem Heimgarten sprachen die Buben und Mädeln vom Fürchten. War da ein lebfrisches Dianl, das sagte, sie fürchte sich nicht und wolle den Klapperhans aus der Todtenkapelle holen. Der Klapperhans war ein Gerippe, das man nicht begraben konnte, weil es keine Ruhe fand in der Erde. Es kehrte immer wieder in's Beinhaus zurück. Die Burschen meinten, die Dirn habe nur Spaſs gemacht, und nahmen sie beim Wort. Aber das kecke Mädel gieng wirklich über den nächtigen Friedhof. Die Burschen warteten in der festen Hoffnung, sie tüchtig auslachen zu können; doch das Lachen sollte ihnen vergehen. Das Dianl kam mit dem Gerippe zurück. Nun war das Fürchten da, statt des Spottens. Man wollte den unheimlichen Gast wieder forthaben. Das Mädchen trug ihn furchtlos wieder in das Beinhaus. Dann kehrte sie in den Heimgarten zurück. Der Todte war vor ihr wieder in der Stube. Noch einmal trug die Dirn den Todten in die Kapelle, aber das Gerippe kehrte wieder zurück. Nun holte man einen Geistlichen. Der sagte, die Leute möchten alle sprechen: „Hans, ruhe im Frieden." Hinter dem Ofen aber saß ein altes Weib, das sagte den Segensspruch nicht, weil der Todte ihren Mann umgebracht hatte. Endlich folgte das Weib dem Zureden des Priesters und verzieh ihm. Nun konnte man das Gerippe wegbringen und begraben, da es Verzeihung erlangt hatte."

Die Todten lassen keinen Spott treiben. Doch wenn sie helfen können, so helfen sie. Ein alter Fendler Bauer erzählte mir: „Im Wirtshause gieng's lustig zu. Es waren viele Bauern dort und ein Spielmann

der fröhlich fidelte. Der Musikant war recht arm und hatte kärglichen Verdienst. Da kam bei den Bauern die Rede auf's Fürchten. Da der Spielmann als kecker Geselle bekannt war, sagte ein Reicher, wenn er die ganze Nacht am Friedhofe den armen Seelen vorzugeigen sich getraue, so schenke er ihm eine schöne Kuh. Das war nun freilich ein Reichthum für den Spielmann und er besann sich nicht lange mehr. Ein Bauernbursch stand bei der Kirchthür Wache. Beim Betläuten muſste der Musikant beginnen. Und so that er. Er spielte in einem fort das kurze, gebetartige Liedl:

Liebe arme Seelen,
Bleibt nur in Ruh,
Ich spiel nicht wegen eurer,
Nur um a Kuh!

Und wirklich blieben die Todten ruhig, dem Spielmann war geholfen."

Dem Todten darf man kein Bein, keinen Zahn oder Gewand nehmen. Sonst rächen sie sich. Die Leute werden krank oder zerrissen: „Der Malser Thürmer sah vom Thurm aus einen Todtentanz. Er warf Steine in den Friedhof unter die Geister, da kletterten die Todten den Thurm empor, erfaſsten den Thürmer und warfen ihn in den Friedhof. Am nächsten Tage fand man seine Leiche. (Zingerle.)

Wer denkt nicht an Goethes Worte:
Der Thürmer erbleichet, der Thürmer erbebt,
Gern gäb er ihm wieder den Laken.
Da häkelt — nun hat er am längsten gelebt,
Den Zipfel ein eiserner Zacken.
Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins,

Da donnert die Glocke ein mächtiges Eins —
Und unten zerschellt das Gerippe.

„Todtenbein und Kleider werden zu allerlei Zauber verwendet. Wenn man Blei in das eine Auge des Todtenschädels gießt, beim andern herausfließen und dann in den Kugelmodel rinnen läßt, bekommt man Blutkugeln. Wer eine Todtenbare mitternachts während des Glockenschlags dreimal um die Kirche trägt, kann zaubern. Wer das Leichenhemd des Letztbegrabenen anzieht und mitternachts dreimal um die Kirche geht, ist unbesieglich als Robler. Doch die Todten rächen sich an dem, der ihre Gebeine entheiligt."

Sehr häufig in Märchen und Sagen finden sich die Spiele der Todten. Vor allem das Kegeln. Manchmal laden die Todten Menschen dazu ein.

„In Kronburg, erzählt man, liege ein goldenes Kegelspiel vergraben, mit dem die Todten kegeln. Wieder andere wollen wissen, sie scheiben mit Todtenköpfen auf Todtenbeine. Sie luden einmal einen Oberinnthaler Burschen zum Spiele ein. Er gewann und erlöste dadurch die Geister."

„Wenn zu Weihnacht die Kirchzeit der Lebenden um ist, beginnt die der Todten." Man hört viel erzählen von Todtenvespern und Geistermessen.

Auch in Thiergestalt, besonders als Kröten sieht man die armen Seelen.

In dem eben erschienenen Büchlein „Sagen aus dem Paznaun und dessen Nachbarschaft von Chr. Hauser" findet sich die Erzählung: „Zwei ledige Personen hatten mitsammen ein trautes Verhältnis, und der Geliebte besuchte sein Mädchen, das fern von ihm wohnte, manch-

mal des Abends. Als derselbe einmal längere Zeit ausgeblieben war, wurde das Mädchen traurig und ängstlich und meinte, der Geliebte habe sie verlassen. Da leuchtete der Mond in einer Nacht sehr hell und der Geliebte erschien am Kammerfenster des Mädchens und weckte dieses. Wie es sich im Bette erhob rief jener aus:

„Ach wie scheint der Mond so hell,
Ach wie reiten die Todten so schnell!
Schätzli fürchtst Du Dich nichts?"

Als das Mädchen erwiderte „Nein", so packte er dasselbe und zerriß es wie das „Geströpp in der Sunna". Der Geliebte war nämlich während seiner längeren Abwesenheit gestorben". Die mächtige, großartig düstere Scenerie der Lenore baut sich auf vor unsern Augen. Auch in unserer heimischen Sage findet sich diese Perle deutschen Denkens.

Auch dankbar sind die Todten. Bei mancher Erlösung erhält der Retter reiche Schätze. Ein Pusterthaler erzählte mir Folgendes: „Ein Priester las eine Seelenmesse für die ärmste Seele, die ganz von den Menschen vergessen sei. In der Nacht trat eine römische Frau an sein Bett und dankte ihm. Sie sei die Frau des Pilatus und sei die vergessenste Seele gewesen. Nun aber sei sie erlöst."

„Wird ein Geist erlöst, so fliegt er als weiße Taube zum Himmel. Wer einen Geist erlöst, wird selig." (Zingerle.) Bei Hauser ist nachstehende Erzählung zu finden: „Ein Patznauner war mit dem Mähen eines Steilmahdes beschäftigt, als er plötzlich rufen hörte: „Jörg fluich." Dreimal rief es, dann floh er. Eine Felswand stürzte auf den Platz nieder, an dem er ge-

mäht hatte. Die armen Seelen, die er oft in sein Gebet eingeschlossen hatte, waren die dankbaren Warner gewesen."

Wir haben nun die armen Seelen betrachtet. Früher machte ich einen Unterschied zwischen ihnen und den Bützen. Es sind wohl manche Scheidungszeichen, aber in vielen Sagengestalten findet sich eine Vermischung und die Grenze ist nicht scharf zu ziehen. Bütze sind meist Verbrecher, die sichtbar vor unsern Augen zur Warnung eine fürchterliche, außergewöhnliche Strafe erleiden, die das Volk nach seinen Gerechtigkeitsbegriffen poetisch gestaltet hat. Bütze sind nur Sühnegeister. Betrachten wir an dieser Stelle das große Drama von Freude, Schuld und Sühne, das bei allen Völkern gewaltig ausgedrückt ist, ebenso wie von allen voll und klar der Drang zur Erlösungsmythe empfunden wird. Verschwunden sind die Paradiese von der Erde durch des Menschen Schuld, nur besonders Beglückte schauen sie noch und in manchen Namen: Rosengarten rc., im Hervorsprossen von Wunderblüten und an emporrückenden Schätzen sind sie noch zu erkennen. Zingerle theilt mit: „Das Schlaraffenland liegt zwischen Brand bei Längenfeld und Burgstall. Einst sangen nicht weit von Brand sieben wilde Frauen ihr Lied; da wollte ein Bursche, der es hörte, sich ihnen nähern, allein alle waren im Nu verschwunden. Der Getäuschte schaute nach der Richtung, in der sie entflohen waren und sah eine große Thüre geöffnet und durch diese erblickte er eine weite, herrliche Landschaft. Da standen auf den üppigen Fluren die herrlichsten Bäume, an denen köstliche Früchte hiengen. Thal und Hügel waren reich überwachsen und zwischen Aeckern lachten stattliche Dörfer und prächtige Städte. Der Bursche wollte das schöne Land betreten, allein

die Frauen kämpften mit ihm und endlich wurde das Thor vor seinen Augen geschlossen."

Aehnlich, wie es von einem Lande heißt, dass die Bäche von Milch und Honig strömen, finden wir in den Alpen sonderbare Darstellungen des Reichthums und des Uebermuths zugleich. Im Lechthal heißt es von einer durch ein Silberbergwerk reichgewordenen Stadt, dass ihre Bewohner bei Tag aus Uebermuth die Fallen (Jalousien) schlossen und Licht machten. Darin liegt ein Zug der Lichtverachtung. Von Almen erzählt man sich oft, dass die Senner mit Milch sich wuschen, mit Butterkugeln watschelten (ein Tiroler Kugelspiel) und aus Käse Stufen bauten. In manchem Alpensee ist eine Stadt versunken und der Wanderer hört die Glocken heraufklingen. Manche Trümmerhalde überdeckt einst fruchtbare Alpenweiden. L. Freytag gibt in der Zeitschrift des D. u. Oe. A.-V. 1879 ein prächtiges Bild der Paradiessage und es wäre freventliche Arbeit, aus diesen tief durchgeistigten und durchfühlten Ganzen Stückwerk vorzubringen.

Es naht die Schuld. Ueber ganze Strecken, wie über einzelne Frevler verhängt die Sage mit der gleichen Unerbittlichkeit die Sühne. Im Oberinnthal fand ich Folgendes: „In einer Alm wuchs das Misere, ein gar kräftig Kräutlein, von dem die Kühe fett wurden. Die Senner wurden wegen ihres Reichthums hochmüthig und geizig. Da kam einst abends ein alter, schwacher Bettler, den verhöhnten sie und gaben ihm nichts. Er war noch nicht weit gegangen, da verschwand er, ein gräsliches Gewitter zog herauf und eine Stimme rief aus dem Donner:

„Misere, blüh unterm Schnee
Und im Sommer nimmermeh."

Die Alm wurde sammt den Sennern verschüttet und die ausgedörrte Rennthierflechte bedeckt jetzt die steinigen Gelände und gibt den Kühen keine Kraft mehr."

Jene erhabene Moral, die schon hervorleuchtet aus der Bibel, da der Herr mit zweien Engeln zu Abraham kam, treffen wir hier. Eine Wanderung der richtenden Mächte findet sich bei vielen Völkern. Zeus und Hermes kommen zu Philemon, Wodan und Thor zu Thialfi, Harun al Raschid macht Strafe und Glück spendende Gänge. Es ist gewissermaßen eine Erklärung, Verkörperung der allwissenden Gerechtigkeit. Was ist das Schuldmotiv? Das übermüthige Auflehnen der Menschen. Das einst gigantische Ringen der Menschen gegen Gesetz und Bezug äußert sich jetzt fast nur mehr in frechem Verhöhnen und Außerachtlassung der moralischen Satzung. Auf einzelne Schuldmotive kann ich nicht weiter eingehen. Sehr häufig ist es Hartherzigkeit. Das Sprach- und Naturbild vom Steinherz fand seine Gestaltung in Versteinerungssagen für die Mitleidlosen.

Die Bütze haben ein entsetzliches Ansehen. Ihr Anblick kann Krankheit, Wahnsinn oder Tod bringen. Sie sind nie hilfreich und gut. Für die Fehler des Lebens büßen sie passende Strafen. Der untreue Senn muss weiter sennen, der Marksteinverrücker nach dem Tode solche schleppen. In feuriger, in Thiergestalt, kopflos, als große schwarze Männer, als Reiter und Ritter erscheinen sie. Viele erschrecken den Menschen böswillig und bringen ihn in Todesangst. Ein charakteristisches Strafmotiv fand ich in Patznaun: „Bei Kappel hatte ein Hirt einer Kuh, die ihm stets zu weit gieng, nasse Rinden an den Rand eines Abgrundes gelegt, so dass sie abstürzte. Der Hirt starb und muss nun die Kuh über die Wand hinauftragen. Wenn er oben ankommt,

fällt die Kuh wieder über die Schrofen. Einmal hörten die Leute den Butz weinen. Da fragte ihn ein Pater, was er zu seiner Erlösung brauche. Der Hirt, antwortete, er könne ihm nicht helfen, seine Strafe sei, die Kuh und allen Nutzen, Butter, Milch, Kalb abzudienen. Das Jahr gelte einen Groschen."

Der Grieche dagegen erzählt von seinem Sisyphos, wie er einen Steinblock hinaufwälzen muſs zur Berghöh und „hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor."

Es kommt jedoch auch vor, daſs nicht rein das büßende Element ausgedrückt ist, sondern auch elbische Züge sich finden. So sind die mannigfachen Erzählungen, wo der Almbutz, ein untreuer Senner oder eine betrügerische Almsudl, ein mächtiges, zerstörendes Unwetter über die Alm schicken. Das sind Verschmelzungen mit Naturwesen.

Gehen wir nun zur Sühne über — wenn ich einen freien Ausdruck gebrauchen darf, zu den Sintflutsagen. Der Sinn für die gewaltsamen Veränderungen der Natur ist dem Aelpler vor allem lebendig, schaut er ja alltäglich den großartigen Scenenwechsel. Wie der spanische Cid von veränderten Gegenden weiß, so gibt es hundert von Volksreimen wie dieser in Tirol:

„I denk die Villanderalp
Neunmal Wies und neunmal Wald
Und den Schlern
Wie an Nuſskern
Und den Jochgrimm
Wie a Messerkling" . . . .

Die untergegangenen Paradiese müssen meist der Gewalt des Wassers und der durch die Gewässer auf-

gewühlten Mächte weichen. Dabei ist die Vernichtung durch Feuer — Sodoms Ende — fast nirgends zu finden. Nur im einzelnen manchmal. So behauptet eine Tradition vom Kaunserkreuz, die Lutterotti behandelte, Folgendes: „Ein Kaunser Wildschütz mit Namen Chrust (Christian) hatte gehört, dass jener Jäger, der unter der Wandlung auf die Christuswunde schieße, nie mehr fehlen könne. Dann sagt das Gedicht:

„Ear hot d' Wunda it röcht troffa,
Schuißt drau aucha döngar Hond,
Schau do köhma d' Leut hea gloffa:
Chrust dei Hütta steht in Brond."

Vergletscherung, Verschüttung, Versinken, Ueberdeckung durch Seen finden sich viel häufiger als die Feuerstrafe. Aus den Naturvorgängen ist das leicht zu erklären. Die deutsche Erde weiß nichts von dem aus der Erde strömenden vulkanischen Feuer, das Sodom den Untergang bereitete, das die Rotte Korah verschlang. Viel näher liegt die Sintflutvernichtung. Doch auch mythologische Gründe lassen sich dafür ins Feld führen. Im Vegtamskvidha heißt es:

„Welch ein Mann ist das, der mich nicht kennt,
Mich wiederum schickt den beschwerlichen Weg,
Beschneit vom Schnee, geschlagen vom Regen,
Beträuft vom Thaue —"

Es geht darauf hin, dass dem Germanen eine Wasserhölle eigen war, gegenüber den Slaven und Orientalen. Vernaleken sagt, das nordische Nebelheim nähert sich der Wasserhölle insofern es von rauschenden Wassern durchströmt ist. Hier haben wir es also mit einem eigenen Strafort zu thun, nicht mit einem versunkenen

Paradiese. Diese Scheidung muſs unumgänglich gemacht werden. Zingerle theilt mit: „Im Kalterer See war ein Mann ertrunken. Als sein Sohn später auf dem Wasser fuhr, sah er ein grünes Männlein, das ihm freundlich zurief: Komm mit mir in mein Haus. — Er führte den Jüngling in die Tiefe des Sees — da sah der Bursche seinen Vater leibhaftig in einem krystallenen Kasten liegen. Er bat nun den Führer flehentlich um seinen Vater. — „Du kannst ihn haben, wenn Du die Leiche Deines Vaters und seine Seele, die dort im Gase sich befindet, den bewachenden Fräulein entreißen kannst."

Die Vorstellung von in Töpfen verschlossenen Seelen Ertrunkener findet sich in Oesterreich häufig. Als eine solche Wasserhölle mag auch das jetzt so humoristisch bekannte Sterzinger Moos, in das die alten Jungfern kommen, gelten. Von manchen Seen heißt es, daſs die Schlafenden hineingezogen werden; das geht auf die hungrige Hölle zurück. Wie sehr der Begriff der Hölle noch rege ist, beweist das in den See bannen. So liegen im Zireiner und Rachholzer See die Wagen germanischer Göttinnen. Noch einmal muſs ich darauf hinweisen, daſs dies nicht mit dem verschwundenen Paradiese zu verwechseln ist, sondern daſs nur die Vorstellung der Wasserhölle neben Naturgründen diese Bevorzugung der Wasserstrafen bedingte. Manche Prophezeihung fand ich, namentlich im Lechthal, ein Drache werde einen See austreten. Wie rege die Vorstellung von den ja wirklich vorhandenen unterirdischen Becken ist, gibt den deutlichen Beweis für den reinen Naturmythos.

In andern Sagen erscheint die Wasserverdammnis dadurch ausgedrückt, daſs Uebelthäter in einen Wasser-

fall gebannt werden. So ist in Ried die Sage geläufig:

„Ein Butz ist unter den fallenden Bach gebannt, der nur dann aus dem Qualort heraus darf, wenn um zwölf Uhr Mittag kein Wölklein am Himmel steht.“ Die deutliche Erinnerung an den Lichtcult blickt hervor. Wenn das Licht über alles Dunkle und Böse gesiegt hat, ist die Schuld gesühnt, die Erlösung da. Andere büßen droben im kalten Eise und leiden in den Gletscherklüften die kalte Pein. Ein Widerspruch zu dieser Verdammnis und Wasserhöllentheorie scheint das häufige Auftreten der Feuerbütze zu sein. Es ist ein leichtes Behelfen, wenn man sagt, dass zur Zeit der Christianisierung diese Feuerhöllenidee — die sich übrigens auch bei den Slaven findet — hereingetragen worden sei. Aber vergleichen wir dies Feuer! Die Feuerwirkung unserer Bütze ist wesentlich verschieden von der bildlichen Vorstellung der hebräischen und christlichen Qual. Unsere Bütze leiden nicht durch das sie umgebende Feuer, wie jene Verdammten, sondern sie haben das Feuer in sich, Feuer geht von ihnen aus. Zum Beleg folgende Sage, die ich im Lechthal fand:

„Am Schiggen bei Holzgau war ein Butz, der oft nießen musste. Einmal begegnete er einem Manne, der sagte dann ganz unwillkürlich „Helf Gott.“ Da kam der feurige Butz auf ihn zu und wollte ihm die Hand geben. Der Mann aber fürchtete sich und reichte ihm einen Stab hin. Da wurde der Butz traurig, ergriff den Stock und gieng dann wieder weg. Wenn ihm der Mann die Hand gegeben hätte, wäre der Butz erlöst gewesen. Am Stab waren die fünf Finger eingebrannt.“

Die Völuspa erzählt zwar auch von der Feuermacht beim Weltuntergang, ein Beweis, dass die Sodomsstrafen auch im germanischen Mythos vorkommen. Aber mit der Deutung des in der neuzeitlichen Tirolersage vorkommenden dämonischen Feuers als germanisch, muss man vorsichtig sein, da manche christliche Gedanken einwirkten. Eine Erinnerung an das deutsche Feuer ist sein Emporrücken aus der Erdtiefe zur Oberfläche, das Blühen der Schätze.

Die Vernichtung durch Versteinerung hängt eng mit der Riesensage zusammen. Von Frau Hitt und Serles sind die Sagen ja bekannt. Lassen wir Uhland darüber sprechen:

„Hier in der Wildnis des Hochgebirges gährt noch etwas vom urweltlichen Chaos, das von vornherein im Riesenthum seinen mythischen Ausdruck gefunden.“ Als eigentlichen Ersatz der nordischen Walhölle finden sich die hohlen Berge, in denen entrückte Kaiser und Helden der Erlösung harren.

Gedenken wir noch des personificierten Todes. Den „Dadamon“ und „Giggas Gaggas Mann“ der Oesterreicher fand ich im Lechthaler Kinderreim, „Giggas Gaggas, Geiramus.“

Von Tod und Todin theilt Alpenburg aus dem Valserthale mit: „Als die große Sterb ins Land kam, aber die Leute im Innthal noch unberührt waren, sah man den Tod mit einer Sense und die Todin mit einem Rechen kommen. Die Leute wussten schon, was das bedeute und bereiteten sich aufs Sterben. Ein Bauer aber sagte, er habe immer recht gelebt. Im Rechen der Todin fehle ein Zahn, das sei ein Zeichen, dass ein Mensch übrig bleibe. Alle starben bis auf den Bauern. Er heiratete eine Dirn aus dem Pfitscher-

thal, die dort die große Sterb allein verschont hatte. Von ihnen stammt die jetzige Bevölterung."

Hier haben die Tiroler ihren Deukalion und die Pyrrha des griechischen Mythos, wenn auch mit keiner Sintflutstrafe verbunden.

Hiemit ist der letzte Act des Dramas der Schuld abgeschlossen und die Erlösungssage des Volkes beginnt.

Der Glaube an das Wiedereintreffen eines, wenn auch nicht so vollkommenen Glückzustandes, das die Edda nach der Götterdämmerung, der Grieche nach dem goldenen Zeitalter schafft, das in allen Sintflutsagen auftritt, ist versunken, wie ein leuchtender Hort. Nur die Erlösung des Einzelnen hat noch ihre Mythe; nur manchmal in Kämpfen mit Drachen und Hund hat sich noch ihre Lebenskraft bewahrt. Meist aber wird die Sage traurig. die menschliche Schwachheit vermag nicht die Bedingungen zu erfüllen, die menschliche Furcht schaudert davor. Immer mehr und mehr schiebt sich zwischen das Glück und den Menschen, bis endlich die germanische Erlösungsmythe erlischt.

„In der Alpenhütte von Fendels war ein Hirte, der oft zu viel Vieh aufgetrieben hatte. Für diesen Frevel muss er nun allen Sennern das Vieh hüten helfen. So hütete er einem den ganzen Sommer durch das Vieh. Als man abfuhr, trieb er es dem Senner noch ab, bis sie fast beim Dorf waren. Da fragte, der Butz, ob er jetzt gehen dürfe. „Geh nur", antwortete der Senner. Jetzt begann der Butz aber laut zu weinen. Der Hirte fragte, warum er so traurig sei. Darauf antwortete der Butz, wenn er (der Senner) Vergelt's Gott gesagt hätte, wäre er erlöst gewesen."

Ein gutes Wort findet ein gutes Ort, ist die Moral dieses. Früher habe ich auch ein Beispiel citiert von

dem Helf Gott sagen. Einem Marchegger, der ruft: Wohin! soll man zurufen, wo Du ihn herhast!

Sehr häufig ist die Erlösung mit der Hebung eines Schatzes verbunden. Aus dem Kaunserthal habe ich Folgendes:

„Im Schlosse zu Prutz hat ein Knecht gelebt. Dem rief's in der Nacht zu, er solle um Mitternacht nach Bärneck (Schloss bei Kauns) gehen. Ein feuriger Hund mit einem Schlüssel im Maule werde kommen, den Schlüssel solle er herausschlagen, so werde er reiche Schätze erhalten. Zweimal hatte er es versucht, war jedoch aus Angst wieder davon gelaufen. Das drittemal konnte er nicht mehr zurück. Um und um das ganze Thal war Glut und Feuer, die Berge brannten. Der feurige Hund kämpfte mit dem Knecht, dem es gelang, den Schlüssel herauszuschlagen. Da verschwand Hund und Glut und vor dem Knecht stand der erlöste schneeweiße Geist, ein einstiger Herr der Zwingburg, dessen Seele der Teufel bewacht hat. Zum Danke zeigte ihm der Geist die reichen vergrabenen Schätze, die er sich heben konnte."

Hierin ist das Kampfmotiv des Deutschen noch ausgebildet. Wir schauen die Waburlohe brennen. Eine häufige Bedingung ist eine Schlange küssen, wie dies schon im Lanzelotliede vorkommt. Geschicklichkeit fordert die Sage beim Treffen der goldenen Kegel. Häufig erhalten unschuldige Kinder reiche Schätze. Auf die Nothwendigkeit der Unschuld weist auch Folgendes hin, das ich aus dem Paznaun brachte:

„Ein Bauer sah am Wege auf einem großen Steine eine Frau sitzen, die ihm auftrug, zu beichten und zu communicieren, dann hieher um Mitternacht zurückzukehren und starke Ruthen mitzunehmen. Mit diesen

3*

sollte er einer gräulichen Schlange den goldenen Schlüssel aus dem Maul schlagen, dann sei sie erlöst und er werde reiche Schätze erhalten. Am Rückweg war statt des Steins eine Kiste da, darauf ein entsetzlicher Wurm lag. Er traute sich nicht zu schlagen. Da weinte die Schlange überlaut und verschwand."

Hier haben wir die Melancholie der Sage ob des menschlichen Unvermögens, der Willensschwachheit, die die Erlösung verscherzt.

„Zwei Burschen gruben im Schlosse Bärneck nach dem Schatze. Sie durften dabei kein Wort reden. Der Pickel des einen schlug schon an die Kiste, da fragte der andere „Hast ihn?" Da versank der Schatz."

Man erinnert sich an Orpheus, der seine Gattin aus der Unterwelt holen durfte, wenn er nicht umschaue. Er konnte nicht anders. So geht die leuchtende Moral hervor: das Erkennen der menschlichen Schwachheit und Willenslosigkeit, die dem Glück entgegenstehen Meist missglückt die Erlösung in unserer Sage, nur manchmal wird die Melancholie der Tradition etwas erhellt durch den Hoffnungsblick in die Zukunft. So sagt ein Geist aus einer Paznaunersage: „Wenn von jener Lärche der Same gefallen, daraus ein Baum wurde, dieser gefällt ist, wenn man dann aus seinem Holze ein Kreuz schnitzt und dort aufstellt, bin ich erlöst." Oft heißt es, dass eine Wiege daraus gemacht werde, darin werde der Knabe liegen, der den Büßenden erlöst.

So spricht die Sage ein heiliges Wort aus unserer Vorzeit und ein ernstes vom Menschsein, von Glück, Kampf, Schuld, Sühne — und wie die Osterglocken-

rufe hereinwallen durch die gothischen Wölbungen zu zu Faust, klingt die Erlösungsmythe an unser Ohr.

Betrachten wir nun zu dieser großartigen Geisterwelt, die deutsche Volkpoesie, Moral, Glaube, Hoffnung, Furcht und Sühnedrang geschaffen haben, die gefühllosen Bühnengestalten des heutigen Spiritismus, der heute von den Gebildeten oft vertheidigt und geglaubt wird, während der alberne Bauer, der seine Geister sieht, verlacht wird.

Die Idee der Reinigung durch das Durchleben verschiedener Leben ist ein alter Volksgedanke, den schon Pythagoras zu seiner Seelenwanderungslehre erhoben hat. Er findet sich wieder in unseren Sagen, wenn auch im allgemeinen unsere Todten nicht als Menschen mit Fleisch und Blut auftreten, sie sühnen doch, sie reinigen sich. Und gar so nichtmenschlich, geistig sind sie auch nicht, denn sie haben in der knöchernen Todtenhand gewaltige Kraft, sie zerreißen Menschen. Die gleiche Reinigungstheorie verficht auch der Spiritist. Der läßt sie aber auch wieder wirkliche Menschen werden. So behauptet Allan Kardec, daſs er schon das drittemal geboren sei. Dazwischen sind Uebergangsstadien, da nur die Seele fortlebt, sich des Vorhergegangenen erinnert, von Medien citiert und mit einem Körper versehen werden kann. Die Lebenskraft nimmt der Geist aus dem in ekstatischem Zustande sich befindenden Medium. Nachdem der Geist Zeit lang als solcher die Erinnerung an das einst durchgemachte Leben gehabt hat, um für seine seelische Bildung neue, bessere Grundsätze zu fassen, kehrt er wieder in die Körperlichkeit zurück, wird wieder geboren und die Erinnerung erlischt. Nur in wenigen Momenten kehrt sie auch dem neuen Körperwesen wieder. . . . . — . . . .

Der Spiritismus hat manches dem Volksglauben entlehnt, glühende Hände, Fußabdrücke, Klopfmeldung, himmlische Musik.

Unsere Geister wissen, dass sie zur Sühne wieder auf der Welt sind, sie wissen, dass Gott sie zwang dazu. Nach spiritistischer Lehre kennen die Geister nach der Wiedermenschwerdung den Zwang nicht, sondern meinen, eigenem Willen zu folgen.

Hare, ein amerikanischer Geist, sagt, dass im Reich der vierten Dimension Berge, Ebenen, Flüsse seien, es wird geerntet, gegessen, getrunken, gespielt.

Was bei uns mit großer Moral und Poesie im Traumleben der Völker entstand, dictiert von der unerbittlichen Ordnung, ist bei den Modernen matt, künstlich, gezwungen. Die mächtigen Warnungen unserer Geisterwelt üben mehr Eindruck als die seelische Bildungsschule jener, die sie mit den Odschis in Afrika, den Südseeinsulanern, den niedersten Völkerschaften, die auf einen neuen Thierleib hoffen und sich auch demgemäß selbstbewusst sind, gemein.

Die drei Wesenheiten der Spiritisten: Gott, Geist, Materie bilden auch nicht viel neues, jeder Volksglaube hat sie vorgeschrieben. Das Wirkende, Moralische, Schöne des Spiritismus ist aus den Volksmeinungen genommen, die so ihren gemeinsamen Zügen ein großes Gesetz an die ewigen Tafeln der Natur schreiben, eine Weltordnung.

Von dieser geistigen Todtenverehrung kehren wir wieder zu der materiell gewordenen Erinnerung, zu den Denkmalen der Tiroler zurück. Wenig ist für den Forscher zu thun, denn kleine, nicht genug schätzenswerte Sammlungen hat uns Hörmann geliefert, der

auch im Vorwort schon die nöthigen culturellen Erläuterungen gibt.

Auch J. Müller in Bremen schenkte uns einen Aufsatz, der unter neuen Gesichtspunkten die Poesie des Todes in den Alpen ordnet.

Im Friedhof draußen an den Holz- und Metallkreuzen finden wir auf verblichenen Tafeln mit einst farbengrellen Malereien, die meist neben dem Krankenbett knieenden Männer und Frauen mit Fazzelklappen, über denen ein Heiligenbild schwebt, darstellend, die Inschriften. An den schon besprochenen Rechbrettern stehen Verse. Die Wegkreuze tragen solche Tafeln. Im Beinhäusel sind sie aufgehängt, auf den Altarsteinen liegen geschichtet die Todtenschädel, an den Wänden hängen kleine Erinnerungstafeln, den Hintergrund bildet ein jüngstes Gericht oder ein Armen-Seelenbild, auch illustrierte Todtentänze findet man.

Auf einem Regenbogen sitzt Gott der Herr. Rechts auf der Erde stehen Scharen entweder nackter, oder weißgekleideter Menschen, die zu Gericht müssen. Engel rufen mit Posaunen. Links öffnet sich der Höllenrachen, daraus heben Menschen bittend die Arme empor. Teufel stürzen heraus. Im Vordergrund sind die Todsünder mit symbolischen Attributen, ein Kapuziner mit einem Schweinsschinken 2c. Die Teufel reißen sie fort von den Lastern. Da und dort steigt aus dem Grabe ein Gerippe.

Solche Altarbilder in Todtenkapellen, oder auch Wegkapellen, den sogenannten Todtenrasten, finden sich viele. Wieder in anderen sind nur arme Seelen, welche in den Flammen leiden und den Wanderer um ein Vaterunser bitten.

In manchen sehen wir in getrennter Darstellung, wie der Tod den König vom Thron reißt, dem Bauern die Sichel aus der Hand nimmt; die große Gerechtigkeit des Todes blickt uns entgegen. Weitaus am häufigsten sind die Marteln, die an Unglücksstellen, in Feld und Wald, Murthal und am Felsthurm stehen. Aus einem primitiven Naturhintergrund treten Gestalten hervor, dort liegt ein Baum quer über der Brust des Bauern, ein anderesmal strecken zwei Hände und ein Kopf aus der Lawine sich empor. Ueber dem Kopf des Verunglückten ist ein Kreuzlein. Manchmal ist der Todte noch einmal abgebildet, ein Engel steht dabei und weist nach aufwärts. Oft schwebt hoch in den Lüften ein Heiligenbild.

Auch die allegorische Gestalt des Todes ist abgebildet, meist als sensentragendes Gerippe mit der Sanduhr, doch auch als Postillon, der seine Passagiere hinüberführt ins unbekannte Land, oder als Schütz mit Pfeil und Bogen, ein verlöschendes Licht findet sich auch neben der Gestalt des großen Schnitters.

Am Schönberg findet sich ein Bildstöckl, da zwei arme Seelen von Schlangen umzingelt werden. Das erinnert an den Schlangenthurm der nordischen Sage.

Noch wären die Darstellungen der Todtentänze, die ebenfalls vorkommen (Falger, Lechthal) zu erwähnen. Noch mangelndes Material zwingen mich, dieses interessante Capitel der bildkünstlerischen Todespoesie des Volkes zu übergehen ebenso wie die Maskenzüge, in denen auch die Todesgestalt auftritt.

Ueber die Grabschriften der Tiroler handelt der zweite Theil dieses Buches; deshalb führe ich hier nur noch nach Hörmann zwei Stellen an, welche den Todesgedanken im Sprichworte aufzeigen:

„Der Tod muſs einen Anfang haben.“
„Rothe Aepfel faulen inwendig.“

Die große Wahrheit bleibt, für den Tod iſt kein Kraut gewachſen.

Wir haben die mächtige Pantaſie geſehen, mit der das Volk in das verhüllte Land des Nichtmehrſeins eindringt, den Gerechtigkeitsdrang, der waltet, die Hoffnung nach Erlöſung, die verſöhnend ausklingt und die große Liebe des Volkes zu ſeinen Todten, die es begreiflich macht, daſs einer, der den unſinnigen Stadtluxus, die bezahlte Todtenverehrung, die heuchleriſche Maske der Gleichgiltigkeit, welche oft nur Zeugin des Hochmuthes iſt, kennt und verachtet, ſagen kann: „auf einem einſamen Dorfkirchhof mit morſchen Kreuzen möchte ich beten.“

Voll werdenden Verſtändniſſes war das Leben. Mit dem Tode hört das alles auf. Das Volk dichtet weiter:

Die Augen brechen —
Ein altes Märchen endigt ſo.
Wer heißt ſies deuten?

Der Tod in den Alpen.

I.

Das wissen die Menschen schon seit Tausenden von Jahren, dass er allgegenwärtig ist, dass er hinter jeder Ecke hervortreten kann und dass er immer da ist. Ihm sinken keine Lider, bewältigt vom Schlaf, denn seine Augen sind sternlos und haben keine Lider. Und doch sehen diese dunkeln Höhlen schärfer und besser als alle anderen Augen, jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch wird von ihnen betrachtet. Er kennt keinen zeitlichen Schlaf, denn er ist der ewige Schlaf. Drum wandelt er rastlos und immerwach im Weltall, von Stern zu Stern, von Jahrtausend zu Jahrtausend. Hinter seinen fleischlosen Rippen schlägt das Herz der Zeit und er ist das Gewissen der Zeit. Was die Zeit auch erfindet für das Leben, für die Lebensfreude, er macht seine Correcturen daran, so dass auch zugleich für seine Zwecke eine Maschine entsteht. Jede neue Art menschlicher Lebensbethätigung enthält eine neue Todesart. Er ist das Gewissen der Zeit, denn in den Tausenden von Jahren, seitdem die Menschen ihn kennen, fühlen gelernt, seitdem sie wissen, dass er kommen muss, haben sie nie aufgehört, vor dem Ueberallnahen und Allzeitbereiten zu zittern.

Nicht immer ist er groß und herrlich, nicht immer spricht er dröhnende Worte seiner Allmacht, nicht immer weht der Purpur um seine Schultern. Er ist auch listig und feig, er verkleidet sich als Mensch, um den Menschen ums Leben zu betrügen. — Dort auf der Straße stürmen zwei Radfahrer hin, die um den Vorsprung wetteifern. Auf einmal zerschellt das Rad des zweiten an einem Straßenstein. Der Fahrer liegt mit zerschmetterter Stirne am Wegrand, während der erste, der alle einholt, in rasendstem Tempo weiterfährt und nur ein höhnisches „Allheil!" zurückruft.

Für ihn ist das, was uns das Schrecklichste ist, nur ein ewiger Fasching, er kennt alle Verkleidungen, alle Larven, und wie bei einem Maskentanze erfaßt er einen Unbekannten an den Händen und wirbelt toll dahin, bis der Partner bleich wird, zitternd wankt. und fällt.

Er ist wie ein eitler König, der überall sich eine Wohnstätte einrichtet, um den Menschen von seiner Macht Kunde zu geben. Mitten im Walde hat er sein Jagdhaus, mitten in der Stadt sein Laboratorium. Er treibt auch Chemie, wie alle andern Wissenschaften, damit er auf einmal viele Menschen mitreißt. Unter dem Meere sitzt er auf korallenem Riffthron und zieht das Kauffahrteischiff zugrunde, auf den Wolken feuerwerkt er mit tödtlichen Blitzen, seine großartigsten Prunkpaläste aber sind die Berge.

In den Bergen stehen seine Königschlösser mit Thürmen, Pforten und Zinnen, mit Burgverließen und ragenden Altanen, umgeben von wildreichen Forsten, mit Gärten voll Edelweiß, Speik und Rauten, mit Gärten, in denen Wasserwerke tosen und ganze Felsen brennen.

Nahe dem Himmel pflegt er zu wohnen, denn er stammt ja vom Himmel, er ist ein Ewiger. Je höher man empor steigt, desto sichtbarer, fühlbarer wird seine Macht, desto großartiger baut sich seine Residenz auf. Da und dort duldet er noch einen kleinen, blassen, zitternden Stern als Zeichen des Lebens auf einem Felsenzacken, ein Edelweiß. Da und dort späht aus den Lüften noch ein Geier nach dem Aas nieder. In einer Nische klebt noch ein Stück Moos — ein verirrter Falter taumelt erfrierend zwischen die Steintrümmer des Kars. Riesenhafte Ammoniten, Grabschriften einer untergegangenen Welt, verkünden von den Felsentafeln, dass auch hier einmal das Leben war, wo jetzt die ewigen Bezirke des Todes sind, die zu überschreiten verboten ist. Wie oft sahen diese starren Felsen, die Wächter der Einsamkeit, die blutige Sühne für die Grenzüberschreitung.

Hier herrscht nur mehr der Tod. Keine Blume, kein Ton, kein Lebewesen. — Nur Gestein aufeinandergethürmt! Und auch dieses trotzige Urgefels ließ der Tod seine Macht fühlen, er riss es mit seinen starken Händen auseinander, er schleuderte es zerschmetternd in die Tiefe, um ihm zu zeigen, dass es nicht ewig sei, wie er.

Und noch höher droben ist das Eis. In wilden Formen zerschründet es sich in den Zungen und öffnet tausend Gräber, blitzend wölbt es sich empor, trügerisch überbrückt es Abgründe.

Eine funkelnde Eiswächte über dem Gletschergipfel ist sein Thron. Da sitzt er droben und blickt hasserfüllt mit seinen sternlosen Augen zu seiner größten, ewigen Feindin empor, zur Sonne. Mit ihr kämpfte er den unendlichen Kampf, lange schon vor die

Menschen waren. O, er träumt von einer Zeit seiner größten Siege, als diese Eiswüsten über die fruchtbaren Thäler zogen, wo jetzt die Menschen wohnen, die er haßt, weil sie in seine Paläste treten. Diese Sonne! Da drunten hat sie wieder Menschen in stiller Hütte glücklich gemacht.

Aber er wird in ihr Glück hineintreten und wird die Flammen ihres Heerdes löschen mit kalter Hand und die Mauern ihres Heims einrennen und das ganze Glück erdrücken.

Er reißt wild an seinem Throne, an der Schneewächte, bis sie sich loslöst und mit ihm als Lawine krachend ins Thal tost — — mitten ins Glück.

— — — — — — — — — — —

Auf Schritt und Tritt begegnet man in den Alpen dem Tode. So mancher Waldbaum, manche Felsenwand trägt sein Wahrzeichen. Mit schlichten, oft ungeschickten, oft poesievollen, immer aber herzentstammten Worten wird das Memento verkündigt. Die Weltanschauungen der Ueberlebenden sind in ihnen zu erkennen, und oft verdeckt die christliche Form nur mangelhaft den ironischen Pessimismus. Der Glanz der Thräne im Auge schimmert oft eben heller als der der christlichen Jenseitshoffnung. So finden sich im Friedhofe zu Niederau folgende Inschriften:

Gott gefüll dieße junge Rose
und er pflückte es für Sich,
nun blüt sie in seinem Schoße
und sie blüth ewiglich.

Auf einem anderen Grabe:

In der Blühte meiner Jahre
Rief mich Gott zur Todenbahre,

Darum Gott pflückt sogern von allen
Blummen, die ihm gefallen,
Ewig jetzt im Himmelsglanze
Prange ich im Jungfrauenkranze.

Nicht alle Inschriften fragen nach dem „Warum“ des Todes und suchen wie diese in der Blumenfreude eine sehr menschliche, psychologische Erklärung des „unerforschlichen Rathschlusses.“ Sehr viele begnügen sich mit dem Hinweis auf das unerbittliche Muss des Sterbens und variieren das Thema: „Heute mir, morgen Dir!“ in verschiedener Art, zumeist mit einem Rathschlag, jeden Augenblick vorbereitet zu sein.

So ein Marterl bei St. Jakob am Arlberg:

O Mensch, trau nicht der Zeit,
Du kannst vielleicht noch sterben heut.
Der Tod ist uns gewiss,
Kein Mensch kann ihn verhindern,
Gott straft den Apfelbiss
An allen seinen Kindern.

Hiebei müssen auch die Classiker herhalten. Auf der Alpe Kühthai (2009 m) feiert Schiller seine Auferstehung auf einem Marterl mit dem barmherzigen Brüder-Gesang: „Rasch tritt der Tod den Menschen an“, während am Friedhofe zu Stanzach im Lechthale Verse von Klopstock zu finden sind.

Natürlich sind die Rückblicke auf das Leben des Todten ein häufiger Inhalt der Todespoesie, ist ja doch die Erinnerung das Einzige, was uns verblieb. Dabei kommt die sociale Stellung in Betracht. Große, ernste Naturen aber schauen dem Tode ins Antlitz und greifen zur Feder ohne zu zittern, indem sie sich selbst ihre Grabschrift dichten. So ein Weib in der Wildschönau:

Wir haben hart gearbeitet auf dieser Welt,
Deswegen hat uns Gott hergestellt,
Wir haben arm gelebt, schlechte Kleider tracht,
Aber der Gemeinde keine Schande gemacht.
O wie oft haben wir auf unsere Mutter gedacht,
Dass sie für uns so viel geweint und gebetet hat.
Aber der liebe Gott hat sie erhört,
Deswegen heißt es auch, das Gebet ist ein Doppelschlüssl,
Schließet in die Herzen des Menschen ein
Und schließt den Himmel auf.
Aufgeschaut ihr christliche Seelen zu Gott den Herrn,
Es handelt sich nicht nur um das Geld,
Sondern um ein glückliches Hinscheiden
In die andre Welt.

Wohl von priesterlicher Hand stammen folgende Rückblicke:

Nur Gottes Ehre war ihr Ziel und Ende,
Der Lieben Glück ihr einzig Ideal,
Ihr Glaube fest, wie rings die Felsenwände,
Ihr Beispiel mehrte stets der Frommen Zahl.
(St. Johann i. T.)

Ebenso:

Du schaust nun, was wir glauben,
Du hast nun, was uns fehlt,
Dir kann der Feind nichts rauben,
Der uns versucht und quält.
(St. Johann.)

In eben demselben Friedhofe findet sich ein Spruch, welcher durch seinen großen Schluss uns mächtig ergreift und in die heiligste Art der Poesie gehört:

Wer ist es, der die Himmel lenket
Und Freud und Leiden niedersenket,

Wer ists, der unser Schicksal führet,
Der Nationen Herz regieret?
Wir haben Willen, Gott hat Rat,
Der Mensch die Absicht, Gott die That.

So etwas kann nur ein echter Dichter geschrieben haben, und es würde mich nicht verwundern, wenn diese Verse sich in irgend einem Werke eines Romantikers fänden.

Sicher von bäuerlicher Hand stammen folgende Zeilen:

Meine Jahre sind zu Ende,
Ich muß in das kühle Grab,
Richten werden Gottes Hände,
Was ich mir verdienet hab.
Meine Kinder denkt daran,
Was ich für euch gethan.
Und jetzt kommt die Frage,
Wie ich euch erzogen habe.
Vor dem Angesichte Gottes,
Da muss ich jetzt stehn!
Jetzt werd ich gerichtet
Fürs ewige Leben:
Erziehe Deine Kinder gut
Fürs ewige Leben,
Den Lohn wird Dir Gott
Der Allmächtige geben.

(St. Johann.)

Der Tod als Befreiung von der körperlichen Fessel, eine Verkleidung dieses orientalischen Askesegedankens in bäuerlichem Gewande, ist an einem andern Grabkreuze desselben Friedhofes zu finden:

Ruhet hier in sanftem Frieden,
Selig war nur euer Lebenslauf,

Wachet jenseits fröhlich auf!
Alles, was ihr hier gelitten,
Ist jetzt wie im Traum vorbei,
Geduldig habt ihr ausgelitten,
Seid nun des Körpers Zinse frei.

Ein dankbarer Ehegatte widmet ebendort seiner Gattin die Worte:

Ein verständiges, stilles Weib, eine wohlerzogene Seele ist mit nichts zu vertauschen.

So hat auch der Tod seinen Humor. Und trotz seiner Allmacht kommen ihm kleine, harmlose Teufelchen leicht bei. Zum Beispiel der böse Druckfehlerteufel.

Ruhe, Frühvollendeter, in Frieden,
Ruhe sanft in Jesu, unsern Herrn.
Früh bist Du aus der Welt geschieden
Und bist nun allen Scherzen fern.

Mit kecken Strichen malt ein Dichter zu Pettneu im Friedhof furchtlos den Tod:

Er führte kunstgerecht den Pflug,
Besäte so die Erde
Und lenkte sicher, scharf und klug
Mit Meisterhand die Pferde.
Und als entschwand die alte Kraft,
Das scharfe Auge trüber,
Kutschierte noch mit Meisterschaft
Der müde Mann hinüber. [1])

Im Flierscher Kirchhof bringt missverstandener Satzbau Eigenthümlichkeiten hervor. So beim Grabe zweier Eheleute:

Hier ruhen . . . . . sie empfiengen die hl. Sterbsacramente und 2 unschuldige Kinder.

---

[1]) Auch in Hörmanns Marterln enthalten.

Aber nicht bloß am Friedhofe, sondern auch im Gasthause zu Fliersch tritt uns der Tod entgegen. Dort, beingeschnitzt, von einem schwarzen Mantel umwallt, ist er als Halbrelief in einen Uhrkasten eingelassen. Er spricht:

Heute mier, morgen Dir,
Alle müssen sterben (wir),
Dies hat in ein bar kurzen Stunden
Jeder an sich wahr gefunden.

Ein Gebrauch, der ungemein viel einfachster Poesie in sich schließt, findet in Fliersch bei Kindergräbern statt. Ein kleines, einfaches Kreuz trägt die Inschrift:

Hier liegt eine Unschuld mit Namen . . . . .

Keine Frage nach dem Leben, keine nach dem Jenseits, denn man weiß, dass die Seele mit den silberflügeligen Engeln umschwebt, keine nach dem Warum des Sterbens, denn es ist augenscheinlich Gottes Güte, welche dem Kinde die Leiden der Welt ersparte.

Anders ist es bei den Unglücklichen, welche selbst das Thor des Todes öffneten; vergessen liegen sie oft an der Kirchhofmauer, wenn der Priester die Thüre nicht öffnete, oder in einem Kirchhofwinkel, und selten gemahnt ein Wort daran, dass sie waren.

Eingedenk des Spruches: „Richtet nicht, dass ihr nicht gerichtet werdet", aber hat ein Dichter auf ein Selbstmördergrab zu St. Johann geschrieben:

O Menschenherz, so tief und dunkel,
Unergründlich wie das Meer,
Schön ist der Fläche Sternenfunkel,
Die Tiefen kennt allein der Herr.
Er sieht den Geist umnachtet ringen,
Gerecht ist Gott und sein Gericht,
Versuch, o Mensch, nicht einzudringen,
Du kennst die dunkeln Mächte nicht.

Nun ist es aber genug. Mir ist es, als ob de
kahle Schädel mit den sternlosen Augen sich übe
meine Schulter neige und auf das Blatt starre, au
dem ich von ihm schreibe. Es ist ein kaltes Wehe
um mich, drüben die Uhr tickt so hart, so langsa
und müde. Vor den Fenstern verloht ein brennende
Abend. Am Himmel weht der Purpur des Todes
Er muſs hinter mir stehen, der Gewaltige . . .
Horch! Kommt das von der Straße herauf —
oder . . . . am Ende singt er's selber als eine höhnisch
Prophezeiung. —

Es ist ein Gassenhauer: Auch Du, auch Du wirs
schlafen gehn. . . .

Ich aber lege meine Feder weg und gehe z
Menschen, zu Menschen mit Augen, aus denen da
Leben blitzt.

II.

Wir saßen bei vollen Bechern. An den Wände
hiengen Eispickel, Rucksäcke, Bergstöcke, Berghüt
Feldflaschen, Schneereifen, Steigeisen und Gletscherseil
als Decoration, und die kühnsten und schönsten Gipfe
unserer Alpen schauten in Aquarellgemälden auf un
nieder. Im Grunde des Saales prangte ein Wappen
umwallt von schwarz-roth-goldener Flaggenzier. Deutsch
Kampfgesänge und Berglieder zogen zu den Klänge
des Claviers durch den Saal. Das flinke Moidel
in der Unterländertracht füllte Kannen und Becher.

Ludwig, Otto, Hermann und ich saßen nebeneinande
und sprachen von einem unerstiegenen Hochgipfel de
Gletscherwelt, den auch ich mir schon einmal zu er
steigen vorgenommen hatte. Am nächsten Tage wollte
die drei sich auf den Weg machen, auch ich sollte mit

zehn, doch mich hielt die Pflicht noch einige Tage in der Stadt. Drum fast mit Neid hörte ich die Pläne der drei Freunde an, denn ich kannte die gewaltigen Zauber dieses Hochthales.

Und ich wäre so gern wieder einmal fort aus Politik, Kulturkampf, Literatur und Alltagsleben in die freie Hochwelt.

Bin dem Lärm der Stadt entflohen
Auf die Firne stolz und klar,
Wo der Morgensonne Lohen
Noch einmal so wunderbar,
Wo der Felsen, Schöpfung zeugend,
In Vergangenheit versenkt,
Und der Himmel, niederbeugend,
Alles Licht ins Herz mir lenkt.

Hei, der Pickel schlägt die Stufen!
Hoch ob allem Angstrevier
Kann ich tiefbeseligt rufen:
Nichts als Licht ist über mir!
Eine tiefe, fromme Weise
Harft mir durch die Seele lind,
Und das Herz pocht leise, leise,
Wie das Herz von einem Kind.

Aber — da klang es ja durch den Saal: „Es wär' zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein." — Ich mußte in der Stadt bleiben und wünschte den andern, während die Gläser aneinanderklangen, gute Bergfahrt.

Nach einigen Tagen war auch ich in den Thälern. Bald giengs durch Wiesen, bald durch Wälder, bald wurde in einem Dorfe ein Rasttag gehalten, an welchem dann die Feder Arbeit genug hatte, bald giengs steile Anhänge empor zu firnumgürteten Hoch-

gipfeln, zu sich dehnenden, lebensbaren Karen, zu den Friedhöfen der Natur — und bald stand ich wieder in den kleinen Bauern-Friedhöfen und las die Poesie des Todes von den Kreuzen. — Vater, Mutter und Kind. Das ist das Heiligste der ganzen Erde. Die sprechen wohl die schönste Sprache der Liebe, die reinste, welche über das Grab hinausklingt.

Kein Kind es je vergelten kann,
Was seine Eltern ihm gethan,
Und wer sie ehret bis zum Grab,
Der zahlt nur alte Schulden ab.

(Ladis).

Morgens roth, abends Tod.
Doch der beste Trost allein:
Es kann ja gar nicht sein,
Dass die heiligen Schutzengelein
Ohne Gottes Wille
Eine Rose pflücken,
Darum Aeltern freuet Euch
Aufs Wiedersehen im Himmelreich.

Also spricht das todte Kind zu den Eltern.

(Fiss).

Und auch der todte Vater redet:

Geliebte Kinder, höret mich,
Was ich vom Grab als Vater sprich:
Trocknet eure Thränen ab,
Ich fühle Ruh im stillen Grab,
Ihr aber lebet fromm und fürchtet Gott
Und haltet fleißig sein Gebot,
So pflanzet ihr nach Kindespflicht
Auf meinem Grab Vergissmeinnicht.

(Serfaus).

Einen rührenden Ausdruck findet die Mutterliebe in folgendem Spruche:

Welch' schwere Leiden litt sie nicht
Auf ihrem Sterbebett,
Doch litt sie nach Christuspflicht[1])
Geblassen[2]) im Gebeth
Drum, bester Gatte, traure nicht,
Drum weinet nicht, ihr Kinder,
Sie lebt vor Gottes Angesicht
Und liebt euch dort nicht minder. (Fiss).

Die Liebe dauert weiter, sie kann in der Ewigkeit nicht sterben, denn ohne sie zerfiele ja der Himmel. Der Mensch ist für mehr bestimmt, als hier auf dieser Erde ein paarmal sich im Kreis zu drehen und dann schwindelnd hinzufallen auf den grünen Rasen. Mit einem großartigen Schlusse spricht folgende Inschrift vom Ewigkeitsberufe der Menschen:

Du bist zur Ewigkeit geboren,
Zu etwas höchern bist bestimmd,
Das Leben geht nicht ganz verlohren,
Wenn gleich das Grab den Leichnam nimmt.
Du bist zu groß für diese Zeit,
Drum bete für die Ewigkeit. (Ladis).

Mit einer kurzen Pointe weist eine Grabschrift in demselben Friedhofe auf die Kürze des Lebens und die Länge der Ewigkeit hin:

O Wanderer, stehe still
Hör', was ich dir sagen will:
Auch wir pilgerten vor kurzer Zeit,
Jetzt sind wir in der Ewigkeit.
O kostbare Zeit,
Weil Gott sie einmal nur geit.[3])

---

[1]) Christenpflicht. [2]) gelassen. [3]) gibt.

Im Gottesacker des Nachbardorfes schließt ein Vers, den ich wegen seiner sonstigen Belanglosigkeit nicht citiere, mit den Worten:

Wer Gott getreu bleibt bis ans Grab,
Dem wischt Gott seine Thränen ab. (Fiss).

Die reine Jungfrau genießt die Verehrung bis über das Grab hinaus. Wie oft findet sich der Bibelspruch „Selig ist ein keusches Geschlecht" auf Holz, Eisen und Stein!

Ein ganzes Lied aber schmückt das Grab einer tugendsamen Maid in Ladis. Es lautet:

Wie lebt denn eine Jungfrau weise
Und eine aus der Klugen Zahl?
Sie folgt dem Lamme auf der Reise
Durch dieser Erde Thränenthal.
Wie stirbt denn eine Jungfrau weise
Und eine aus der Klugen Zahl?
Es führt der Tod sie sanft und leise
Zu jenes Lammes Hochzeitmahl.
So lebte sie im stillen Kreise,
So schied sie von den Lieben all,
Drum war sie eine Jungfrau weise
Und eine aus der Klugen Zahl.

Aber wir haben schon das vorigemal gesehen, dass der Tod auch Humor haben kann, er kann eben alles. So kann er sich, er, der große Robler, ebensowenig wie ein schlagringbewaffneter Bauernbursch, wenn er das Wort „Jungfrau" hört, eines ungläubigen Lächelns erwehren, besonders wenn er eine Grabschrift liest:

Hier ruht die wohlgeachtete Jungfrau . . . . . ., welche geboren am . . . . . . und nach mehrjähriger Dienstzeit am . . . . . . selig im Herrn verschieden ist. (Ladis).

Es geht halt gar so hart, das Frommsein, drum ist eine Jungfrau mit mehrjähriger Dienstzeit schon eine Rarität.

Von der Schwierigkeit des Frommseins erzählt auch ein anderer Spruch im Friedhofe zu Fiss:

Willst du Krist, einst selig sterben,
Such' Gottes Huld dir zu erwerben,
Bleibe fromm und kost es, was es will,
Dies führt dich zu deinem Ziel.

Also bleiben wir fromm, koste es, was es wolle. — Aber der Tod liebt es nicht, dass man über ihn lache. Er empfindet es als Majestätsbeleidigung. Drum trat er mir im Malfonthale an einem Steine, bevor ich auf den Riffler (3160 m) stieg, wieder entgegen:

Wanderer, steh still allhier
Auf diesem Trauerort,
Ein Vaterunser bete mir,
Erst dann magst wieder fort.
Auch du besitzest keinen Brief,
Wenn deine Zeit ist aus,
Vielleicht kommst du noch heut zu mir
Hinein ins Totenhaus. [1])

Und dann stieg ich empor durch die Alpenrosenraine. Immer mehr sank das Leben in die Tiefe, je höher ich stieg, immer riesiger wurden die todten Felsen. Da und dort klebt noch ein Moos, ein Stämmlein Gemskröss — das ist alles. Nun nur mehr eine übertrümmerte Schutthalde mit Randfelsen und ein Stück Himmel, — aber als Trost das ewige Licht: Die Sonne.

Jetzt blitzt es auf. Ich stehe auf dem ewigen Eise. Es ist gefahrlos. Einige Schritte noch und ich bin am Gipfel.

---

[1]) Kürzer bringt dasselbe Hörmann aus dem Hallthale.

Ringsum breiten sich die Berge. Wie Leichentücher liegen die Gletscher. Dort drüben im Süden stehen wohl auf einem Gipfel meine Freunde! Ob sie auch an den Tod denken? — Oder? — Heute kann ich ihn nicht hinabschleudern, diesen bleichen Wicht neben mir in eine schwarze Felsenschlucht, dass seine Gebeine krachend zerfallen. Heute geht er mir nicht von der Seite und grinst mir immer frech ins Gesicht. — Drum kann ich mich nicht freuen an dem, was Wille und Kraft errang, drum fühle ich nicht das Wogen der Freiheit um mich, — — drum kann ich heute nicht zur Sonne jubeln. —

Ob meine Freunde in jenen Eisfeldern zur Sonne jubeln können?

Mir kommen die Spitzen auf einmal vor wie riesige Grabdenkmäler und die ganze Bergwelt wie ein großer Friedhof der Natur. —

Als ich abends ins Dorf Pettneu zurückgekehrt war, lag ein schwarzgeränderter Brief auf meinem Tische. Otto war abgestürzt. Er war todt. Ich zitterte und stammelte ein Abschiedswort.

Und ich? Wenn ich mit ihm gegegangen wäre? Ob ich noch lebte? Niemand kann mir diese Frage beantworten, als er selbst — der Tod.

Der aber redet nicht, der wandelt leise.

III.

An einem Hause zu Kiefersfelden in Bayern ist ein Mann gemalt, welcher unter der Last zweier auf der Schulter getragener Eisenstangenbündel gebückt einherschreitet. Darunter steht der Hausspruch:

Wär' eine Lüge halb so schwer,
Wie meine Bündel Eisen,

So würde mancher Mensch nicht mehr
Das Maul so weit aufreißen.

Lüge. Ja, was ist denn eigentlich nicht Lüge? Vielleicht ist sogar der alles beherrschende Tod nur eine Lüge, während uns doch vielmehr das dem Verwesen verfallende Leben eine Lüge scheint? „Es gibt keine Lüge, es gibt keine Wahrheit“ — ist das die Wahrheit? Ist das der Inhalt des verschleierter Bildes von Sais, dessen Anblick kein Mensch verträgt? Alles ist eins, Leben und Tod, Wahrheit und Lüge, wir sonnengeblendeten Menschen ersehen nur die Verbindungen nicht.

Die Liebe und das Gebet
Verbinden die Bewohner
Dieser und jener Welt.

So heißt es an einem Grabkreuze des reizenden Bergfriedhofes zu Kaltenbrunn im felsüberzackten, firnüberleuchteten Kaunserthale. Die Hunderte von Ex voto-Tafeln in der Wallfahrtskirche bezeugen, wie nahe hier der Tod den Menschen ist, wie er hinter Bäumen, Felsen, auf den Gletschern lauert.

Im selben Friedhofe steht an anderer Stelle:

O Gott,
Du rufst, ich folge gern
Der Stimme meines Herrn.
Schau aber auch die sieben Weisen [1]) an,
Ob ich sie schon verlassen kann.
Du überni umst mit meiner Seele
Zugleich die Mutterstelle.
Drum Gatte, Kinder, weinet nicht,
Gott selbst erfüllt die Pflicht.

[1]) Durch die Zahl 7 und den orthographischen Fehler (Waisen) entsteht ein seltsames Missverständnis.

Eine halbe Stunde weiter im Thale, bei Nufels erglänzt ein prächtiger Blick auf die lichtumloderten Oetzthalergletscher, auf die gewaltige Firnkuppe der Weißseespitze. Noch weiter wandernd kommen wir an einem vierfach übereinander geschichteten Wasserfalle vorbei. Das Thal weitet sich wieder etwas und wir sind in Feuchten.

Ein kleiner Friedhof schlingt sich um eine kleine Kirche.

Wer sich das Kleinod des Glaubens erhält,
Der bildet sich selber die bessere Welt.

Eine andere Grabschrift zeigt wieder mit schlichten, poetischen Worten die große Verehrung, welche einer reinen Jungfrau übers Grab hinaus zutheil wird.

Ruhe hier in kalter Grabeshöhle,
Theure Jungfrau, ruhe sanft und leicht,
Wie der Engel rein war deine Seele,
Der die Palme dir vergeltend reicht. —

Mir aber legt bald ein anderer Engel einen Mohnkranz ums Haupt. Der Engel des Schlafes.

Am nächsten Morgen stehe ich auf der sonnenumfunkelten Kaarlespitze (2924 m) mitten in den Wundern der Hochwelt. Nebenan, vom finsterdrohenden Alten Mann (2979 m) erzählt man, dass vor Jahren ein Jäger, der nicht mehr zurückgekonnt habe, am Gipfel verhungert sei. Mich aber hat der Gewaltige, als ich ihm als Ersteresteiger den Ruhm seiner Unbezwinglichkeit raubte, doch wieder zurückgelassen zu den Menschen.

Zu den Menschen will ich auch jetzt wieder. Den Stolz des Einsamen habe ich nun wieder gefühlt. — Noch ein paar Büschel Alpenblumen auf den grünverschossenen Berghut, denn:

Hab' auf eigne Kraft vertraut,
Bin ein keckes Blut;
Edelweiß und Edelraut
Trag' ich auf dem Hut.

Da fällt mir gerade ein Vers eines Volksdichters ein. Dieser wurde nach dem Landesgesetze zum Edelweißschutz in Haft gesetzt. An der Wand seiner Zelle fand man von seiner Hand die Verse:

Viele Blumen blühen im Revier,
Alle sind der Hochwelt Zier,
Brunelle, Speik und Enzian
Sind alle schön zu schauen an;
Doch keine liebe ich so heiß
Wie mein herzigs Edelweiß.

Und doch!

Dieser blanke Stern ist eine Todtenblume:

Warum blickt denn das Edelweiß
So todesbleich ins tiefe Thal? . . .
Manch kecker Bursche steiget froh
Zu ihm empor im Morgenstrahl . . . .

Und drunten liegt er im Geklüft,
Blutüberströmt und todesfahl . . .
Drum blicket auch das Edelweiß
So todesbleich ins tiefe Thal . . . .

So erzählt man sich in Prutz.

Im Dorfe Fendels finden sich am Friedhofe folgende Verse, welche die sociale Gerechtigkeit des Todes zum Inhalte haben.

Der Jüngling wie der Greis,
Alles wird zur Leiche,
Alle legt man in das Grab,
Arme wie die Reiche.

Auch in einem Todtenliede aus Fendels fand ich dieses Motiv in poetischer Form ausgestaltet.

O Menschen, schaudert nicht zurück,
Einen Friedhof anzusehn,
Gönnt der Zukunft euern Blick,
Einst müßt ihr alle gehn!
Der Todtengräber selbst, ihr Brüder,
Ist hingegen auch nicht frei,
Staub und Asch' sind Menschenbilder:
Wir sind alle einerlei.
Kinder sammeln sich zu Greisen,
Treu und Unschuld geht zur Ruh',
Thoren liegen bei den Weisen,
Meine Hand deckt alles zu.

Wohl am kürzesten und treffendsten bringt jedoch die Kirchhofthor-Inschrift zu Jerzens im Pitzthal die feste Volkshoffnung auf eine ausgleichende Gerechtigkeit in folgenden einfachen Worten zum Ausdruck:

Scepter, Kron und Bauernkappen
Thut der Tod zusammenpappen.

Doch kehren wir nach Fendels zurück, wo an der Kirchenwand eine Tafel hängt mit der Inschrift:

Die zwei Brüder sind gestorben
Weit im fremden Land,
Jakobus starb in Ungarn,
Joseph im Schwabenland.

Ein steiler Weg führt uns nach Ried. Die Sonne ist im Verlohen. Der Tag stirbt. Die frommen Leute beten bald ihr Nachtgebet. Ich will aber doch auch wenigstens einige gute Gedanken haben, drum suche ich die Gräber auf:

Was weinet ihr am Grabe hier,
Dünn ist die Wand zwischen Euch und mir;

Bald wohl tönt auch euch das Amen,
Dann kommen wir in Gott zusammen.

Etwas schwer verständlich ist das Folgende:

Nach des Glaubens festem Grund
That sich Gottes Wille kund;
Die Hoffnung weiset himmelwärts,
Wohin sich richtet stets ihr Herz;
Jetzt bleibt noch der Liebe Pflicht
Und diese heißt Vergissmeinnicht.

Ich verstehe die Verse so: Eine Frau ist gestorben. Wir Ueberlebenden müssen glauben, dass es Gottes Wille war, sie abzuberufen; wir müssen hoffen, dass die Todte in den Himmel gekommen sei, denn dahin war stets ihr Trachten gerichtet gewesen, wir müssen die Todte aber auch übers Grab hinaus lieben und das durch ein treues Gedenken beweisen.

Ebenfalls religiösen Inhalts ist das Folgende:

So werd ich denn zum frühen Raube
In meiner Blüte dir, o Tod!
Doch nein, durch dich führt mich der Glaube
Nur hin zu dem ersehnten Gott,
Du raubst mir nichts, du gibst mir viel,
Ich suchte ja nur Gott, mein letztes Ziel. —

Nun ist fern am Horizont die Sonne gesunken. Da fällt ein altes Dichterwort mir ein:

Ich möchte hingehn wie das Abendroth
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluten —
O leichter, sanfter, ungefühlter Tod —
Mich in den Schoß des Ewigen verbluten.

IV.

Es war in meinem lieben Kufstein. Ich blätterte in meinen Sammlungen, welche dringend der Ordnung bedurften, denn Tod und Leben lagen da so unvermittelt nebeneinander, fast wie im Leben selbst. Da ein Grabkreuzvers, dort ein Schnaderhüpfel, da eine seltsame Fürweilung eines alten bäuerlichen Hellsehers, dort ein Abzählreim, bei dessen unverständlichen Worten sich Kinder auf der grünen Wiese, sonnenumstrahlt, mit den kleinen dicken Fingerlein gegenseitig an die Brust tupfen, bis der Endreim klingt. Da lag ja auch so eines.

Ein Ringelreihen; die Mädchen im Kreise singen:

Blauer, bl uer Fingerhut
Steht den Mädchen gar so gut,
Mädchen soll tanzen
Mit dem vielgrünen Kranze.
Schäflein, Schäflein knie Dich,
Knie Dich zu Füßen,
Welches Du am liebsten hast,
Dieses sollst Du küssen.

Die Mädchen knien, das Mädchen in der Mitte aber singt:

Grigg, gragg, grünes Gras
Frisst der Has,
Frisst zu meinen Füßen,
Welches ich am liebsten hab,
Dieses werd ich küssen.

Und dann — ein Kuss zweier Kinder. Wer denkt nicht zurück an die Zeiten, als er auf der Wiese saß, rings zwischen den goldenen Sonnen des Löwenzahns, und Ringe und Ketten flocht aus dessen biegsamen

Stengeln, oder ungeachtet der bittern Milch derselben hohe oder tiefe Töne aus ihnen hervorbrachte.

Oder wenn es gar ein Fangspiel gab und sogar die biblische Schöpfungsgeschichte herhalten musste, um zu bestimmen, wer der Fänger sei! Heidi, wie die Locken wehten im Sonnenglast! Dann klang wohl ein Verslein etwa so:

Adam ist in Garten gangen,
Wie viel Vögel hat er gfangen?
Eins, zwei, drei! Du bist frei!
Vier, fünf, sechs! Du gehst weck!
Sieb'n, acht, neun! Du musst es sein!

Kinderlachen, Frühling, Sonnenschein. — —

Dieser Endreim „Du musst es sein" klingt aber jedem einmal unerbittlich in die Ohren, wenn der Tod ihn spricht.

Nun aber kommt ein anderes Blatt, das diesen Endreim trägt:

Ach was Greuel, großer Schrecken,
Jammer, Elend, große Noth!
Kann es euer Geist entdecken?
Es bezeugt's der wahre Gott.
Ach, wie wird der Vater weinen,
Wenn er muss mit Augen sehn,
Seine liebsten Söhne sehn
Auf der linken Seite stehn!
Ach wie wird der Sünder schwitzen,
Sieht er Christus droben sitzen,
Der mit harter Stimme spricht:
„Vermaledeiter, ich kenn' Dich nicht!"

Ein altes Bauernweib, welches heute auch schon die Friedhofserde über sich hat, hatte mir dies Lied mitgetheilt. Freilich reichte ihr Gedächtnis nicht mehr

aus. Deshalb muſs der dritte Vers durch einen andern ersetzt werden, der ungefähr den Sinn hätte: „Wenn es auch euer, der Lebenden, Auge nicht entdecken kann, so bezeugts ja der wahre Gott.“ Auch das „sehn“ muſs das erstemal durch einen Reim auf „einen“ vertreten werden.

Diese Schilderung des jüngsten Gerichtes führt mich wieder in die tiefe Kindheit zurück. Als Knabe bin ich einmal — ich weiß nicht mehr wo — in eine Todtenkapelle gekommen, in welcher besonders die in mittelalterlicher Gräſslichkeit gehaltenen Darstellungen des dies irae sich meiner Kinderphantasie deutlich genug einprägten.

Ich will versuchen, das Bild einer solchen Todtenkapelle zu geben, jedoch muſs man mir verzeihen, wenn ich einzelnes aus andern Kapellen zusammentrage, um alles zusammenzufassen.

Im Walde. Hinter den Tannen starren Steilfelsen empor, welche schwarzes Forchicht krönt; an dieser Felswarte zeugt manches Martel davon, wie der Tod Bergführer gemacht hat. Im Grunde des Waldes aber liegt ein stiller See, an dessen Ufer das Knabenkraut aus zarten, filigranartigen Blüten seinen schweren Duft verströmen läſst und, zwischen wilden Farren versteckt, das hochstengelige Alpenveilchen erblüht, der braune Akeley steht da und Trauermäntel fliegen durch die glänzende Stille.

Eine Kapelle, welche den Armen-Seelen geweiht ist, kauert am Seeufer. Im Innern füllt ein mit bäuerlicher Kunst ausgeführtes Gemälde den Grund. Es stellt das jüngste Gericht dar. Hoch oben ists hell und gelb und hinter lichten Wolken sehen vergnügte Heiligengesichter heraus: Päpste, Kaiser, Könige, Jung-

frauen, Pfarrer, Bischöfe. Auf den Wolken sitzen feierliche Kirchenväter, Patriarchen, Apostel, Evangelisten mit ihren Thieren.

Darunter ballen sich finstere Wolken, aus denen hastige, wilde Engelsgestalten auftauchen, die mit Pausbacken in die Posaunen stoßen. Andere Engel ziehen nackte Seelen in die Höhe. Durch die Wolken aber schwingt sich ein rothgelbgrünes Band, der Regenbogen, auf welchem der Richter sitzt.

In der Tiefe sieht man einen Friedhof liegen, aus dessen Gräbern theils schauerliche Skelette, theils fleischbehaftete Leiber, mit oder ohne Leintücher, steigen. Das ist links im Grunde. Vor dem Friedhofsthore stehen die Seelen zur Musterung, welche von schneeweißen Engeln mit Ringellocken einerseits, und maikäferbraunen Teufeln mit Kuhschwänzen andererseits, besorgt wird. Die guten Verstorbenen tragen Schamtücher, die bösen keine. Rechts im Grunde aber schlagen Flammen hervor, ein fürchterliches Unthier öffnet seinen Rachen, der die Hölle enthält. In ihren Lohen wird die Unzucht mit glühenden Zangen gezwickt, der Geiz in einem Topf voll glühenden Goldes verbrannt und der Völlerei wird flüssiges Blei in den offenen Bauch geschüttet. Dem hochmüthigen Könige brennt sich eine Krone in die Stirn, dass Blut und Hirn wie Schweißtropfen herausquellen.

Davor liegen Todtenköpfe mit Inschriften und modriges Gebein. An den Wänden lehnen verrostete Friedhofkreuze und faulende Rechbretter, hängen Votivtafeln, Marterln und Todtentanzstücke. Der Tod als Postillon führt einen Wagen voll singender, lachender, blumengeschmückter Menschen auf einen Abgrund zu... Der Tod ist zum König gekommen und setzt sich die

Krone auf den grinsenden Schädel. Ein anderes Bild zeigt ihn, wie er vor dem päpstlichen Stuhle steht und sein unfehlbares Dogma ausspricht: „Du musst sterben", wieder ein anderes, wie er einem Advocaten den letzten Process abgewinnt und ein weiteres, wie er auf einen Holzfäller eine weiße Lawine loslässt.

Wenig Sonne dringt von außen herein. Am Boden und in den Ecken verfallen einige Kränze und verwittern gesteifte Gazeschleifen. Und von den Tuffsteinen fallen leise Tropfen stetig und sicher, wie das Verrieseln einer Todtenuhr, in den Runsen kriecht grüner Moder.

Nur von Zeit zu Zeit verirren sich ein paar Waldlaute in den Nischen der Kapelle, sonst getrauen die Vogelstimmen, die draußen von den Zweigen sinken, sich nicht herein zu den Schauern des Todes.

Auf dem Rechbrett steht ein Schnitter,
der die Sense blinken lässt,
In dem dumpfverstaubten Leuchter
morscht ein Kerzenüberrest.
Auf der Mensa durcheinander
liegt Gebein und Knochenwust,
Da ein Stück von einem Arme,
dort ein Knochen aus der Brust.
Todtenschädel: wo die Spinne
in der Höhle webend sitzt,
Hat ein frohes Kinderauge
jubelnd in die Welt geblitzt.
Hei, wie schlug der Hans die Fiedel,
scheu vor ihm das Mädel wich,
Und auf einmal sprang die Saite,
weil der Tod Finale strich.
Moidel war die schönste Dirne:
„Komm zum Tanz!" sie lustig winkt;

Freude lohte auf den Wangen,
bis der Tod sie hat geschminkt.
Jener wollt' dem Feinde streiten
weg den Segen von dem Pflug
Und er hat es sich erobert:
Mannslang Erde, — g'rad genug.
Dort des Richters kahler Schädel ....
Seht, womit ihr ihn bestecht!
Nicht mehr seh'n auf Gold die Augen,
und der Tod hat immer — Recht.
Und der Pfarrer! Wie der predigt!
Sturmwind riss die Hörer fort
Und auf einmal: „ite missa!“ —
sprach der Tod das letzte Wort.
Cenz, die alte Kräutelhexe,
die so manchem Heilung bot,
Heilte von der Weltverachtung
stumm der größte Arzt, der Tod.
Jenem glänzte eine Krone,
die der Tod ihm hat geraubt,
Eines andern Unterkiefer
liegt dafür auf seinem Haupt.

Solche Gedanken und Erinnerungen wirbelten in mir, so dass ich beschloss, zu den Todten hinaus zu gehen. Hatte ich gestern sogar im modernisierten Friedhofe zu Zell bei Kufstein einen Grabvers gefunden und im benachbarten Kiefersfelden zwei solche entdeckt, so gab mir das Hoffnung, auch in den andern Dörfern bei Kufstein Ausbeute zu machen.

Ich bringe zuerst die Fundstücke des letzten Tages.

Glaube, Hoffnung, Liebe, Dulden,
Jedem helfen, den Gott schuf,

Gern verzeihn des Bruders Schulden,
Dies ist himmlischer Beruf. (Zell b. Kufstein.)

O Vater, wenn die Mutter fragt,
Wo ist mein liebes Kind?
Sag ihr, wenn sie weint und klagt,
Dass ich im Himmel bin. [1])
(Kiefersfelden.)

Genaue Erfüllung seiner Pflicht
Und strenge Rechtlichkeit
Machten ihn vor der Zeit
Reif für die Ewigkeit.
(Bergmannsgrab in Kiefersfelden.)

Unterlangkampfen liegt obstbaumumfriedet hinter reichen Wiesen und Feldern, enge angeschmiegt an die steilen, felsigen, mit Föhren bestandenen Abhänge des Pendling, dessen Namen von einem phantasievollen Etymologen vom griechischen Pentelikon abgeleitet wurde. Durchziehende Scharen des Drusus, glaube ich, sollen an diesem Namen Schuld tragen.

Die Kirche bietet wenig Interessantes, aber im Friedhofe, der in der letzten lügnerischen Pracht der buntesten Herbstblumen, der Astern, prangt, findet sich ein ähnlicher Todtentanz wie ich früher brachte. Verschiedene Stände sprechen hier zu den Ueberlebenden. Um aber die socialen Grabschriften an dieser Stelle zu vereinen, muss ich einige Funde aus den benachbarten Friedhöfen zu Oberlangkampfen, Angath und Kirchbichl hier einfügen.

Einfach, rührend, mit einem großen Gedanken begnadet ist die Inschrift an dem Grabe eines Soldaten, welcher im fernen Lande an der „Kollera" [2]) verstorben ist.

---

[1]) Aehnlich bei Hörmann. [2]) Cholera.

Das Grab sei nah, sei fern,
Die Erde ist des Herrn.

Groß wie in Goethes Hymnus in der Faust'schen Katechismusscene tritt uns die Gottheit aus diesen wenigen Worten entgegen:

Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Fasst und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst? —

Ein anderes Soldatengrab enthält vielleicht Verse, welche der kranke und heimwehkranke Kaiserjäger im Spital mit zitternden Händen, angesichts des kommenden Todes, selbst geschrieben hat.

Die Krankheit hat mich aus der Compagnie genommen,
Drum hab ich den Urlaub und Abschied zugleich bekommen.
Ich musste ins Spital zurück, wo ich so gerne die Heimat dafür erblickt.
Der Tod hat mir zu früh das Leben genommen,
Drum kann ich nicht mehr nach Hause kommen.
Er hat mich auch hier im Spital erblickt
Und hat mich in die andere Welt geschickt. (Angath).

Schöne Verse schmücken ein Priestergrab an der Kirchenwand:

Wenn ich gethan, was ich gelehrt,
So ist der Himmel mein,
Wenn ihr gethan, was ihr gehört,
So kommt ihr auch herein.
Welche Wonne, welche Freude
Wird sein in alle Ewigkeit,
Wenn Hirt und Herd beisammen
Auf Gottes Weide, Amen!

Dieselbe Inschrift theilt uns auch Hörmann aus Halbang mit. Einen anderen Rückblick auf die sociale Stellung gibt uns der gemüthvolle Nachruf, der dem Herrn Lehrer gewidmet ist:

„Er war über 40 Jahre Schullehrer und Organist bei magerm Einkommen, immer heitern Gemüthes, voll Sparsamkeit und Zufriedenheit bis in die letzten Tage seines Lebens.“

Ich sehe ihn vor mir, den alten, guten, zufriedenen Mann, er wird wohl Hornbrillen tragen, eine Pfeife haben, ein gesticktes Hauskäppchen auch; den Kaffee mag er wohl auch gern und in der Kirche betet er für seine Kinder, dass sie gut aufsagen sollen und dass etwas Tüchtiges aus ihnen werde. Den „Spanischen“ aber rechnet er nicht zu den Erziehungsmitteln eines jungen Menschengeschlechtes.

In Angath findet sich noch die Gedenkschrift an einen Schmied:

Kräftig schlug der Hammer nieder
Auf den Ambos, auf das Erz
Und in dir schlug treu und bieder
Für uns alle ein edles Herz.

In Kirchbichl ist einem Wagmeister eine Inschrift gewidmet, in welcher der liebe Herrgott in zarter Weise an den Bibelspruch „Wie ihr ausmesset, so wird euch eingemessen werden“, erinnert wird, indem er aufgefordert wird, so gerecht zu sein, wie der Verstorbene war:

Dahingeschieden und entschwunden
Ist somit ein braver Mann;
So schmerzlich ihm auch die letzten Stunden.
Er starb wie ein wackerer Veteran,
So gerecht, wie er mit seiner Wage,
Wolle ihm der Allmächtige sein,

Bei Prüfung seiner Lebenstage
In Rechnung bringend erlittene Pein. —

Durch Wiesen, in welchen mächtige Eichen stehen, führt der Weg nach Oberlangkampfen, das ebenfalls das Bild eines stattlichen Unterinnthalerdorfes bietet. Der Friedhof ist ungemein groß, die Kreuze stehen weit auseinander und sind sehr verwittert und verrostet, so dass die Zeit schon manche Inschrift gelöscht hat. Doch einiges hat sie uns doch übrig gelassen.

Wirst du in diesem Leben hier
Die Jahre gut zubringen,
So wird die letzte Reise dir
Gewiss auch gut gelingen.

Seltsam wirkt die Gleichsetzung der Krankheit mit den Sterbsacramenten bei folgendem:

Grabstätte der ehrengeachteten, ... welche nach 7jähriger Krankheit und Empfang der Sacramente... verschied.

Pessimismus und keine Jenseitshoffnung redet aus dem nächsten:

Unausbleiblich ist das Sterben,
Du und ich und alle gleich
Werden einst Grab und Würmer erben,
Wandern in das Todtenreich.

Ich aber zog flussaufwärts nach Angath, dessen Sprüche ich bereits eingefügt habe, und harrte am Strande des Fährmanns, der mich hinüberführen sollte ans andere Ufer.

Die Woge rauschte, der Kahn fuhr anstrand, aber kein Charon, kein greiser, finsterer Ferge, der in das oben genannte Reich des Todes führt, wartete meiner, sondern ein blitzäugiges, frisches, junges Bauerndiandl lenkte mit starkem, sonnengebräuntem Arm die Fähre.

Nun ja, ich fuhr ja dem Leben zu, der Jugend, der Kindheit.

Von den Kindern kam ich, zu den Kindern geh ich wieder. In einem kleinen, obstbaumversteckten Bauernhäuschen wusste ich ein liebes Mädchen, fast noch Kind, dem ich einst der Lehrer gewesen, als es noch ganz Kind war.

Und das Kind hatte mich als Lehrer lieb gewonnen, denn ich hatte sie beschützt gegen die Straferziehungstheorie, gegen die Ruthenmoral derjenigen Lehrer, die mit einem zarten Kinderherzen nicht umzugehen wissen.

Deshalb gewann mich Mela lieb.

O, weißt Du, was es ist, wenn Kinder lieben ... wenn kein Wort das Wunderbare sagt ... wenn nur stille Geister gehen, die winken mit weißen Händen?

Wie so klein die Zeichen der Liebe sind! Und so groß die Angst, sich zu verrathen, und so groß die Furcht, missverstanden zu werden, und so innig der Wunsch, es doch kennen zu lassen, und so bang der Zweifel, beleidigt zu haben.

Es war nach dem Maiausfluge. Mela hatte ein weißes Kleid an. Die Sternnacht strahlte vom Himmel, da kam Mela scheu und zag und brachte mir eine weiße Rose.

Ich aber habe das Lied geschrieben:

Die Erde blühte, von den Bergen sacht
Stieg eine weiße Maienwundernacht.
Das Licht verdämmerte ins Ahnungslose,
Und Du bist leise zu mir hingetreten
Und gabst mir wortlos eine weiße Rose.
Ich fasste Deine weiße Kinderhand
Und musste recht aus tiefster Seele beten,
Und sternenstille lag das Silberland.

„Grüß Gott, Herr Professor", das klang so herzlich aus dem engen Rahmen der Bauernthür, in der Mela — wieder in weißem Kleide — stand, dass ich beim Eintreten alle Friedhöfe, alle Schrecken des Todes vergaß und nur in die leuchtenden Kinderaugen sah.

Wir waren allein in der kleinen Bauernstube. Melas Verwandte und die anderen Sommerfrischler waren im Walde. Sonnenstrahlen flogen durch die engen Fenster in das Stübchen.

Mir fielen die Reime ein:

Ein kleines Stübchen. Schräge Sonnenstrahlen
Versickern Dir in Deinem blonden Haar.
Ich halte Deine Hände, Deine schmalen,
Des Fensters Nelken duften wunderbar.
Wir schauen uns nach kleiner Kinder Weise
Mit großen Augen seltsam schweigend an.
Es tickt die Uhr ... wir hörens nicht, und leise
Hat unser Glück die Thüre aufgethan.
Kindchen, das ist der Ort, den ich als Knabe
Im Traume irgendwo gesehen habe.

Nun musste ich erzählen, wo ich Sommers über gewesen, welche Berge ich erstiegen, wo ich heute herkomme und da kamen wir wieder auf die Friedhöfe zu sprechen.

Melas Augen leuchteten auf, sie freute sich, denn sie konnte mir nützen. Sie wusste auch Grabverse. So giengen wir also selbander in den Friedhof nach Kirchbichl.

Nun führte mich die Jugend und die Unschuld selbst zwischen die Gräber, da hatten nun freilich Tod und Gericht keine Schrecken mehr.

Wir lasen von den Kreuzen. Da kam etwas ganz drolliges:

Hier liegt der letzte Frosch begraben,
Geld that er aber nie eins haben.
Die Frösche brauchen ja kein Geld,
Das weiß ja doch die ganze Welt.
Aber betet doch für ihn, um das bitt' er euch
Dass er auch kommt ins Himmelreich.

Gestorben nach Empfang der hl. Sterbsacramente 88.

Melas Kinderlachen ertönte.

O so ein unschuldiges Kinderlachen scheucht alle Todesgedanken weg.

An einem andern Grabe stand:

Wir werden sie einst wiedersehen
In den Gefilden jener Welt,
Sie ist, wenn wir am Grabe stehen,
Die Stütze, die uns aufrecht hält.

Ja, wenn so ein Kind neben einem steht, da könnte man fast an eine Auferstehung denken. Was ist denn ein Kind anderes als die Wiedererstehung des Menschen, der Ewigkeitsgedanke der Menschheit?

Mela begleitete mich noch bis zur Bahnstation. Dort saßen wir unter den Kastanienbäumen des Wirtsgartens. Wohl taumelten die Blätter nieder, wohl zogen die Schwalben um den Kirchthurm.

Roth überwuchert steht die Station
Von wilden Reben, und des Gartens Malve
Schreibt mit den Astern und dem letzten Mohn
In bunten Lettern für den Herbst ein „Salve".

Wir aber merkten nichts vom Herbst. In uns war Frühling. Wir blickten uns in die Augen und klangen mit den Weingläsern an. Höchstens eine halbe Stunde später spürte ich etwas Herbstliches: Das Scheiden-

nüssen, als der gebieterische Eisenbahnpfiff das Ab-
chiedswort wegriss und als ich dann, aus dem Eisen-
ahnwaggon schauend, ein weißes Tuch in der Luft
vehen sah und eine weiße Gestalt hinter einem Hügel
verschwand.

V.

Nun musste man es aber wirklich glauben. Mit
ausend Lilabuchstaben hatte eine unsichtbare Hand die
raurige Verkündigung auf alle Wiesen hin geschrieben:
„Der Herbst ist da." Die Herbstzeitlosen waren es,
velche diese Schrift bildeten. Aber nicht sie allein
ündeten es; fern an den Waldrändern verglommen
ie letzten Hirtenfeuer, von Tanne zu Tanne spannen
ich die goldenen Fäden, und mochte der blaue Enzian
noch so sehnsüchtig vom dunkeln Sommerblau träumen,
ines Morgens wachte er reifbesternt auf und zitterte.
Im Thale drunten aber fahren die Eisenbahnzüge
nit Menschen, welche wieder in die Heimat wollen.
Scheiden ist die Parole des Tages.

Sonntagskinder aber hören und sehen noch ganz
nderes. Sie hören in den sich loslösenden rothen
Blättern, sowie in dem aus der Höhe sinkenden
Schwalbengruße das weltewige Lied vom Abschied, sie
hören eine unsichtbare Sense über die Erde rauschen,
ie sehen, dass die Augen der Menschen einen ganz
nderen Glanz erhalten haben, — der dem Glanz der
Thräne ähnlich ist, sie sehen hoch oben auf einem
Felsenzacken den Tod mit grinsendem Antlitz Statistik
ühren über die Unfälle in den Alpen.

Und ich gehöre zu diesen Sonntagskindern. In
meiner Jugend war eines meiner liebsten Spiele, aus
Sand und Blumen Gräber zu bauen und zu schmücken,

mit Kreuzchen sie zu bestecken. So oft mich auch die Mutter von diesem unheimlichen Spiele wegriss, denn in Tirol sagt man, wenn Kinder Grab spielen, so sterben sie bald, brachte sie doch den Knabenkopf auf keine anderen Gedanken.

Und seitdem stammelt die Lippe immer noch: memento mori. Darum will ich auch heute noch in der ersterbenden Herbstwelt mit dem Tode reden.

Im Herbst sind die Tage kurz, deshalb will ich heute keine Fußwanderung durch die tirolischen Thäler machen, sondern einfach in meinen Blättern nachsuchen, von Zeit zu Zeit einen Blick in die trügerisch funkelnde Gegend werfen und im Land Tirol geistig herumirrlichtelieren, von Grabschrift zu Grabschrift.

Ich habe erwähnt, dass auch die Classiker auf den Friedhöfen und den Marterlen zu finden sind. Nachträglich, als ich Hörmanns vorzügliche Sammlung durchsehe, um eventuelle Vergleiche zu ziehen oder eine Quellenangabe zu bringen, finde ich darin jene Grabverse, welche ich einst im Stanzacher Friedhof antraf. Sie lauten:

> Wieder aufzublüh'n werd' ich gesäet,
> Der Herr der Ernte geht
> Und sammelt Garben
> Uns ein — uns ein, die starben.
>
> (Salzburg, Sebastiansfriedhof.)

Diese Verse sind aber von Klopstock: „Die Auferstehung“.

In Ladis fand ich einen adaptierten Schiller:

> Von dem Thurme,
> Schwer und bang,
> Tönt die Glocke
> Grabgesang.

Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wand'rer auf dem letzten Wege.
Betend spreche ich: Herr, erbarme dich mein,
Mir auch läutet das Glöckelein.

In der Nähe von Roppen heißt es an einer Tafel:

Wenn wir mit der Todesangst ringen,
Woll' Maria uns beispringen,
Dass wir selig scheiden hin,
Jungfrau, Mutter, Königin.

Die Endzeile ist wörtlich aus dem II. Theile des „Faust", aus den Schlussversen des Dr. Marianus.

Das Sterbeglöcklein schallt über die Felder. Jetzt hat wieder Einer den Löffel weggelegt, sagt die fromme Sabine und bewegt die Lippen zu einem Vaterunser für den Todten. Ja, der alte Chrust mit dem silbernen Haar, der mir folgendes Todtenlied gab, hat wohl auch schon lang keine Suppe mehr gegessen.

O Kinder, lernt bei meiner Leiche
Und thuet nur, was Gott gefällt:
Trachtet nach dem Himmelreiche
Und achtet nicht den Spott der Welt!
Auch mir schlug manche schwere[1]) Stunde,
Vor meiner Krankheit Zeit,
Da führt ich Jesu mit im Munde
Bis zum Weg der Seligkeit. (Fendels)

Dass der Himmel sie gewähre,
Bitt' für sie um Sel'gkeit
Und für dich nimm hin die Leere:
Halt' dich stets zum Tod bereit!
Gesund wie du, war ich zuvor,
Der du dies Bild betrachtest,

---

[1]) Das Wort: schwere ist von mir dem Sinne zuliebe ergänzt.


KARL WEINHOLD

Anton Renk.

Der Tod in den Alpen.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1900.

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Dem Andenken einer Todten.

Unsere Todten.

Neben dem Schmerzempfinden, neben den ungewohnten Erscheinungen der Natur, die theils großartig, theils fürchterlich dem Auge des Wilden sich zeigen, ist es vor allem eines, das, vielleicht gleich unverstanden von den Trägern der Cultur, wie von den Mausfressern Afrikas, die ersten Grundzüge einer Religion, eines Mythus, einer Moral legte, und das ist das Räthsel des Todes. Das Unfaſsbare, daſs dasjenige, was früher unseresgleichen war, uns nicht mehr versteht, nichts mehr wissen will von uns, ist es, was die heilige Todtenverehrung gründete. Die Trauer um das Gewohnte, vielleicht nur um das Nöthige, war es, die eine stärkere Stimme später weckte: die Stimme der Verwandtschaft, die sich dann zur Liebe ausbildete. Darin, daſs die Todten unseren Ansprüchen nicht mehr gehorchen, regungslos bleiben bei unserem Leid, bei unseren Wünschen, liegt der Grund, daſs wir sie für unerreichbar, für anders geworden, für mächtiger und göttlicher halten. Und darin, daſs wir den Zustand nicht zu fassen vermögen, ist der Keim unserer Frage: „Was ist dort?“ Die Frage beantwortet sich nicht selbst, jede Religion beantwortet sie anders, jede Phantasie anders und die Ideen des Menschlichen dringen ein in das Reich des Todes.

Menschliche Ideale wie Liebe, Vergeltung, Erlösung reichen über das Grab hinaus. Ein Ende denkt das Volk nicht, und da es nur menschliche Zustände kennt, so wandern auch die mit den Seelen der Todten ins unbekannte Land, so dass wir dort menschliche Leiden und Freuden treffen, menschliche Gestalten treffen.

Die Volksphantasie, bei jedem Stamme verschieden, hat den Kreis des Menschlichen über das Grab hinaus geführt, ausgeschmückt mit seinem Gerechtigkeitsgefühl, mit seinen Stammtugenden und Lastern, mit seiner Unzufriedenheit und mit seinen Hoffnungen. Ja manche leuchtende Hoffnung wirft das Leben zersplittert vor die Füße des Getäuschten, aber im Märchenlande der Volkssage blitzt sie prächtiger auf nach dem Tode.

Dieses Gefühls hat sich die Menschheit nie erwehrt es ist unsterblich wie ihre Unzufriedenheit. Selbst in jenen Zeiten, da der Materialismus auftrat und siegte, pochte der Mensch wieder an die Thore des Todes mit tausend Fragen, und der Spiritismus feierte seine Triumphe. „Der dumme Bauer", dem Angst und Liebe einen Traum einjagten, die alte, zitterige, schon lange kranke Ahndl sei gestorben, und dessen Traum sich erfüllt, wird verlacht, während die Medien Honorare empfangen von der gebildeten Welt für ihre Lichtblicke in die Reiche der vierten Dimension.

Was früher natürlich im Volksherzen durch Furcht, Zweifel und Hoffnung entstand und die schönsten Frühblüten der Poesie erzeugte, war auch der Grund des modernen Spiritismus, der alle Schatten des Volksglaubens in stärkerem Maße hat, dem aber das tiefe Gefühl und die Moral, so wie die Poesie des alten Mythengepränges fehlt.

Dieses Hineinschauen mit weitgeöffneten Augen in die unerforschliche Höhle des Todes, dieses hoffende, fürchtende, richtende, dichtende Hineinschauen des Tirolervolkes will ich darthun. Es ist ein weiter Stoff, der sich nie erschöpfen läſst; denn in jedem Gemüthe verwandeln sich die überkommenen Sagengestalten und, wohin wir treffen, überall wird eine neue Welt uns entgegentreten, welche die unauslöschliche Ueberlieferung einerseits der Individualität, andererseits den Sitten, Ideen und Forderungen der gegenwärtigen Cultur dienstbar gemacht hat.

Wenn ich ein einheitliches Bild vom Volksgedanken geben will, muſs ich die ganze Volksphilosophie und Ueberlieferung herholen, um zu sehen, wohin überall die Todesidee ihre Schatten geworfen.

In Sage, Glaube, Brauch, Gebet, Denkmal und Didaktik muſs ich die Todesauffassung aufsuchen. Wenn wir alles zeitbezüglich ordnen, also: Krankheit, Vorahnungen des Todes, der Tod und seine Wirkung, die Fortdauer nach dem Tode, so müssen wir immerhin nach zwei Richtungen fragen: Was wissen wir von den Todten, und was wissen die Todten von uns? Es ist wohl überall eine stillschweigende Voraussetzung, daſs die Todten die Verhältnisse der Lebenden, wenigstens derer, die ihnen im Leben nahe standen, wissen, mitfühlen und mitarbeiten an unseren Entschlüssen. Uns gegenüber sind die Todten allwissend und verfügen über nicht irdische Kräfte, wenn sie uns nützen oder schaden wollen oder sich unsere Hilfe erbitten. So denkt im allgemeinen der Tiroler.

Für den Tod ist kein Kraut gewachsen, sagt ein altes Volkssprichwort. Aber „Kranewittbeer und Bibernell, kommt der Tod nit so schnell“, behauptet der bäuerliche

Medicus. Diese alten Bauern glauben fest an manches Mittel, das gegen den „Ummergang, den matten Tisel, den Knilling“, jene drei einzigen, alles umfassenden, deshalb identischen Bauernkrankheiten untrüglich hilft, aber zum Schluss hat's halt der Kranke doch glauben müssen.

„Rüben und Raben im Haus,
Und der Doctor drauß“

zeugt deutlich von dem Vertrauen der Bauern auf den Arzt, der gewöhnlich erst dann geholt wird, wenn die Krankheit dem Tode winkt.

Doch auch mit anderen Lettern schauen wir überall in den Alpenthälern das entsetzliche Gedicht des Todes geschrieben. Den erschlägt beim Holzen ein Baum, dort donnert eine Lawine nieder und begräbt ein Familienglück. Plötzlich, allmächtig schallt die Kunde des großen Sterbgeheimnisses an die Ohren. Und das Menschenfühlen schreckt zurück vor dem unverhofften, unerklärten, unabweislichen Muss. Das Volk will es vorherschauen, der Orakeltrieb wird rege, es will es erklären, sittliche Gründe dafür finden, fortsetzen in der Phantasie, was in der Wirklichkeit so schnell geendet, denn das Ende ist das Unerklärbare.

So entsteht der Todtenglaube, der Volksspiritismus, der mit den Ahnungen und Zeichen beginnt, mit der Verdammungs- und Erlösungsmythe endigt.

Nehmen wir zuerst die Vorzeichen zur Betrachtung. Meist Vorgänge aus der Natur sind es, die auf den Tod des Nebenmenschen hin gedeutet werden. Vom weiten Gebiete der Träume will ich absehen, denn der Traum ist jene Seelenthätigkeit, die der wachen Seele

so unverständlich ist, dass diese nicht einmal behaupten kann, welche Thätigkeit die höhere ist.

„Wenn ein Hund vor einem Hause heult, stirbt darin jemand". Desgleichen ists, wenn andere Thiere sich hören lassen. So die Habergeis, ein drachenartiger Vogel, das Herdhammerl, die Todtenuhr, die aus der Wand klingt, der Todtlacher, der Unglückskauz, der sein „Komm mit" durch die Nacht ruft.

„Wenn beim Pflügen die erste Furche gegen die Kirche fällt, stirbt jemand im Hofe während des kommenden Jahres." (Zingerle.)

„Wenn bei der Hochzeitsmesse das Sterbeglöcklein läutet, stirbt eines der Brautleute bald."

„Wenn in einem Hause in einem Jahre zwei sterben, folgt noch ein drittes nach."

„Wenn bei einem Todtenamt eine Kerze vom Altar fällt, stirbt bald eines nach."

„Wenn ein Himmelbrand, der beim Hause blühte, bricht, stirbt bald jemand."

„Wenn Hausgeräthe über Kreuz liegen, ist ein baldiger Todfall."

„Vor dem Tod guter Bekannter hört man raffeln".

„Wenn Kinder „Grab" spielen, sterben sie bald."

„Wer in ein offenes Grab stürzt, muss bald hinein."

Von einem Grabe soll man keine Blumen nehmen, sonst muss man sterben. (Zingerle.)

Dem Todten muss man die Augen zudrücken, sonst stirbt bald eines nach. (Zingerle.)

Wir haben aus dem mächtigen Reichthum des Volksglaubens nur weniges herausgenommen, das deutlich macht die Furcht vor dem Unbestimmten, die sich selbst auf die Fragen Antwort gibt, weil keine andere erfolgt.

Aus allen Vorfällen der Natur fast und des Menschenlebens blickt ein Todeszeichen hervor. Aber der Mensch begnügt sich nicht. Er frägt selbst, er stellt sich mitten hinein in die dumpfen Ahnungen und verlangt Bescheid von Furcht und Phantasie, einer dichterischen Pythia.

„In der heiligen Nacht reden im Stalle die Kühe. Das wusste ein Bauer und er wurde deshalb neugierig. Er legte im Stalle sich nieder bis zur Mette. Da begann der Stier zu reden: „Der Bauer wirds wohl nicht glauben, dass ich ihn in den nächsten vier Tagen todtstoße." Der Bauer gruselte, doch er dachte sich, dem kann abgeholfen werden. Er wollte den Stier schlagen lassen. Am vierten Tage trieb er ihn zum Metzger. Als der Bauer das Gatter aufthat, schlug der Stier nach hinten aus und traf den Bauern an der Stirn, dass er gleich todt war [1])."

Solche Weihnachtsreden der Thiere, in denen lauschenden Bauern der Tod verkündet wird, finden sich viele. Ein anderes Fragestellen ist in der Kirche, ebenso in der heiligen Nacht. Davon fand ich eine Kufsteinersage.

„Ein Bursche hatte eine Dirn gern und wollte sie heiraten. Es war schon alles in Ordnung gebracht, der Pfarrer hatte die Brautleute schon von der Kanzel verkündet, doch der Bursche hatte noch immer Furcht, dass sie nicht zusammen kämen. Er gieng, um sein Schicksal zu erfahren, in der Weihnacht auf den Friedhof, denn man sieht die, die im nächsten Jahre sterben. Ein Zug kam heran. Auch seine Dirn war dabei, die schaute ihn an und drohte mit dem Finger. Nun wusste ers. Seine Neugierde war Sünde, darum drohte

[1]) Kreuth.

ihm seine Braut. Hätte er auf Gott vertraut, wäre sie nicht gestorben."

Wenn ein solcher Todtenschauer in dem Leichenzug einen ohne Kopf sieht, so muss er selber im nächsten Jahre sterben. (Zingerle.)

Haben wir gesehen, wie das Volk aus Zeichen schließt, wie es das Schicksal befragt, so müssen wir auch sehen, wie es träumt und dichtet. Die Vorweilungen und das Anmelden spielt eine große Rolle. Hier wird die Volksfrage und -furcht bereits zur Geschichte.

Die Vorweilung soll von den Anzeichen streng geschieden werden, ihr liegt ein stets außergewöhnlicher oder wunderbarer Vorgang zugrunde, die Vorweilung wird persönlich, wird zur Sage. Die Spiritisten des Dorfes, ähnlich wie die Medien unserer Salons, behaupten fast alle Todesfälle vorauszuwissen. Mit einer mächtigen Innigkeit hängt der Bauer an diesem Glauben, er wird unglücklich durch diese Kraft, denn:

„Nur der Irrthum ist das Leben
Und das Wissen ist der Tod."

Nirgends finden wir eine so feine Detailschilderung, eine so ruhige Epik, wie in den Fürweilungs-Erzählungen. Meldet sich eine Person vor ihrem Tode, oder im Augenblicke des Sterbens, so gehts der Seele gut, wenn erst danach, ist's übel um sie bestellt.

„Eine brave Magd gieng in den Acker hinaus. Der Bauer blickte ihr beim Fenster nach und sagte dann traurig zu seinem Weibe, dass die Dirne nicht mehr lange leben werde. Die Bäuerin lachte ihn aus, da man vom Felde herein das Mädchen recht lustig singen hörte. Am nächsten Morgen fand man die Magd todt

im Bette. Der Bauer hatte einen Nebel um den Kopf des Mädchens gesehen [1])."

Eine andere Sage fand ich in Fendels.

„Ein Bauer kam aus dem Wirtshause und sah auf den Stadel zu eine Dirne springen. Er eilte ihr nach mit ausgebreiteten Armen, um sie nicht entkommen zu lassen. Endlich umfasste er sie, da hielt er einen Aschensack in Händen. Die junge Dirn starb bald." Die dumpfe Mahnung, zum Staub wirst du zurückkehren, klingt aus dieser Erzählung. „Bei einem Dorfkünstler, der die Grabtafeln bemalte, rumpelte es jedesmal im Malkasten, wenn ein Todfall bevorstand."

„Ein Jäger gieng in der heiligen Nacht durch den im Stalanzerthale befindlichen Kienberg auf die Jagd. Am Weihnachtsabend war er in einem Bauernhofe, in den der Jäger öfter hinkam, ein fröhlicher Heimgarten. Da hörte plötzlich ein Bursche einen Zug betender Leute vorbeigehen. Er kannte fast alle Stimmen. Es war keine weibliche dabei. Er gieng hinaus nachsehen, sah aber nichts. Jener Jäger war einige Tage nicht zurückgekommen. Da suchten ihn die Burschen und fanden ihn unter einer Lahne verschüttet. Sie machten aus Tannicht eine Bahre und trugen ihn heim. Die Stimmen jener Männer hatte der Bauernbub im Heimgarten gehört [2])."

„Ein Mädchen sah im Traume oft Grabkreuze mit dem Namen noch lebender Menschen. Die starben dann bald [3])".

In Holzgau erzählte man mir: „Vor dem Bundesschießen, das in Innsbruck 1885 abgehalten wurde, übte sich ein Lechthaler auf der Wiese und erschoss

[1]) Lechthal. [2]) Fendels. [3]) Innsbruck.

seinen Knaben, der ihm Zieler machte. Er dachte beim Losdrücken: Das wird ein guter Schuss, mitten ins Schwarze. Als das Unglück geschah, sah eine Verwandte, die in der Küche hantierte, Blutstropfen auf die Holzspäne fallen."

In der Legende vom Anderl von Rinn fallen der garbenschneidenden Mutter in dem Augenblick, als die Juden den Ritualmord verüben, drei Blutstropfen auf die Hand.

Auch in der alten mythischen Sage findet sich die Vorweilung in wunderbarer Poesie ausgedrückt. So ist eine Sage aus Aichleit: „Bei Aichleit in einer Klamm ist die Lebenshöhle, die sich am Johannestage öffnet. Einmal hütete ein Mädchen Schafe dort und sah ihre verstorbene Pathin auf einem bemoosten Steine sitzen. Die Alte führte das Mädel in die Höhle. Da brannten viele Lämplein; das waren die Lebenslichter. In einigen war nur mehr wenig Oel, die Leute mussten bald sterben. Nun bettelte die Hirtin, sie möchte ihr Licht sehen. Die Alte wollte es nicht zeigen, da das Mädchen aber nicht aufhörte zu bitten, führte sie es zu einem trüb brennenden Lichtlein, in dessen Lampe nur mehr wenig Oel war. Das Mädel bat, die Alte möge Oel zugießen, sie sei ja noch so jung. Die Alte sprach: „Das darf ich nicht." Nach wenigen Tagen starb die Hirtin." (Zingerle.)

Das alte Symbol der erlöschenden Lichtes schauen wir. Auch in einem Orakelbrauche finden wir es wieder: „Am Thomastag legt man in eine halbe Nussschale ein Zettelchen mit dem Namen einer Person, ein brennendes Wachskerzl befestigt man. Dann läßt man die Schalen schwimmen. Erlöscht ein Lichtlein, so stirbt der, dessen Name am Zettel steht, binnen Jahresfrist."

Matt, mit eingefallenen Wangen, müden Augen liegt der alte Bauer im Bette. Ein Kreuz steht am Tisch, zwei Lichter dabei. Der Priester betet. „Im Kopf hängen drei Blutstropfen", sagt der Volksmund. „Fallt einer der seitlichen, so wird man gelähmt, fällt der mittlere, so stirbt man." Eine heftig keuchende Brust, ein kurzes Röcheln, noch ein Blick mit weit aufgerissenen Augen. Er sinkt zurück. Laut weinend birgt das Nannele ihr Gesicht im Kissen. Es ist vorbei. Der dritte Blutstropfen ist gefallen. Der Tod ist gekommen. Der Priester löscht die Kerzen. Das Nannele drückt dem Vater die Augen zu. Wenn man einem Todten die Augen nicht schließt, stirbt bald eines nach. Die Bäurin macht die Thüre auf, damit die Seele hinaus kann. Ist nichts offen, so geht die Thür von selbst auf. Die Seele des Guten fliegt als weißes Wölklein zum Himmel. (Zingerle.) „Zieh dem Vater den Ring ab, Nannele."

„Wer Schmuck trägt, kann nicht selig werden." Es ist eine mächtige Moral, die das sagt. Der Erdentand muss weg. Auch kein Geld darf dabei sein. Der größte Herrscher der Erde, das Geld, ist überwunden.

Die Aufbahrung ist verschieden. In manchen Gegenden liegt der Todte bekleidet auf einem Gestell — früher das Rechbrett — von re = Leiche. Eine Jungfrau trägt eine Krone, in den gefalteten Händen ist ein Kreuz. An andern Orten wird die Leiche ins Bett gelegt und ganz zugedeckt. Dies im Oberinnthal. Man sollte dagegen einschreiten, denn es liegt eine große Last schwerer Bauernbetten auf dem Todten. Diese Art Aufbahrung geschieht schnell nach dem Tode. Der Todtenbeschauer ist erst auf dem Weg ins stundenweite

Bergdorf. Wenn ein Scheintod vorläge, müſste der Kranke ersticken.

Die Nacht hindurch halten die Nachbarn die Todtenwache. Wohl jedes Haus faſt ſchickt einen Vertreter hin. Das iſt das ländliche Zeichen des Mitgefühls. Dabei wird gebetet und manches erzählt und getrunken.

„Lang ſchon hab ichs gewuſst, daſs es da auf'm letzten Loch pfeift", ſagt die Gärbercenz.

„Ja, er hats glauben müſſn. Einmal müſſen wir auch einruckn zur großen Armee."

„Er hat alleweil gſagt, wer lang Suppen iſst, werd alt."

„Was hat ihm denn gefehlt?"

„Nimmer derſchnauft hat ers."

So redet das Volk vom Tode. Es ſind viele Redensarten da, manche enthalten ſchöne Bilder, Hoffnungen, Euphemismen. Andere wollen durch ihren Humor die entſetzliche Wahrheit des Todes mildern, und nicht Gemüthsrohheit iſts, die manchen derbwitzigen Ausſpruch hervorbringt. Bei Behandlung der Grabſchriften werden wir den Ausdruck des Todgedankens in der Sprache beſſer beurtheilen, als in einzelnen landläufigen Wendungen.

Bevor eine Leiche aus dem Hauſe getragen wird, kommen alle Bewohner ins Zimmer. Der Hausvater, in dem Menſchenkreis ſtehend, räuchert mit Kranewittbeeren oder Holz. Wer von den Hausinſaſſen nicht dabei iſt, ſtirbt nach. (Zingerle.)

Die Begräbnis iſt auf dem Lande meiſt in der Früh, daran ſchließt ſich das Todtenamt. Die Betheiligung iſt ſtets zahlreich. Im Lechthal trägt die nächſtverwandte jüngſte Perſon 5 Kerzen, „weitere Verwandte" 4 und noch weniger. An manchen Orten beobachtet man die Sitte,

beim Leichenzug nicht zu beten, damit die Verwandten ungestört ihrem Schmerze sich hingeben können. Ist ein Mädchen gestorben, so tragen meist Jungfrauen den Sarg. Bei dem Todtenamte erfährt der Priester das jenseitige Schicksal des Gestorbenen. Doch niemanden darf er etwas sagen. Wenn er bei der Trauermesse stockt, steht es schlecht um die Seele des Verschiedenen.

Der Sarg sinkt in die Erde. Weihbrunn wird nachgesprengt, dumpf fallen die Schollen in die Tiefe, wie ernste Stundenschläge einer neuen, jetzt beginnenden, unbekannten Zeit, der Zeit des Vergessens. Des Vergessens? Nein, denn das Rechbrett, das Holzkreuz, die Todtenkapelle, das Marterl, die Allerseelenlichter und -blumen zeugen, dass das Landvolk viel an seine Todten denkt. Noch mehr aber die vielen Sagen von armen Seelen und Bützen künden uns davon. Das Grab des Bauern bildet zu den Festzeiten meist einen glattgestrichenen, dachförmigen Hügel. Darin steckt das Kreuz, Holz oder Eisen mit Flittergold. Der Buchs umrandet die Ruhestätte meistens; auch kleine Nelken und „Ewigkeitsblümeln" finden sich häufig. Doch auch an anderen Stellen finden wir Denkmale. So stehen an Zäunen, oder sind in Stegbrücklein die Rechbretter, auf denen der Todte lag, angebracht. Der Name, die Todeszeit, ein sinnvoller Spruch steht darauf und meist die Bitte um ein Vater unser. Auf den Inhalt werden wir später noch zu reden kommen. In Tirol sind diese Rechbretter nur in Außerfern, bei Lermoos und Reutte, zu finden. Ueber die Sümpfe sind sie gelegt.

Das germanische Leichenmahl findet noch statt. Zum Schlusse dankt einer meist in einer längeren, formelhaften Rede, die mit dem Sündenfall im Paradiese beginnt und mit dem letzten Opfer der Sühne, dem

eben Verblichenen schließt. Es folgt ein Gebet. Darauf danken die Hinterbliebenen für den Beistand. Eine solche Leichenrede findet sich in Zingerles „Sitten, Bräuche und Meinungen" pg. 51.

Heilig ist der Ort des Grabes. Keine Blume soll man pflücken, ohne für den Todten zu beten. Mit Papierrosen, Georginen werden Figuren eingelegt in die Erde des Hügels. In Blumenmosaik ist ein Herz zu schauen, ein Kranz, der Name Jesu. So ist's zu Festzeiten. Wenn der Bauer aus der Kirche kommt, spritzt er Weihbrunnen zu beiden Seiten des Weges auf die Gräber aus.

Der Hort der Ruhe, der heilige, wird geehrt. Aber nicht alle finden Ruhe im Grabe, die man hinabgebettet hat. Eine Lilie sprosste aus dem Grabe des Anderl von Rinn empor, Rosen bedeckten das der wohlthätigen Huberin von St. Nikolaus, die zur Pestzeit so hilfreich war.

Das Nichts hat begonnen. Das Nichts kann sich der Mensch nicht vorstellen. Der Glaube, die Hoffnung, die Gerechtigkeit schaffen eine Traumwelt, die Todtensage. Manch altgermanisches Fleisch ist unter dem christlichen Talare der Geistergeschichten noch verborgen.

Die Todten wissen unsere Schicksale, sie kommen uns trösten und warnen, sie helfen uns. Sie bitten um unser Gebet, wir können ihnen Gutes thun. Die Idee der Sühne ist es, die viele Geister geschaffen hat, doch nicht alle. Die Frage nach dem Jenseits wirkt mit. Zum Beweis hiefür eine Sage, die mir im Lechthal mitgetheilt wurde: „Zweien Bauersleuten in Stockach starb ein Kind, das sie recht lieb gehabt. Vor dem Tode sprach die Mutter zum kranken Mädchen, es möge, wenn es gestorben sei, doch noch einmal kommen.

Das Mädchen versprach es. Acht Tage nach dem Tode erleuchtete sich plötzlich das ganze Haus. Das Kind erschien und sprach mit den Eltern. Was es sagte, durften sie niemanden anvertrauen."

Ebenso hatten drei Kaisererbauern sich versprochen, nach dem Tode zu den Ueberlebenden zu kommen.

„Sterben — Schlafen — vielleicht auch träumen. Ja da liegts.

Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen?"

So sagt Hamlet, so zittert das Volk. Deshalb will es von den Geistern über das „Drüben" etwas erfahren, „von jenem unentdeckten Land, aus dem kein Wanderer zurückkehrt." Der gleiche Zug ist im Spiritismus. Livermoor, der New-Yorker Großindustrielle, hat seine Gattin Estella gebeten, zu erscheinen und sie erschien. Die Medien rufen die Geister großer Todten und beschwören sie in unseren Salons.

Auch die Todtenbeschwörung kommt in der Volkssage vor: „Ein Vater hatte zwei Söhne, der eine war Bauer der andere Geistlicher. Der Alte starb, und die Brüder geriethen bei der Erbschaftstheilung in Streit. Nach drei Tagen beschwor der Klosterbruder den Geist des Todten, der erschien und seinen Willen kund gab."

Theilen wir die Gestalten der Todten in zwei Kategorien: Arme Seelen und Bütze. Erstere leiden im Fegefeuer, erscheinen jedoch auch auf der Erde warnend, tröstend, bittend. Sie sind nicht die Geister schwerer Verbrecher. Am häufigsten sieht man blaue Lichtlein schweben, das sind arme Seelen. Es sind arme Seelen in dem Reiche unserer Sage, die keine Schuld tragen, sondern nur dem Gebote eines unabweislichen Fatalismus zum Opfer gefallen sind.

So ist die Lebensdauer genau vorbestimmt, und wenn der Tod zu früh eintritt, muss die Seele noch auf der Erde bleiben, bis die Zeit der Vorentschließung gekommen. Mit mächtigen Zügen meißelt die Sage dieses unerschütterliche Muss dem alten Volksbewusstsein ins starre Antlitz. Zingerle theilt uns eine Sage aus Klausen mit: „Jedwedem Menschen ist die Todesstunde genau vorbestimmt. Ein Holzhauer, der bei Kolman im Walde Holz fällte, hörte öfter rufen: „Die Zeit ist aus, und er ist noch nicht da.“ Er sah sich nach allen Seiten um, konnte aber keinen Menschen weit und breit sehen. Da wurde es ihm unheimlich und schon wollte er die Axt liegen lassen und davon laufen, als plötzlich ein Mann die Straße dahergeritten kam und unweit von ihm todt vom Pferde fiel. Nun war es stille.“

An gleicher Stelle steht eine Ultener-Sage verzeichnet: „Ein Knecht kam unter die Lawine. Am Winterabend sahen die Ehhalten plötzlich den Knecht, der laut weinte, beim Ofen sitzen. Die Dienstboten fragten, warum er umgehen müsse. Der Geist sagte, er sei zu früh gestorben, d'rum müsse er noch umgehen, wenn auch sein Leib verfault sei.“

„Wenn zwei das Gleiche denken, ist eine arme Seele erlöst. Man soll keine Brosamen verstreuen, ohne dabei sie den armen Seelen zu schenken, sonst kommt beim jüngsten Gericht der Teufel und haut einem glühende Brote, die er aus den Brosamen gebacken, um die Ohren. Wenn Kartoffel, die anbrennen, winseln, sagt man, es weinen die armen Seelen.“

So zieht sich die Sage der armen Seelen durch den bäuerlichen Brauch, immer muss man den armen Seelen Verehrung, Mitleid, Hilfe spneden. Wehe dem, der

ihrer spottet, oder ihr Grab, ihr Gerippe entweiht. Davon sind viele Erzählungen im Volke.

In Graun erfrug ich: „In einem Heimgarten sprachen die Buben und Mädeln vom Fürchten. War da ein lebfrisches Dianl, das sagte, sie fürchte sich nicht und wolle den Klapperhans aus der Todtenkapelle holen. Der Klapperhans war ein Gerippe, das man nicht begraben konnte, weil es keine Ruhe fand in der Erde. Es kehrte immer wieder in's Beinhaus zurück. Die Burschen meinten, die Dirn habe nur Spass gemacht, und nahmen sie beim Wort. Aber das kecke Mädel gieng wirklich über den nächtigen Friedhof. Die Burschen warteten in der festen Hoffnung, sie tüchtig auslachen zu können; doch das Lachen sollte ihnen vergehen. Das Dianl kam mit dem Gerippe zurück. Nun war das Fürchten da, statt des Spottens. Man wollte den unheimlichen Gast wieder forthaben. Das Mädchen trug ihn furchtlos wieder in das Beinhaus. Dann kehrte sie in den Heimgarten zurück. Der Todte war vor ihr wieder in der Stube. Noch einmal trug die Dirn den Todten in die Kapelle, aber das Gerippe kehrte wieder zurück. Nun holte man einen Geistlichen. Der sagte, die Leute möchten alle sprechen: „Hans, ruhe im Frieden." Hinter dem Ofen aber saß ein altes Weib, das sagte den Segensspruch nicht, weil der Todte ihren Mann umgebracht hatte. Endlich folgte das Weib dem Zureden des Priesters und verzieh ihm. Nun konnte man das Gerippe wegbringen und begraben, da es Verzeihung erlangt hatte."

Die Todten lassen keinen Spott treiben. Doch wenn sie helfen können, so helfen sie. Ein alter Fendler Bauer erzählte mir: „Im Wirtshause gieng's lustig zu. Es waren viele Bauern dort und ein Spielmann

der fröhlich fidelte. Der Musikant war recht arm und hatte kärglichen Verdienst. Da kam bei den Bauern die Rede auf's Fürchten. Da der Spielmann als kecker Geselle bekannt war, sagte ein Reicher, wenn er die ganze Nacht am Friedhofe den armen Seelen vorzugeigen sich getraue, so schenke er ihm eine schöne Kuh. Das war nun freilich ein Reichthum für den Spielmann und er besann sich nicht lange mehr. Ein Bauernbursch stand bei der Kirchthür Wache. Beim Betläuten musste der Musikant beginnen. Und so that er. Er spielte in einem fort das kurze, gebetartige Liedl:

Liebe arme Seelen,
Bleibt nur in Ruh,
Ich spiel nicht wegen eurer,
Nur um a Kuh!

Und wirklich blieben die Todten ruhig, dem Spielmann war geholfen."

Dem Todten darf man kein Bein, keinen Zahn oder Gewand nehmen. Sonst rächen sie sich. Die Leute werden krank oder zerrissen: „Der Malser Thürmer sah vom Thurm aus einen Todtentanz. Er warf Steine in den Friedhof unter die Geister, da kletterten die Todten den Thurm empor, erfassten den Thürmer und warfen ihn in den Friedhof. Am nächsten Tage fand man seine Leiche. (Zingerle.)

Wer denkt nicht an Goethes Worte:
Der Thürmer erbleichet, der Thürmer erbebt,
Gern gäb er ihm wieder den Lacken.
Da häkelt — nun hat er am längsten gelebt,
Den Zipfel ein eiserner Zacken.
Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins,

Da donnert die Glocke ein mächtiges Eins —
Und unten zerschellt das Gerippe.

„Todtenbein und Kleider werden zu allerlei Zauber verwendet. Wenn man Blei in das eine Auge des Todtenschädels gießt, beim andern herausfließen und dann in den Kugelmodel rinnen läßt, bekommt man Blutkugeln. Wer eine Todtenbare mitternachts während des Glockenschlags dreimal um die Kirche trägt, kann zaubern. Wer das Leichenhemd des Letztbegrabenen anzieht und mitternachts dreimal um die Kirche geht, ist unbesieglich als Robler. Doch die Todten rächen sich an dem, der ihre Gebeine entheiligt."

Sehr häufig in Märchen und Sagen finden sich die Spiele der Todten. Vor allem das Kegeln. Manchmal laden die Todten Menschen dazu ein.

„In Kronburg, erzählt man, liege ein goldenes Kegelspiel vergraben, mit dem die Todten kegeln. Wieder andere wollen wissen, sie scheiben mit Todtenköpfen auf Todtenbeine. Sie luden einmal einen Oberinnthaler Burschen zum Spiele ein. Er gewann und erlöste dadurch die Geister."

„Wenn zu Weihnacht die Kirchzeit der Lebenden um ist, beginnt die der Todten." Man hört viel erzählen von Todtenvespern und Geistermessen.

Auch in Thiergestalt, besonders als Kröten sieht man die armen Seelen.

In dem eben erschienenen Büchlein „Sagen aus dem Paznaun und dessen Nachbarschaft von Chr. Hauser" findet sich die Erzählung: „Zwei ledige Personen hatten mitsammen ein trautes Verhältnis, und der Geliebte besuchte sein Mädchen, das fern von ihm wohnte, manch-

mal des Abends. Als derselbe einmal längere Zeit ausgeblieben war, wurde das Mädchen traurig und ängstlich und meinte, der Geliebte habe sie verlassen. Da leuchtete der Mond in einer Nacht sehr hell und der Geliebte erschien am Kammerfenster des Mädchens und weckte dieses. Wie es sich im Bette erhob rief jener aus:

„Ach wie scheint der Mond so hell,
Ach wie reiten die Todten so schnell!
Schätzli fürchtst Du Dich nichts?"

Als das Mädchen erwiderte „Nein", so packte er dasselbe und zerriss es wie das „Gestrüpp in der Sunna". Der Geliebte war nämlich während seiner längeren Abwesenheit gestorben". Die mächtige, großartig düstere Scenerie der Lenore baut sich auf vor unsern Augen. Auch in unserer heimischen Sage findet sich diese Perle deutschen Denkens.

Auch dankbar sind die Todten. Bei mancher Erlösung erhält der Retter reiche Schätze. Ein Pusterthaler erzählte mir Folgendes: „Ein Priester las eine Seelenmesse für die ärmste Seele, die ganz von den Menschen vergessen sei. In der Nacht trat eine römische Frau an sein Bett und dankte ihm. Sie sei die Frau des Pilatus und sei die vergessenste Seele gewesen. Nun aber sei sie erlöst."

„Wird ein Geist erlöst, so fliegt er als weiße Taube zum Himmel. Wer einen Geist erlöst, wird selig." (Zingerle.) Bei Hauser ist nachstehende Erzählung zu finden: „Ein Patznauner war mit dem Mähen eines Steilmahdes beschäftigt, als er plötzlich rufen hörte: „Jörg fluich." Dreimal rief es, dann floh er. Eine Felswand stürzte auf den Platz nieder, an dem er ge-

mäht hatte. Die armen Seelen, die er oft in sein Gebet eingeschlossen hatte, waren die dankbaren Warner gewesen."

Wir haben nun die armen Seelen betrachtet. Früher machte ich einen Unterschied zwischen ihnen und den Bützen. Es sind wohl manche Scheidungszeichen, aber in vielen Sagengestalten findet sich eine Vermischung und die Grenze ist nicht scharf zu ziehen. Bütze sind meist Verbrecher, die sichtbar vor unsern Augen zur Warnung eine fürchterliche, außergewöhnliche Strafe erleiden, die das Volk nach seinen Gerechtigkeitsbegriffen poetisch gestaltet hat. Bütze sind nur Sühnegeister. Betrachten wir an dieser Stelle das große Drama von Freude, Schuld und Sühne, das bei allen Völkern gewaltig ausgedrückt ist, ebenso wie von allen voll und klar der Drang zur Erlösungsmythe empfunden wird. Verschwunden sind die Paradiese von der Erde durch des Menschen Schuld, nur besonders Beglückte schauen sie noch und in manchen Namen: Rosengarten 2c., im Hervorsprossen von Wunderblüten und an emporrückenden Schätzen sind sie noch zu erkennen. Zingerle theilt mit: „Das Schlaraffenland liegt zwischen Brand bei Längenfeld und Burgstall. Einst sangen nicht weit von Brand sieben wilde Frauen ihr Lied; da wollte ein Bursche, der es hörte, sich ihnen nähern, allein alle waren im Nu verschwunden. Der Getäuschte schaute nach der Richtung, in der sie entflohen waren und sah eine große Thüre geöffnet und durch diese erblickte er eine weite, herrliche Landschaft. Da standen auf den üppigen Fluren die herrlichsten Bäume, an denen köstliche Früchte hiengen. Thal und Hügel waren reich überwachsen und zwischen Aeckern lachten stattliche Dörfer und prächtige Städte. Der Bursche wollte das schöne Land betreten, allein

die Frauen kämpften mit ihm und endlich wurde das Thor vor seinen Augen geschlossen.“

Aehnlich, wie es von einem Lande heißt, dass die Bäche von Milch und Honig strömen, finden wir in den Alpen sonderbare Darstellungen des Reichthums und des Uebermuths zugleich. Im Lechthal heißt es von einer durch ein Silberbergwerk reichgewordenen Stadt, dass ihre Bewohner bei Tag aus Uebermuth die Fallen (Jalousien) schlossen und Licht machten. Darin liegt ein Zug der Lichtverachtung. Von Almen erzählt man sich oft, dass die Senner mit Milch sich wuschen, mit Butterkugeln watschelten (ein Tiroler Kugelspiel) und aus Käse Stufen bauten. In manchem Alpensee ist eine Stadt versunken und der Wanderer hört die Glocken heraufklingen. Manche Trümmerhalde überdeckt einst fruchtbare Alpenweiden. L. Freytag gibt in der Zeitschrift des D. u. Oe. A.-V. 1879 ein prächtiges Bild der Paradiessage und es wäre freventliche Arbeit, aus diesen tief durchgeistigten und durchfühlten Ganzen Stückwerk vorzubringen.

Es naht die Schuld. Ueber ganze Strecken, wie über einzelne Frevler verhängt die Sage mit der gleichen Unerbittlichkeit die Sühne. Im Oberinnthal fand ich Folgendes: „In einer Alm wuchs das Misere, ein gar kräftig Kräutlein, von dem die Kühe fett wurden. Die Senner wurden wegen ihres Reichthums hochmüthig und geizig. Da kam einst abends ein alter, schwacher Bettler, den verhöhnten sie und gaben ihm nichts. Er war noch nicht weit gegangen, da verschwand er, ein gräsliches Gewitter zog herauf und eine Stimme rief aus dem Donner:

„Misere, blüh unterm Schnee
Und im Sommer nimmermeh.“

Die Alm wurde sammt den Sennern verschüttet und die ausgedörrte Rennthierflechte bedeckt jetzt die steinigen Gelände und gibt den Kühen keine Kraft mehr."

Jene erhabene Moral, die schon hervorleuchtet aus der Bibel, da der Herr mit zweien Engeln zu Abraham kam, treffen wir hier. Eine Wanderung der richtenden Mächte findet sich bei vielen Völkern. Zeus und Hermes kommen zu Philemon, Wodan und Thor zu Thialfi, Harun al Raschid macht Strafe und Glück spendende Gänge. Es ist gewissermaßen eine Erklärung, Verkörperung der allwissenden Gerechtigkeit. Was ist das Schuldmotiv? Das übermüthige Auflehnen der Menschen. Das einst gigantische Ringen der Menschen gegen Gesetz und Bezug äußert sich jetzt fast nur mehr in frechem Verhöhnen und Außerachtlassung der moralischen Satzung. Auf einzelne Schuldmotive kann ich nicht weiter eingehen. Sehr häufig ist es Hartherzigkeit. Das Sprach- und Naturbild vom Steinherz fand seine Gestaltung in Versteinerungssagen für die Mitleidlosen.

Die Bütze haben ein entsetzliches Ansehen. Ihr Anblick kann Krankheit, Wahnsinn oder Tod bringen. Sie sind nie hilfreich und gut. Für die Fehler des Lebens büßen sie passende Strafen. Der untreue Senn muss weiter sennen, der Marksteinverrücker nach dem Tode solche schleppen. In feuriger, in Thiergestalt, kopflos, als große schwarze Männer, als Reiter und Ritter erscheinen sie. Viele erschrecken den Menschen böswillig und bringen ihn in Todesangst. Ein charakteristisches Strafmotiv fand ich in Patznaun: „Bei Kappel hatte ein Hirt einer Kuh, die ihm stets zu weit gieng, nasse Rinden an den Rand eines Abgrundes gelegt, so dass sie abstürzte. Der Hirt starb und muss nun die Kuh über die Wand hinauftragen. Wenn er oben ankommt,

fällt die Kuh wieder über die Schrofen. Einmal hörten die Leute den Butz weinen. Da fragte ihn ein Pater, was er zu seiner Erlösung brauche. Der Hirt, antwortete, er könne ihm nicht helfen, seine Strafe sei, die Kuh und allen Nutzen, Butter, Milch, Kalb abzudienen. Das Jahr gelte einen Groschen."

Der Grieche dagegen erzählt von seinem Sisyphos, wie er einen Steinblock hinaufwälzen muss zur Berghöh und „hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor."

Es kommt jedoch auch vor, dass nicht rein das büßende Element ausgedrückt ist, sondern auch elbische Züge sich finden. So sind die mannigfachen Erzählungen, wo der Almbutz, ein untreuer Senner oder eine betrügerische Almsudl, ein mächtiges, zerstörendes Unwetter über die Alm schicken. Das sind Verschmelzungen mit Naturwesen.

Gehen wir nun zur Sühne über — wenn ich einen freien Ausdruck gebrauchen darf, zu den Sintflutsagen. Der Sinn für die gewaltsamen Veränderungen der Natur ist dem Aelpler vor allem lebendig, schaut er ja alltäglich den großartigen Scenenwechsel. Wie der spanische Cid von veränderten Gegenden weiß, so gibt es hundert von Volksreimen wie dieser in Tirol:

„I denk die Villanderalp
Neunmal Wies und neunmal Wald
Und den Schlern
Wie an Nusskern
Und den Jochgrimm
Wie a Messerkling" . . . .

Die untergegangenen Paradiese müssen meist der Gewalt des Wassers und der durch die Gewässer auf-

gewühlten Mächte weichen. Dabei ist die Vernichtung durch Feuer — Sodoms Ende — fast nirgends zu finden. Nur im einzelnen manchmal. So behauptet eine Tradition vom Kaunserkreuz, die Lutterotti behandelte, Folgendes: „Ein Kaunser Wildschütz mit Namen Chrust (Christian) hatte gehört, dass jener Jäger, der unter der Wandlung auf die Christuswunde schieße, nie mehr fehlen könne. Dann sagt das Gedicht:

„Ear hot d' Wunda it röcht troffa,
Schuißt drau aucha döngar Hond,
Schau do köhma d' Leut hea gloffa:
Chrust dei Hütta steht in Brond."

Vergletscherung, Verschüttung, Versinken, Ueberdeckung durch Seen finden sich viel häufiger als die Feuerstrafe. Aus den Naturvorgängen ist das leicht zu erklären. Die deutsche Erde weiß nichts von dem aus der Erde strömenden vulkanischen Feuer, das Sodom den Untergang bereitete, das die Rotte Korah verschlang. Viel näher liegt die Sintflutvernichtung. Doch auch mythologische Gründe lassen sich dafür ins Feld führen. Im Vegtamskvidha heißt es:

„Welch ein Mann ist das, der mich nicht kennt,
Mich wiederum schickt den beschwerlichen Weg,
Beschneit vom Schnee, geschlagen vom Regen,
Beträuft vom Thaue —"

Es geht darauf hin, dass dem Germanen eine Wasserhölle eigen war, gegenüber den Slaven und Orientalen. Vernaleken sagt, das nordische Nebelheim nähert sich der Wasserhölle insofern es von rauschenden Wassern durchströmt ist. Hier haben wir es also mit einem eigenen Strafort zu thun, nicht mit einem versunkenen

Paradiese. Diese Scheidung muss unumgänglich gemacht werden. Zingerle theilt mit: „Im Kalterer See war ein Mann ertrunken. Als sein Sohn später auf dem Wasser fuhr, sah er ein grünes Männlein, das ihm freundlich zurief: Komm mit mir in mein Haus. — Er führte den Jüngling in die Tiefe des Sees — da sah der Bursche seinen Vater leibhaftig in einem krystallenen Kasten liegen. Er bat nun den Führer flehentlich um seinen Vater. — „Du kannst ihn haben, wenn Du die Leiche Deines Vaters und seine Seele, die dort im Gase sich befindet, den bewachenden Fräulein entreißen kannst.“

Die Vorstellung von in Töpfen verschlossenen Seelen Ertrunkener findet sich in Oesterreich häufig. Als eine solche Wasserhölle mag auch das jetzt so humoristisch bekannte Sterzinger Moos, in das die alten Jungfern kommen, gelten. Von manchen Seen heißt es, dass die Schlafenden hineingezogen werden; das geht auf die hungrige Hölle zurück. Wie sehr der Begriff der Hölle noch rege ist, beweist das in den See bannen. So liegen im Zireiner und Rachholzer See die Wagen germanischer Göttinnen. Noch einmal muss ich darauf hinweisen, dass dies nicht mit dem verschwundenen Paradiese zu verwechseln ist, sondern dass nur die Vorstellung der Wasserhölle neben Naturgründen diese Bevorzugung der Wasserstrafen bedingte. Manche Prophezeihung fand ich, namentlich im Lechthal, ein Drache werde einen See austreten. Wie rege die Vorstellung von den ja wirklich vorhandenen unterirdischen Becken ist, gibt den deutlichen Beweis für den reinen Naturmythos.

In andern Sagen erscheint die Wasserverdammnis dadurch ausgedrückt, dass Uebelthäter in einen Wasser-

fall gebannt werden. So ist in Ried die Sage geläufig:

„Ein Butz ist unter den fallenden Bach gebannt, der nur dann aus dem Qualort heraus darf, wenn um zwölf Uhr Mittag kein Wölklein am Himmel steht." Die deutliche Erinnerung an den Lichtcult blickt hervor. Wenn das Licht über alles Dunkle und Böse gesiegt hat, ist die Schuld gesühnt, die Erlösung da. Andere büßen droben im kalten Eise und leiden in den Gletscherklüften die kalte Pein. Ein Widerspruch zu dieser Verdammnis und Wasserhöllentheorie scheint das häufige Auftreten der Feuerbütze zu sein. Es ist ein leichtes Behelfen, wenn man sagt, dass zur Zeit der Christianisierung diese Feuerhöllenidee — die sich übrigens auch bei den Slaven findet — hereingetragen worden sei. Aber vergleichen wir dies Feuer! Die Feuerwirkung unserer Bütze ist wesentlich verschieden von der bildlichen Vorstellung der hebräischen und christlichen Qual. Unsere Bütze leiden nicht durch das sie umgebende Feuer, wie jene Verdammten, sondern sie haben das Feuer in sich, Feuer geht von ihnen aus. Zum Beleg folgende Sage, die ich im Lechthal fand:

„Am Schiggen bei Holzgau war ein Butz, der oft nießen musste. Einmal begegnete er einem Manne, der sagte dann ganz unwillkürlich „Helf Gott." Da kam der feurige Butz auf ihn zu und wollte ihm die Hand geben. Der Mann aber fürchtete sich und reichte ihm einen Stab hin. Da wurde der Butz traurig, ergriff den Stock und gieng dann wieder weg. Wenn ihm der Mann die Hand gegeben hätte, wäre der Butz erlöst gewesen. Am Stab waren die fünf Finger eingebrannt."

Die Völuspa erzählt zwar auch von der Feuermacht beim Weltuntergang, ein Beweis, dass die Sodomsstrafen auch im germanischen Mythos vorkommen. Aber mit der Deutung des in der neuzeitlichen Tirolersage vorkommenden dämonischen Feuers als germanisch, muss man vorsichtig sein, da manche christliche Gedanken einwirkten. Eine Erinnerung an das deutsche Feuer ist sein Emporrücken aus der Erdtiefe zur Oberfläche, das Blühen der Schätze.

Die Vernichtung durch Versteinerung hängt eng mit der Riesensage zusammen. Von Frau Hitt und Serles sind die Sagen ja bekannt. Lassen wir Uhland darüber sprechen:

„Hier in der Wildnis des Hochgebirges gährt noch etwas vom urweltlichen Chaos, das von vornherein im Riesenthum seinen mythischen Ausdruck gefunden." Als eigentlichen Ersatz der nordischen Walhölle finden sich die hohlen Berge, in denen entrückte Kaiser und Helden der Erlösung harren.

Gedenken wir noch des personificierten Todes. Den „Dadamon" und „Giggas Gaggas Mann" der Oesterreicher fand ich im Lechthaler Kinderreim, „Giggas Gaggas, Geiramus."

Von Tod und Todin theilt Alpenburg aus dem Valserthale mit: „Als die große Sterb ins Land kam, aber die Leute im Innthal noch unberührt waren, sah man den Tod mit einer Sense und die Todin mit einem Rechen kommen. Die Leute wussten schon, was das bedeute und bereiteten sich aufs Sterben. Ein Bauer aber sagte, er habe immer recht gelebt. Im Rechen der Todin fehle ein Zahn, das sei ein Zeichen, dass ein Mensch übrig bleibe. Alle starben bis auf den Bauern. Er heiratete eine Dirn aus dem Pfitscher-

thal, die dort die große Sterb allein verschont hatte. Von ihnen stammt die jetzige Bevölterung."

Hier haben die Tiroler ihren Deukalion und die Pyrrha des griechischen Mythos, wenn auch mit keiner Sintflutstrafe verbunden.

Hiemit ist der letzte Act des Dramas der Schuld abgeschlossen und die Erlösungssage des Volkes beginnt. Der Glaube an das Wiedereintreffen eines, wenn auch nicht so vollkommenen Glückzustandes, das die Edda nach der Götterdämmerung, der Grieche nach dem goldenen Zeitalter schafft, das in allen Sintflutsagen auftritt, ist versunken, wie ein leuchtender Hort. Nur die Erlösung des Einzelnen hat noch ihre Mythe; nur manchmal in Kämpfen mit Drachen und Hund hat sich noch ihre Lebenskraft bewahrt. Meist aber wird die Sage traurig. die menschliche Schwachheit vermag nicht die Bedingungen zu erfüllen, die menschliche Furcht schaudert davor. Immer mehr und mehr schiebt sich zwischen das Glück und den Menschen, bis endlich die germanische Erlösungsmythe erlischt.

„In der Alpenhütte von Fendels war ein Hirte, der oft zu viel Vieh aufgetrieben hatte. Für diesen Frevel muſs er nun allen Sennern das Vieh hüten helfen. So hütete er einem den ganzen Sommer durch das Vieh. Als man abfuhr, trieb er es dem Senner noch ab, bis sie fast beim Dorf waren. Da fragte, der Butz, ob er jetzt gehen dürfe. „Geh nur", antwortete der Senner. Jetzt begann der Butz aber laut zu weinen. Der Hirte fragte, warum er so traurig sei. Darauf antwortete der Butz, wenn er (der Senner) Vergelt's Gott gesagt hätte, wäre er erlöst gewesen."

Ein gutes Wort findet ein gutes Ort, ist die Moral dieses. Früher habe ich auch ein Beispiel citiert von

dem Helf Gott sagen. Einem Marchegger, der ruft: Wohin! soll man zurufen, wo Du ihn herhast!

Sehr häufig ist die Erlösung mit der Hebung eines Schatzes verbunden. Aus dem Kaunserthal habe ich Folgendes:

„Im Schlosse zu Prutz hat ein Knecht gelebt. Dem rief's in der Nacht zu, er solle um Mitternacht nach Bärneck (Schloss bei Kauns) gehen. Ein feuriger Hund mit einem Schlüssel im Maule werde kommen, den Schlüssel solle er herausschlagen, so werde er reiche Schätze erhalten. Zweimal hatte er es versucht, war jedoch aus Angst wieder davon gelaufen. Das drittemal konnte er nicht mehr zurück. Um und um das ganze Thal war Glut und Feuer, die Berge brannten. Der feurige Hund kämpfte mit dem Knecht, dem es gelang, den Schlüssel herauszuschlagen. Da verschwand Hund und Glut und vor dem Knecht stand der erlöste schneeweiße Geist, ein einstiger Herr der Zwingburg, dessen Seele der Teufel bewacht hat. Zum Danke zeigte ihm der Geist die reichen vergrabenen Schätze, die er sich heben konnte.“

Hierin ist das Kampfmotiv des Deutschen noch ausgebildet. Wir schauen die Waburlohe brennen. Eine häufige Bedingung ist eine Schlange küssen, wie dies schon im Lanzelotliede vorkommt. Geschicklichkeit fordert die Sage beim Treffen der goldenen Kegel. Häufig erhalten unschuldige Kinder reiche Schätze. Auf die Nothwendigkeit der Unschuld weist auch Folgendes hin, das ich aus dem Paznaun brachte:

„Ein Bauer sah am Wege auf einem großen Steine eine Frau sitzen, die ihm auftrug, zu beichten und zu communicieren, dann hieher um Mitternacht zurückzukehren und starke Ruthen mitzunehmen. Mit diesen

sollte er einer gräulichen Schlange den goldenen Schlüssel aus dem Maul schlagen, dann sei sie erlöst und er werde reiche Schätze erhalten. Am Rückweg war statt des Steins eine Kiste da, darauf ein entsetzlicher Wurm lag. Er traute sich nicht zu schlagen. Da weinte die Schlange überlaut und verschwand."

Hier haben wir die Melancholie der Sage ob des menschlichen Unvermögens, der Willensschwachheit, die die Erlösung verscherzt.

„Zwei Burschen gruben im Schlosse Bärneck nach dem Schatze. Sie durften dabei kein Wort reden. Der Pickel des einen schlug schon an die Kiste, da fragte der andere „Hast ihn?" Da versank der Schatz."

Man erinnert sich an Orpheus, der seine Gattin aus der Unterwelt holen durfte, wenn er nicht umschaue. Er konnte nicht anders. So geht die leuchtende Moral hervor: das Erkennen der menschlichen Schwachheit und Willenslosigkeit, die dem Glück entgegenstehen Meist missglückt die Erlösung in unserer Sage, nur manchmal wird die Melancholie der Tradition etwas erhellt durch den Hoffnungsblick in die Zukunft. So sagt ein Geist aus einer Paznaunersage: „Wenn von jener Lärche der Same gefallen, daraus ein Baum wurde, dieser gefällt ist, wenn man dann aus seinem Holze ein Kreuz schnitzt und dort aufstellt, bin ich erlöst." Oft heißt es, dass eine Wiege daraus gemacht werde, darin werde der Knabe liegen, der den Büßenden erlöst.

So spricht die Sage ein heiliges Wort aus unserer Vorzeit und ein ernstes vom Menschsein, von Glück, Kampf, Schuld, Sühne — und wie die Osterglocken-

rufe hereinwallen durch die gothischen Wölbungen zu zu Faust, klingt die Erlösungsmythe an unser Ohr.

Betrachten wir nun zu dieser großartigen Geisterwelt, die deutsche Volkpoesie, Moral, Glaube, Hoffnung, Furcht und Sühnedrang geschaffen haben, die gefühllosen Bühnengestalten des heutigen Spiritismus, der heute von den Gebildeten oft vertheidigt und geglaubt wird, während der alberne Bauer, der seine Geister sieht, verlacht wird.

Die Idee der Reinigung durch das Durchleben verschiedener Leben ist ein alter Volksgedanke, den schon Pythagoras zu seiner Seelenwanderungslehre erhoben hat. Er findet sich wieder in unseren Sagen, wenn auch im allgemeinen unsere Todten nicht als Menschen mit Fleisch und Blut auftreten, sie sühnen doch, sie reinigen sich. Und gar so nichtmenschlich, geistig sind sie auch nicht, denn sie haben in der knöchernen Todtenhand gewaltige Kraft, sie zerreißen Menschen. Die gleiche Reinigungstheorie verficht auch der Spiritist. Der läßt sie aber auch wieder wirkliche Menschen werden. So behauptet Allan Kardec, dass er schon das drittemal geboren sei. Dazwischen sind Uebergangsstadien, da nur die Seele fortlebt, sich des Vorhergegangenen erinnert, von Medien citiert und mit einem Körper versehen werden kann. Die Lebenskraft nimmt der Geist aus dem in ekstatischem Zustande sich befindenden Medium. Nachdem der Geist Zeit lang als solcher die Erinnerung an das einst durchgemachte Leben gehabt hat, um für seine seelische Bildung neue, bessere Grundsätze zu fassen, kehrt er wieder in die Körperlichkeit zurück, wird wieder geboren und die Erinnerung erlischt. Nur in wenigen Momenten kehrt sie auch dem neuen Körperwesen wieder.

Der Spiritismus hat manches dem Volksglauben entlehnt, glühende Hände, Fußabdrücke, Klopfmeldung, himmlische Musik.

Unsere Geister wissen, dass sie zur Sühne wieder auf der Welt sind, sie wissen, dass Gott sie zwang dazu. Nach spiritistischer Lehre kennen die Geister nach der Wiedermenschwerdung den Zwang nicht, sondern meinen, eigenem Willen zu folgen.

Hare, ein amerikanischer Geist, sagt, dass im Reich der vierten Dimension Berge, Ebenen, Flüsse seien, es wird geerntet, gegessen, getrunken, gespielt.

Was bei uns mit großer Moral und Poesie im Traumleben der Völker entstand, dictiert von der unerbittlichen Ordnung, ist bei den Modernen matt, künstlich, gezwungen. Die mächtigen Warnungen unserer Geisterwelt üben mehr Eindruck als die seelische Bildungsschule jener, die sie mit den Odschis in Afrika, den Südseeinsulanern, den niedersten Völkerschaften, die auf einen neuen Thierleib hoffen und sich auch demgemäß selbstbewusst sind, gemein.

Die drei Wesenheiten der Spiritisten: Gott, Geist, Materie bilden auch nicht viel neues, jeder Volksglaube hat sie vorgeschrieben. Das Wirkende, Moralische, Schöne des Spiritismns ist aus den Volksmeinungen genommen, die so ihren gemeinsamen Zügen ein großes Gesetz an die ewigen Tafeln der Natur schreiben, eine Weltordnung.

Von dieser geistigen Todtenverehrung kehren wir wieder zu der materiell gewordenen Erinnerung, zu den Denkmalen der Tiroler zurück. Wenig ist für den Forscher zu thun, denn kleine, nicht genug schätzenswerte Sammlungen hat uns Hörmann geliefert, der

auch im Vorwort schon die nöthigen culturellen Erläuterungen gibt.

Auch J. Müller in Bremen schenkte uns einen Aufsatz, der unter neuen Gesichtspunkten die Poesie des Todes in den Alpen ordnet.

Im Friedhof draußen an den Holz- und Metallkreuzen finden wir auf verblichenen Tafeln mit einst farbengrellen Malereien, die meist neben dem Krankenbett knieenden Männer und Frauen mit Fazzelklappen, über denen ein Heiligenbild schwebt, darstellend, die Inschriften. An den schon besprochenen Rechbrettern stehen Verse. Die Wegkreuze tragen solche Tafeln. Im Beinhäusel sind sie aufgehängt, auf den Altarsteinen liegen geschichtet die Todtenschädel, an den Wänden hängen kleine Erinnerungstafeln, den Hintergrund bildet ein jüngstes Gericht oder ein Armen-Seelenbild, auch illustrierte Todtentänze findet man.

Auf einem Regenbogen sitzt Gott der Herr. Rechts auf der Erde stehen Scharen entweder nackter, oder weißgekleideter Menschen, die zu Gericht müssen. Engel rufen mit Posaunen. Links öffnet sich der Höllenrachen, daraus heben Menschen bittend die Arme empor. Teufel stürzen heraus. Im Vordergrund sind die Todsünder mit symbolischen Attributen, ein Kapuziner mit einem Schweinsschinken ꝛc. Die Teufel reißen sie fort von den Lastern. Da und dort steigt aus dem Grabe ein Gerippe.

Solche Altarbilder in Todtenkapellen, oder auch Wegkapellen, den sogenannten Todtenrasten, finden sich viele. Wieder in anderen sind nur arme Seelen, welche in den Flammen leiden und den Wanderer um ein Vaterunser bitten.

In manchen sehen wir in getrennter Darstellung, wie der Tod den König vom Thron reißt, dem Bauern die Sichel aus der Hand nimmt; die große Gerechtigkeit des Todes blickt uns entgegen. Weitaus am häufigsten sind die Marteln, die an Unglücksstellen, in Feld und Wald, Murthal und am Felsthurm stehen. Aus einem primitiven Naturhintergrund treten Gestalten hervor, dort liegt ein Baum quer über der Brust des Bauern, ein anderesmal strecken zwei Hände und ein Kopf aus der Lawine sich empor. Ueber dem Kopf des Verunglückten ist ein Kreuzlein. Manchmal ist der Todte noch einmal abgebildet, ein Engel steht dabei und weist nach aufwärts. Oft schwebt hoch in den Lüften ein Heiligenbild.

Auch die allegorische Gestalt des Todes ist abgebildet, meist als sensentragendes Gerippe mit der Sanduhr, doch auch als Postillon, der seine Passagiere hinüberführt ins unbekannte Land, oder als Schütz mit Pfeil und Bogen, ein verlöschendes Licht findet sich auch neben der Gestalt des großen Schnitters.

Am Schönberg findet sich ein Bildstöckl, da zwei arme Seelen von Schlangen umzingelt werden. Das erinnert an den Schlangenthurm der nordischen Sage.

Noch wären die Darstellungen der Todtentänze, die ebenfalls vorkommen (Falger, Lechthal) zu erwähnen. Noch mangelndes Material zwingen mich, dieses interessante Capitel der bildkünstlerischen Todespoesie des Volkes zu übergehen ebenso wie die Maskenzüge, in denen auch die Todesgestalt auftritt.

Ueber die Grabschriften der Tiroler handelt der zweite Theil dieses Buches; deshalb führe ich hier nur noch nach Hörmann zwei Stellen an, welche den Todesgedanken im Sprichworte aufzeigen:

„Der Tod muſs einen Anfang haben.“
„Rothe Aepfel faulen inwendig.“

Die große Wahrheit bleibt, für den Tod iſt kein Kraut gewachſen.

Wir haben die mächtige Pantaſie geſehen, mit der das Volk in das verhüllte Land des Nichtmehrſeins eindringt, den Gerechtigkeitsdrang, der waltet, die Hoffnung nach Erlöſung, die verſöhnend ausklingt und die große Liebe des Volkes zu ſeinen Todten, die es begreiflich macht, daſs einer, der den unſinnigen Stadtluxus, die bezahlte Todtenverehrung, die heuchleriſche Maske der Gleichgiltigkeit, welche oft nur Zeugin des Hochmuthes iſt, kennt und verachtet, ſagen kann: „auf einem einſamen Dorfkirchhof mit morſchen Kreuzen möchte ich beten.“

Voll werdenden Verſtändniſſes war das Leben. Mit dem Tode hört das alles auf. Das Volk dichtet weiter:

Die Augen brechen —
Ein altes Märchen endigt ſo.
Wer heißt ſies deuten?

Der Tod in den Alpen.

I.

Das wissen die Menschen schon seit Tausenden von Jahren, dass er allgegenwärtig ist, dass er hinter jeder Ecke hervortreten kann und dass er immer da ist. Ihm sinken keine Lider, bewältigt vom Schlaf, denn seine Augen sind sternlos und haben keine Lider. Und doch sehen diese dunkeln Höhlen schärfer und besser als alle anderen Augen, jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch wird von ihnen betrachtet. Er kennt keinen zeitlichen Schlaf, denn er ist der ewige Schlaf. Drum wandelt er rastlos und immerwach im Weltall, von Stern zu Stern, von Jahrtausend zu Jahrtausend. Hinter seinen fleischlosen Rippen schlägt das Herz der Zeit und er ist das Gewissen der Zeit. Was die Zeit auch erfindet für das Leben, für die Lebensfreude, er macht seine Correcturen daran, so dass auch zugleich für seine Zwecke eine Maschine entsteht. Jede neue Art menschlicher Lebensbethätigung enthält eine neue Todesart. Er ist das Gewissen der Zeit, denn in den Tausenden von Jahren, seitdem die Menschen ihn kennen, fühlen gelernt, seitdem sie wissen, dass er kommen *muss*, haben sie nie aufgehört, vor dem Ueberallnahen und Allzeitbereiten zu zittern.

Nicht immer ist er groß und herrlich, nicht immer spricht er dröhnende Worte seiner Allmacht, nicht immer weht der Purpur um seine Schultern. Er ist auch listig und feig, er verkleidet sich als Mensch, um den Menschen ums Leben zu betrügen. — Dort auf der Straße stürmen zwei Radfahrer hin, die um den Vorsprung wetteifern. Auf einmal zerschellt das Rad des zweiten an einem Straßenstein. Der Fahrer liegt mit zerschmetterter Stirne am Wegrand, während der erste, der alle einholt, in rasendstem Tempo weiterfährt und nur ein höhnisches „Allheil!“ zurückruft.

Für ihn ist das, was uns das Schrecklichste ist, nur ein ewiger Fasching, er kennt alle Verkleidungen, alle Larven, und wie bei einem Maskentanze erfaßt er einen Unbekannten an den Händen und wirbelt toll dahin, bis der Partner bleich wird, zitternd wankt. und fällt.

Er ist wie ein eitler König, der überall sich eine Wohnstätte einrichtet, um den Menschen von seiner Macht Kunde zu geben. Mitten im Walde hat er sein Jagdhaus, mitten in der Stadt sein Laboratorium. Er treibt auch Chemie, wie alle andern Wissenschaften, damit er auf einmal viele Menschen mitreißt. Unter dem Meere sitzt er auf korallenem Riffthron und zieht das Kauffahrteischiff zugrunde, auf den Wolken feuerwerkt er mit tödtlichen Blitzen, seine großartigsten Prunkpaläste aber sind die Berge.

In den Bergen stehen seine Königschlösser mit Thürmen, Pforten und Zinnen, mit Burgverließen und ragenden Altanen, umgeben von wildreichen Forsten, mit Gärten voll Edelweiß, Speik und Rauten, mit Gärten, in denen Wasserwerke tosen und ganze Felsen brennen.

Nahe dem Himmel pflegt er zu wohnen, denn er stammt ja vom Himmel, er ist ein Ewiger. Je höher man empor steigt, desto sichtbarer, fühlbarer wird seine Macht, desto großartiger baut sich seine Residenz auf. Da und dort duldet er noch einen kleinen, blassen, zitternden Stern als Zeichen des Lebens auf einem Felsenzacken, ein Edelweiß. Da und dort späht aus den Lüften noch ein Geier nach dem Aas nieder. In einer Nische klebt noch ein Stück Moos — ein verirrter Falter taumelt erfrierend zwischen die Steintrümmer des Kars. Riesenhafte Ammoniten, Grabschriften einer untergegangenen Welt, verkünden von den Felsentafeln, dass auch hier einmal das Leben war, wo jetzt die ewigen Bezirke des Todes sind, die zu überschreiten verboten ist. Wie oft sahen diese starren Felsen, die Wächter der Einsamkeit, die blutige Sühne für die Grenzüberschreitung.

Hier herrscht nur mehr der Tod. Keine Blume, kein Ton, kein Lebewesen. — Nur Gestein aufeinandergethürmt! Und auch dieses trotzige Urgefels ließ der Tod seine Macht fühlen, er riss es mit seinen starken Händen auseinander, er schleuderte es zerschmetternd in die Tiefe, um ihm zu zeigen, dass es nicht ewig sei, wie er.

Und noch höher droben ist das Eis. In wilden Formen zerschründet es sich in den Zungen und öffnet tausend Gräber, blitzend wölbt es sich empor, trügerisch überbrückt es Abgründe.

Eine funkelnde Eiswächte über dem Gletschergipfel ist sein Thron. Da sitzt er droben und blickt hasserfüllt mit seinen sternlosen Augen zu seiner größten, ewigen Feindin empor, zur Sonne. Mit ihr kämpfte er den unendlichen Kampf, lange schon vor die

Menschen waren. O, er träumt von einer Zeit seiner größten Siege, als diese Eiswüsten über die fruchtbaren Thäler zogen, wo jetzt die Menschen wohnen, die er haßt, weil sie in seine Paläste treten. Diese Sonne! Da drunten hat sie wieder Menschen in stiller Hütte glücklich gemacht.

Aber er wird in ihr Glück hineintreten und wird die Flammen ihres Heerdes löschen mit kalter Hand und die Mauern ihres Heims einrennen und das ganze Glück erdrücken.

Er reißt wild an seinem Throne, an der Schneewächte, bis sie sich loslöst und mit ihm als Lawine krachend ins Thal tost — — mitten ins Glück.

— — — — — — — — — — —

Auf Schritt und Tritt begegnet man in den Alpen dem Tode. So mancher Waldbaum, manche Felsenwand trägt sein Wahrzeichen. Mit schlichten, oft ungeschickten, oft poesievollen, immer aber herzentstammten Worten wird das Memento verkündigt. Die Weltanschauungen der Ueberlebenden sind in ihnen zu erkennen, und oft verdeckt die christliche Form nur mangelhaft den ironischen Pessimismus. Der Glanz der Thräne im Auge schimmert oft eben heller als der der christlichen Jenseitshoffnung. So finden sich im Friedhofe zu Niederau folgende Inschriften:

Gott gefüll dieße junge Rose
und er pflückte es für Sich,
nun blüt sie in seinem Schoße
und sie blüth ewiglich.

Auf einem anderen Grabe:

In der Blühte meiner Jahre
Rief mich Gott zur Todenbahre,

Darum Gott pflückt sogern von allen
Blummen, die ihm gefallen,
Ewig jetzt im Himmelsglanze
Prange ich im Jungfrauenkranze.

Nicht alle Inschriften fragen nach dem „Warum" des Todes und suchen wie diese in der Blumenfreude eine sehr menschliche, psychologische Erklärung des „unerforschlichen Rathschlusses." Sehr viele begnügen sich mit dem Hinweis auf das unerbittliche Muss des Sterbens und variieren das Thema: „Heute mir, morgen Dir!" in verschiedener Art, zumeist mit einem Rathschlag, jeden Augenblick vorbereitet zu sein.

So ein Marterl bei St. Jakob am Arlberg:

O Mensch, trau nicht der Zeit,
Du kannst vielleicht noch sterben heut.
Der Tod ist uns gewiss,
Kein Mensch kann ihn verhindern,
Gott straft den Apfelbiss
An allen seinen Kindern.

Hiebei müssen auch die Classiker herhalten. Auf der Alpe Kühthai (2009 m) feiert Schiller seine Auferstehung auf einem Marterl mit dem barmherzigen Brüder-Gesang: „Rasch tritt der Tod den Menschen an", während am Friedhofe zu Stanzach im Lechthale Verse von Klopstock zu finden sind.

Natürlich sind die Rückblicke auf das Leben des Todten ein häufiger Inhalt der Todespoesie, ist ja doch die Erinnerung das Einzige, was uns verblieb. Dabei kommt die sociale Stellung in Betracht. Große, ernste Naturen aber schauen dem Tode ins Antlitz und greifen zur Feder ohne zu zittern, indem sie sich selbst ihre Grabschrift dichten. So ein Weib in der Wildschönau:

Wir haben hart gearbeitet auf dieser Welt,
Deswegen hat uns Gott hergestellt,
Wir haben arm gelebt, schlechte Kleider tracht,
Aber der Gemeinde keine Schande gemacht.
O wie oft haben wir auf unsere Mutter gedacht,
Dass sie für uns so viel geweint und gebetet hat.
Aber der liebe Gott hat sie erhört,
Deswegen heißt es auch, das Gebet ist ein Doppel-
schlüssl,
Schließet in die Herzen des Menschen ein
Und schließt den Himmel auf.
Aufgeschaut ihr christliche Seelen zu Gott den Herrn,
Es handelt sich nicht nur um das Geld,
Sondern um ein glückliches Hinscheiden
In die andre Welt.

Wohl von priesterlicher Hand stammen folgende Rückblicke:

Nur Gottes Ehre war ihr Ziel und Ende,
Der Lieben Glück ihr einzig Ideal,
Ihr Glaube fest, wie rings die Felsenwände,
Ihr Beispiel mehrte stets der Frommen Zahl.
(St. Johann i. T.)

Ebenso:

Du schaust nun, was wir glauben,
Du hast nun, was uns fehlt,
Dir kann der Feind nichts rauben,
Der uns versucht und quält.
(St. Johann.)

In eben demselben Friedhofe findet sich ein Spruch, welcher durch seinen großen Schluss uns mächtig ergreift und in die heiligste Art der Poesie gehört:

Wer ist es, der die Himmel lenket
Und Freud und Leiden niedersenket,

Wer ists, der unser Schicksal führet,
Der Nationen Herz regieret?
Wir haben Willen, Gott hat Rat,
Der Mensch die Absicht, Gott die That.

So etwas kann nur ein echter Dichter geschrieben haben, und es würde mich nicht verwundern, wenn diese Verse sich in irgend einem Werke eines Romantikers fänden.

Sicher von bäuerlicher Hand stammen folgende Zeilen:

Meine Jahre sind zu Ende,
Ich muß in das kühle Grab,
Richten werden Gottes Hände,
Was ich mir verdienet hab.
Meine Kinder denkt daran,
Was ich für euch gethan.
Und jetzt kommt die Frage,
Wie ich euch erzogen habe.
Vor dem Angesichte Gottes,
Da muſs ich jetzt stehn!
Jetzt werd ich gerichtet
Fürs ewige Leben:
Erziehe Deine Kinder gut
Fürs ewige Leben,
Den Lohn wird Dir Gott
Der Allmächtige geben.

(St. Johann.)

Der Tod als Befreiung von der körperlichen Fessel, eine Verkleidung dieses orientalischen Askesegedankens in bäuerlichem Gewande, ist an einem andern Grabkreuze desselben Friedhofes zu finden:

Ruhet hier in sanftem Frieden,
Selig war nur euer Lebenslauf,

Wachet jenseits fröhlich auf!
Alles, was ihr hier gelitten,
Ist jetzt wie im Traum vorbei,
Geduldig habt ihr ausgelitten,
Seid nun des Körpers Zinse frei.

Ein dankbarer Ehegatte widmet ebendort seiner Gattin die Worte:

Ein verständiges, stilles Weib, eine wohlerzogene Seele ist mit nichts zu vertauschen.

So hat auch der Tod seinen Humor. Und trotz seiner Allmacht kommen ihm kleine, harmlose Teufelchen leicht bei. Zum Beispiel der böse Druckfehlerteufel.

Ruhe, Frühvollendeter, in Frieden,
Ruhe sanft in Jesu, unsern Herrn.
Früh bist Du aus der Welt geschieden
Und bist nun allen Scherzen fern.

Mit kecken Strichen malt ein Dichter zu Pettneu im Friedhof furchtlos den Tod:

Er führte kunstgerecht den Pflug,
Besäte so die Erde
Und lenkte sicher, scharf und klug
Mit Meisterhand die Pferde.
Und als entschwand die alte Kraft,
Das scharfe Auge trüber,
Kutschierte noch mit Meisterschaft
Der müde Mann hinüber. [1])

Im Flierscher Kirchhof bringt missverstandener Satzbau Eigenthümlichkeiten hervor. So beim Grabe zweier Eheleute:

Hier ruhen . . . . . sie empfiengen die hl. Sterbsacramente und 2 unschuldige Kinder.

---

[1]) Auch in Hörmanns Marterln enthalten.

Aber nicht bloß am Friedhofe, sondern auch im Gasthause zu Fliersch tritt uns der Tod entgegen. Dort, beingeschnitzt, von einem schwarzen Mantel umwallt, ist er als Halbrelief in einen Uhrkasten eingelassen. Er spricht:

Heute mier, morgen Dir,
Alle müssen sterben (wir),
Dies hat in ein bar kurzen Stunden
Jeder an sich wahr gefunden.

Ein Gebrauch, der ungemein viel einfachster Poesie in sich schließt, findet in Fliersch bei Kindergräbern statt. Ein kleines, einfaches Kreuz trägt die Inschrift:

Hier liegt eine Unschuld mit Namen . . . . .

Keine Frage nach dem Leben, keine nach dem Jenseits, denn man weiß, dass die Seele mit den silberflügeligen Engeln umschwebt, keine nach dem Warum des Sterbens, denn es ist augenscheinlich Gottes Güte, welche dem Kinde die Leiden der Welt ersparte.

Anders ist es bei den Unglücklichen, welche selbst das Thor des Todes öffneten; vergessen liegen sie oft an der Kirchhofmauer, wenn der Priester die Thüre nicht öffnete, oder in einem Kirchhofwinkel, und selten gemahnt ein Wort daran, dass sie waren.

Eingedenk des Spruches: „Richtet nicht, dass ihr nicht gerichtet werdet“, aber hat ein Dichter auf ein Selbstmördergrab zu St. Johann geschrieben:

O Menschenherz, so tief und dunkel,
Unergründlich wie das Meer,
Schön ist der Fläche Sternenfunkel,
Die Tiefen kennt allein der Herr.
Er sieht den Geist umnachtet ringen,
Gerecht ist Gott und sein Gericht,
Versuch, o Mensch, nicht einzudringen,
Du kennst die dunkeln Mächte nicht.

Nun ist es aber genug. Mir ist es, als ob de kahle Schädel mit den sternlosen Augen sich übe meine Schulter neige und auf das Blatt starre, an dem ich von ihm schreibe. Es ist ein kaltes Wehe um mich, drüben die Uhr tickt so hart, so langsa und müde. Vor den Fenstern verloht ein brennende Abend. Am Himmel weht der Purpur des Tode Er muss hinter mir stehen, der Gewaltige . . . Horch! Kommt das von der Straße herauf — oder . . . . am Ende singt er's selber als eine höhnisch Prophezeiung. —

Es ist ein Gassenhauer: Auch Du, auch Du wir schlafen gehn. . . .

Ich aber lege meine Feder weg und gehe z Menschen, zu Menschen mit Augen, aus denen da Leben blitzt.

II.

Wir saßen bei vollen Bechern. An den Wände hiengen Eispickel, Rucksäcke, Bergstöcke, Berghüt Feldflaschen, Schneereifen, Steigeisen und Gletscherseil als Decoration, und die kühnsten und schönsten Gipfe unserer Alpen schauten in Aquarellgemälden auf un nieder. Im Grunde des Saales prangte ein Wappe umwallt von schwarz-roth-goldener Flaggenzier. Deutsch Kampfgesänge und Berglieder zogen zu den Klänge des Claviers durch den Saal. Das flinke Moidel in der Unterländertracht füllte Kannen und Becher.

Ludwig, Otto, Hermann und ich saßen nebeneinande und sprachen von einem unerstiegenen Hochgipfel de Gletscherwelt, den auch ich mir schon einmal zu er steigen vorgenommen hatte. Am nächsten Tage wollte die drei sich auf den Weg machen, auch ich sollte mit

gehn, doch mich hielt die Pflicht noch einige Tage in der Stadt. Drum fast mit Neid hörte ich die Pläne der drei Freunde an, denn ich kannte die gewaltigen Zauber dieses Hochthales.

Und ich wäre so gern wieder einmal fort aus Politik, Kulturkampf, Literatur und Alltagsleben in die freie Hochwelt.

Bin dem Lärm der Stadt entflohen
Auf die Firne stolz und klar,
Wo der Morgensonne Lohen
Noch einmal so wunderbar,
Wo der Felsen, Schöpfung zeugend,
In Vergangenheit versenkt,
Und der Himmel, niederbeugend,
Alles Licht ins Herz mir lenkt.

Hei, der Pickel schlägt die Stufen!
Hoch ob allem Angstrevier
Kann ich tiefbeseligt rufen:
Nichts als Licht ist über mir!
Eine tiefe, fromme Weise
Harft mir durch die Seele lind,
Und das Herz pocht leise, leise,
Wie das Herz von einem Kind.

Aber — da klang es ja durch den Saal: „Es wär' zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein." — Ich mußte in der Stadt bleiben und wünschte den andern, während die Gläser aneinanderklangen, gute Bergfahrt.

Nach einigen Tagen war auch ich in den Thälern. Bald giengs durch Wiesen, bald durch Wälder, bald wurde in einem Dorfe ein Rasttag gehalten, an welchem dann die Feder Arbeit genug hatte, bald giengs steile Anhänge empor zu firnumgürteten Hoch-

gipfeln, zu sich dehnenden, lebensbaren Karen, zu den Friedhöfen der Natur — und bald stand ich wieder in den kleinen Bauern-Friedhöfen und las die Poesie des Todes von den Kreuzen. — Vater, Mutter und Kind. Das ist das Heiligste der ganzen Erde. Die sprechen wohl die schönste Sprache der Liebe, die reinste, welche über das Grab hinausklingt.

Kein Kind es je vergelten kann,
Was seine Eltern ihm gethan,
Und wer sie ehret bis zum Grab,
Der zahlt nur alte Schulden ab.

(Ladis).

Morgens roth, abends Tod.
Doch der beste Trost allein:
Es kann ja gar nicht sein,
Dass die heiligen Schutzengelein
Ohne Gottes Wille
Eine Rose pflücken,
Darum Aeltern freuet Euch
Aufs Wiedersehen im Himmelreich.

Also spricht das todte Kind zu den Eltern.

(Fiss).

Und auch der todte Vater redet:

Geliebte Kinder, höret mich,
Was ich vom Grab als Vater sprich:
Trocknet eure Thränen ab,
Ich fühle Ruh im stillen Grab,
Ihr aber lebet fromm und fürchtet Gott
Und haltet fleißig sein Gebot,
So pflanzet ihr nach Kindespflicht
Auf meinem Grab Vergissmeinnicht.

(Serfaus).

Einen rührenden Ausdruck findet die Mutterliebe in folgendem Spruche:

Welch' schwere Leiden litt sie nicht
Auf ihrem Sterbebett,
Doch litt sie nach Christuspflicht[1])
Geblassen[2]) im Gebeth
Drum, bester Gatte, traure nicht,
Drum weinet nicht, ihr Kinder,
Sie lebt vor Gottes Angesicht
Und liebt euch dort nicht minder. (Fiss).

Die Liebe dauert weiter, sie kann in der Ewigkeit nicht sterben, denn ohne sie zerfiele ja der Himmel. Der Mensch ist für mehr bestimmt, als hier auf dieser Erde ein paarmal sich im Kreis zu drehen und dann schwindelnd hinzufallen auf den grünen Rasen. Mit einem großartigen Schlusse spricht folgende Inschrift vom Ewigkeitsberufe der Menschen:

Du bist zur Ewigkeit geboren,
Zu etwas höchern bist bestimmd,
Das Leben geht nicht ganz verlohren,
Wenn gleich das Grab den Leichnam nimmt.
Du bist zu groß für diese Zeit,
Drum bete für die Ewigkeit. (Ladis).

Mit einer kurzen Pointe weist eine Grabschrift in demselben Friedhofe auf die Kürze des Lebens und die Länge der Ewigkeit hin:

O Wanderer, stehe still
Hör', was ich dir sagen will:
Auch wir pilgerten vor kurzer Zeit,
Jetzt sind wir in der Ewigkeit.
O kostbare Zeit,
Weil Gott sie einmal nur geit.[3])

---

[1]) Christenpflicht. [2]) gelassen. [3]) gibt.

Im Gottesacker des Nachbardorfes schließt ein Vers, den ich wegen seiner sonstigen Belanglosigkeit nicht citiere, mit den Worten:

Wer Gott getreu bleibt bis ans Grab,
Dem wischt Gott seine Thränen ab. (Fiss).

Die reine Jungfrau genießt die Verehrung bis über das Grab hinaus. Wie oft findet sich der Bibelspruch „Selig ist ein keusches Geschlecht" auf Holz, Eisen und Stein!

Ein ganzes Lied aber schmückt das Grab einer tugendsamen Maid in Ladis. Es lautet:

Wie lebt denn eine Jungfrau weise
Und eine aus der Klugen Zahl?
Sie folgt dem Lamme auf der Reise
Durch dieser Erde Thränenthal.
Wie stirbt denn eine Jungfrau weise
Und eine aus der Klugen Zahl?
Es führt der Tod sie sanft und leise
Zu jenes Lammes Hochzeitmahl.
So lebte sie im stillen Kreise,
So schied sie von den Lieben all,
Drum war sie eine Jungfrau weise
Und eine aus der Klugen Zahl.

Aber wir haben schon das vorigemal gesehen, dass der Tod auch Humor haben kann, er kann eben alles. So kann er sich, er, der große Robler, ebensowenig wie ein schlagringbewaffneter Bauernbursch, wenn er das Wort „Jungfrau" hört, eines ungläubigen Lächelns erwehren, besonders wenn er eine Grabschrift liest:

Hier ruht die wohlgeachtete Jungfrau . . . . . . , welche geboren am . . . . . . und nach mehrjähriger Dienstzeit am . . . . . . selig im Herrn verschieden ist. (Ladis).

Es geht halt gar so hart, das Frommsein, drum ist eine Jungfrau mit mehrjähriger Dienstzeit schon eine Rarität.

Von der Schwierigkeit des Frommseins erzählt auch ein anderer Spruch im Friedhofe zu Fiss:

Willst du Krist, einst selig sterben,
Such' Gottes Huld dir zu erwerben,
Bleibe fromm und kost es, was es will,
Dies führt dich zu deinem Ziel.

Also bleiben wir fromm, koste es, was es wolle. — Aber der Tod liebt es nicht, dass man über ihn lache. Er empfindet es als Majestätsbeleidigung. Drum trat er mir im Malfonthale an einem Steine, bevor ich auf den Riffler (3160 m) stieg, wieder entgegen:

Wanderer, steh still allhier
Auf diesem Trauerort,
Ein Vaterunser bete mir,
Erst dann magst wieder fort.
Auch du besitzest keinen Brief,
Wenn deine Zeit ist aus,
Vielleicht kommst du noch heut zu mir
Hinein ins Totenhaus. [1])

Und dann stieg ich empor durch die Alpenrosenraine. Immer mehr sank das Leben in die Tiefe, je höher ich stieg, immer riesiger wurden die todten Felsen. Da und dort klebt noch ein Moos, ein Stämmlein Gemskröss — das ist alles. Nun nur mehr eine übertrümmerte Schutthalde mit Randfelsen und ein Stück Himmel, — aber als Trost das ewige Licht: Die Sonne.

Jetzt blitzt es auf. Ich stehe auf dem ewigen Eise. Es ist gefahrlos. Einige Schritte noch und ich bin am Gipfel.

---

[1]) Kürzer bringt dasselbe Hörmann aus dem Hallthale.

Ringsum breiten sich die Berge. Wie Leichentücher liegen die Gletscher. Dort drüben im Süden stehen wohl auf einem Gipfel meine Freunde! Ob sie auch an den Tod denken? — Oder? — Heute kann ich ihn nicht hinabschleudern, diesen bleichen Wicht neben mir in eine schwarze Felsenschlucht, dass seine Gebeine krachend zerfallen. Heute geht er mir nicht von der Seite und grinst mir immer frech ins Gesicht. — Drum kann ich mich nicht freuen an dem, was Wille und Kraft errang, drum fühle ich nicht das Wogen der Freiheit um mich, — — drum kann ich heute nicht zur Sonne jubeln. —

Ob meine Freunde in jenen Eisfeldern zur Sonne jubeln können?

Mir kommen die Spitzen auf einmal vor wie riesige Grabdenkmäler und die ganze Bergwelt wie ein großer Friedhof der Natur. —

Als ich abends ins Dorf Pettneu zurückgekehrt war, lag ein schwarzgeränderter Brief auf meinem Tische. Otto war abgestürzt. Er war todt. Ich zitterte und stammelte ein Abschiedswort.

Und ich? Wenn ich mit ihm gegegangen wäre? Ob ich noch lebte? Niemand kann mir diese Frage beantworten, als er selbst — der Tod.

Der aber redet nicht, der wandelt leise.

III.

An einem Hause zu Kiefersfelden in Bayern ist ein Mann gemalt, welcher unter der Last zweier auf der Schulter getragener Eisenstangenbündel gebückt einherschreitet. Darunter steht der Hausspruch:

Wär' eine Lüge halb so schwer,
Wie meine Bündel Eisen,

So würde mancher Mensch nicht mehr
Das Maul so weit aufreißen.

Lüge. Ja, was ist denn eigentlich nicht Lüge? Vielleicht ist sogar der alles beherrschende Tod nur eine Lüge, während uns doch vielmehr das dem Verwesen verfallende Leben eine Lüge scheint? „Es gibt keine Lüge, es gibt keine Wahrheit" — ist das die Wahrheit? Ist das der Inhalt des verschleierter Bildes von Sais, dessen Anblick kein Mensch verträgt? Alles ist eins, Leben und Tod, Wahrheit und Lüge, wir sonnengeblendeten Menschen ersehen nur die Verbindungen nicht.

Die Liebe und das Gebet
Verbinden die Bewohner
Dieser und jener Welt.

So heißt es an einem Grabkreuze des reizenden Bergfriedhofes zu Kaltenbrunn im felsüberzackten, firnüberleuchteten Kaunserthale. Die Hunderte von Ex voto-Tafeln in der Wallfahrtskirche bezeugen, wie nahe hier der Tod den Menschen ist, wie er hinter Bäumen, Felsen, auf den Gletschern lauert.

Im selben Friedhofe steht an anderer Stelle:

O Gott,
Du rufst, ich folge gern
Der Stimme meines Herrn.
Schau aber auch die sieben Weisen [1]) an,
Ob ich sie schon verlassen kann.
Du übernimmst mit meiner Seele
Zugleich die Mutterstelle.
Drum Gatte, Kinder, weinet nicht,
Gott selbst erfüllt die Pflicht.

---

[2]) Durch die Zahl 7 und den orthographischen Fehler (Waisen) entsteht ein seltsames Missverständnis.

Eine halbe Stunde weiter im Thale, bei Nufels erglänzt ein prächtiger Blick auf die lichtumloderten Oetzthalergletscher, auf die gewaltige Firnkuppe der Weißseespitze. Noch weiter wandernd kommen wir an einem vierfach übereinander geschichteten Wasserfalle vorbei. Das Thal weitet sich wieder etwas und wir sind in Feuchten.

Ein kleiner Friedhof schlingt sich um eine kleine Kirche.

Wer sich das Kleinod des Glaubens erhält,
Der bildet sich selber die bessere Welt.

Eine andere Grabschrift zeigt wieder mit schlichten, poetischen Worten die große Verehrung, welche einer reinen Jungfrau übers Grab hinaus zutheil wird.

Ruhe hier in kalter Grabeshöhle,
Theure Jungfrau, ruhe sanft und leicht,
Wie der Engel rein war deine Seele,
Der die Palme dir vergeltend reicht. —

Mir aber legt bald ein anderer Engel einen Mohnkranz ums Haupt. Der Engel des Schlafes.

Am nächsten Morgen stehe ich auf der sonnenumfunkelten Kaarlespitze (2924 m) mitten in den Wundern der Hochwelt. Nebenan, vom finsterdrohenden Alten Mann (2979 m) erzählt man, dass vor Jahren ein Jäger, der nicht mehr zurückgekonnt habe, am Gipfel verhungert sei. Mich aber hat der Gewaltige, als ich ihm als Ersteigeiger den Ruhm seiner Unbezwinglichkeit raubte, doch wieder zurückgelassen zu den Menschen.

Zu den Menschen will ich auch jetzt wieder. Den Stolz des Einsamen habe ich nun wieder gefühlt. — Noch ein paar Büschel Alpenblumen auf den grünverschossenen Berghut, denn:

Hab' auf eigne Kraft vertraut,
Bin ein keckes Blut;
Edelweiß und Edelraut
Trag' ich auf dem Hut.

Da fällt mir gerade ein Vers eines Volks-
ichters ein. Dieser wurde nach dem Landes-
esetze zum Edelweißschutz in Haft gesetzt. An der
Wand seiner Zelle fand man von seiner Hand die Verse:

Viele Blumen blühen im Revier,
Alle sind der Hochwelt Zier,
Brunelle, Speik und Enzian
Sind alle schön zu schauen an;
Doch keine liebe ich so heiß
Wie mein herzigs Edelweiß.

Und doch!

Dieser blanke Stern ist eine Todtenblume:

Warum blickt denn das Edelweiß
So todesbleich ins tiefe Thal? . . .
Manch kecker Bursche steiget froh
Zu ihm empor im Morgenstrahl . . . .

Und drunten liegt er im Geklüft,
Blutüberströmt und todesfahl . . .
Drum blicket auch das Edelweiß
So todesbleich ins tiefe Thal . . . .

So erzählt man sich in Prutz.

Im Dorfe Fendels finden sich am Friedhofe fol-
nde Verse, welche die sociale Gerechtigkeit des Todes
um Inhalte haben.

Der Jüngling wie der Greis,
Alles wird zur Leiche,
Alle legt man in das Grab,
Arme wie die Reiche.

Auch in einem Todtenliede aus Fendels fand ich dieses Motiv in poetischer Form ausgestaltet.

O Menschen, schaudert nicht zurück,
Einen Friedhof anzusehn,
Gönnt der Zukunft euern Blick,
Einst müßt ihr alle gehn!
Der Todtengräber selbst, ihr Brüder,
Ist hingegen auch nicht frei,
Staub und Asch' sind Menschenbilder:
Wir sind alle einerlei.
Kinder sammeln sich zu Greisen,
Treu und Unschuld geht zur Ruh',
Thoren liegen bei den Weisen,
Meine Hand deckt alles zu.

Wohl am kürzesten und treffendsten bringt jedoch die Kirchhofthor-Inschrift zu Jerzens im Pitzthal die feste Volkshoffnung auf eine ausgleichende Gerechtigkeit in folgenden einfachen Worten zum Ausdruck:

Scepter, Kron und Bauernkappen
Thut der Tod zusammenpappen.

Doch kehren wir nach Fendels zurück, wo an der Kirchenwand eine Tafel hängt mit der Inschrift:

Die zwei Brüder sind gestorben
Weit im fremden Land,
Jakobus starb in Ungarn,
Joseph im Schwabenland.

Ein steiler Weg führt uns nach Ried. Die Sonne ist im Verlohen. Der Tag stirbt. Die frommen Leute beten bald ihr Nachtgebet. Ich will aber doch auch wenigstens einige gute Gedanken haben, drum suche ich die Gräber auf:

Was weinet ihr am Grabe hier,
Dünn ist die Wand zwischen Euch und mir;

Bald wohl tönt auch euch das Amen,
Dann kommen wir in Gott zusammen.

Etwas schwer verständlich ist das Folgende:

Nach des Glaubens festem Grund
That sich Gottes Wille kund;
Die Hoffnung weiset himmelwärts,
Wohin sich richtet stets ihr Herz;
Jetzt bleibt noch der Liebe Pflicht
Und diese heißt Vergißmeinnicht.

Ich verstehe die Verse so: Eine Frau ist gestorben. Wir Ueberlebenden müssen glauben, daß es Gottes Wille war, sie abzuberufen; wir müssen hoffen, daß die Todte in den Himmel gekommen sei, denn dahin war stets ihr Trachten gerichtet gewesen, wir müssen die Todte aber auch übers Grab hinaus lieben und das durch ein treues Gedenken beweisen.

Ebenfalls religiösen Inhalts ist das Folgende:

So werd ich denn zum frühen Raube
In meiner Blüte dir, o Tod!
Doch nein, durch dich führt mich der Glaube
Nur hin zu dem ersehnten Gott,
Du raubst mir nichts, du gibst mir viel,
Ich suchte ja nur Gott, mein letztes Ziel. —

Nun ist fern am Horizont die Sonne gesunken. Da fällt ein altes Dichterwort mir ein:

Ich möchte hingehn wie das Abendroth
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluten —
O leichter, sanfter, ungefühlter Tod —
Mich in den Schoß des Ewigen verbluten.

IV.

Es war in meinem lieben Kufstein. Ich blätterte in meinen Sammlungen, welche dringend der Ordnung bedurften, denn Tod und Leben lagen da so unvermittelt nebeneinander, fast wie im Leben selbst. Da ein Grabkreuzvers, dort ein Schnaderhüpfel, da eine seltsame Fürweilung eines alten bäuerlichen Hellsehers, dort ein Abzählreim, bei dessen unverständlichen Worten sich Kinder auf der grünen Wiese, sonnenumstrahlt, mit den kleinen dicken Fingerlein gegenseitig an die Brust tupfen, bis der Endreim klingt. Da lag ja auch so eines.

Ein Ringelreihen; die Mädchen im Kreise singen:

> Blauer, bl uer Fingerhut
> Steht den Mädchen gar so gut,
> Mädchen soll tanzen
> Mit dem vielgrünen Kranze.
> Schäflein, Schäflein knie Dich,
> Knie Dich zu Füßen,
> Welches Du am liebsten hast,
> Dieses sollst Du küssen.

Die Mädchen knien, das Mädchen in der Mitte aber sirgt:

> Grigg, gragg, grünes Gras
> Frisst der Has,
> Frisst zu meinen Füßen,
> Welches ich am liebsten hab,
> Dieses werd ich küssen.

Und dann — ein Kuss zweier Kinder. Wer denkt nicht zurück an die Zeiten, als er auf der Wiese saß, rings zwischen den goldenen Sonnen des Löwenzahns, und Ringe und Ketten flocht aus dessen biegsamen

Stengeln, oder ungeachtet der bittern Milch derselben hohe oder tiefe Töne aus ihnen hervorbrachte.

Oder wenn es gar ein Fangspiel gab und sogar die biblische Schöpfungsgeschichte herhalten musste, um zu bestimmen, wer der Fänger sei! Heidi, wie die Locken wehten im Sonnenglast! Dann klang wohl ein Verslein etwa so:

Adam ist in Garten gangen,
Wie viel Vögel hat er gfangen?
Eins, zwei, drei! Du bist frei!
Vier, fünf, sechs! Du gehst weck!
Sieb'n, acht, neun! Du musst es sein!

Kinderlachen, Frühling, Sonnenschein. — —

Dieser Endreim „Du musst es sein" klingt aber jedem einmal unerbittlich in die Ohren, wenn der Tod ihn spricht.

Nun aber kommt ein anderes Blatt, das diesen Endreim trägt:

Ach was Greuel, großer Schrecken,
Jammer, Elend, große Noth!
Kann es euer Geist entdecken?
Es bezeugt's der wahre Gott.
Ach, wie wird der Vater weinen,
Wenn er muss mit Augen sehn,
Seine liebsten Söhne sehn
Auf der linken Seite stehn!
Ach wie wird der Sünder schwitzen,
Sieht er Christus droben sitzen,
Der mit harter Stimme spricht:
„Vermaledeiter, ich kenn' Dich nicht!"

Ein altes Bauernweib, welches heute auch schon die Friedhofserde über sich hat, hatte mir dies Lied mitgetheilt. Freilich reichte ihr Gedächtnis nicht mehr

aus. Deshalb muss der dritte Vers durch einen andern ersetzt werden, der ungefähr den Sinn hätte: „Wenn es auch euer, der Lebenden, Auge nicht entdecken kann, so bezeugts ja der wahre Gott.“ Auch das „sehn“ muss das erstemal durch einen Reim auf „einen“ vertreten werden.

Diese Schilderung des jüngsten Gerichtes führt mich wieder in die tiefe Kindheit zurück. Als Knabe bin ich einmal — ich weiß nicht mehr wo — in eine Todtenkapelle gekommen, in welcher besonders die in mittelalterlicher Gräslichkeit gehaltenen Darstellungen des dies irae sich meiner Kinderphantasie deutlich genug einprägten.

Ich will versuchen, das Bild einer solchen Todtenkapelle zu geben, jedoch muss man mir verzeihen, wenn ich einzelnes aus andern Kapellen zusammentrage, um alles zusammenzufassen.

Im Walde. Hinter den Tannen starren Steilfelsen empor, welche schwarzes Forchicht krönt; an dieser Felswarte zeugt manches Martel davon, wie der Tod Bergführer gemacht hat. Im Grunde des Waldes aber liegt ein stiller See, an dessen Ufer das Knabenkraut aus zarten, filigranartigen Blüten seinen schweren Duft verströmen läßt und, zwischen wilden Farren versteckt, das hochstengelige Alpenveilchen erblüht, der braune Akeley steht da und Trauermäntel fliegen durch die glänzende Stille.

Eine Kapelle, welche den Armen-Seelen geweiht ist, kauert am Seeufer. Im Innern füllt ein mit bäuerlicher Kunst ausgeführtes Gemälde den Grund. Es stellt das jüngste Gericht dar. Hoch oben ists hell und gelb und hinter lichten Wolken sehen vergnügte Heiligengesichter heraus: Päpste, Kaiser, Könige, Jung-

frauen, Pfarrer, Bischöfe. Auf den Wolken sitzen feierliche Kirchenväter, Patriarchen, Apostel, Evangelisten mit ihren Thieren.

Darunter ballen sich finstere Wolken, aus denen hastige, wilde Engelsgestalten auftauchen, die mit Pausbacken in die Posaunen stoßen. Andere Engel ziehen nackte Seelen in die Höhe. Durch die Wolken aber schwingt sich ein rothgelbgrünes Band, der Regenbogen, auf welchem der Richter sitzt.

In der Tiefe sieht man einen Friedhof liegen, aus dessen Gräbern theils schauerliche Skelette, theils fleischbehaftete Leiber, mit oder ohne Leintücher, steigen. Das ist links im Grunde. Vor dem Friedhofsthore stehen die Seelen zur Musterung, welche von schneeweißen Engeln mit Ringellocken einerseits, und maikäferbraunen Teufeln mit Kuhschwänzen andererseits, besorgt wird. Die guten Verstorbenen tragen Schamtücher, die bösen keine. Rechts im Grunde aber schlagen Flammen hervor, ein fürchterliches Unthier öffnet seinen Rachen, der die Hölle enthält. In ihren Lohen wird die Unzucht mit glühenden Zangen gezwickt, der Geiz in einem Topf voll glühenden Goldes verbrannt und der Völlerei wird flüssiges Blei in den offenen Bauch geschüttet. Dem hochmüthigen Könige brennt sich eine Krone in die Stirn, dass Blut und Hirn wie Schweißtropfen herausquellen.

Davor liegen Todtenköpfe mit Inschriften und modriges Gebein. An den Wänden lehnen verrostete Friedhofkreuze und faulende Rechbretter, hängen Votivtafeln, Marterln und Todtentanzstücke. Der Tod als Postillon führt einen Wagen voll singender, lachender, blumengeschmückter Menschen auf einen Abgrund zu... Der Tod ist zum König gekommen und setzt sich die

Krone auf den grinsenden Schädel. Ein anderes Bild zeigt ihn, wie er vor dem päpstlichen Stuhle steht und sein unfehlbares Dogma ausspricht: „Du musst sterben", wieder ein anderes, wie er einem Advocaten den letzten Process abgewinnt und ein weiteres, wie er auf einen Holzfäller eine weiße Lawine losläßt.

Wenig Sonne dringt von außen herein. Am Boden und in den Ecken verfallen einige Kränze und verwittern gesteifte Gazeschleifen. Und von den Tuffsteinen fallen leise Tropfen stetig und sicher, wie das Verrieseln einer Todtenuhr, in den Runsen kriecht grüner Moder.

Nur von Zeit zu Zeit verirren sich ein paar Waldlaute in den Nischen der Kapelle, sonst getrauen die Vogelstimmen, die draußen von den Zweigen sinken, sich nicht herein zu den Schauern des Todes.

Auf dem Rechbrett steht ein Schnitter,
der die Sense blinken läßt,
In dem dumpfverstaubten Leuchter
morscht ein Kerzenüberrest.
Auf der Mensa durcheinander
liegt Gebein und Knochenwust,
Da ein Stück von einem Arme,
dort ein Knochen aus der Brust.
Todtenschädel: wo die Spinne
in der Höhle webend sitzt,
Hat ein frohes Kinderauge
jubelnd in die Welt geblitzt.
Hei, wie schlug der Hans die Fiedel,
scheu vor ihm das Mädel wich,
Und auf einmal sprang die Saite,
weil der Tod Finale strich.
Moidel war die schönste Dirne:
„Komm zum Tanz!" sie lustig winkt;

Freude lohte auf den Wangen,
bis der Tod sie hat geschminkt.
Jener wollt' dem Feinde streiten
weg den Segen von dem Pflug
Und er hat es sich erobert:
Mannslang Erde, — g'rad genug.
Dort des Richters kahler Schädel ....
Seht, womit ihr ihn besticht!
Nicht mehr seh'n auf Gold die Augen,
und der Tod hat immer — Recht.
Und der Pfarrer! Wie der predigt!
Sturmwind riss die Hörer fort
Und auf einmal: „ite missa!“ —
sprach der Tod das letzte Wort.
Cenz, die alte Kräutelhexe,
die so manchem Heilung bot,
Heilte von der Weltverachtung
stumm der größte Arzt, der Tod.
Jenem glänzte eine Krone,
die der Tod ihm hat geraubt,
Eines andern Unterkiefer
liegt dafür auf seinem Haupt.

Solche Gedanken und Erinnerungen wirbelten in mir, so dass ich beschloss, zu den Todten hinaus zu gehen. Hatte ich gestern sogar im modernisierten Friedhofe zu Zell bei Kufstein einen Grabvers gefunden und im benachbarten Kiefersfelden zwei solche entdeckt, so gab mir das Hoffnung, auch in den andern Dörfern bei Kufstein Ausbeute zu machen.

Ich bringe zuerst die Fundstücke des letzten Tages.

Glaube, Hoffnung, Liebe, Dulden,
Jedem helfen, den Gott schuf,

Gern verzeihn des Bruders Schulden,
Dies ist himmlischer Beruf. (Zell b. Kufstein.)

O Vater, wenn die Mutter fragt,
Wo ist mein liebes Kind?
Sag ihr, wenn sie weint und klagt,
Dass ich im Himmel bin.[1])
(Kiefersfelden.)

Genaue Erfüllung seiner Pflicht
Und strenge Rechtlichkeit
Machten ihn vor der Zeit
Reif für die Ewigkeit.
(Bergmannsgrab in Kiefersfelden.)

Unterlangkampfen liegt obstbaumumfriedet hinter reichen Wiesen und Feldern, enge angeschmiegt an die steilen, felsigen, mit Föhren bestandenen Abhänge des Pendling, dessen Namen von einem phantasievollen Etymologen vom griechischen Pentelikon abgeleitet wurde. Durchziehende Scharen des Drusus, glaube ich, sollen an diesem Namen Schuld tragen.

Die Kirche bietet wenig Interessantes, aber im Friedhofe, der in der letzten lügnerischen Pracht der buntesten Herbstblumen, der Astern, prangt, findet sich ein ähnlicher Todtentanz wie ich früher brachte. Verschiedene Stände sprechen hier zu den Ueberlebenden. Um aber die socialen Grabschriften an dieser Stelle zu vereinen, muss ich einige Funde aus den benachbarten Friedhöfen zu Oberlangkampfen, Angath und Kirchbichl hier einfügen.

Einfach, rührend, mit einem großen Gedanken begnadet ist die Inschrift an dem Grabe eines Soldaten, welcher im fernen Lande an der „Kollera" [2]) verstorben ist.

---

[1]) Aehnlich bei Hörmann. [2]) Cholera.

Das Grab sei nah, sei fern,
Die Erde ist des Herrn.

Groß wie in Goethes Hymnus in der Faust'schen Katechismusscene tritt uns die Gottheit aus diesen wenigen Worten entgegen:

Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst? —

Ein anderes Soldatengrab enthält vielleicht Verse, welche der kranke und heimwehkranke Kaiserjäger im Spital mit zitternden Händen, angesichts des kommenden Todes, selbst geschrieben hat.

Die Krankheit hat mich aus der Compagnie genommen,
Drum hab ich den Urlaub und Abschied zugleich bekommen.
Ich musste ins Spital zurück, wo ich so gerne die Heimat dafür erblickt.
Der Tod hat mir zu früh das Leben genommen,
Drum kann ich nicht mehr nach Hause kommen.
Er hat mich auch hier im Spital erblickt
Und hat mich in die andere Welt geschickt. (Angath).

Schöne Verse schmücken ein Priestergrab an der Kirchenwand:

Wenn ich gethan, was ich gelehrt,
So ist der Himmel mein,
Wenn ihr gethan, was ihr gehört,
So kommt ihr auch herein.
Welche Wonne, welche Freude
Wird sein in alle Ewigkeit,
Wenn Hirt und Herd beisammen
Auf Gottes Weide, Amen!

Dieselbe Inschrift theilt uns auch Hörmann aus Halbang mit. Einen anderen Rückblick auf die sociale Stellung gibt uns der gemüthvolle Nachruf, der dem Herrn Lehrer gewidmet ist:

„Er war über 40 Jahre Schullehrer und Organist bei magerm Einkommen, immer heitern Gemüthes, voll Sparsamkeit und Zufriedenheit bis in die letzten Tage seines Lebens."

Ich sehe ihn vor mir, den alten, guten, zufriedenen Mann, er wird wohl Hornbrillen tragen, eine Pfeife haben, ein gesticktes Hauskäppchen auch; den Kaffee mag er wohl auch gern und in der Kirche betet er für seine Kinder, dass sie gut auffsagen sollen und dass etwas Tüchtiges aus ihnen werde. Den „Spanischen" aber rechnet er nicht zu den Erziehungsmitteln eines jungen Menschengeschlechtes.

In Angath findet sich noch die Gedenkschrift an einen Schmied:

Kräftig schlug der Hammer nieder
Auf den Ambos, auf das Erz
Und in dir schlug treu und bieder
Für uns alle ein edles Herz.

In Kirchbichl ist einem Wagmeister eine Inschrift gewidmet, in welcher der liebe Herrgott in zarter Weise an den Bibelspruch „Wie ihr ausmesset, so wird euch eingemessen werden", erinnert wird, indem er aufgefordert wird, so gerecht zu sein, wie der Verstorbene war:

Dahingeschieden und entschwunden
Ist somit ein braver Mann;
So schmerzlich ihm auch die letzten Stunden.
Er starb wie ein wackerer Veteran,
So gerecht, wie er mit seiner Wage,
Wolle ihm der Allmächtige sein,

Bei Prüfung seiner Lebenstage
In Rechnung bringend erlittene Pein. —

Durch Wiesen, in welchen mächtige Eichen stehen, führt der Weg nach Oberlangkampfen, das ebenfalls das Bild eines stattlichen Unterinnthalerdorfes bietet. Der Friedhof ist ungemein groß, die Kreuze stehen weit auseinander und sind sehr verwittert und verrostet, so dass die Zeit schon manche Inschrift gelöscht hat. Doch einiges hat sie uns doch übrig gelassen.

Wirst du in diesem Leben hier
Die Jahre gut zubringen,
So wird die letzte Reise dir
Gewiss auch gut gelingen.

Seltsam wirkt die Gleichsetzung der Krankheit mit den Sterbsacramenten bei folgendem:

Grabstätte der ehrengeachteten, ... welche nach 7jähriger Krankheit und Empfang der Sacramente... verschied.

Pessimismus und keine Jenseitshoffnung redet aus dem nächsten:

Unausbleiblich ist das Sterben,
Du und ich und alle gleich
Werden einst Grab und Würmer erben,
Wandern in das Todtenreich.

Ich aber zog flussaufwärts nach Angath, dessen Sprüche ich bereits eingefügt habe, und harrte am Strande des Fährmanns, der mich hinüberführen sollte ans andere Ufer.

Die Woge rauschte, der Kahn fuhr anstrand, aber kein Charon, kein greiser, finsterer Ferge, der in das oben genannte Reich des Todes führt, wartete meiner, sondern ein blitzäugiges, frisches, junges Bauerndiandl lenkte mit starkem, sonnengebräuntem Arm die Fähre.

Nun ja, ich fuhr ja dem Leben zu, der Jugend, der Kindheit.

Von den Kindern kam ich, zu den Kindern geh ich wieder. In einem kleinen, obstbaumversteckten Bauernhäuschen wusste ich ein liebes Mädchen, fast noch Kind, dem ich einst der Lehrer gewesen, als es noch ganz Kind war.

Und das Kind hatte mich als Lehrer lieb gewonnen, denn ich hatte sie beschützt gegen die Straferziehungstheorie, gegen die Ruthenmoral derjenigen Lehrer, die mit einem zarten Kinderherzen nicht umzugehen wissen.

Deshalb gewann mich Mela lieb.

O, weißt Du, was es ist, wenn Kinder lieben ... wenn kein Wort das Wunderbare sagt . . . wenn nur stille Geister gehen, die winken mit weißen Händen?

Wie so klein die Zeichen der Liebe sind! Und so groß die Angst, sich zu verrathen, und so groß die Furcht, missverstanden zu werden, und so innig der Wunsch, es doch kennen zu lassen, und so bang der Zweifel, beleidigt zu haben.

Es war nach dem Maiausfluge. Mela hatte ein weißes Kleid an. Die Sternnacht strahlte vom Himmel, da kam Mela scheu und zag und brachte mir eine weiße Rose.

Ich aber habe das Lied geschrieben:

> Die Erde blühte, von den Bergen sacht
> Stieg eine weiße Maienwundernacht.
> Das Licht verdämmerte ins Ahnungslose,
> Und Du bist leise zu mir hingetreten
> Und gabst mir wortlos eine weiße Rose.
> Ich fasste Deine weiße Kinderhand
> Und musste recht aus tiefster Seele beten,
> Und sternenstille lag das Silberland.

„Grüß Gott, Herr Professor", das klang so herzlich aus dem engen Rahmen der Bauernthür, in der Mela — wieder in weißem Kleide — stand, dass ich beim Eintreten alle Friedhöfe, alle Schrecken des Todes vergaß und nur in die leuchtenden Kinderaugen sah.

Wir waren allein in der kleinen Bauernstube. Melas Verwandte und die anderen Sommerfrischler waren im Walde. Sonnenstrahlen flogen durch die engen Fenster in das Stübchen.

Mir fielen die Reime ein:

Ein kleines Stübchen. Schräge Sonnenstrahlen
Versickern Dir in Deinem blonden Haar.
Ich halte Deine Hände, Deine schmalen,
Des Fensters Nelken duften wunderbar.
Wir schauen uns nach kleiner Kinder Weise
Mit großen Augen seltsam schweigend an.
Es tickt die Uhr . . . wir hörens nicht, und leise
Hat unser Glück die Thüre aufgethan.
Kindchen, das ist der Ort, den ich als Knabe
Im Traume irgendwo gesehen habe.

Nun musste ich erzählen, wo ich Sommers über gewesen, welche Berge ich erstiegen, wo ich heute herkomme und da kamen wir wieder auf die Friedhöfe zu sprechen.

Melas Augen leuchteten auf, sie freute sich, denn sie konnte mir nützen. Sie wusste auch Grabverse. So giengen wir also selbander in den Friedhof nach Kirchbichl.

Nun führte mich die Jugend und die Unschuld selbst zwischen die Gräber, da hatten nun freilich Tod und Gericht keine Schrecken mehr.

Wir lasen von den Kreuzen. Da kam etwas ganz drolliges:

Hier liegt der letzte Frosch begraben,
Geld that er aber nie eins haben.
Die Frösche brauchen ja kein Geld,
Das weiß ja doch die ganze Welt.
Aber betet doch für ihn, um das bitt' er euch
Dass er auch kommt ins Himmelreich.

Gestorben nach Empfang der hl. Sterbsacramente 88.

Melas Kinderlachen ertönte.

O so ein unschuldiges Kinderlachen scheucht alle Todesgedanken weg.

An einem andern Grabe stand:

Wir werden sie einst wiedersehen
In den Gefilden jener Welt,
Sie ist, wenn wir am Grabe stehen,
Die Stütze, die uns aufrecht hält.

Ja, wenn so ein Kind neben einem steht, da könnte man fast an eine Auferstehung denken. Was ist denn ein Kind anderes als die Wiedererstehung des Menschen, der Ewigkeitsgedanke der Menschheit?

Mela begleitete mich noch bis zur Bahnstation. Dort saßen wir unter den Kastanienbäumen des Wirtsgartens. Wohl taumelten die Blätter nieder, wohl zogen die Schwalben um den Kirchthurm.

Roth überwuchert steht die Station
Von wilden Reben, und des Gartens Malve
Schreibt mit den Astern und dem letzten Mohn
In bunten Lettern für den Herbst ein „Salve“.

Wir aber merkten nichts vom Herbst. In uns war Frühling. Wir blickten uns in die Augen und klangen mit den Weingläsern an. Höchstens eine halbe Stunde später spürte ich etwas Herbstliches: Das Scheiden-

müssen, als der gebieterische Eisenbahnpfiff das Abschiedswort wegriss und als ich dann, aus dem Eisenbahnwaggon schauend, ein weißes Tuch in der Luft wehen sah und eine weiße Gestalt hinter einem Hügel verschwand.

V.

Nun musste man es aber wirklich glauben. Mit tausend Lilabuchstaben hatte eine unsichtbare Hand die traurige Verkündigung auf alle Wiesen hin geschrieben: „Der Herbst ist da.“ Die Herbstzeitlosen waren es, welche diese Schrift bildeten. Aber nicht sie allein kündeten es; fern an den Waldrändern verglommen die letzten Hirtenfeuer, von Tanne zu Tanne spannen sich die goldenen Fäden, und mochte der blaue Enzian noch so sehnsüchtig vom dunkeln Sommerblau träumen, eines Morgens wachte er reifbesternt auf und zitterte.

Im Thale drunten aber fahren die Eisenbahnzüge mit Menschen, welche wieder in die Heimat wollen. Scheiden ist die Parole des Tages.

Sonntagskinder aber hören und sehen noch ganz anderes. Sie hören in den sich loslösenden rothen Blättern, sowie in dem aus der Höhe sinkenden Schwalbengruße das weltewige Lied vom Abschied, sie hören eine unsichtbare Sense über die Erde rauschen, sie sehen, dass die Augen der Menschen einen ganz anderen Glanz erhalten haben, — der dem Glanz der Thräne ähnlich ist, sie sehen hoch oben auf einem Felsenzacken den Tod mit grinsendem Antlitz Statistik führen über die Unfälle in den Alpen.

Und ich gehöre zu diesen Sonntagskindern. In meiner Jugend war eines meiner liebsten Spiele, aus Sand und Blumen Gräber zu bauen und zu schmücken,

mit Kreuzchen sie zu bestecken. So oft mich auch die Mutter von diesem unheimlichen Spiele wegriss, denn in Tirol sagt man, wenn Kinder Grab spielen, so sterben sie bald, brachte sie doch den Knabenkopf auf keine anderen Gedanken.

Und seitdem stammelt die Lippe immer noch: memento mori. Darum will ich auch heute noch in der ersterbenden Herbstwelt mit dem Tode reden.

Im Herbst sind die Tage kurz, deshalb will ich heute keine Fußwanderung durch die tirolischen Thäler machen, sondern einfach in meinen Blättern nachsuchen, von Zeit zu Zeit einen Blick in die trügerisch funkelnde Gegend werfen und im Land Tirol geistig herumirrlichtelieren, von Grabschrift zu Grabschrift.

Ich habe erwähnt, dass auch die Classiker auf den Friedhöfen und den Marterlen zu finden sind. Nachträglich, als ich Hörmanns vorzügliche Sammlung durchsehe, um eventuelle Vergleiche zu ziehen oder eine Quellenangabe zu bringen, finde ich darin jene Grabverse, welche ich einst im Stanzacher Friedhof antraf. Sie lauten:

Wieder aufzublüh'n werd' ich gesäet,
Der Herr der Ernte geht
Und sammelt Garben
Uns ein — uns ein, die starben.

(Salzburg, Sebastiansfriedhof.)

Diese Verse sind aber von Klopstock: „Die Auferstehung".

In Ladis fand ich einen adaptierten Schiller:

Von dem Thurme,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.

Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wand'rer auf dem letzten Wege.
Betend spreche ich: Herr, erbarme dich mein,
Mir auch läutet das Glöckelein.

In der Nähe von Roppen heißt es an einer Tafel:

Wenn wir mit der Todesangst ringen,
Woll' Maria uns beispringen,
Daſs wir selig scheiden hin,
Jungfrau, Mutter, Königin.

Die Endzeile ist wörtlich aus dem II. Theile des „Faust", aus den Schluſsversen des Dr. Marianus.

Das Sterbeglöcklein schallt über die Felder. Jetzt hat wieder Einer den Löffel weggelegt, sagt die fromme Sabine und bewegt die Lippen zu einem Vaterunser für den Todten. Ja, der alte Chrust mit dem silbernen Haar, der mir folgendes Todtenlied gab, hat wohl auch schon lang keine Suppe mehr gegessen.

O Kinder, lernt bei meiner Leiche
Und thuet nur, was Gott gefällt:
Trachtet nach dem Himmelreiche
Und achtet nicht den Spott der Welt!
Auch mir schlug manche schwere[1]) Stunde,
Vor meiner Krankheit Zeit,
Da führt ich Jesu mit im Munde
Bis zum Weg der Seligkeit. (Fendels)

Daſs der Himmel sie gewähre,
Bitt' für sie um Sel'gkeit
Und für dich nimm hin die Leere:
Halt' dich stets zum Tod bereit!
Gesund wie du, war ich zuvor,
Der du dies Bild betrachtest,

---

[1]) Das Wort: schwere ist von mir dem Sinne zuliebe ergänzt.

Weggerafft aus diesem Leben,
Der Tod hat nichts geachtet.
Wand'rer seid mein eingedenkt
Und mir ein Vaterunser schenkt. (Töjens.)

Im Wallfahrtsorte Strengen im Stanzerthal fielen mir Votivtafeln auf, die nur ein Auge auf blauem Grunde zeigten. Im Friedhof hingegen war meine Wanderung lange fruchtlos, bis ich folgende Verse fand:

Schwer vernarben wird die Wunde,
Die dein Tod den deinen schlug,
Denn du liegst im Grabesgrunde,
Die für alle Sorge trug.
O, nur der Auferstehungsmorgen
Kann noch trösten uns allein,
Da uns Christi Worte borgen (bürgen),
Dass wir dort beisammen sein.

Die folgenden drei Sprüche habe ich in Fendels erfahren und nicht selbst abgelesen. Der erste ist von Hörmann ähnlich wiedergegeben.

Hier ruht Franz Schar,
Er starb im 60. Lebensjahr,
Kaum hat er das Licht der Welt erblickt,
Hat ihn ein Wagenrad erdrückt.

Als Minister Bruck, der die Silberzwanziger abgeschafft hatte, gestorben war, soll ihm — wo ist mir nicht bekannt — ein Bauer ein Marterl aufgestellt haben, welches die Verse trug:

Hier liegt Minister Bruck,
Wand'rer lass kein Zwanzger seh'n,
Sonst kommt er wieder zruck.

Humorvoll als die ausgleichende Gerechtigkeit behandelt den Tod folgende Strophe, die zweifellos aus

einem längeren, dem Sensenmanne gewidmeten Liede stammt.

Wenn der Tod Schmier einnahm [1]),
Wie die Herrn Beamp'n,
Sach' er nit so mager aus,
Hatt' er a die größer Wamp'n
Und es müeßt mancher arme Gsöll
Statt dem Reichen in die Höll. — — —

(Fendels.)

Nun liegen die letzten Blätter am Boden und die letzte blasse Rose des Gartens ist gestorben. Jetzt wissen wir es alle, dass er der Stärkere ist, dass er das Leben niedergerungen hat. Einige Tage voll Sonnenschein noch schenkt er uns großmüthig ... in den Geschäften aber schlingen blasse Mädchen schon Blumen zu Kränzen. Künstliche Blumen, denn die Blumen des Feldes sind alle todt. Aber sogar das Fest des Todes will Blumen! Das ist eben wieder eine der geläufigen Ironien unseres Lebens. — —

Ich will nun nicht mehr vom Tode reden, denn er redet jetzt selbst in nur allzu deutlicher Sprache ... Da unter meinem Fenster liegt ein todtes Vögelein! Wer diese Sprache nicht versteht .... nur noch ein paar Tage ....

Jetzt noch dunkelblaue Luft,
Sonnenfäden, Früchteduft,
In der Höhe Schwalbenflüge;
Aber bald das Sangverhallen,
Lichtersterben, Blütenfallen,
Südenzu die Vogelzüge.
Langsam taumelt Blatt auf Blatt

[1]) Sich bestechen ließe, wie die Beamten.

Nieder in die Ruhestatt.
Stille wirds im weiten Hag
Und der Mensch voll Sommerglück
Schaut erinn'rungsbang zurück . . . .
Plötzlich mahnt ein Glockenton:
„Deiner lieben Todten klag'!
Heut' ist Allerseelentag
Und die Kerzen brennen schon . . . .“

Widmung.

In meinen „Wanderungen“ schrieb ich vor einem Jahre:

Nun ist die Sonne gesunken. Die Häuser des Dorfes sind still. Nirgends sehe ich Leute. In der Ferne stirbt ein Glockenklingen.

Da überkommt mich ein Gefühl, als ob die Erde mit mir spräche, — ernste, gewaltige Worte, die in der Priestersprache memento mori lauten:

Ich schrieb von einer geheimen Ahnung durchzittert:
„. . . . . Es wird wohl irgendwo ein Grab gegraben
Und durch die Erde zuckt das Mutterweh.“
Das Sonnensterben hatte mich ganz traurig gemacht. Ich ahnte nicht, dass die Erde mit mir wirklich gesprochen, dass sie wirklich einen jungen Menschen zu sich nahm — „den ich auch gekannt.“

— — — — — — — — — — — — — —

Das waren wieder zwei Tage gewesen voll Sonne, Schönheit und Lebensfreude. Und deshalb sollte die Stimme aus der Tiefe noch mir erzählen, wie bald die Sonne stirbt, die Schönheit sinkt und der Freudenfunke verlischt.

Ich hatte ihn ja geahnt draußen am Chiemsee. Ich hatte ja gebebt vor ihm, weil ich ihn durch den Abend schreiten hörte, der Unerbittlichen, den Tod. Ich hatte

wohl irgendwo seine sternlosen Augen hervorstieren gesehen, als ich das Lied geschrieben:
„ . . . . Es wird wohl irgendwo ein Grab gegraben
Und durch die Erde zuckt das Mutterweh.“

Das Grab war gegraben worden. — Als ich abends daheim das Licht anzündete, fand ich einen schwarzgeränderten Todtenschein auf dem Tische liegen „Gott dem Allmächtigen hat es gefallen —“

Es ist ein fürchterliches Wort: Gott dem Allmächtigen hat es gefallen.“ — Auf einem Bauernfriedhof las ich einst:

Gott gefüll dieße junge Rose
Und er pflückte es für Sich,
Nun blüt sie in seinem Schoße
Und sie blüth ewiglich.

Gott hat diese Rose gefallen. — Bitter und grausam ist dieses Wort, bitter, grausam und wahr wie das Leben.

So schrieb ich vor einem Jahre, als der plötzliche Tod eines jungen Mädchens mir die ganze Seele erschütterte. Aber ich schrieb nicht bloß das: ich schrieb unter dem Eindrucke der fürchterlichen Todesnähe einen großen Theil dieses Buches. Und diesen Tod hat meine Seele vorausgeahnt, in Liedern vorhergewusst. Ich schrieb auch diese Erzählung, diese Fürweilung, welche ich hier anschließe, weil sie zu diesem Buche gehört. Ja, ich stand an den Thoren der Ewigkeit und ich stehe wieder vor den Thoren der Ewigkeit und ich poche an die Thore, indem ich dies Buch des Todes dem Andenken der blonden Todten widme.

Die Erde sei ihr leicht!

In den Thoren der Ewigkeit.

Ich saß auf dem Söller eines Bauernhauses. Zu mir her dufteten die Nelkenbüsche, die am Altanbord standen, dufteten die Hollunderbäume des Gartens, und auf mein Papier zeichneten die Rebenblätter, die das ganze Häuslein überwilderten, herzförmige, schwarze Schatten.

Meine Feder ruhte lange schon, — mein Auge aber war draußen in der sonnigen Sommerwelt und suchte ein Wort für all das Glück und all den Glanz, den es sah. Die Erde zeigte ihre höchste Kraftentfaltung. Ueberall ist sieghaftes Leben zu bewundern, überall Fruchtfülle und Freude.

Aber die Seele fand das eine Wort nicht.

Da plötzlich flog ein lustiges „Guten Tag!" durch die Rebenblätter zu mir herauf und war schon wieder fort, kaum daſs ich es gehascht hatte.

Therese, die blonde Tochter des Schloſsherrn, war auf ihrem Zweirad vorbeigesaust; ich sah nur noch von ferne die schlanke Gestalt, die immer kleiner wurde und endlich in einem Walde verschwand.

Umso besser aber konnte ich mir Therese vorstellen. Reiches, helles Blondhaar rieselt in kleinen Wellen unter der grauen Sportsmütze vor und zwei Augen, die vom selben Maler, der den Himmel schuf, her-

rühren, blitzen freudig in die Welt, als wollten sie den Glanz allen zurückgeben, den sie von der Sonne empfangen. An der rosa Bluse stecken gewiss Kornblumen! Graue Lodenhosen vollenden den Anzug . . .

Alles Jugend, Lebensfreude, Anmuth und Kraft.

Jetzt sollte ich vielleicht das Wort finden. — Ich schrieb. — Aber ich schrieb etwas anderes:

Was wühlst im Haar du? . . . . Kaufen soll
ich, — gelt?
Ein Fahrrad willst du? . . . das ist theuer, Kind!
Du willst hinaus in jene grüne Welt,
In welcher Gottes blaue Wunder sind.

Und zum Geburtstag schenk' ich dir das Rad
Mit einer Mahnung, wie's die Alten thun:
Fahr' in das Lichte auf geradem Pfad
Und auch im stillen Schatten sollst du ruh'n.

Entweihe nicht durch ungestüme Hast,
Betrüge selbst dich um die Schönheit nicht,
Wo du sie schauest, halte staunend Rast,
Dass dir ihr Zauber in die Seele bricht.

Und siehst du Unglück, halte wieder an,
Ein gutes Wort, ein Scherflein ist genung,
Dann fahre weiter auf der lichten Bahn
In deiner Jugend ungestümem Flug.

Und fährst du an an einen Straßenstein,
Wenn auch dabei des Rades Speiche bricht;
Das muss im Leben nun einmal so sein,
Darum, mein Töchterlein, verzage nicht!

Doch rase nicht und schaffe nicht Record!
Es nützt dich nichts die ungeheure Eil',

Denn einer fährt dir sicher einmal vor;
Der Tod. Er grüßt — den Friedensgruß:
„All Heil!“

Das war auch nicht das Wort des Lebens, das ich suchte ....

* *
*

Jahre sind vorbeigegangen.

Wieder stehen Kornblumen in den goldenen Feldern und ein wolkenloser Sonnenhimmel weitet sich über dem See, der ihm sein Blau unverändert zurückgibt.

Der Abend kommt ganz stille heran. Vom Kloster auf der Insel ziehen wehmüthige Klänge. Die Sonne sinkt müde an den fernen, violetten Wellen, welche ferne Berge sind.

Ich sitze unter einer Linde und schaue auf den See hinaus, aus dessen Grund jetzt die Seetöchter goldenes Geschmeide in die Höhe halten.

Die Leute, die nicht auf den Grund sehen, nennen das Abendroth — am Grunde, da klingen die seltsamen Glocken der versunkenen Stadt, die nur die Sonntagskinder hören.

Ich bin ein Sonntagskind und höre so manches, wovon andere keinen Ton vernehmen.

Hier vor den Bauernhäusern sollten an einem solchen Sommerabende die Mädchen sitzen und die Burschen sollten die Zither mitbringen — — heut aber ist alles still.

Ich muss ein Lied schreiben:
„Ich höre nirgends eine Saite rühren,
Und keine helle Kinderstimme lacht,

Und keine Mädchen sitzen vor den Thüren
Und singen ihre Lieder durch die Nacht.

Ich weiß es nicht, was heute alle haben.
Dort fällt ein Stern vom Himmel in den See...
Es wird wohl irgendwo ein Grab gegraben,
Und durch die Erde bebt das Mutterweh." —

Da stand ich nun wieder einmal vor den Thoren der Ewigkeit und richtete an den alten, ewigen Pförtner die wichtigste Frage den Menschheit: „Gibt es ein Jenseits?"

Aber in den sternlosen Augenhöhlen des Pförtners, welcher der Tod ist, leuchtet keine Antwort auf. Und doch habe ich, das Sonntagskind, wieder einen Blick gethan ins Unerforschliche.

In jener Stunde, als ich das Lied am See geschrieben hatte, war Therese gestorben.

Der Tod hatte sich ins Sportcostüm geworfen und war der Kraft der Jugend nachgerast und hatte Therese vom Rade gestoßen und ihre Seele dorthin geführt, wo allen Heil!

Ich habe es ja gewusst, wie es kommen werde; in beiden Liedern hatte mit mir eine Todte gesprochen.

Dort an der Wand hängt der schwarzgeränderte Zettel. — Sie hätten mir keine Parte zu senden gebraucht, — die Todte hat's mir selbst gesagt.

Am frühen Morgen des nächsten Tages wanderte ich ins Dorf zu Theresens Begräbnis.

Das Schloss, von dessen Giebel eine mächtige Trauerfahne wehte, liegt etwas abseits vom Dorfe, darum warteten die meisten Trauernden bei einem gedeckten Tischlein, auf dem Rosen und Lilien standen. Bis hieher kam auch der Priester entgegen, denn hier

and sowohl der Einkauf als die Einsegnung der Leiche
tatt. Jungfrauen im Kranze, die Bahrträgerinnen
nd kleine, weißgekleidete Mädchen, welche die Kränze
u Seiten der Bahre tragen sollten, die Kirchensänger
nd -sängerinnen, die Feuerwehr mit ihrer Musik nnd
iele Leidtragende warteten, bis der Wagen vom Schlosse
erkam und seiner Bürde entledigt wurde.

Dann stille, unverständliche, lateinische Gebete des
riesters in schwarz-goldenem Rauchmantel, dann ein
aar kurze deutsche Sätze über die Todte, dann zitterte
n stummes Vater unser durch den sonnigen Morgen.

Wieder setzte sich der Zug unter Musikklängen in
ewegung, bis er vor dem offenen Grabe hielt.

Ein offenes Grab ist etwas Grauenhaftes. Es ist
ne Thüre, von der man nicht weiß, führt sie zu
nem Leben, zu Freude oder Qual, zur Ruhe oder
m ewigen Nichts, zu Lohn oder zu Strafe oder zur
rkenntnis, dass es keines von beiden mehr gibt, dass
e ersten Erdschollen, welche auf den Sargdeckel kollern,
rkünden: Nun ist alles verziehen, gesühnt, belohnt,
d wenn ihr um Lohnes willen Gutes thatet, um der
trafe willen Böses unterließet, so seid ihr betrogen.
inter diesem Grunde wartet die Ewigkeit und schweigt.

„Herr, gib ihr die ewige Ruh', — das ewige Licht
uchte ihr", plapperten die Ministrantenbuben ge-
nkenlos, während das ewige Licht, die Sonne, ihre
llsten Schätze auf den Sarg, auf die Alpenrosen und
rnblumenkränze als letzten Lebensgruß strömen ließ.
Und während die Augen der das Grab Umstehen-
n zu glänzen begannen, denn die Strahlen dieses
igen Lichtes hatten die Thränen des Mitleids aus
n Tiefen der Seele geholt, während dessen sprach der
iester wieder in unverständlichen Formeln mit seinem

Gott und empfahl ihm die Seele, die längst schon durch die schimmernden Engelreihen gegangen war, bis dahin, wo der Thron Gottes steht, — wenn unsere Hoffnungen nicht Märchen sind.

Ohnmacht der Menschen. Wenn der Tod da ist hört die Zeit auf, und unsere Gebete hinken nach und können nicht rütteln an den Satzungen, nach denen alles besteht; nur leise, leise redet es in uns, dass das doch die Satzungen der Liebe seien.

Nun wollte man den Sarg in die Erde senken aber es war, als ob die Erde dieses junge Menschenkind noch nicht wolle, — das Grab war zu klein gegraben, und der Sarg blieb stehen im Lichte unserer Sonne.

Die Sonnenstrahlen können ja sonst das Leben auferstehen machen in jeder Blume; sie sollen diese Blume wieder zum Leben rufen . . . Immer reicher und glänzender sanken sie vom Himmel herab, als wollten sie's erzwingen, ehe die Erde sie umschloss.

Und doch! Und doch! — Die Sonnenstrahlen können es! Vielleicht steht da einmal eine Lilie, welche eine Seele hat.

Mank onnte ihr nicht Erde nachwerfen in das Grab weil der Sarg nicht versenkt werden konnte. Dafür nahmen die Leute den Weihwasserwedel in die Hand und spendeten den letzten Gruß.

Die Sänger und Sängerinnen aber sangen ein einfaches, deutsches Volkslied:

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Dass man vom Liebsten, was man hat,
Muss scheiden.

Dieweil auf dieser ganzen Welt
Dem Herzen nichts so sauer fällt,
Als scheiden, als scheiden —

Nur musst du mich auch recht versteh'n,
Wenn Menschen auseinandergeh'n,
So sagen sie: „Auf Wiederseh'n
Auf Wiederseh'n!"

Auf die ernste große Frage erhalten auch Sonntagskinder keine Antwort, denn es heißt: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört."

Wir können nur mit einem Wunsche wegtreten von den Thoren der Ewigkeit, die sich lautlos schließen, — mit einem Wunsche, der die Liebe ist.

Von **Anton Renk** sind bisher erschienen:

Ranken, Gedichte. 1894. Innsbruck, Wagner. 1 K 20 h.

Rüsse, Märchen. 1895, Kufstein, Lippott. 60 h.

Die Schneekönigin, Drama. 1896. Innsbruck, Edlinger. 1 K 20 h.

Ein Narr. Novelle, 1897, vom Verfasser zu beziehen. 40 h

Ins neue Land. Dramat. Symbol 1897. Kattentidt, Basel-Leipzig. 1 K 20 h.

Pax vobiscum! Dichtungen mit Karl Neweselh. 1897. München-Leipzig, Aug. Schupp. 1 K 20 h.

Im obersten Innthal Tirols. 1897. Innsbruck, Wagner. 80 h

Unter zwei Sonnen. Novellen. München-Leipzig 1899. Aug. Schupp. 2 K 40

Von der Feirtigschuel bis zur Hoachzetroas. 1899. Innsbruck, Wagner 60 h.

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei
in Innsbruck.

Hannoversche
Sitten und Gebräuche

in ihrer

Beziehung zur Pflanzenwelt.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Deutschlands.

Populäre Vorträge

von

Dr. Berthold Seemann,

Adjunkt der Kaiserl. Leopoldinisch-Karolinisch deutschen Akademie.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1862.

Hannoversche
Sitten und Gebräuche
in ihrer
Beziehung zur Pflanzenwelt,
ein Beitrag zur Culturgeschichte Deutschlands.

Populäre Vorträge,
gehalten in der Naturforschenden Gesellschaft zu Hannover
am 4. März 1858, 20. April 1859,
und 19. Januar 1860,

von
Dr. Berthold Seemann,
Adjunkt der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen deutschen Akademie.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1862.

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.“

Vorrede.

Es ist kaum nöthig, ferne Welttheile zu durchstreifen, um auf ethnographischem Gebiete Beobachtungen zu machen. Unsre eigne Heimath bietet auf jenem Felde den reichsten Stoff. Ueberall liegen Schätze aufgespeichert und die gegenwärtige Schrift mag dazu dienen, einige Belege zu dieser Behauptung zu liefern. Die engen Beziehungen, welche zwischen der stillen Pflanzenwelt und dem regen Menschenleben bestehen, scheinen mir von viel größerer Wichtigkeit zu sein, als man bislang zuzugeben geneigt war. Der Auslauf des Kampfes mit den Pflanzen, welchen der Mensch in allen Ländern zu führen gezwungen, ist für das Schicksal ganzer Völker entscheidend. Gelingt es dem Menschen, den Sieg über seine pflanzlichen Gegner zu erlangen, so erblühen Bildung und Gesittung; gewinnt aber das Gewächsreich die Ue-

berhand, so hat der Unterworfene die ganzen Folgen dieser Niederlage zu tragen. Die Ureinwohner Brasiliens und die fast des ganzen, östlich von den Anden gelegenen Theiles Südamerikas, unterlagen in diesem Kampfe mit der Natur. Der Urwald gewann die Oberhand, wuchs ihnen buchstäblich über den Kopf und die außergewöhnliche Fruchtbarkeit des Bodens, den sie bewohnten, mußten sie eher als Schicksal beklagen, wie als Wohlthat begrüßen. Anders erging es auf den Hochebenen Perus und Mexikos. Dieselbe amerikanischen Menschenrace, welche in den Wäldern Brasilien's und Guiana's sich kaum zu einer größeren Ausbildung als die der Affen erheben konnte, gelangte nach einem siegreichen Kampfe mit einer wenig üppigeren Pflanzendecke zu einem Grade der Bildung, welche bei den europäischen Entdeckern jener Länder gerechtes Erstaunen erregte. Wenn wir diese Wirkung schon da beobachten, wo die Pflanzenmassen weniger überwältigend auftreten, so macht sich dieselbe noch auffälliger bemerkbar, wo die Gewächse unter climatischen und sonstigen Verhältnissen vorkommen, die es den Menschen noch leichter machen, ihrer Meister zu werden, oder sie gar

unter seinen Schutz, seine Pflege zu nehmen. Es entsteht dann ein ganz neues Verhältniß zwischen Mensch und Pflanze; das bald in, man möchte fast sagen gegenseitige Verehrung übergeht. Die Dankbarkeit der Pflanze ist freilich stumm, aber sie redet dennoch laut, durch die reichen Gaben, welche sie ihrem Wohlthäter spendet: den kühlenden Schatten, welchem sie ihm gewährt, die saftigen Früchte, welche sie ihm bietet, oder das Holz, das sie ihm liefert, damit er sich Nahrung bereiten und seine kalten Glieder erwärmen kann. Dieses Wechselverhältniß wird stets inniger, und liegt wohl dem noch jetzt an manchen Theilen des Erdballes herrschenden Baumkultus zum Grunde. Ja selbst, wenn die kalte Vernunft diese poetische Auffassung längst beseitiget hat, so bleibt doch noch manche Spur der alten Verehrung zurück, wie es unter Andern bei uns der Fall ist.

Ein eigenthümlicher Zug giebt sich in dem Gebrauche der Farben zwischen dem Nordländer und dem Südländer kund. Der Grund, daß das Sonnenlicht im Süden heller ist, als im Norden und daher den Gebrauch greller Farben eher gestattet, als der trübere Norden,

scheint nicht allein hinreichend, diese Thatsache zu erklären. Der Mensch sucht sich stets in Einklang mit den ihn umgebenden Verhältnissen zu bringen, und da darf er denn der grelleren Farbenpracht der südlichen Flora und Fauna in der Kleidung nicht nachstehen. Im geringeren Grade bemerken wir dieselbe Erscheinung in unserem eigenen Vaterlande, wo der stets sich zwischen bunten Wiesen und Feldern bewegende Landmann in seinem Anzuge einen viel größeren Aufwand an Farben anwendet, als der in düsteren Straßen lebende Städter, der gar zu gern geneigt ist, diesen Unterschied zwischen ihm und dem Landmanne lediglich auf Kosten des schlechten Geschmackes des letzteren zu schreiben. Würde man diesen Gegenstand noch näher verfolgen, so dürfte man über den Zusammenhang der Volkstrachten und der Natur des Landes seltenen Aufschluß erhalten. Der Beduin, fast ausschließlich mit dem losen, oft in die seltsamsten Falten und Furchen gewehten Wüstensande vertraut, gefällt sich in den langen weißen Gewändern, dessen große Flächen in malerischen Drapperien seinen Leib umwallen. Der Salzburger und Steyermärker dagegen kopirt in seinem grauen Anzuge mit grünem

Kragen und Aufschlägen unbewußt seine heimathlichen Berge deren graue Felsen mit grünem Wald umsäumt und auf höchstem Gipfel hie und da einige Tannen zeigen, die wie Federbüsche am Hute aussehen. Auf die Baukunst hat die Pflanzenwelt gewiß den unbestrittensten Einfluß geübt. Der egyptische, griechische wie der gothische Styl sind unmittelbar auf die Palme und die Palmenhaine zurückzuführen und ein gothischer Spitzbogen ist in der That weiter nichts, als das Zusammentreffen zweier Palmenblätter; ja in unseren ältesten Kathedralen läßt sich der Palmentypus deutlich herausfinden, dagegen möchte es schwer sein die Annahme, es sei der gothische Styl auf den deutschen Buchenwald zurückzuführen zu gerechtfertigen.

Einflüssen, denen der Mensch tagtäglich ausgesetzt, kann er sich nicht, sei er auch noch ein so starker Geist, dauernd entziehen, daher kommt es denn auch, daß unsere unmittelbare Umgebung eine so mächtige Einwirkung auf unseren Gedankengang ausübt, dessen wir uns oft nicht bewußt. Da dem so ist, so dürfte eine Zeit kommen, wo die Ethnologie ganz andere Rede und Antwort steht als jetzt, wo sie sich mit einer trockenen Auf-

zählung von Sitten und Gebräuchen begnügt, für deren Vorhandensein sie weiter keine tiefliegendere als höchstens historische Gründe vorzubringen vermag. Wenn ich z. B. in warmen Ländern vielen Schmutz und Unordnung in der Haushaltung gewahre und von weißen Tischtüchern oder sonstigen ausgebreiteten Linnen jede Spur vermisse, dagegen in kälteren Gegenden Reinlichkeit, Ordnung und saubere weiße Tücher aller Art erblicke, so erkläre ich mir den Unterschied dadurch, daß die Natur den Nordländer gewissermaßen durch gründliches Auskehren ihrer Werkstätte im Winter und durch das Ausbreiten ihrer weißen Schneedecken alljährlich zur Ordnung, Reinlichkeit und Sauberkeit mahnt, dagegen dem Tropenländer ein solches Beispiel gänzlich vorenthält. Ein tropischer Urwald sieht nie aufgeräumt aus; todte Zweige und Blätter liegen das ganze Jahr hindurch in den verschiedenen Stadien der Auflösung auf dem Boden, während das prächtige Schauspiel einer Schneedecke in den heißen Zonen auf Berge beschränkt bleibt, die wegen ihrer Höhe den meisten Bewohnern fürs ganze Leben unzugänglich sind.

Von diesen Ueberzeugungen durchdrungen, wagte

ich es, bei flüchtigen Besuchen meiner Vaterstadt in den Jahren 1858, 59 und 60 die hier veröffentlichten Vorträge in der dortigen naturhistorischen Gesellschaft zu halten deren Hauptinhalt durch die Zeitungen eine weitere Verbreitung fand und die Feuerprobe der Localkritik zu bestehen hatte. Die vielfache Anerkennung, welche diesen Bestrebungen zu Theil wurde, hat mich veranlaßt, die Vorträge nochmals durchzuarbeiten und als besondere Schrift erscheinen zu lassen. Innig gefreut hat es mich, daß auch andere Gelehrte sich veranlaßt gefunden haben, den von mir angebahnten Weg weiter zu verfolgen. Die Herren Dr. Ascherson und Carl Bolle in Berlin, sowie Herr von Perger in Wien und Dr. Wartmann in St. Gallen haben bereits werthvolle Beiträge geliefert, während anderseitige Mittheilungen in naher Aussicht stehen. Ich habe in meinen Vorträgen nur vorerst anregend wirken wollen und beanspruche durchaus kein Verdienst, als das einen bislang wenig beachteten Gegenstand von einer neuen Seite beleuchtet zu haben. Ehe die Ethnologie aus dieser Anschauungsweise großen Nutzen ziehen kann, wird es nöthig sein, die geographische Verbreitung der einzel-

nen Sitten und Gebräuche zu ermitteln, was nur dadurch zu ermöglichen ist, daß Jeder aus dem Kreise, mit welchem er am vertrautesten, genaue Mittheilungen macht; sobald das geschehen ist, werden sich, davon bin ich überzeugt, höchst wichtige Ergebnisse herausstellen.

London, Nov. 30, 1861.

Dr. Berthold Seemann.

Erster Vortrag.

Wer wie Puck, wenn auch nicht ganz so schnell, die Erde umkreis't, als wissenschaftlicher Reisender in die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Länder und Völker eingedrungen, der gewahrt bei der Rückkehr in die Heimath, daß sein Gedankengang einen bedeutenden Wechsel erlitten hat. Er muß sich zu seinem eigenen Erstaunen bekennen, daß er ohne es zu wissen oder zu wollen ein wahrer Patriot geworden ist, und selbst einen Beleg zu der oft gemachten Bemerkung liefern, daß dem Mangel an Patriotismus bei unsern Landsleuten bald abzuhelfen wäre, und ihr kosmopolitisches Ideal rasch zerstört sein würde, wenn man sämmtliche Deutsche nur auf kurze Zeit dem vaterländischen Boden entrücken könnte.

Der Patriotismus, von dem ich hier rede, hat nichts mit der nationalen Selbstüberschätzung des Franzosen, oder der dünkelhaften Großthuerei des Nordamerikaners gemein; er gefällt sich vielmehr in

einer sachverständigen Abwägung der verdienstvollen Bestrebungen und Leistungen unseres Volkes, der natürlichen Bevorzugung unserer Heimath und einem rastlosen Hervorziehen der vielen poetischen Seiten des vaterländischen Lebens. Ein Patriot nach diesem Zuschnitt erkennt in jeder Blume einen heimathlichen Gruß, in jedem alten Ammenmährchen ein dichterisches Lied, und er durchwandelt fortan Wald und Flur mit ganz anderen Augen und Ohren, als er es zu der Zeit that, wo eine unbefriedigte Reiselust ihm die Heimath arm und fade erscheinen ließ. Besonders anziehend muß ihm Alles in denjenigen Ländern werden, wo die Eingriffe der Neuzeit die Spuren früheren Naturlebens nicht zu stark verwischt haben, wo althergebrachte Sitten und Gebräuche noch nicht ganz dem neueren Gesellschaftstone unterlegen sind. Alle deutsche Gauen erfüllen diese Bedingungen gegenwärtig noch in reichem Maße, und unser guter Staat Hannover, ja selbst unsere alte Kleeblattstadt an der Leine macht davon keine Ausnahme; sie bietet vielmehr ein so günstiges Feld zur Erläuterung dieser Anschauungsweise, daß ich mich entschlossen habe, es zum Versuch einer volksthümlichen Schilderung hannoverschen Lebens in seiner Beziehung zur Pflanzenwelt zu benutzen.

Es giebt nur wenige allgemein verbreitete Sitten und Gebräuche der Stadt Hannover und deren Umgegend, bei denen nicht die eine oder andere Pflanze in irgend einer Hinsicht betheiligt ist. Wollte man schulmeisterisch verfahren, so könnte man dieselben erstens in ihrem Zusammenhange mit der einheimischen Flora, zweitens mit der eingebürgerten oder eingeführten, und endlich drittens mit der fremdländischen behandeln. Drei Thatsachen würden in Folge dieser Behandlung besonders hervortreten. Bei der Betrachtung der streng heimathlichen Pflanzen würde uns der innige Zusammenhang derselben mit den Ursitten und dem Naturdienste unsrer alten Vorfahren einleuchten; bei den aus fremden Ländern zugeführten und bei uns eingebürgerten Pflanzen würden wir auf die scharf ausgeprägten Gesellschaftszustände der entlegensten Völkerstämme stoßen. Die Anwendung der Myrthe und des Lorbeer würde uns das klassische Griechenland mit seinem vollendeten Schönheitssinne vor die Seele rufen, der Gebrauch des Tabacks uns an die an dramatischem Interesse reiche Entdeckung der neuen Welt erinnern, wo spanische Hidalgos mit einem gemischten Gefühle von Abscheu und Mitleiden nackte Winde zusammengerollte Blätter eines Giftkrautes rauchen, kauen und

schnupfen sahen oder englische Abentheurer mit hoch-gesinnten Indianern Nordamerikas die Friedenspfeife rauchten. Eine Betrachtung der Sitten und Gebräuche in ihrem Zusammenhange mit der streng fremdländischen Flora endlich, — der Geschichte der verschiedenen von uns alltäglich gebrauchten ausländischen Pflanzenerzeugnisse würde uns einen klaren Blick in die innigen und wichtigen Beziehungen thun lassen, welche zwischen den entlegensten Gegenden der Erde, den entferntesten Völkerschaften und uns selbst bestehen, und dürfte wohl geeignet sein, uns das schöne Band erkennen zu lassen, das die Gottheit um alle Menschen wohlweislich geschlungen hat. Die dampfende Theekanne würde uns an das durch Despotenmacht geistig erstarrte China, der geschlürfte Kaffee an das glückliche Arabien erinnern; bei der Betrachtung von Baumwollenstoffen würden wir einen Seufzer nicht unterdrücken können, daß es gerade, um Material zu diesen Geweben zu schaffen, nothwendig befunden wird, Negersclaven zu halten, daß gerade die unbedeutende Baumwollenpflanze der Zankapfel hat werden müssen, welcher die größte Staatengesellschaft des herrlichen Amerikas in ihren Grundfesten erschüttert. Doch da ich kein Schulmeister bin, so muß man es mir zu Gute halten, wenn ich nicht als

solcher lehre und mich mit Erstens, Zweitens und Drittens für heute ängstlich quäle, besonders da ich durch einen weniger methodischen Gang meinen Zweck vollkommen zu erreichen hoffe.

Eine Anzahl unsrer Sitten und Gebräuche ist eng an die Jahreszeiten und deren Erzeugnisse gekettet. Mit dem Verschwinden des Schnee's und dem ersten Wehen lauer Frühlingslüfte bemächtigt sich aller Bewohner nordischer Himmelsstriche ein unbezwingliches Verlangen nach frischem Grün. Nicht allein freut sich das Auge jedes neu-erkeimten Halmes, jeder geschwollenen Knospe, auch der Magen fordert gebieterisch seinen Antheil vom auflebenden Pflanzenschatze. Die Völker des höchsten Nordens, wie die Eskimos nnd Kamtschadalen, verzehren mit wahrem Heißhunger, der nur mit dem scorbut-befallener Seefahrer zu vergleichen ist, die ersten Sprößlinge von Sauerampfer, Ligusticum Scoticum und Spiraea Kamtchatica. Auch unsere Vorfahren, ehe sie den entscheidenden Schritt von der Barbarei zum wohlgeregelten Haushalte mit seinen vielen antiscorbuten Lebensmitteln gethan hatten, theilten gewiß dieses tiefgefühlte Verlangen nach frischer Kräuterspeise. Bewillkommnen ja noch heutiges Tages ihre Nachkommen die Brunnenkresse (Nasturtium officinale

R. Brown) und den Feld- oder Rapunzelsalat (Valerianella olitoria Mönch) als werthvolle Frühlingsgaben; und zeugt nicht noch die bis auf diese Stunde vorzugsweise am grünen Donnerstage in Hannover und dessen Umgegend allgemein gegessene Neunstärke, — ein aus Tauber-Nessel (Lamium album Linn.), Spinat, Körbel, Porro, Pimpinelle, Geschel (Aegopodium Podagraria L.), Sauerampfer, braunem Kohl, Kuhblume (Leontodon Taraxacum L.) zusammengesetztes Gericht, davon, daß wir uns dem Einflusse jener alten Sitte noch nicht gänzlich entzogen haben?

Palmsonntag wird in Hannover nur von dem römisch-katholischen Theile der Bevölkerung mit jenem pomphaften Ceremoniell begangen, das in südlich-gelegenen Ländern allgemein in Anwendung kommt. Bekanntlich fordert der Ritus ihrer Kirche das Tragen von ächten Palmenblättern an jenem Tage, und der Dattelbaum (Phoenix dactylifera Linn.) gilt traditionell für diejenige Pflanze, deren Laub bei Christi Einzuge in Jerusalem von der Volksmenge huldigend getragen und gestreut wurde. Ueberall wo ihr Laub auch nur zu erhalten ist, bedient man sich dessen, und sucht im Gegentheil es durch das anderer Palmen zu ersetzen, wie z. B. in Amerika durch das der Cohune (Attalea

Cohune Mart.) und der Coquito (Jubaea spectabilis H. B. K.). Bei gänzlicher Ermangelung von Palmenblättern kommen bescheidenere Stellvertreter an die Reihe. So gebraucht man in einigen Theilen Europas Oelzweige, in den Alpen die stechenden Fuebüsche, — die daher ihren Namen „Stechpalme" bekommen haben, — am Rhein und an der Mosel, sowie in einigen Gegenden Frankreichs den Buxbaum (Buxus sempervirens Linn.) und endlich in England und im nördlichen Deutschland, mit Einschluß Hannovers, die Salweide (Salix Caprea Linn.), zumal die schönen, mit männlichen Blüthenzweigen besetzten Zweige derselben. Palmsonntag ist daher der einzige Tag im Jahr, wo die letztere Pflanze, die nebst ihren verwandten Arten sonst nur als zu Bind- und Flechtwerk dienend, oder in der Hauspraxis als blutstillendes Mittel geltend, Beachtung findet, — eine symbolische Bedeutung und den exotischen Namen „Palme" annimmt. Hinsichtlich des Namens ergeht es der Salweide wie allen andern Pflanzen, die am erwähnten Feste als Stellvertreter des Dattelbaumes dienen müssen. Daß dieses so allgemein der Fall sei, scheint in der Literatur wenig bekannt gewesen zu sein, obgleich Goethe's Verse: Im Vatican bedient man sich Palmsonntags ächter Palmen 2c.

darauf hätten führen sollen. Wenn daher Shakespeare seine Rosalinde im Ardenner Walde einen „Palmenbaum“ finden läßt, so hat das Commentarschreibern bislang als ein bedenklicher Verstoß gegen die geographische Botanik gegolten, der ihnen viel Kopfzerbrechen gekostet hat. Hätten sie gewußt, daß mit dem „Palmenbaume“ nur eine gewöhnliche Weide gemeint war, es würde ihnen viel Nachdenken, viel Arbeit erspart worden sein.

Fällt das Osterfest spät oder unter milden Witterungsverhältnissen, so bietet Hannover schon manche Frühlingsblume. Die letzten Nachzügler der Schneeglöckchen werden mit Sträußchen von Zeitlosen (Leucojum vernum Linn.) und März- oder Leberblümchen (Hepatica triloba De Cand.) massenweise zum Verkauf ausgeboten, und streiten mit anderen, ursprünglich fremden Zonen entlehnten Frühlingsgaben um den Rang. Je weiter die Jahreszeit vorrückt, desto zahlreicher und mannichfaltiger werden die heimathlichen Bodenerzeugnisse. Die Eilenriede und sonstigen nahen Gehölze schmücken sich mit unzähligen blauen Hepatiken, weißen Wald-Anemonen und gelben Schlüsselblumen (Primula officinalis Jacq.), während Grasangern und Wiesen duftende Veilchen, Gänseblümchen (Bellis

perennis L.) und Butterblumen (Ranunculus Ficaria Linn.) entsprossen; auch die Kuhblume (Leontodon Taraxacum L.), deren junge Blätter um diese Zeit Feinschmeckern einen beliebten Salat liefern müssen, wird von den Kindern als eine alte liebe Bekannte begrüßt. Liefern ihnen doch die hohlen Blüthenstengel das erwünschte Material zu Ketten, und die federige Samenkrone, der Pappus, durch Abblasen das Mittel zu erfahren, „wie lange sie noch leben werden". Das Befragen der Blumen ist in unserm Volksleben tief, ja fast eben so tief gewurzelt, wie das des Delphischen Orakels im alten Griechenland; Goethe gelang es, dessen poetische Seite mit glücklichem Erfolge da zu benutzen, wo das unbefangene Gretchen sich über die Liebe des gelehrten Faust Gewißheit zu verschaffen sucht. Jedenfalls stammt der Gebrauch aus grauer Urzeit, wo es unsern Vorfahren noch unmöglich war, wegen gänzlichen Fehlens von Rock und Weste das immer mehr in Aufschwung kommende Abzählen der Knöpfe zu ähnlichen Zwecken in Anwendung zu bringen.

Das Auftreten der Maiblumen (Convallaria majalis Linn.) — des edelsten Schmuckes unserer heimathlichen Flora — mit ihren lebhaft grünen Blättern und weißen duftenden Wachsglöckchen, die dann

bald vollendete Belaubung der Bäume und die ersten Töne der wiedergekehrten Nachtigall verkünden die Annäherung des herrlichen Pfingstfestes, an welchem es allen guten Hannoveranern für eine heilige Pflicht gilt, in den frühen Morgenstunden, wenn noch der Thau auf Blatt und Halm perlt, nach den alten Warten und sonstigen Vergnügungsorten der Eilenriede zu wallfahrten, sich das städtische Gehölz in seinem neuen Frühlingsschmucke zu betrachten, und dabei dankbar der beiden wohlwollenden Feen zu gedenken, welche in dunkler, längst entschwundener Sagenzeit diesen schönen frischen Wald den Bürgern Hannovers vermachten. Der Volksgeschmack begnügt sich jedoch an diesem Feste nicht mit dem bloßen Ansehen der neu-belaubten Baummassen in freier Natur; er fordert mehr, und schon einige Tage, besonders am Sonnabend vor Pfingsten, gewahrt man ganze Fuder von Birkenbäumchen, — bei dieser Gelegenheit den Namen „Maibüsche“ führend, — in die Stadt fahren. Jeder, gleichviel ob Bewohner von Palast oder Hütte, versieht sich auf den ersten Pfingsttag, je nach seinen Räumlichkeiten und Mitteln mit einer Anzahl großer oder kleiner „Maibüsche“, und so stark ist die Nachfrage nach diesem beliebten Laubwerk, daß der Marktplatz der Stadt das

Ansehen gewinnt, als bereite sich ganz Hannover darauf vor, in der bekannten Scene von „Macbeth", wo „Birnams Wald auf Dunsinan heranrückt", handelnd mitzuspielen.

Ueber das Aufstellen der „Maibüsche" schreibt die Ueberlieferung keine bestimmte Regeln vor, daher der gute Geschmack freie Hand hat und gewöhnlich zur rechten und zur linken Seite der Haus- und Stubenthüren Pfingstbäumchen aufpflanzt. Zuweilen werden einzelne Zweige an dem Gebälk der Zimmerdecken oder über den Thüren, niemals aber an bestimmten Orten angebracht, daher dem Verfahren die Bedeutung des Misteldienstes, wie derselbe noch heut zu Tage in England und Wales stattfindet, gänzlich abgeht. Ueber den tiefern symbolischen Werth der Pfingstbäumchen bin ich mir nicht klar. Aufgehängte Zweige bedeuteten bei unsern Vorfahren stets etwas Heilbringendes, Gutes. In Oesterreich, namentlich in Wien, erblickt man noch jetzt frische Zweige als Aushängeschild von Weinschenken, und in England herrschte ein ähnliches Verfahren noch bis auf die jüngste Zeit, worauf das, auch vom großen Shakespeare gebrauchte Sprichwort: „Ein guter Wein bedarf keines Busches" (was so viel sagen will

als: „Das Aechte bedarf keiner Anpreisung") ohne Zweifel gegründet ist.

Sobald die Pfingsttage vorüber sind, müssen auch die armen „Maibüsche" erfahren, daß Volksgunst nur von kurzer Dauer ist. Sie, die noch gestern der Gegenstand allgemeiner Verehrung waren, verfallen heute schon als Brennholz dem Heerde. Nur eine Classe unserer Gewerbsleute, die Dachdecker, Maurer und Zimmerleute, treten bei dieser Gelegenheit als Conservative auf, indem sie bei allen sogenannten „Hausrichten" nicht verfehlen, an einer der höchsten Stellen des neuen Gebäudes oder des damit in Verbindung stehenden Gerüstes ein Birkenbäumchen anzubringen, und diese Sitte setzen sie so lange fort, bis der Herbst mit seinen Nachtfrösten einzieht und „wegen plötzlich erfolgender Unpäßlichkeit" der Birke, der immergrüne, immerschlagfertige Tannenbaum die Rolle der Wintermonate zu übernehmen die Gefälligkeit hat.

Wir dürfen nicht zum Hochsommer übergehen, ohne des Freischießens, als des Ehrentages unserer vaterländischen Eiche, zu gedenken. Alle Zelte, welche bei dieser Gelegenheit vor den Thoren der Stadt aufgeschlagen, sind festlich mit Eichenlaub geschmückt, und kein Schütze erscheint auf dem Tummelplatze der Fest-

lichkeit, ohne am Hute Eichenblätter zu tragen. Auch dem Schützenkönig, oder „besten Mann“, glaubt man beim Huldigungszuge nach seiner Wohnstätte kein gewichtigeres Zeichen der Anerkennung verleihen zu können, als ihm einen Kranz aus frischem Eichenlaub ehrerbietigst um den Hals zu hängen. Auffallend ist es bei dieser Festlichkeit, der deutschen Eiche den Vorrang vor dem städtischen Kleeblatt eingeräumt zu sehen. Das Letztere ist freilich vertreten, aber nicht durch lebendiges Grün, sondern nur durch todtes Blech vor den Hüten der Schützen und leblose Bilder auf den Fahnen und Wappen der Stadt. Bekanntlich hat auch Irland, wie die Stadt Hannover, das Kleebatt, — von ihm unter dem Namen „Shamrock“ verehrt, — als Nationalpflanze gewählt, wie England die Rose, Schottland die Distel, Wales den Porro, Costarica den Kaffeebaum, Mexiko die Opuntia, Peru den Chinabaum, Neu-Granada die Granate, Süd-Carolina die Palmetto, und Frankreich früher die Lilie. Aber Irland hat seinen innigen Verkehr mit demselben, ungleich dem pflichtvergessenen Hannover, niemals aufgehoben. Noch jetzt trägt jeder gute Irländer am St. Patricks-Tage den Shamrock am Leibe und erinnert sich dabei der Pflanze als derjenigen, welche den Schutzheiligen seines Vater-

landes dazu gedient haben soll, den heidnischen Kindern Erins das Mysterium der heiligen Dreieinigkeit zu versinnlichen. Die neuerdings angestellten Untersuchungen heraldischer Botanik über den Shamrock Irlands werfen auch ein Streiflicht auf das Kleeblatt Hannovers, das hier leicht berührt sein mag. Es scheint sich herauszustellen, daß, so lange noch dichte Urwälder die irische Insel bedeckten, der Name „Shamrock" sich nicht wie jetzt auf den weißen Klee, sondern auf den Wald-Sauerklee (Oxalis Acetosella Linn.) bezog, und damals das letztere Kraut eine nationale Verehrung genoß; das aber später, als durch Ausrodung der Urwälder und rasche Entwaldung der Sauerklee zu den Seltenheiten der irländischen Flora wurde, Name und Verehrung auf den gewöhnlichen weißen Klee übertragen wurden. Auch in der Kindheit Hannovers gab es in unmittelbarer Umgebung der Stadt dichte Urwälder, deren Wölfe sich keck bis in die Nähe einer heutzutage belebten Geschäftsstraße, dem großen Wolfshorn, — wollt' sagen große Packhofstraße — wagten, und deren Dickichte Raubgesindel wie Hanebuth und seinen Gesellen ein willkommenes Versteck boten. Damals muß auch der schattensuchende Sauerklee häufiger gewesen sein, als der sonneliebende Klee der Gattung

Trifolium, obgleich daraus durchaus nicht folgt, daß auch hier derselbe Wechsel wie in Irland Statt gefunden hat, oder daß Hannovers Jugend, wenn sie die Eilenriede durchstreifend den Sauerklee ißt, das Urbild des alten Stadtwappens thatsächlich in sich aufnimmt.

So lange der Klee, seinem normalen Wuchse treu bleibend, nur drei Blättchen entwickelt, hat er in Hannover außer gedachter heraldischer nur eine landwirthschaftliche Bedeutung als Viehfutter, doch sobald er durch einen Lusus naturae vier Blättchen treibt, wird ihm allseitig die seltene Zauberkraft zuerkannt, dem Besitzer Glück und Heil zu bringen. Bisweilen gewahrt man ganze Schwärme junger Männer und Mädchen emsig die roth- und weißblühenden Kleetriften nach diesem Talisman durchsuchend. Einige von ihnen sind gleich anfangs begünstigt, Andere mühen sich stundenlang ab ohne das Gesuchte zu finden, und schließen höchstens ihre Arbeit mit der schmerzlichen Erfahrung, daß das Glück selbst in der Vertheilung seiner Symbole launig ist. Das gefundene Zauberkraut wird sorgfältig nach Hause getragen und sicheren Ortes aufbewahrt, erhält aber noch (so wird versichert) eine ganz besondere Wirksamkeit, wenn es Freunden unvermerkt zugesteckt und so unbewußt getragen wird.

Vierblättriger Klee steht nicht allein in Hannover und in Deutschland überhaupt, sondern fast in allen europäischen und nordamerikanischen Ländern in magischem Ansehen. In Griechenland glaubt das Volk, wie Landerer versichert, durch diese Pflanze Schätze heben und allen Heilmitteln widerstehende Krankheiten heilen zu können; in England und Schottland schreibt man ihr ebenfalls übernatürliche Kräfte zu. Einen siebenblättrigen Klee, den man in Groß-Britanien als den allerwirksamsten preißt, habe ich selbst nie gefunden, und war schon im Begriff ihn wie das vollkommene Glück für eine ideale Schöpfung zu halten, als mir durch meinen Freund, den Prof. Hoffmann mehrere auf Gießen's Fluren gesammelte Exemplare zugestellt worden. Ein alter Zauberer hätte sich über dieses Geschenk nicht mehr freuen können als ich es that. Auch ich versuchte damit einen Schatz zu heben, — freilich nur einen der in der Gestaltenlehre unserer Wissenschaft verborgen liegen dürfte.

Hannover ist schon zu sehr Großstadt, um die Idylle des Erntefestes in Scene setzen zu können. Selbst in den Vorstädten und naheliegenden Dörfern hat das Fest einen mehr prosaischen als poetischen Anstrich. Doch wird am Martinstage durch die Jugend daran erinnert, daß die Obstlese beendigt sei. Abends ziehen

Schwärme von Knaben und Mädchen, häufig Kürbislaternen mit phantastischen Figuren tragend, von Haus zu Haus, namentlich in den Vorstädten, und machen sich durch Anstimmung des niedersächsischen Liedes:

„Martin! Martin! Heeren!
De Appel un de Beeren,
De Nötte mag eck geeren"

bemerkbar. Werden ihnen jedoch nach mehrmaliger Wiederholung dieser schwungreichen Strophen keine Früchte geschenkt, so suchen sie ihrer Täuschung in Reimen schmeichellosen Inhalts Luft zu machen, und wenden sich bittend der nächsten Thüre zu.

Hannover liegt ferner zu weit nördlich, um sich eines Winzerfestes freuen zu können. Als Land der Suppe und des Schwarzbrodes bedarf es leichter, warmer Weine, die etwas Gerbstoff enthalten, und diese werden ihm von dem Süden zugeführt. Nur unsere israelitischen Mitbürger, eingedenk ihrer großen Vergangenheit, feiern am Laubhüttenfeste zugleich ein Dankfest der Weinlese und ein allgemeines Erntefest. Die Bemittelten unter ihnen errichten bei dieser Gelegenheit in Gärten oder Hofräumen eine Hütte, deren Dach mit dem aufgeschossenen Kraute des im Frühling als Gemüse beliebten Spargels gedeckt, und

deren Inneres geschmackvoll mit Blumen und Früchten geziert wird. Wenn Abends die Kerzen angezündet und das helle Licht durch die grüne Blättermasse blinkt, macht das Ganze, besonders auf Denjenigen einen tieferen Eindruck, der mit der hohen Bedeutung des Festes vertraut, im Geiste den langen Zug der Israeliten sich mühsam durch die Wüste winden sieht, bald nach nahrhaften Ausscheidungen des Mannabaumes, bald zwischen dürren Felsen nach Wasser suchend und dabei im Herzen sich den unerschütterten Glauben an die Einheit der Welt, an einen einzigen Gott bewahrend, wie ihn die Priester Egyptens auf ihren großen Denkmälern in Zeichen verkündeten, die nur durch den glücklichen Fund eines Rosettasteines der erstaunten Nachwelt verständlich zu werden bestimmt waren. Am ersten Tage des Laubhüttenfestes ist es den Israeliten zur Pflicht gemacht, beim Gottesdienste die Frucht des Baumes Cedris, ein Palmenblatt, ein Myrthenreis und einen Zweig der Bachweide, letztere drei in einem Bunde vereinigt, mit den Worten: „Ihr sollt euch damit vor dem Herrn eurem Gott freuen" zur Hand zu nehmen. Die Frucht des Cedris-Baumes ist eine Citronenart, das Palmenblatt gehört dem Dattelbaume an, der bekanntlich im Morgenlande wächst, und

in Oberitalien, namentlich in der Umgegend Genua's seiner Blätter wegen, die in ganzen Schiffsladungen abgehen, angebaut wird, und bei diesem Feste noch, wie Hahmann will, als Ueberbleibsel des früheren Baumkultus auftritt. Die Myrthe ist die gewöhnliche großblättrige Form, doch müssen es kräftige, lange Schüsse sein, besonders solche, die anstatt der gewöhnlichen zwei entgegengesetzten Blätter drei quirlständige entwickelt haben. Als Bachweide dient jede beliebige Salix-Art. Die Bibel geht auf die Symbolik dieser Pflanzen nicht ein, und Commentarschreiber haben daher den hier gebotenen Spielraum wacker benutzt.

Anfangs November ist die Entlaubung der Bäume fast vollendet, und der Winter steht gebieterisch Einlaß fordernd vor der Thür. Wiederum wendet sich der Blick der heimathlichen Pflanzenwelt zu, und die Flora der Vorwelt wie die der Jetztwelt muß die Mittel schaffen, den kalten Eindringling zurückzuschlagen. Das nahe Deistergebirge liefert sein Contingent in Form von Steinkohlen, die Moorgegenden der Nachbarschaft das ihrige in brauchbarem Torf, die verschiedenen Forsten in Eichen-, Buchen-, Birken-, Fichten-, Tannen-, Hainbuchen- und Erlenholz. Lange Rauchsäulen, die wirbelnd den Dächern der Häuser entsteigen, geben bald

davon Zeugniß, daß diese Hülfstruppen ein ernsthaftes Gefecht mit der feindlichen Kälte eingegangen sind. Lange und anhaltend währt der Kampf; denn obgleich der Feind in jedem beharrlichen Angriffe unterliegt, so droht er doch, keck die Offensive stets wieder ergreifend, in das Innere der Wohnungen einzudringen. So in fortwährendem Kampfe mit den Elementen langt Hannover bei dem frohen Weihnachtsfeste an. Die langen Winterabende werden traulich verlebt und bieten prächtige Gelegenheit, Ueberraschungen für das kommende Fest vorzubereiten. Doch die Chronik dieser Ereignisse gehört nicht in unsern Bericht. Uns liegt es vielmehr ob, nachzuspüren, welche Pflanzenstoffe der heimathlichen Flora zur Schmückung des öffentlichen Christmarktes beitragen, und da müssen wir denn schon unsere Landsmänninnen emsig sticken, nähen und stricken lassen, um möglichst einen Blick in die Werkstube einer jener namenlosen Künstlerclassen zu thun, die alljährlich den Christmarkt mit Figuren aus Torf, Zwetschen und Rosinen, mit Pyramiden aus Papierschnitzeln und frischen Tannenbäumen versieht. Solch ein Torffigurenschneider ist oft ein Genie seiner Art. Am Tage Eckensteher, Holzhauer oder Lastträger, hat er sich durch sein öffentliches Auftreten eine genaue Kenntniß von jeder irgend auffallenden Persönlichkeit erworben, deren Eigenthümlichkeiten er manchmal mit viel Humor in einer

Kunst zu verwerthen weiß, die nicht wie manche andere allein nach Brod, sondern auch zugleich nach Torf geht. Oft sind diese Figuren, — sie heißen in der Kunstsprache alle, gleichviel welchen Geschlechts, „Torfkerle", — an zwei Fuß groß und würdig, als Cabinetsstücke aufbewahrt zu werden. Bei den in derselben Werkstube entstehenden Rosinenkerlen, — auch Kerlen! — mit Zwetschenlenden, gestattet das Unplastische des Materials weniger Spielraum und verlangt noch obendrein „Enthaltsamkeit", doch begegnet man auch unter ihnen bisweilen manch' auffallender Erscheinung.

Endlich ist das Weihnachtsfest da, das nach idealem Begriffe nie ohne seine gehörige Staffage von Schnee und Frost auftreten darf, da ja einem „grünen Weihnachten ein weißer Ostern folgt" oder wie ein schottisches Sprichwort will: weil „Ein grünes Julfest volle Kirchhöfe macht". Daher ist es in der vorgeschriebenen Form auch am willkommensten, und die grünen Tannenbäume mit ihrer hellen Kerzenpracht treten gegen das weiße Leichentuch, das Wald und Flur bedeckt, um so angenehmer hervor. In Hannover bedient man sich vorzugsweise der Abies nobilis zu Christbäumen; auch erblickt man einzelne Fichten. Selbst Pyramiden von Buntpapier tauchen hie und da als Stellvertreter des Weihnachtsbaums auf, gleichsam als wollten sie uns daran erinnern, daß manche unserer Alterthumsforscher

den Zusammenhang nachzuweisen versucht haben, der zwischen unserm Weihnachtsfeste und der geheimnißvollen Gottesverehrung bestanden haben soll, der die Pyramiden Egyptens vielleicht ihren Ursprung verdanken.

Die Fastnachtszeit wird in Hannover nicht durch einen öffentlichen Karneval gefeiert, wohl aber gebietet eine althergebrachte Sitte das Backen von Hedwigen aus Weizenmehl und Corinthen, sowie das „Fuen“ mit den Zweigen des stacheligen Hülsenstrauches (Ilex Aquifolium Linn.). Schon einige Wochen vorher begeben sich die Lehrlinge der Bäcker und Böttcher, auf welche von allen Gewerbsleuten die Sitte vorläufig beschränkt bleibt, — mit Hülsensträuchen, oder wie man sie in der Landessprache nennt „Fuebüschen“, woran sie Knittergold und bunte Bändchen gebunden, nach den verschiedenen Häusern, wo ihrer Lehrherren Kunden wohnen, um sich von der Herrschaft Trinkgelder zu erbitten, namentlich aber um von den Mägden Bänder zu erzwingen, indem sie im Weigerungsfalle Hände und Arme derselben mit den stacheligen Hülsen tüchtig schlagen, oder, wie es heißt „fuen“. Am sogenannten Fastnachtstage wird dieser Brauch allgemeiner, und spielt namentlich auf den umliegenden Dörfern eine größere Rolle, wo sich das junge Volk wochenlang vorher auf die munteren Scherze freut, welche bei dieser Gelegenheit an der Tagesordnung sind.

Zweiter Vortrag.

Wenn es zu allen Zeiten verhältnißmäßig wenige Botaniker gegeben hat, so ist das sicher nicht dem Mangel an angeborner Neigung zuzuschreiben. Fast jeder Mensch tritt mit Vorliebe zu den Pflanzen in die Welt, und nur unsere eigene Abstumpfung ist Schuld, wenn diese reine Quelle der Freude früh versiegt. Das Sammeln von Blumen wird von Kindern mit einer Leidenschaft betrieben, wie sie sich bei Erwachsenen kaum zur Zeit der holländischen Tulpenwuth zeigte, und Holz, Blätter, Blüthen und Früchte liefern unerschöpflichen Stoff zu munteren Spielen und fröhlicher Unterhaltung. Der verstorbene Henslow, ein ebenso vortrefflicher Botaniker als geachteter Geistlicher Englands, hatte dieser Jugendneigung eine praktische Richtung zu geben gewußt, indem er in seinem Kirchsprengel Ausstellungen veranstaltete, deren Erzeugnisse ausschließlich von Kindern eingeliefert und von den Kleinen häufig mit für die Gegend völlig neuen Pflanzen beschickt wurden.

Fast das ganze Jahr dauert bei uns der enge Verkehr zwischen der lebhaften Kinder- und der stillen Pflanzenwelt fort. Das Schlagen von Tonnenbändern aus Weidenholz, das Peitschen der Kreisel oder „Pindöpe“ aus Lindenholz und das Steigenlassen von Papierdrachen mit Rücken von leichtem Tannenholz haben alle ihre Saison, die mit ebenso großer Regelmäßigkeit wiederkehrt als die des Badens, Reisens oder Maskeradenlebens in der Gesellschaft der Erwachsenen. Schon mit dem Eintreten des Saftes in die Bäume beginnt für unsere Knaben die alljährlich wiederholte Arbeit des Flötenmachens. Daumendicke Zweige der Kopfweide werden in 1 bis 1½ Fuß lange Stücke geschnitten, und durch Klopfen mit dem Rücken eines Taschenmessers so bearbeitet, daß sich die Rinden- und Bastmasse von dem Holzkörper trennt, was die jungen Instrumentenmacher in den Stand setzt, den letzteren herauszuziehen, und das Haupterforderniß einer Flöte, eine Röhre zu gewinnen, der dann bald das Mundstück und die übrigen Erfordernisse angepaßt sind. Oft erblickt man ganze Haufen von Knaben, diese kunstlosen Instrumente blasend, im geregelten Tritt und Schritt und mit jugendlicher Unbefangenheit daher marschiren, sich der entlockten wilden Töne ihrer selbstgeschnitzten

Weidenflöte freuend, wie es kaum ein Meister seines Instrumentes zu thun vermag.

Wenn bei Anfertigung dieser Flöten das Eintreten des Saftes nur unbewußt beachtet wird, so sind sich die Knaben über jenen Vegetationsproceß um so mehr klar bei Ausübung eines anderen Verfahrens, das nach altherkömmlicher Sitte jetzt an die Reihe kommt. Ich schwatze hoffentlich nicht aus der Schule, wenn ich hier des Anzapfens der Birken gedenke, das mir noch aus meinen Jugendjahren als ein gewagtes, aber damals wünschenswerthes Unternehmen vorschwebt. Versehen mit einem Bohrer, einer Federspule und einem Fläschchen begeben sich zwei oder drei auf Leib und Leben Verschworene nach der Eilenriede oder einem sonstigen nahe gelegenen Gehölz, das Birken aufzuweisen hat. Sich schüchtern nach allen Seiten umsehend, ob etwa nicht der zu begehende Waldfrevel von dem wachsamen Auge des Försters gewahrt werde, bohrt der Kühnste der Verbündeten ein Loch in den Stamm der Birke; rasch wird die mitgebrachte Federspule an einem Ende in das Loch, am andern in das Fläschchen gesteckt, das bis zu dem entscheidenden Augenblicke unberufenen Blicken entzogen war. Das Ueberdecken der seltsamen Destillirmaschine mit frischen Moosplatten, eine genaue

Notirung der denkwürdigen Stelle, und das Ergreifen des Hasenpaniers ist das Werk eines Augenblicks. Ich schweige von den hohen Erwartungen, welche jetzt über den zukünftigen Inhalt des Fläschchens laut werden, über die verklärten Gesichter, welche sich zeigen, wenn der günstige Erfolg des kühnen Wagstücks sich herausstellt. Man muß alle die Phasen als ächt hannoversches Kind selbst mit durchgemacht haben, um sie zu begreifen, sie würdigen zu können. Kein Türke schlägt sein theuer erkauftes Rosenöl höher an, als ein hannoverscher Knabe die wenigen Tropfen Birkensaft, welche er einem heimathlichen Baume entzog. Denn lehrt ihm nicht die unantastbare Ueberlieferung der Schulstube, daß der Gebrauch des abenteuerlich errungenen Saftes ihm bald Schnurr- und Backenbart erzeugen, ja seinem vielleicht struppigen Haarwuchs jene gefälligen Kräusel verleihen wird, um die er seine krausköpfigen Kameraden so sehnsüchtig beneidet?

Der Förster hat sich noch über eine andere Sitte zu beklagen, die von ihm zu den Waldfreveln gerechnet wird: die des Einschneidens von Schriftzügen in Bäumen. Der Knabe — besonders wenn er ein neues Taschenmesser erhalten hat, — schnitte seinen Namen „gern in alle Rinden ein" doch eignet sich die runzlige der

Eiche, oder die abblätternde der Föhre und Birke weniger dazu als die glatte feste der Buche, Erle und Hainbuche, daher die letzteren, besonders aber die Buche, gewöhnlich das Denkmal werden muß, welche kommenden Geschlechtern die erstaunliche Thatsache überliefert, daß irgend ein unbekannter Jüngling an einem gewissen Tage so viel Jahre nach Christi Geburt den auserkorenen Baum besuchte. Das ganze Gehölz der Eilenriede ist auf diese Weise zum lebendigen Fremdenbuche geworden, das wahrscheinlich viel älter ist als die frühesten Jahrgänge Schriften ähnlicher Richtung, welche man an vielbesuchten Orten der Welt aufgelegt findet

Im Sommer liefern Feld und Wald reiches Material zu allerlei Spielen und Späßen. Geht's in die Getreidefelder, so liefern blaue Kornblumen (Centaurea Cyanus Linn.) und rothe Rahlblumen (Lychnis Githago Lam.) Material zu Kränzen und Gewinden geht's an die Bäche und in die feuchten Wiesen, so werden Binsen (Juncus effusus Linn. et conglomeratus Linn.), sogenanntes „Risch," zu kleinen Korbgeflechten gesammelt. Ist der Ausflug auf die Wege und freien Plätze der Vorstädte beschränkt, so mangelt's auch selbst dort nicht an Stoff zur Unterhaltung. Das Mark des Fliederbaumes (Sambucus nigra

Linn.) — ein zum Reinigen der Uhrzapfen von Gewerbsleuten gesuchter Artikel, — wird zu sogenannten „Wippermännchen", das Holz zu Knallbüchsen verarbeitet; die als „Käsepflanzen" bekannten Malven (Malva borealis et Malva rotundifolia Linn.) müssen ihre Früchte ebenfalls zu Spielwerk hergeben, während die rothe wie die weiße Taube-Nessel (Lamium purpureum Linn. et album Linn.) sich bequemen Kinderlippen den süßen Nectar ihrer Blüthen zu überlassen. Auch die Hirtentasche (Capsella Bursa pastoris Mönch) findet dieselbe vorübergehende Beachtung, die ihr nach Hartmann auch im schweizerischen Canton St. Gallen gezollt wird. Ein Fruchtzweig derselben wird irgend einem Ungweihten mit der Aufforderung, ein Schötchen davon abzupflücken, vorgehalten. Leistet er der Aufforderung unbedingt Folge, so ruft die ganze dabei stehende Schaar jubelnd aus: „Hast deinem Vater und deiner Mutter einen Beutel voll Geld gestohlen!", welcher Ausruf auch in der Nomenclatur der Kinderwelt als Name der Hirtentasche gilt, und durch seine Unbequemlichkeit an Macpalxochitlquahuitl und andere ellenlange mexikanische Pflanzenbenennungen dem erinnert. Die Pointe der Sache scheint hier in gänzlichen Mangel an Zusammenhang zwischen der befolgten Aufforderung und der unerwarteten

Beschuldigung zu liegen, und man muß eben selbst Kind oder — Dichter sein, um sich über so etwas freuen zu können. Die beiden Nesselarten unserer Gegend, die große wie die kleine Urtica (dioica Linn. et U. urens Linn.) geben Anlaß zu mancher Neckerei, bei der sich oft alle Betheiligten so stark „verbrennen" daß sie den schmerzenden Stellen durch Auflegen frischer Erde Linderung verschaffen müssen. Die Blüthenköpfe der verschiedenen Kletten-Arten (Lappa sp. plur.) dienen ebenfalls zu Neckereien, indem sie sich von den Kleinen gegenseitig auf die Köpfe geworfen werden und durch ihre Häckchen mit der Haarmasse in so arge Verwicklung gerathen, daß es einige Schwierigkeit kostet, die Eindringlinge wieder los zu werden. Wie dauernd manchmal solche Jugendspiele auf den Gedankengang reiferer Jahre einwirken, davon haben wir hier ein Beispiel; denn in Anbetracht des unwillkommenen, zudringlichen Gastes in den Locken unsers Kinderkopfes sagen wir allgemein von unsern Schmarotzern, sie hängen sich an wie Kletten — und das sagen wir noch in einer Zeit, wo wir alle Berührung mit den gewachsenen Kletten längst aufgegeben haben, außer beim Gebrauche des daraus gewonnenen Oels zur Wiederbehaarung stets zu früh entstehender Glatzen.

Bieten schon die erwähnten Orte viel Anziehendes, so thut es noch in weit höherem Grade die Eilenriede und andere naheliegenden Wälder, die bis spät in den Herbst hinein Vorrathskammern bleiben, wo schwarze Johannisbeeren (Ribes nigrum Linn.), wilde Stachelbeeren, (Ribes Grossularia L.), Erdbeeren, Bickbeeren, Himbeeren, Brombeeren (Rubus fruticosus L.) und zuletzt noch Haselnüsse, Buchennüßchen (vulgo „Buch"), Schlehen (Prunus spinosa L.), Hagebutten (Rosa canina Linn.) und Molderbrot (Crataegus Oxyacantha Linn.) massenweise vorhanden sind und nur darauf warten, um von der Hand dem Munde zugeführt zu werden. Wenn endlich der Herbst dem Laube die mannigfaltigsten Färbungen giebt, da reift das Obst, und Früchte aller Art stellen sich ein. Die schönen blanken Roßkastanien werden in Ketten und kleine Lämpchen verwandelt. Eine Haselnuß, ein Stöckchen, eine Kartoffel und ein Endchen Zwirn geben eine schnurrende Spindel ab. Verschiedene Bohnensorten werden emsig gesucht, um bei dem beliebten „Knickerspiele" in einen auf die Erde gezogenen Kreis gesetzt, und durch kleine Kugeln (Knicker) aus Marmor, Achat. Thon, Blei oder Glas herausgestoßen zu werden. Eine volle Tasche mit Bohnen vertritt bei der hannoverschen

Kinderwelt die Stelle des Geldes, wie einst Beutel voll Cacaobohnen bei den noch in geistiger Kindheit befindlichen Mexikanern. Als Einheit gelten kleine gelbe Bohnen; einen zweifachen Werth besitzen die gewöhnlichen türkischen, und einen sechsfachen die letzteren, wenn sie eine eigenthümliche lila Färbung zeigen, wo sie dann als Kaiser im Umlauf sind.

Die Schaubühne nimmt die Aufmerksamkeit der Hannoveraner zu sehr in Anspruch, als daß sie hier gänzlich unberührt bleiben dürfte, wäre es auch nur um der zierlich gebundenen Blumensträußchen und der sogenannten Lorbeerkränze zu gedenken, welche den Darstellenden als Beifallsbezeugung huldigend zugeworfen werden. Ich sage absichtlich „sogenannte“ Lorbeerkränze, denn Jemand, der hinter die Coulissen geschaut, weiß, daß aus der nahen Eilenrinde geholtes Fuebusch-oder Stechpalmenlaub, dem die Stacheln abgeschnitten oder auch die Blätter des Laurustinus (Viburnum Tinus) in vielen Fällen die Stelle des classischen Lorbeer vertreten müssen. Auch kreuzen sich die Interessen der Wissenschaft mit denen der Bühne in in mehr als einer Beziehung, und zwar seit dem Tage, wo Caroline Neuberin historisch richtige Anzüge einführte und wo der früher nur mit Worten angedeutete

Hintergrund der Bühne ein möglichst treues Bild des Ortes der Handlung wiedergab. Der Naturforscher kann indeß in seiner Stellung zur Kunst nur Purist sein. Der Anblick eines blühenden Kirschbaumes neben einem reifen Getreidefelde in ein und derselben Decoration berührt ihn ebenso unangenehm wie das musikalische Ohr eine falsche Note. Unsere Hofbühne hat in der Herstellung richtiger Decorationen in neuester Zeit manchen Fortschritt gemacht und sind namentlich tropische Pflanzenformen mit einer Treue wiedergegeben, daß sie sofort wissenschaftlich bestimmt werden könnten. Die Prachtwerke unserer großen Reisenden, sowie die Pflanzenschätze der königlichen Gärten haben dazu das Material liefern müssen, und vom botanischen Standpunkte aus würde man das Geschaffene loben können, wären nicht Gewächse der östlichen und westlichen Halbkugel bunt durch einander gemischt. Doch die Decorations- wie die Landschaftsmalerei ist noch zu sehr in ihrer ersten Kindheit als daß sie allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügen könnte, und mit der Blumenmalerei steht es so schlecht, daß wir in ganz Deutschland nur zwei Männer haben, die in dieser Kunst Meister sind. Fehler und Verstöße, die der Fachgelehrte auf den ersten Blick gewahrt, fallen manchen

Malern kaum auf, weil ihnen die tiefere Einsicht, welche das wissenschaftliche Studium verleiht, abgeht; z. B. bei Betrachtung des bekannten Stahlstiches „Joseph von seinen Brüdern verkauft" springt es dem Botaniker sogleich in die Augen, daß unter der Wüstenvegetation sich die freilich jetzt im Morgenlande viel und weit verbreitete Cactuspflanze (Opuntia vulgaris) findet, die doch zu den Zeiten der Pharao's die Grenzen der neuen Welt nicht überschritten hatte. Aehnliche Anachronismen gewahren wir zuweilen auf der Bühne, und zwar durch einen Schicksalsstreich meistens da, wo man sich bemüht hat, recht naturgetreu zu sein. So gab man neulich in einer größeren Stadt das Schauspiel: „Die Sabinerinnen". Da sah man freilich die melancholische italienische Pinie, die schlanke Cypresse und die hundertjährige Agave, wie sie heutzutage um Rom vorkommen. Nichtsdestoweniger mußte das stacheligte Laub der Letztern jedem Eingeweihten ein anachronistischer Dorn im Auge sein, da bekanntlich die Agave americana erst nach der Entdeckung des Columbus das Bürgerrecht in Europa erlangte.

In allen Ländern des nördlichen Europa, so auch bei uns, ist die Fenstergärtnerei beachtungswerth. Oft geben in den ärmlichsten Hütten, wo der praktische

Ernst des Lebens grinsend vor der Thüre steht, einzelne wohlgepflegte Blumenstöckchen davon Zeugniß, daß bei dem Bewohner Sinn für Poesie nicht gänzlich erstarrt ist. Doch das Verzeichniß der auf diese Weise gezogenen Gewächse ist selbst bei bemittelteren Leuten im allgemeinen gering, und trotz der zahlreichen Neuigkeiten, die kühne Reisende uns alljährlich, bald aus düsteren Urwäldern der Tropen, bald aus lichten Ebenen und feuchten Bergschluchten der gemäßigten Zone zuführen, gewinnt es wenig an Ausdehnung. Da erblicken wir dasselbe rothe Schustergeranium, das dankbarere Sorten schon längst aus allen Gärten verdrängt haben, dasselbe Epheu-, Citronen- und Muscatgeranium, das bereits unsere Großeltern zogen, die Brand-Aloe, von der gelegentlich Nachbarn ein Blatt zur Heilung von Brandschäden erhalten, die Meerzwiebel, den Rosmarin, das Eiskraut, die Perlaloe und die am Vorgebirge der guten Hoffnung von Schweinen so gern gefressene Calla; ein Monatsröschen, ein Heliotrop, eine Fuchsia und im Sommer Balsaminen, Basilicum und Reseda schließen sich der schönen Reihe an. Selten fehlt jedoch die feinblättrige Myrthe. Diese, früher der Venus heilig, steht jetzt unter dem besonderen Schutze unserer deutschen Mädchen, und eine jede hält es für Pflicht,

wenigstens ein Myrthenstöckchen in ihre unmittelbare Pflege zu nehmen, um stets Material zur Hand zu haben, den „schönen grünen Jungfernkranz" zu winden, wenn die Busenfreundin ihren Ehrentag feiert. Es hat daher die Myrthe eine viel höhere symbolische Bedeutung im deutschen Leben als der Brautkranz von Orangenblüthen im englischen und französischen, und keine Hochzeit würde ohne sie vollkommen sein. Die tiefe, darin liegende Poesie wird freilich von Denjenigen gänzlich übersehen, welche uns so viel von Civilehe vorreden. Keine Wünschelruthe, so mächtig sie auch nur das Märchen ersinnen kann, dürfte eine solch' magische Wirkung hervorbringen, als es der Myrthenkranz in dem Augenblicke thut, wo er auf die Locken der Braut gedrückt wird. Eine liebliche Verklärung überströmt ihr ganzes Gesicht, verwandelt die leblosesten Züge und rechtfertigt gewissermaßen die häufig gehörte Bemerkung, daß es keine häßliche Braut gebe. Bald nach der Trauung wird der bedeutungsvolle Kranz abgenommen, und jede Brautjungfer sucht dann wenigstens ein Sproß desselben zu bekommen, um ihn als Steckling zu benutzen. Mit Myrthenstecklingen sind jedoch unsere Fenstergärtner selten erfolgreich, obgleich dieselben unter geschickter Hand wie Unkraut wachsen. Es kommen

recht viele mißglückte Versuche vor; auch sagt man, es sei nothwendig, am untern Ende des Stecklings ein Kreuz zu schneiden, um in dasselbe ein Gerstenkorn zu stecken. Durch einen Proceß, der nicht weiter erklärt wird, soll der Steckling zu derselben Zeit Wurzel schlagen, wo das Gerstenkorn zu keimen beginnt. Ehe ich wußte, daß es nöthig sei unmittelbar unter den Blattansätzen den Steckling abzuschneiden, damit er leicht Callus bilden könne, machte ich bisweilen Versuche in jener Richtung, hatte jedoch damit ebenso wenig Glück als mit den Sperlingen, die ich durch Aufstreuen von Salz auf den Schwanz einzufangen hoffte.

In dem bekannten Brautliede heißt es freilich in Bezug auf die sich Verheirathende: „Sie hat gesponnen sieben Jahr'", allein das findet wohl auf unsere gegenwärtigen Verhältnisse wenig Anwendung, da die enge Verbindung, welche sonst zwischen unseren Volkssitten und dem Flachse bestand, tagtäglich lockerer wird. In den Städten ist sie fast gänzlich gelöst, und selbst auf dem Lande werden schnurrende Rädchen wie heitere Spinnlieder, die sonst manchen Winterabend belebten, bald den Idyllen einer entschwundenen Zeit angehören. Theils ist es die Anwendung der Dampfmaschine, welche den Flachs aus der Hand alter Mütterchen und des

Hausgesindes in die der Fabrikanten spielt, theils aber auch das Verdrängen des Flachses durch die Baumwolle, wodurch dieses Resultat bewirkt wird. Es ist in der That seltsam zu beobachten, wie ein Gewächs, dessen unsere Stämme seit Jahrtausenden mit Vorliebe gepflegt haben, mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wird, und zwar ohne aufgehört zu haben, allgemein geschätzt zu werden. Schon Plinius spricht von dem Gebrauche des Linnens bei den Germanen und Galliern, und man dürfte wohl annehmen, daß ihn unsere Vorfahren in Hochasien lernten, ehe sie ihre große Wanderung gen Westen antraten, wenn nicht der Flachs gegenwärtig nur des Leinöls halber in Ostindien gebaut würde, ebenso wie der Hanf massenweise nicht seiner zähen Faser, sondern seines betäubenden Harzes wegen gezogen wird. Daß der Gebrauch von Egypten gekommen sei, war früher eine, in wissenschaftlichen Kreisen bestrittene Annahme, indem man glaubte, die Mumien jenes Landes seien in Baumwolle gewickelt. In einer der königlichen Gesellschaft zu London übergebenen Abhandlung wird jedoch, gestützt auf die Forschungen unseres Landsmanns Bauer, von Herrn Thompson der Beweis geliefert, daß jene tausendjährigen Leichentücher nicht, wie fälschlich angenommen,

Baumwolle, sondern Linnen seien. Die einzelnen Fasern des ersteren Stoffes sind nämlich plattgedrückte, korkzieherartig-gedrehte Cylinder, während die des Flachses runde Fäden darstellen, die keine natürliche Neigung zum Drehen besitzen. Selbst bei schwacher mikroskopischer Vergrößerung tritt dieser Bau deutlich hervor, hebt jeden Zweifel über das Wesen des Mumienzeuges, und zeigt, daß die Ansicht Rossellini's, die alten Egypter haben die Baumwolle zur Umwicklung ihrer Todten gebraucht, unrichtig sei. Freilich wird gegenwärtig nach dem Zeugnisse Unger's in Egypten kein Lein mehr gebaut und werden von den heutigen Egyptern nur Stoffe aus Baum- und Schafwolle getragen. Daß die alten Egypter Flachs kannten, wird ferner durch Moses 2. Cap. 10 Vers 29 — 31 bestätigt, wo es heißt, der Hagel habe den Flachs und die Gerste vernichtet, als Moses sich vergeblich bei Pharao bemühte, die Auswanderung Israels zu gestatten. Eine lange Reihe wissenschaftlicher Forschungen würde erforderlich sein, ehe wir uns in der Lage befinden, über einen anscheinend so einfachen Gegenstand als den Gebrauch des Flachses nach allen Seiten hin genügende Rede und Antwort zu stehen.

Der Schleier, welcher über der Urgeschichte desselben schwebt, ist kaum gelüftet.

Die Kopfbedeckungen, welche unter dem Namen der Panama-Hüte seit einigen Jahren bei uns Eingang gefunden haben, werden nicht alle auf der Landenge von Panama verfertigt, sondern bei Weitem die Mehrzahl derselben und noch dazu die besten Sorten in Manta, Monte Christo und anderen Orten Neu-Granada's, südlich von Panama. Diese Hüte werden fast auf dem ganzen Festlande von Amerika und Westindien getragen, die besten kosten 150 — 200 Dollar und kommen selten nach Europa, nur die schlechteren gröberen Sorten, die in den tag- und nachtgleichen Gegenden der Neuen Welt von den Negern und unteren Volksclassen gebraucht, werden massenweise eingeführt. Panamahüte zeichnen sich vor anderen Strohhüten dadurch aus, daß sie ganz geflochten, durchaus nicht genähet, dabei leicht und biegsam sind. Man kann einen solchen Hut aufrollen und in die Tasche stecken, ohne daß es ihm großen Nachtheil bringt. In der Regenzeit wird er leicht schmutzig; dann wäscht man ihn mit Seife und Wasser, hierauf mit Zitronensaft oder irgend einer andern Säure und setzt ihn der Sonne aus; so wird seine Weiße leicht hergestellt. Ich war der Erste, welcher über diese

Hüte einen Aufsatz veröffentlichte, und darf daher wohl ein Wort über ihre Verfertigung einschalten. Die Pflanze, deren Blätter dazu genommen werden, heißt im gemeinen Leben „Jipijape" oder „Portorico" und in der botanischen Sprache Carludovica palmata. Sie hat das Ansehen einer Palme und findet sich längs der Westküste Neu-Granadas und Ecuadors. Die Blätter werden eingesammelt, ehe sie sich entfalten, aller Rippen und gröberen Fasern beraubt, und nachdem sie einen Tag der Sonne ausgesetzt gewesen, in kochendes Wasser getaucht, bis sie weiß werden. Dann hängt man sie an einem schattigen Ort auf und läßt sie bleichen. Das nunmehr fertige Stroh wird in diesem Zustande von Ecuador und Neugranada nach verschiedenen Gegenden versendet, besonders nach Peru, wo die Indianer es viel zu Cigarrentaschen verwenden, von denen das Stück oft an 40 Thaler kostet. Das Flechten der Hüte ist sehr mühsam. Gröbere werden in ein bis zwei Tagen vollendet, während die feineren oft mehrere Monate in Anspruch nehmen, daher sich der große Unterschied im Preise erklärt. Die beste Zeit zum Flechten ist bei feuchter Witterung, in der Regenzeit und in den Frühstunden; bei trockenem Wetter und in den mittleren Tageszeiten bricht das Stroh leicht ab, was sich bei den

fertigen Hüten durch Knötchen verräth, die den Werth des Gegenstandes vermindern.

Ueber hannoversche Gebräuche zu reden, ohne des des Tabacks zu gedenken, würde ein ebenso großer Verstoß sein als über Polynesien, Ostindien und Südamerika zu schreiben, ohne das Kauen der Kava-Wurzel, der Betelnuß und der Coca-Blätter zu erwähnen. Das Rauchen scheint den meisten Völkern seit uralten Zeiten eigen gewesen zu sein, wenn auch nicht das des Tabacks; auch unsere Vorfahren dürften davon keine Ausnahme gemacht und sich wahrscheinlich dazu der Hanfblätter bedient haben. Doch war es bis zu den Tagen eine wenig verbreitete Gewohnheit, wo der beruhigend wirkende Taback aus Amerika dem aufregenden Thee Asiens und Kaffee Afrikas in Europa begegnete. Die Umständlichkeit, mit der sich die alten spanischen Geschichtsschreiber der Entdeckung der neuen Welt über den Gebrauch dieses Krautes erlassen, beweist, wie unbekannt den Spaniern das Rauchen überhaupt war. Daß sich die Indianer fein geriebene Blätter in die Nase stopften, und sich, was wir heut zu Tage eine „Prise" nennen, anboten, war ihnen ebenfalls im hohem Grade auffallend; auch das Kauen des Tabacks und die schmutzige Nachwirkung desselben erfüllte sie mit Ekel und Erstaunen, während

die Pfeife, welche sich Kaiser Montezuma wie mancher ehrsame deutsche Bürger, nach dem Essen anzünden ließ, Cortez und seinen Gefährten ungemein lustig erschien. Und in der That liegt auch etwas höchst Komisches in dem Gedanken: ein vernünftiger Mensch könne sich stundenlang ernstlich damit beschäftigen, durch Zuführung von atmosphärischer Luft ein widriges Giftkraut langsam verkohlen zu machen, und dabei seine Sprach- und Riechorgane zu Rauchkammern und Schornsteinen umzuwandeln. Allein trotz dieser lächerlichen Seite, trotz des unbehaglichen Zustandes, den der Neuling für seine erste Bekanntschaft mit dem Taback durchzumachen, trotzdem die ganze Sitte, wenn man ihrer Meister geworden, auch nicht einen Grund für sich hat, der nicht heftig bekämpft werden könnte, wird doch die Jugend mit einer Macht zu ihr hingezogen, mit welcher die der Lorelei keinen Vergleich aushält und nur die Lockung der Sirenen im classischen Alterthume einigermaßen eine Parallele bietet. Schon lange, ehe wirklicher Taback in die Hände der Knaben gelangt, wird mit spanischen Röhren aus den Stengeln ostindischer Palmen das Cigarrenrauchen, mit Rosenblättern das Pfeifenrauchen praktisch erlernt. Ist die, oft schwere, Lehrzeit vorüber, so kommt Nicotiana Tabacum und

ihre Verwandten an die Reihe, und der Neuling trägt dann unermüdet sein Scherflein zu der großen Wolke bei, die Tag ein Tag aus über ganz Deutschland wie der Steinkohlenrauch oder der Nebel über Englands Hauptstadt schwebt. Nur weniger Taback wird in unserer Gegend angebaut, und schreibt sich die Einführung dieses Culturzweiges wol aus den Zeiten der Continental-Sperre durch Napoleon I. her. Doch ist diese als „Kneller“ bekannte Sorte so schlecht, daß die feine Nase vollendeter Raucher sie schon auf geraume Strecken wittert. Früher gebrauchte man bei uns mehr Pfeifen, jetzt mehr Cigarren, welche letztere uns größtentheils entweder direct von Hamburg und Bremen, oder, nachdem sie eine Seereise nach Havana gemacht haben, zukommen. Sonst ließen sich echte Havana-Cigarren mit daran erkennen, daß sie vermittelst eines eigenthümlichen gelben Bastes zusammengebunden waren, dessen botanischer Ursprung bis vor einigen Jahren dunkel war, wo man ihn endlich auf Hibiscus elatus, eine Malvacee, zurückführte; doch ist das heutzutage kein Beweis der Aechtheit mehr, da Cuba-Bast uns jetzt von Westindien zukommt, wie der in Matten geflochtene Lindenbast von Rußland. Wie lange die edle Sitte des Rauchens sich in Deutschland halten wird,

läßt sich auch nicht einmal annähernd errathen; daß sie bleibend eingeführt sei, ist zu bezweifeln. Noch hat sie ihren Höhepunkt nicht erreicht, denn obgleich schon ganz kleine Knaben sich in derselben üben, so ist doch noch ein Fortschritt in jener Richtung möglich. Nämlich schreienden Säuglingen beider Geschlechter, wie ich es oft in Südamerika bei den Negern und Zambos gesehen, eine Cigarre calmirend in den Mund zu stecken.

Der Deutsche hält dafür, die Sprache sei nicht da, wie überschlaue Köpfe wollen, um Gedanken zu verbergen, sondern um sie kund zu thun. Auch hat er an verstecktem Sinne keinen besonderen Gefallen. Daher mag es denn auch wohl kommen, daß er, gewohnt, „durch den Tulpenstengel zu sprechen", es niemals gelernt hat, „durch die Blume zu sprechen". Dasselbe Sträußchen, das einer Morgenländerin zugesteckt, eine ganze Fülle von Hoffnungen, Betheuerungen und Befürchtungen ausdrückt, bringt auf ihn nur eine freudige Gesammtwirkung hervor, die deutlich dafür zeugt, daß die Blumensprache, um in Deutschland verständlich zu werden, wie die Keilschrift eines Grotefend bedarf. Mit Ausnahme des Vergißmeinnicht hat für uns kaum eine unserer Pflanzen eine blumensprachliche Bedeutung, und buchhändlerische Ver-

suche, uns jenen orientalischen Gedankenaustausch zu ermöglichen, sind ohne Erfolg geblieben. Selbst alle unsere symbolischen Gebräuche lassen sich auf einen fremden Ursprung zurückführen. Es braucht hier nur an die Myrthe und den Lorber erinnert zu werden; ja, sogar das Vortragen einer auf das Winkelmaß gesteckten Citrone bei Leichenbegängnissen von Zimmerleuten, obgleich so weit ins Volk gedrungen, ist eine alt-griechische, schon von Athenäus erwähnte Sitte.

Entbehren wir die Blumensprache, so besitzen wir dagegen eine ansehnliche Reihe volksthümlicher, mit der Pflanzenwelt zusammenhangender Sprichwörter, und man würde eine ziemlich „harte Nuß zu knacken“ haben, wollte man etwas Erschöpfendes darüber veröffentlichen. Ein Gelehrter, der sich auf dieses Feld wagt, hat so viele Fallgruben zu vermeiden, daß man mit Recht von ihm sagen kann. „er hole die Kastanien aus dem Feuer“. Der Uebersichtlichkeit halber könnte man sie eintheilen in Solche, die auf einer naturhistorischen Beobachtung beruhen, und in Solche, denen eine kulturhistorische oder geschichtliche Thatsache zu Grunde liegt. Die Satzung: „Keine Rose ohne Dornen“ spricht dafür, daß die stechenden Eigenschaften der Königin der Blumen ins Auge gefaßt wurden. „Er

hängt sich an wie eine Klette" liefert den Beweis, daß man die hakenförmigen Hüllschuppen der Gattung Lappa wohl beachtete. Des langstieligen, von jedem Luftzuge in Bewegung gesetzten Blattes von Populus Tremula ist in dem Sprichworte: „Er zittert wie Espenlaub" gedacht worden. Daß Urtica verwundende Haare besitzt, lernen wir indirect aus dem Spruche: „Eine kluge Henne legt auch zuweilen in die Nessel." Dem Verdachte, als sei Artemisia Absinthium süß, ist durch den Vergleich: „Bitter wie Wermuth" schon vorgebeugt. Die Haupteigenschaften zweier weit verbreiteten Waldbäume sind durch „Schlank wie eine Tanne" und „Stark wie eine Eiche" festgestellt. Selbst wenn man Jemand, für dessen Behausung der Blocksberg des Harzes noch zu nahe liegt, hinwünscht, „wo der Pfeffer wächst", also nach Malacca und den heißen Sunda-Inseln, so spiegelt sich darin ein Stückchen geographischer Botanik ab. Man weiß, daß „wo der Pfeffer wächst", auch die Palmen grünen, und „kein Europäer wandelt ungestraft unter Palmen"; sei es nun, daß er sich dort leibliche Beschwerden zuziehe oder daß sein Geist durch die großartigen Bilder der Tropenwelt so gefesselt wird, daß er, einerseits durch tausend Bande an den trüben Norden seiner Heimath gekettet.

andererseits von ewiger Sehnsucht nach den Sonnenländern der Wendekreise erfüllt, fortan verurtheilt ist, zwischen zwei Erdgürteln tantalisch zu schweben. Der Apfel, eine bei uns so häufig gebaute Frucht, hat viel Stoff zu Beobachtungen und Vergleichen geliefert, obgleich es auffallend ist, daß manche andere ebenso häufig angepflanzte, z. B. die Birne, die Zwetsche und die Pflaume in dieser Beziehung leer ausgegangen ist. Wenn daher bei der nächsten Erdumwälzung unsere ganzen Kenntnisse über den Apfel mit ihm selbst bis auf die volksthümlichen Beobachtungen und Vergleiche verschwänden, so ließe sich doch ein ziemlich genaues Bild des Verlorenen herstellen. Wer erinnert sich nicht, als beim ersten geographischen Unterricht der Lehrer, um dem schwachen Begriffsvermögen der Schüler zu Hülfe zu kommen, die Frucht aus der Tasche zog, die durch des Paris Urtheil zum „Zankapfel" wurde, und deren Genuß unseren beiden Ureltern das Paradies kostete? Wer hat ferner die Erläuterungen vergessen, daß Mutter Erde sich mit diesem runden, doch an beiden Polen eingedrückten „Zankapfel" ungleich besser vergleichen lasse als mit der Apfelsine, die freilich auch rund, doch nicht von oben und unten gedrückt sei? — Wenn hieraus die Gestalt der Frucht ersichtlich wäre, so würden

4*

unsere Nachkommen auf die Größe derselben schliessen können, daß wir von überfüllten Räumlichkeiten zu sagen pflegten: „Es war so voll, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte". Auch der Geschmack würde sich annähernd aus der Thatsache ergeben, daß wir zuweilen genöthigt waren, „in den sauren Apfel zu beißen". Daß endlich die in Frage stehende Frucht eine abfallende, und dabei eine schwere, vom Winde nicht leicht zu verwehende gewesen, erhellt aus den Sprichworte: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme", das zugleich daran erinnert, wie Newton durch einen herabfallenden Apfel auf die Spur des allgemeinen Gesetzes der Schwerkraft geleitet wurde. Wir kümmern uns freilich mehr um die bildliche Auffassung des letzteren Sprichwortes, gleichbedeutend mit: „Wie der Baum, so die Frucht", obgleich sie auf so schwachen Füßen steht, denn wenn es auch einzelne Familien gegeben, bei denen sich hervorragende Naturgaben viele Geschlechter hindurch erhalten, so wissen wir doch, daß Genie sich nicht vererbt, und kennen tausend und aber tausend Fälle, wo hohe Begabungen auf einzelne Glieder beschränkt blieben.

Wir würden mit unserer Erörterung der Sprichwörter „auf keinen grünen Zweig kommen", wollten

wir es verschmähen, auch bei den auf kulturhistorischer oder geschichtlicher Basis ruhenden „auf den Busch zu klopfen", ob sich nicht auch etwa dort etwas Beachtungswerthes auftreiben läßt. Fast sollte man glauben, der Lorber, die Palme und der Oelbaum wüchsen bei uns wie Disteln wild, anstatt in wohlgeschützten Glashäusern, so allgemein gebrauchen wir die Phrasen: „Er ruht auf seinen Lorbern aus", „Er hat die Palme davon getragen", und „Er hat den Oelzweig des Friedens gebracht", — und doch haben wir diese Redeformen von den Alten geborgt, denen jene Pflanzen von höherer symbolischer Bedeutung waren. Auch der Ausdruck: „Etwas unter der Rose sagen", was gleichbedeutend mit eine vertrauliche Mittheilung machen ist, stammt von den Römern her, die bei Zusammenkünften, über die sie kein öffentliches Plaudern wünschten, eine Rose aufzuhängen pflegten, was so viel hieß, als Bitte um Verschwiegenheit. Es ist schade, daß uns diese Sitte nur als bloße Redensart überliefert ist, denn heut zu Tage erleben wir nur zu häufig, daß so manches Sub-rosa-Gesagte keineswegs als vertrauliche Mittheilung behandelt wird. „Ins Gras beißen" drückt gegenwärtig nur noch bildlich vollständige Unterwerfung unter die Allgewalt des Todes-

fürsten aus. Es gab jedoch eine Zeit, wo die Worte nicht so poetisch aufgefaßt wurden, und weltliche Fürsten es ihren Unterthanen zur Pflicht machten, als äußeres Zeichen vollständiger Unterwerfung im wahren Sinne der Worte „ins Gras zu beißen". Selbst der edle Cid, der kühne Held der altspanischen Romanze, war, wie aus Vers 2030 — 2034 erhellt, genöthigt, König Alfonso auf diese Weise seine Huldigung darzubringen. Das Bild einer grasessenden, auf den Knien rutschenden Volksmenge mag eine recht heitere Seite haben, allein seine ernsthafte ist doch die überwiegende. Heutzutage würde Niemand einem solchen Spiele beiwohnen können, ohne darin eine tiefe Verletzung der Menschenwürde zu erblicken. Schätzen wir uns glücklich, daß unsere Väter uns das „ins Gras beißen" vor den weltlichen, wie das „zu Kreuze kriechen" vor den geistlichen Herren, nur als bloße Redeformen überlieferten, und noch obendrein die Warnung hinterlassen haben: „Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen." Um jedoch den eigentlichen Ursprung des „ins Gras beißen" näher zu kommen, wäre es nöthig, solche Studien zu machen, wie sie die Gebrüder Grimm über manche ähnliche Redefiguren angestellt haben. Ueberliefert uns vielleicht unsere Volkssprache hier zugleich

eine Erinnerung an jene Schreckenszeiten, wo die Hungersnoth verheerend durchs Land zog, wo darbende Unglückliche, wie noch vor wenigen Jahren in Irland, als letztes Mittel zur Verlängerung ihres elenden Daseins auf die Felder flüchteten, und Morgens als Leichen noch mit den Spuren das gegessenen Grases im Munde angetroffen wurden?

Eine innige Wechselwirkung besteht zwischen einheimischen Holzgewächsen und Ortsnamen, auf welche Dr. Ascherson, der emsige Durchforscher unserer norddeutschen Ebene, die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt gelenkt hat. In den meisten Fällen sind noch bis auf den heutigen Tag die Pflanzen in der Umgegend des Ortes vorhanden, dem sie den Namen verliehen haben. Ein tieferes Eingehen auf diesen Gegenstand gewährt uns einen Blick in die deutsche Vorwelt, belehrt uns darüber welche Pflanzen unseren Vorfahren wichtig genug erschienen, um ihre Wohnsitze darnach zu benennen, und wie sie stets das Nützliche dem Angenehmen vorzogen, indem sie fast nur große benutzbare Holzgewächse, kaum jemals schönblühende Blumen oder düftende Kräuter dazu würdig erachteten. Die vielen von Rosen abgeleiteten bilden nur eine scheinbare Ausnahme, indem sich daran mehr die Erinnerung an

das mühsame Ausroden jenes stachligen Gestrüppes als dessen Blüthenschmuck knüpfen dürfte. Der Name unsrer Stadt Hannover läßt sich wohl nicht auf irgend eine Pflanze zurückführen. Er soll, wie Einige wollen, von dem Umstande herrühren, daß bei einer früheren Fährde über die Leine Reisende genöthigt waren dem Fährmann zuzurufen, „Hal över" (Hohl über) oder wie Andere wollen von dem hohen Ufer (hohen Over) der Leine seinen Ursprung haben. Daß die Grafen von Lauenrode, einer früher in der heutigen Neustadt gelegenen Burg, sich auch Grafen de ripo alto (von hohen Ufer) nannten hat man gewissermaßen als eine Bestätigung der letztern Ansicht angesehn. Mir scheint eine Verschmelzung beider Ansichten keine unüberwindlichen Schwierigkeiten zu bieten. Schon aus dem Nibelungenliede erfahren wir daß Fähren in früherer Zeit sogar fürstlichen Personen anvertraut wurden; selbst die unbedeutende Rheingemeinde Germersheim hatte ein kaiserliches Palatium und freien Fischfang bis Mainz, alles um einen gut gelegenen Rheinübergang zuverlässigen Händen anzuvertrauen. Besaßen daher die Grafen von Lauenrode die hohen Ufer der Leine, so ist anzunehmen daß sie die Fähre, welche den Uebergang von

der rechten auf die linke Seite des Flusses vermittelte, in Händen hatten, und daß sie sowohl die Herren des hohen Ufers waren als wie diejenigen welche die Reisenden überholten.

Hängt somit der Name „Hannover" nicht mit der Pflanzenwelt zusammen, so giebt es dagegen in der nächsten Umgegend verschiedene Dörfer, welche ihre Beziehung zu der einheimischen Flora nicht verläugnen können. Der Name des Dorfes „Döhren" soll, wie schon Wilhelm Blumenhagen in seiner vaterländischen Novelle „Hannovers Spartaner" andeutet, auf die dort vorkommenden Dornenbüsche (Crataegus) zurückzuführen sein. Die Beziehungen der Dörfer Buchholz, Beerenbostel und Varenwald (Vorenwald) zu Fagus, Vaccinium und Pinus sind klar. Heinholz mit seinem nahgelegenen „Ohtfelde" (Od oder Odinsfelde) war offenbar einer der heiligen Heine, gegen welche Kaiser Karl der Große in seinen Erlassen donnerte, als unsere Vorfahren das Christenthum angenommen. Der heilige Baum, der zwischen Schulenburg und Goltershorn stand, und die Grenze der städtischen Hut und Weide bezeichnete, war ebenfalls wohl ein Ueberbleibsel aus der Heidenzeit, der der Axt der Fanatiker ver-

fiel*. Linden, früher ein ziemlich entfernt liegendes Dorf, jetzt durch die immer mehr zunehmende Ausdehnung Hannovers mit der Stadt verwachsen, hat wohl unmittelbar den Namen der beiden Tilia-Arten angenommen, die hier zu den verbreitetsten Bäumen gehören und eine seltene Ausbildung und Schönheit erlangen. Ja, Hannover könnte einen weit größeren Anspruch auf den Namen Lindenstadt machen als Leipzig, das bekanntlich durch Vermittlung des serbischen Wortes Lipa (Linde) zu jener Auszeichnung gelangt ist. Eine der schönsten Baumgänge, die es überhaupt auf der Erdrunde gibt, besteht aus Linden und verbindet die Stadt Hannover mit dem Dorfe Herrenhausen, berühmt durch seine Gärten, schönen Orangerien und reichhaltigen Palmensammlungen. Zu beiden Seiten dieser aus vier Baumreihen bestehenden Allee befinden sich ausgedehnte Gartenanlagen, eine Schöpfung Schaumburgs. Diese Anlagen sind sämmtlich im neuen, oder besser gesagt engli-

---

*) An die Stelle des heiligen Baumes setzte man 1750 einen Scheide-Stein, der später, bei Beschränkung der städtischen Hut und Weide nach dem Pferdethurme geschafft wurde, wo er noch jetzt dicht bei dem Försterhause im Gebüsche steht.

schen Geschmacke angelegt, denn dem praktischen Engländer gebührt vor allem Anderen das Verdienst die bildende Gartenkunst aus dem baroken Style Ludwig XIV zur Natur zurück geführt zu haben. Vergessen wir aber auch nicht, daß jene Erscheinung nicht vereinzelt dastand. Im 18. Jahrhundert befleißigte sich jeder Zweig des Kunstlebens die Zwangsjacke loszuwerden. Auf der Bühne führte man historisch richtige Anzüge und dem Orte der Handlung entsprechende Decorationen ein, die Bildhauer unterließen es allen ihren Statüen die römische Toga umzuhängen, Zopf und Perüke ward bei Seite geworfen, ja in Nordamerika ging man im Staatsleben sogar so weit die Menschenrechte zu proclamiren! Da konnten steife Heckengänge, der Natur Hohn sprechende Schnörkeleien sich nicht länger halten. Sie verschwanden wie alles Unwahre stets verschwinden wird, und wo sie die Reform überlebten blieben sie als warnendes Denkmal menschlicher Verirrungen. Aus diesem, und aus diesem Grunde allein möchte ich den „Großen Garten“ zu Herrenhausen mit seinen aus Heinbuchen geschnittenen Hecken und Theater, seinen langen, schnurgeraden Wegen, seinen Springbrunnen, Wasserbecken und zopfigen Statüen erhalten wissen. Ja ich könnte beredsam werden, wenn man die am Ein-

gange des Gartens eingemauerte Warnungs-Tafel entfernte. Was für ein Stückchen Zeitgeist wird uns in ihren Vorschriften überliefert! „Jedermann ist es erlaubt sich in dem garten eine veränderung zu machen," „Gemeinen leuten wird jedoch bey leibes strafe verboten", sich u. A. „der bäncke bey der großen Fontaine nur dann zu bedienen, wenn solche für standes personen oder vornehmen fremde nicht nöhtig fallen", auch „der angestellten wache so mit den zeichen G. R. an der brust versehen nicht zu trotzen". Man sieht, selbst wenn man's nicht wüßte, daß zwischen der Zeit jener Verordnungen und unsrer das Jahr 93 liegt.

Dritter Vortrag.

Der hannoversche Wochenmarkt gewährt zu allen Jahreszeiten, besonders aber im Spätsommer und Herbste, viel Anziehendes, selbst wenn man den mannichfaltigen fremdländischen Blumen, Gemüsen und Früchten keine besondere Beachtung schenkt. Stets trifft man dort, selbst in den Wintermonaten, eine Auswahl von Kränzen, Laub- und Blumengewinden aus einheimischen Pflanzen. Epheuguirlanden, mit und ohne künstliche Blumen, sind immer vorräthig, desgleichen Gewinde aus Fuchbuschlaub (Ilex Aquifolium Linn.), den man durch Abschneiden der Stacheln die Lorbeerform gegeben hat, welche jener Pflanze im baumartigen Zustande ein so seltsames Ansehen verleiht. Vergißmeinnicht-Kränze, die sich in mit Wasser gefüllten Schüsseln Wochenlang frisch erhalten, gehören zu den gangbarsten Waaren. Doch eine der unverkennbarsten Beigaben des Marktes sind die vielgesuchten Mooskränze, deren botanische Analyse keineswegs eine so

leichte Arbeit ist. Außer dem Moos (Hypnum triquetrum Linn.), aus welchem sie vorzugsweise bestehen, sind auch noch Epheublätter, rothe Fuchsbeeren und in Schleifen gelegte Markkörper von Fliederbäumen (Sambucus nigra Linn.), sowie Tüpfelchen von Rennthiermoos (Cladonia rangiferina Hoffm.) und zwei andern Flechten, dem sogenannten Feuerkraut oder Scharlachmoos, beide unter dem älteren Namen Lichen cocciferus Auct. bekannt und ihrer rothen Früchte halber beliebt, daran zu finden. Wie viele dieser Kränze, von denen ein Exemplar für einige Groschen erstanden werden kann, alljährlich in Hannover verfertigt werden, läßt sich wohl nur mit Schwierigkeit bestimmen. Doch da sie, mit kleinen brennenden Wachskerzen geschmückt, bei allen Geburtsfeiern dem Brauche gemäß sich, wenn auch nur einzeln, einfinden müssen, Hannover aber an 50,000 Einwohner zählt, wovon jeder doch einen Geburtstag hat, so läßt sich das Exempel rasch ausrechnen, sobald ermittelt sein wird, wie viele Geburtstage troß der volksthümlichen Vorschrift ohne Mooskränze gefeiert werden.

Auch unsere alte Freundin, die Birke, treffen wir hier nochmals wieder an, freilich in keiner so glänzenden Rolle als am Pfingstfeste. Sie hat es sich nämlich

gefallen lassen müssen, zu streng ökonomischen Zwecken, zumal zu der nicht grade sehr poetischen Anfertigung von Besen verwendet zu werden. Diese emphatisch „Reisbesen" genannten Reinigungsmaschinen werden allgemein zum Kehren der Straßen, Höfe und größeren Hausräumlichkeiten benutzt, denn die in London, ja selbst in größeren Städten Deutschlands in Gebrauch gekommenen Piassaba-Besen, aus den Blattfasern zweier brasilianischen Palmen, sind noch nicht bis in die Mauern unserer Stadt gedrungen. Die langen Reihen dieser Besen werden von der hannoverschen Jugend, besonders wenn sie, wie das manchmal kommen kann, keine Tugend besitzt, mit scheelen Blicken angesehen. Liefern doch die schlanken biegsamen Reiser derselben die viel-gefürchteten Ruthen, mit denen dem jungen Nachwuchs die ersten Begriffe von angewandter Botanik beigebracht werden. Eine andere Classe von Besen sind die aus zwei Haidearten, **Erica Tetralix Linn.** und **Calluna vulgaris Salisb.**, verfertigten, welche zum Scheuern der Fußböden und hölzernen Hausgeräthschaften allgemein im Gebrauche stehen. Sie sind etwa einen Fuß lang und für einige Pfennig das Stück zu bekommen. Die Verfertiger der erwähnten Besensorten sind gewöhnlich auch noch Besitzer von Stroh-

Abtreter- und Holz-Pantoffel-Fabriken, für deren Umfang es maßgebend sein möchte, daß der Fabrikherr und dessen Ehefrau selbst es nicht unter ihrer Würde halten, ihre Waare entweder hausirend abzusetzen oder mit ihr den Wochenmarkt zu beziehen.

Die Umgegend Hannovers ist reich an eßbaren Pilzen, doch beschränkt sich der Marktvorrath hauptsächlich auf fünf Arten: **Agaricus campestris Linn.** („Champignon"!), **Boletus edulis Bull.**, **Cantharellus cibarius Fries.** und **Clavaria botrytis Pers.**, weil angenommen wird, alle übrigen seien giftig oder wie man sich ausdrückt: sie seien „Poggenstühle", ein Ausdruck, der mit dem englischen „Toadstools" gleichbedeutend ist, und für den wir im Hochdeutschen leider! kein Aequivalent besitzen. Auch ist es bei der jetzigen mangelhaften Verbreitung botanischer Kenntnisse nicht wünschenswerth, daß dieses Verzeichniß vermehrt werde, da manche der köstlichsten, unschädlichen Pilze den wahrhaft schädlichen im äußeren Aussehen sehr ähneln und Verwechselung an der Tagesordnung sein würden. Der am merkwürdigsten gestaltete der gangbaren Arten ist der Corallen- oder, wie er hier genannt wird, Blumenpilz (**Clavaria botrytis Pers.**), der unstreitig letzteren Namen deshalb empfing,

weil er durch seine Verästelung an den unteren Theil der Blumenkohlköpfe erinnert, während der am besten bezahlte Pilz die Trüffel (Tuber cibarium) ist, den man durch besonders dazu abgerichtete Schweine aufspüren läßt. Die übrigen drei Arten, von denen der Champignon am meisten gesucht wird, sind gewöhnliche Hutpilze, die im Spätsommer und Herbste während oder nach einem Regenschauer aufschießen. Ein Witzbold hat daher auch geg'aubt, in letzterer Eigenschaft den Grund suchen zu müssen, warum bei Pilzen die Schirmform eine vorherrschende ist. Doch wenn man auch nicht geneigt ist, dieser Anschauungsweise eine ernstliche Bedeutung beizulegen, so darf man sich doch nicht verhehlen, daß der Gedanke nahe liegt; die über die ganze Erde verbreiteten Hutpilze haben den ersten Anstoß zur Erfindung der Sonnen- und Regenschirme gegeben, gerade wie der Schwanz und die Flossen des Fisches die Menschheit wohl zuerst darauf leiteten, am Schiffe Ruder und Steuer anzubringen. Denn die Natur bleibt stets, wenn ihre Winke nur recht verstanden werden, unsere erste und wahrste Lehrerin.

Außerdem beziehen noch zwei Erzeugnisse den Wochenmarkt. Es sind dies die fedrigen Büschel des Schilfs (Phragmites communis Trin.) einer häufig zu Mat-

ten verwendeten Grasart, — die mit Strohblumen des Gartens vereinigt als Winter-Sträußchen gesucht werden, und ferner die dünnen, schlanken Stengel eines anderen Grases, der **Molinia caerulea Mönch**, Rauchern zum Reinigen jenes fast unablässigen Begleiters der deutschen Studirstube, der langen Pfeife dienend.

Eine wahre Stapelwaare des Wochenmarktes sind die wilden Beeren, die Himbeeren, Erdbeeren, Kronsbeeren und Bickbeeren, — mit denen das gesammte Königreich Hannover so reich gesegnet ist, daß es (mit Einschluß der Wachholderbeeren!) nach den umsichtsvollen Untersuchungen Drechsler's einen jährlichen Erlös von 145,000 Rthlr. daraus zieht. Die Himbeeren und die Erdbeeren werden in verhältnißmäßig kleinen Massen auf den Markt gebracht, die Kronsbeeren und die Bickbeeren dagegen Fuderweise. Auf dem Lande schon werden viele Beeren aufgekauft, um entweder sie selbst oder ihren ausgepreßten Saft in's Ausland zu verschicken; der der Bickbeere namentlich wird zum Verwandlungsprozesse des Weißweins in beliebte Sorten Rothwein viel in Hamburg und Bremen verlangt. Ich gebrauche absichtlich den Namen „Bickbeere", wohl wissend, daß manche tonangebende Leute denselben durch Herbeiziehen des Wortes „Heidelbeere" ver-

meiden. Doch man lasse es sich nicht weiß machen, daß diese schwarzen Beeren „Heidelbeeren" seien. Die Heidelbeere gehört dem Vaccinium uliginosum Linn., die Bickbeere (Bilberry der Engländer!) dem V. Myrtillus Linn. an.

Die Himbeere (Rubus Idaeus Linn.) ist eine Frucht, deren Lob ich wohl singen möchte, nachdem ich die Mangostien, die Cherimoya, die Ananas und die meisten der vorzüglichsten Früchte der Erde da gekostet habe, wo sie ihre größte Vollkommenheit erreichen. Es ist freilich an der Himbeere nicht viel zu verspeisen, sie ist, wenn ich so sagen darf, keine „Kaufrucht", aber ihr ausgepreßter Saft, den so mancher Kranke begierig schlürft, wird doch nach meiner Ueberzeugung auf der ganzen Erdrunde durch nichts ersetzt. Wenn der Nordländer auf seinen Wanderungen in den Tropen des Nachts von unausstehlicher Hitze verfolgt, — denn die Hitze ist des Nachts am peinlichsten, — von Moskitos und unstillbarem Durst geplagt, vergebens den Schlaf sucht, — da spiegelt ihm seine erhitzte Phantasie zwei Dinge als schönsten Himmel des Glücks vor — ein recht eiskaltes Bett mit allen seinen oft verwünschten Folgen des Frostschüttelns und Zähneklapperns, und dazu ein volles Glas Himbeeressig. Das ist die Macht

der Gegensätze. Durch sie wird Alles interessant: und nur so lange bleiben Gegenstände, gesellschaftliche und klimatische Verhältnisse, kurz Alles unanziehend, bis uns ein glücklicher Zufall die natürliche Staffage, die Gegensätze dazu in die Hände spielt. — Wer Hannover auf längere Zeit, vielleicht auf immer verlassen will, dem ist sehr zu rathen, sich vorher die wildwachsenden Beeren, die vaterländische Flora überhaupt noch einmal recht zu beschauen. Er wird oft in weiter, weiter Ferne, wo längst alle Töne heimathlicher Mundart unverständlichen Lauten fremder Zungen Raum gemacht haben, plötzlich die eine oder andere antreffen und darüber eine fast eben so große Freude empfinden, als begrüßte ihn ganz unerwartet ein lieber Landsmann. Ich werde nie das innige Behagen vergessen, das sich meiner unwillkürlich bemächtigte, als ich auf meinen Wanderungen in Gebirgen Südamerikas, umringt von Indianern, unsere Walderdbeere, — als ich in Kamtschatka, Mexiko, Central-Amerika, den Sandwichsinseln, St. Helena, Neu Holland, kurz in beinahe allen von mir besuchten Ländern, dasselbe „Bickbeerenkraut" (Pteris aquilina Linn.) antraf, mit welchem unsere Bauern die Körbe auslegen, oder als mir in eisigen Polargegenden wilde Eskimos als Delikatesse ein Ge-

richt vorsetzten, worin ich sofort *unsere* Kronsbeeren, mit *ihrem* Wallfischthran gemengt, erkannte.

Wenden wir uns von dem Wochenmarkt dem Innern der Häuser zu, so begegnen wir in den verschiedenen Haushaltungen und Gewerben noch manchen Erzeugnissen der heimathlichen Pflanzenwelt. Die Borke der Eiche, zu Lohe verwandelt, dient zum Gerben der Felle und wird im abgenutzten Zustande entweder ohne weitere Zubereitung oder in der Form von „Lohtorf" als Brennmaterial benutzt. Die ärmeren Volksclassen wissen aus den Eicheln ein Ersatzmittel für Kaffee zu gewinnen, über dessen Güte ich mich nicht auslassen will, und die Wohlhabenderen Rheinwein durch Zusatz von Waldmeister (Asperula odorata Linn.) vor seiner Blüthenentwickelung zu „Maitrank" zu stempeln, — auf dessen Güte ich mich dagegen einlassen möchte.

Die Blüthen der wilden Kamille, wie die des Fliederbaumes sind als Thee beliebte Hausmittel. Auch die Früchte des letzteren zu Brei gekocht, werden unter dem Namen: „Keilikenmuß" bei Erkältungen gebraucht. Die in England so allgemeine Bereitung von Wein (Elderwine) aus erwähnten Früchten ist in Hannover nicht volksthümlich, sondern nur auf hiesige Engländer oder englisirte Deutsche beschränkt. Um das Verzeichniß

der populären Pflanzen möglichst zu erschöpfen, ist es nöthig, des Schachtelhalmes unserer Wälder (Equisetum hiemale Linn.) zu gedenken, der Tischlern zum Polieren, Instrumentenmachern und Musikern zum feineren Abschaben der hölzernen Mundstücke dient. Auch schließt sich dieser Reihe das Hauslauch (Sempervivum tectorum, Linn.) an, dessen Blätter gegen Kopfweh und Brandschäden gebraucht werden, und dem Kraute auf den Dächern mancher Häuser eine Stelle verschaffen, wenn auch die in der Schweiz verbreitete Meinung es schütze gegen Blitz von unserm Volke nicht getheilt wird.

Einige Worte erfordert auch noch das aus der Buche gewonnene Oel, über das sich mein Bruder, Wilhelm Seemann, bereits ausführlicher ergelassen hat*. Wenn das Buchenöl bis jetzt im Großhandel keine bedeutende Rolle spielte, so mag der Grund wohl darin zu suchen sein, daß die Einsammler von „Buch" (worunter man in Hannover die Nüßchen, Nuculae, versteht), das meiste daraus gewonnene Oel zum Selbstgebrauch verwendeten und nur den geringen

---

*) Vergl. den Aufsatz selbst in Bonplandia Jahrg. III. p. 6. und eine englische Uebersetzung desselben in Hooker's Journal of Botany. Vol. VII. p. 183.

Rest durch Hausirer an Private verkauften. Buchenöl, durch Auspressen der eingesammlten Nüßchen gewonnen, hat eine schöne matt-gelbe Farbe, einen pikanten, nußartigen Geschmack, der es vorzüglich zum Salat eignet, und übertrifft an Fettigkeit fast alle anderen Oele, daher auch die Landleute es als Ersatzmittel der Butter gebrauchen, während die ausgepreßten Hüllen (Epicarpia) zu Kuchen von etwa 9 Zoll Quadrat und 1 ½ Zoll Dicke verarbeitet und als Brennmaterial benutzt werden.

Ferner darf nicht vergessen werden die fast über die ganze Erde verbreitete Hühnermyrte (Stellaria media Smith) und der Wägerich* oder Wagenthran (Plantago major Linn.), womit man Kanarien- und anderen gefangen gehaltenen Vögeln ihr trauriges Kerkerleben zu versüßen sucht. Mit welcher Wemuth mag

*) Einige Schriftsteller schreiben „Wegerich", weil die Pflanze an Wegen wächst, doch ist der Umstand daß sie vorzüglich in Wagenspuren aufwuchert, selbst wenn diese Spuren über Grasanger gehen weit bedeutender als ihr Auftreten an und in Wegen, das sie mit vielen andern Unkräutern theilt. Auch scheint der zweite Name „Wagenthran" dafür zu sprechen, das „Wägerich" richtiger ist, oder wenigstens eine ebenso große Berechtigung hat als Wegerich.

ein solches Thier, wenn es einst wieder frei geworden, auf diese Pflanzen blicken! Sie waren mit der Aufhebung seiner Naturrechte eng verknüpft und ihr Anblick weckt nur trübe Erinnerungen. Wohl kein Menschenstamm kann diese Stimmung so ganz begreifen als der Indianer des freien Westens. Auch ihm gilt ihr Dasein und zwar mit Recht, als gleichbedeutend mit verlorener Freiheit, denn überall, wohin die Civilisation ihr Glück, ihr Elend trägt, folgen sie ihr auf Schritt und Tritt. Er gewahrt daher mit ängstlicher Ueberraschung die leisen Spuren des ersten Wagens in seiner heimathlichen Prairie, dicht bewachsen mit Wägerich, den er in seiner poetischen Natursprache bedeutungsvoll „die Fußtapfen des Weißen“ nennt. Ein ahnungsvolles Grausen sagt ihm deutlich, daß es fortan vergeblich sei den Grundbesitz seines Stammes unbestritten zu behaupten. Dem blassen Manne vom fernen Osten kann kein Bogen, kein Pfeil wiederstehen. Schweigsam lenkt nun das Urkind Nord-Amerikas seine Schritte westwärts, und schlägt noch einmal seine Zelte in tiefer Stille mächtiger Urwälder auf. Noch einmal glaubt es die Freiheit ungeschmälert genießen zu können. Doch horch! Welch knarrendes Geräusch begleitet jenen Zug, der sich langsam, doch festen Schrittes durch das hohe

Gras und die Compositen-Stauden der Prairie windet? Das sind die Wagen der ersten Vordringler europäischer Civilisation. Waltete noch ein Zweifel darüber ob, so würde das fremde Kraut, welches mit hündischer Treue den Fersen des Weißen nachschleicht, ihn rasch heben, und dem Indianer stillschweigend, doch nachdrucksvoll mahnen, eine Gegend zu fliehen, wo jedem Verweilen gewisser Untergang folgt.

Die Zahl der aus Pflanzenstoffen bereiteten Speisen und Getränke ist so groß, daß, da ich kein Kochbuch zu liefern beabsichtige, nur die als Hauptnahrung dienenden, oder die eigenthümlichen kurz erwähnen kann. Die Hauptsorte Brod wird aus Roggenmehl gebacken, und das Hauptgemüse ist die Kartoffel, die bekanntlich vor einigen Jahren in Weimar das hundertjährige Jubiläum ihrer Einführung in Deutschland feierte. Wir hängen an der Kartoffel mit derselben Treue wie der Irländer, und sie erscheint auf die mannigfaltigste Weise zubereitet bei fast jeder Mahlzeit. Eine beliebte Weise, sie aufzutischen, die auch in Braunschweig verbreitet, ist, sie in rohem Zustande zu reiben, und wie Eierkuchen in der Pfanne zu braten, wo sie dann etwa das Aussehen mexikanischer Tortillas de Maiz hat, und unter dem klangvollen Namen „Puffer" zahlreiche

Consumenten findet. Die Hannoveraner halten so viel von der Kartoffel, daß sie billigerweise dem braven Manne ein Denkmal errichten sollten, der sie ihnen zuführte. Doch der Name desselben ist schwer zu ermitteln. Ursprünglich aus Chile stammend, hat sich die Kartoffel von dem Süden nach dem Norden Amerikas verbreitet, und soll sie unser Landsmann, der berüchtigte Seeräuber und zugleich berühmte englische Admiral Franz Drake von der Neuen Welt mitgebracht haben. Dr. Klotzsch, der seinen Landsleuten den Ruhm dieser Einführung gewiß gern gelassen, hat jedoch nachgewiesen, daß Drake eben so wenig wie Raleigh dieses Verdienst zugeschrieben werden kann. Die Kartoffeln oder Kartuffeln hießen lange Zeit, und in den Acten der Preußischen Domainenkammer noch bis 1775 hinab „Tartuffeln", und dieser Name ist wahrscheinlich von Tartufli (Trüffeln), mit denen die Kartoffeln ihrer Gestalt nach Aehnlichkeit haben, entlehnt, deren Diminutiv im Italiänischen „Tartuffuli" lautet. Die Vermuthung, ja mehr als Vermuthung, liegt daher nahe, daß die Kartoffeln über Italien uns zugekommen, wenngleich ihr gegenwärtig in jenem Lande gangbarer Name (Patáta) dagegen zu zeugen scheint. Das englische Wort „Potato" ist wohl wie das italienische eine Verdre-

hung des spanischen „Batata“, mit welchem man die eßbaren Knollen von Batatas edulis bezeichnet, während der französische und holländische Name „Erdapfel“ keine größere Tragweite hat.

Unter dem Grünstoff ragen die verschiedenen Kohlsorten besonders hervor. Der Weißkohl wird im Spätherbst fuderweise in die Stadt gefahren, um größtentheils in Sauerkraut, mit dem man uns im Auslande so arg neckt, verwandelt zu werden. Man mag immerhin über den starken Geruch der Schüssel die Nase rümpfen, allein es würde bei unseren langen Wintern schlecht um uns stehen, wenn wir sie nicht hätten. Als antiscorbutisches Mittel ist sie selbst, wie ich höre, in die amerikanische Marine eingeführt, und gewiß besser wie der Citronensaft, den man auf langen Seereisen täglich schlürfen muß um den Scharbock fern zu halten.

Suppen giebt es fast so viele wie Tage im Jahre, und eine lange Reihe von aromatischen und pikantschmeckenden Pflanzen muß es sich gefallen lassen, als Suppenkraut zu dienen; besonders aber sind Knollensellerie, Tripmadam, Petersilienwurzel und Porro die vier vegetablischen Großmächte des Suppentopfes. Porro kann ich nie ansehen, ohne dabei der komischen Auftritte zu gedenken, die Shakespeare in seinem

Heinrich V. anbringt, wo besonderer Nachdruck auf den Umstand gelegt wird, daß echte Waliser ihn am St. Davidstage (1 März) als Nationalpflanze ihres Landes tragen, und Pistol zur Strafe für seine Verhöhnung der alten Sitte durch Fluellen genöthigt wird, Porro zu essen. Obgleich seit Shakespeare's Zeiten wieder einige Jahrhunderte verflossen sind, so wird die Sitte doch noch aufrecht erhalten. Ende Februar werden u. A. auf dem großen Gemüse- und Blumenmarkte von Covent Garden in London kräftige Porropflanzen, deren Blätter mit Haarnadeln wie Locken zusammengerollt und mit Goldschaum bedeckt sind, feilgeboten, und meist von denselben Händlern, die am St. Patrickstage Irländer mit dem von ihnen verehrten Shamrock versehen.

Der Nachtisch ist mit Früchten aller Art reichlich versehen, wie denn überhaupt zu allen Tages- und Jahreszeiten Massen Obst's roh verspeist werden, — ein Umstand der besonders auffällt, wenn man durch Aufenthalt in warmen Ländern gelernt hat das Essen roher Früchte mit jener Aengstlichkeit zu betrachten, die Bekanntschaft mit dessen schädlichen Folgen in solchen Himmelsstrichen einflößt. Bei dieser allgemeinen Zuneigung kann der Handel mit Obst nur Gewinn abwerfen. Wie in vielen andern Städten liegt in Hannover der Kleinhandel desselben fast gänzlich in den Händen

bejahrter Matronen, die von ihren Hauptkunden, der Jugend, mit den Namen „Apfelhöcken" belehnt werden, und wie die Fischweiber mancher Orte nicht ohne eine gewisse komische Seite sind. Ihre geographische Verbreitung ist auf Marktplätze, in Näheder Thore, Schulen und besuchten Spaziergänge beschränkt, wo ihre aus Weidenzweigen geflochtenen Körbe, bald von Erdbeeren, Kirschen, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Bickbeeren und Pflaumen, bald von Birnen, Aepfeln, Weintrauben, Mispeln, Zwetschen, Hasel- und Wallnüssen hoch angefüllt sind. Auch begreift das Geschäft den Handel mit Vergißmeinnicht- und Mooskränzen und Laubgewinden in sich, — lauter vaterländische Erzeugnisse. Außer Apfelsinen von den fernen Azoren und anderen Hesperidengärten werden fremde Früchte nicht zugelassen. Rosinen, — und der Hannoveraner hat oft recht große im Sacke, — Mandeln, Feigen, Citronen, Johannisbrod, Feigen und Mandeln kaufen wir nicht, wie die Türken, auf der offenen Straße sondern im Krämerladen. Beim Essen von Knackmandeln taucht auch hier die weitverbreitete Schäkerei des Vielliebchens oder Philippchens * auf. Bei den meisten Mandelfrüchten gelangt

---

*) Der Ursprung dieses Ausdrucks scheint im Dunkeln zu liegen. Im Deutschen ist die Bezeichnung „Viellieb-

bekanntlich nur eine der zwei Samenknospen (Eichen = Ovula) zur Entwicklung, die weiter keine Beachtung findet. Sobald aber ein junger Mann glücklich genug ist eine normal ausgebildete Mandel mit ihren zwei „Kernen" zu finden, bietet er denselben einer jungen Dame zum Essen an. Nimmt sie das Anerbieten huldreich an, so hat Derjenige, welcher zuerst „Guten Morgen Philippchen" sagt, Anspruch auf irgend ein Geschenk. Wüßte Flora wie viele gestickte Pantoffeln, zierliche Papkästen, gehäkelte Geldbeutel, Gedichte im prächtigsten Einband und reichem Goldschnitt, ja glückliche Ehen die normale Ausbildung einer Mandel zur Folge haben kann, würde sie gewiß nicht so viele einkernige Früchte wachsen lassen!

Kaffee und Thee werden allgemein genossen, der erstere des Morgens und Nachmittags, der letztere des Abends, doch hat der Kaffee bei weitem die meisten Freunde, während Chocolate ein bis jetzt noch nicht ins Volk gedrungener Luxusgegenstand ist. Trotz seiner Allgemeinheit wird jedoch der Kaffee durchschnittlich

---

chen" geläufig, wogegen man im Englischen und Französischen ihn von Philipp abzuleiten scheint und daher die Schreibweise „Philippchen" nicht ganz zu verwerfen sein möchte.

nur schlecht zubereitet und kann ohne Uebertreibung als „Blümchenkaffee" bezeichnet werden, — bekanntlich nach der Erklärung in einem beliebten Lustspiele, ein Getränk, dessen Schwäche das Erblicken der Bodenverzierungen der Tasse, in dem es sich befindet, zuläßt. Ein derber Zusatz von dem im Lande gebauten Cichorien wird selten vermißt, doch geschieht dieser Zusatz stets von Seiten des Kochs, da der Kaffee als Bohne eingekauft und zu Hause geröstet und gemalt wird, daher eine Verfälschung des Pulvers mit giftigen Cichorienwurzeln, wie sie in England trotz einer darauf stehenden Strafe von 133 Thalern, oft passirt, weil man dort das fertige Pulver anstatt der rohen Bohnen einkauft, nicht vorkommt. Die ärmeren Leute bereiten ein Getränk, das fast ausschließlich aus Cichorien besteht, und nur den allergeringsten Zusatz von Kaffee führt, ja, ganze Familien trinken Jahr aus Jahr ein nichts als einen Aufguß gerösteter Eicheln wie es unsre Vorväter in grauer Heidenzeit gethan, oder begnügen sich mit dem noch erbärmlichern Roggen-Kaffee. Der Thee wird ebenfalls so schwach genossen, daß jemand der dieses Getränk an der deutschen Nordküste, in Rußland oder England liebgewonnen, es völlig ungenießbar findet. Nach guter englischer Sitte gebührt es sich bei der Zu-

bereitung für jeden Mittrinker einen Theelöffel voll der Waare und einen für die Theekanne zu erlauben, so daß im schlechtesten Falle niemals weniger als zwei Löffel voll auf die Portion kommen. In Hannover weiht man freilich der Kanne ihr Theil, vergißt aber ganz und gar das andere Hauptbedingniß zu erfüllen und die Folgen davon lassen sich denken. Es wäre jedoch falsch wollte man annehmen Sparsamkeit allein bestimme die kärgliche Verwendung des Thees und Kaffees. Es muß hier wahrscheinlich ein physiologischer Grund maßgebend sein, der noch zu ermitteln wäre. Fleischspeisen werden nur mäßig genossen, wie die Kost der Hauptbevölkerung überhaupt keine durchschnittlich kräftige ist. Starke zehrende Getränke, besonders Thee können daher kein Bedürfniß sein, und werden nur dann erst an Güte zunehmen, wenn durch gehobenen Wohlstand die allgemeine Landeskost sich verbessert haben wird.

Es giebt nur wenige Deutsche, welche sich nicht schämen würden, der Negersclaverei irgend welchen Vorschub zu leisten, und doch wenn die Sache bei Licht besehen wird, so tragen alle mehr oder minder dazu bei, die Lage der Schwarzen zu perpetuiren. Wir alle verbrauchen eine bedeutende Masse von Colonial-

Waaren, und es ist ja bekannt, daß der größte Theil derselben, besonders Zucker, Reis, Kaffee und Baumwolle mit Sclavenschweiß getränkt ist. Manche philanthropische Dame, die über die Schicksale Onkel Tom's bittere Thränen vergießt, hat wohl niemals daran gedacht, daß dasselbe Papier, auf welchem Frau Beecher Stowe's pathetische Erzählung gedruckt ward, aus Baumwollenfasern besteht, die unter eines Legree's Aufsicht eingeärndtet wurden. Der Gedanke liegt hier nahe, daß Menschenfreunde nichts gebrauchen sollten, was durch Sclavenarbeit gewonnen wird. Mrs. Fry aß aus diesem Grunde niemals Zucker und hatte auch ihrem Hausgesinde streng verboten, sich jener Süßigkeit zu bedienen. Es trug sich jedoch zu, daß eine Negerin ihres Haushaltes sich eines Tages als Diebin kleiner Geldsummen herausstellte, und als die Herrin fragte, zu welchem Zwecke sie das Entwendete benutzt, erhielt sie zur Antwort: es sei unmöglich, Thee und Kaffee ohne Zucker zu trinken, und habe sie Letzteren dafür gekauft. Es mag dahin gestellt bleiben, ob die Diebin den innigen Zusammenhang kannte, der zwischen Zuckerproduction und Unterdrückung ihrer Stammgenossen besteht; die Gesellschaft aber, die ihn vollkommen begreift, möchte trotzdem geneigt sein, dieselbe

Antwort zu geben: sie kann nicht ohne Zucker leben, seien die Folgen auch welche sie wollen. Ein Luxusartikel, an den wir uns einmal gewöhnt haben, bleibt für immer Bedürfniß. So lange also Zuckerbedarf herrscht, und dieser Bedarf beträgt jährlich in Europa allein 1,260,000 englische Tonnen, wovon in England durchschnittlich 36½ Pfund, in Frankreich 12 Pfund, im Zollverein 7 Pfund, in Oesterreich 3½ Pfund, und in Rußland gar nur 2 Pfund auf jeden Kopf kommen: — so lange also Zuckerbedarf herrscht, bliebe den Schwarzen wenig Hoffnung auf Freiheit, hätte nicht die Vorsehung uns eine andere Pflanze kennen gelehrt, die ihm Hülfe bringen wird; denn wie das Schwert nur durch das Schwert, das Wort nur durch das Wort bekämpft werden kann, so kann auch nur die Pflanze, welche Knechtschaft bringt, durch die, welche Freiheit verkündet, besiegt werden. Gelingt es also, diese zuckerliefernde Pflanze mit freier Arbeit in solcher Masse zu ziehn, daß sie den ganzen Zuckerbedarf der Erde, der sich in 1858 auf 1,700,000 englische Tonnen belief, befriedigt, so ist ein bedeutungsvoller Schritt zur Befreiung der Schwarzen geschehen. Mancher Runkelrübenzuckerfabrikant unseres Landes mag sich bei diesem Gedanken stolz in die Brust werfen, und dabei

wähnen, er übe einen Act der Humanität, wenn er seinen Kunden theueren Zucker verkaufe. Doch ich mag kaum glauben, die dicke, fleischige Runkelrübe sei dazu berufen, des Negers trauriges Loos zu verbessern, obgleich ich mir wohl bewußt bin, daß gegenwärtig eine viel größere Masse Rübenzucker gezogen wird, als vor hundert Jahren alle Colonieen zusammen hervorbrachten. Die Zukunft der Runkelrübe ist mehr als zweifelhaft. Das Gewächs gedeiht freilich bei uns gut, und hat auch manche Feldfrüchte verdrängt, aber in Deutschland wenigstens nicht durch freie Concurrenz, sondern dadurch, daß sie sich unter Schutzzölle gestellt hat, und ich habe zu wenig Vertrauen in alle „schützenden Privilegien", um anzunehmen, daß eine Cultur, die nicht auf eigenen Füßen stehen kann, dermaleinst das Freiheitsspanier einer unterdrückten Race werden könne. Dagegen besitzt die wilde Dattelpalme Ostindiens (Phoenix sylvestris) alle Vorzüge, und kommt unter allen Verhältnissen vor, um sie als dasjenige Gewächs erscheinen zu lassen, das fähig ist, den ganzen Zuckerbedarf der Erde zu liefern. Diese Palme soll nach genauen Berechnungen völlig 5 Tonnen Zucker per engl. Morgen geben, also 2 Tonnen mehr als die Runkelrübe, und 3 mehr als das Zuckerrohr; dabei

wächst sie in Länderstrichen, wo freie Arbeit billig ist, und dürfte daher durch ihre Ergiebigkeit sowohl die Runkelrübe wie das Zuckerrohr aus der Cultur verdrängen, und nebenbei im wahren Sinne des Wortes „ein Oelzweig des Friedens" werden. Sie würde dann nicht die einzige Palme sein, welche den Unterdrückten Heil brachte; auch eine afrikanische Art, die **Elaëis guineënsis Gaertn.**, trug bereits mächtig dazu bei, die Gräuel des Sclavenhandels zu vermindern, indem afrikanische Häuptlinge es vortheilhafter fanden, das zu Stearin-Kerzen gegenwärtig so viel gebrauchte Palmenöl einsammeln zu lassen, als ihre Unterthanen stückweise nach Amerika zu verkaufen.

Ein ähnliches Bewandniß hat es mit dem Kaffee und der Baumwolle, deren Hauptmasse, vorzüglich der Letztern, durch Sclavenarbeit in Amerika producirt wird. Doch der Kaffee, den uns Amerika erzeugt, ist nur von untergeordnetem Werthe, und wird niemals eine starke Concurrenz mit dem der Levante aushalten können. Er leidet nämlich meistens unter dem Mißstande, daß er in der nassen Jahreszeit reift, daher leicht von Fäulniß und Schimmelpilzen angegriffen wird, vermittelst künstlicher Hitze getrocknet werden muß und oft einen erdigen, unangenehmen Geruch besitzt, der in dem

sogenannten Rio-Kaffee fast immer im höchsten Grade gegenwärtig ist. Wir Nord-Deutschen müssen jedoch mit diesen Sorten der neuen Welt meistens verlieb nehmen, und uns obendrein noch einen tüchtigen Zusatz von im Lande erzeugten Cichorien gefallen lassen, während die Süd-Deutschen meistens schönen Java- oder Levante-Kaffee schlürfen.

An Baumwolle liefern die Vereinigten Staaten gegenwärtig nicht allein die beste Sorte, sondern auch die größte Masse, ein Umstand der, selbst wenn es gelänge Zucker und Kaffee massenweise aus Asien zu erhalten, die endliche Lösung der Sclavenfrage vereiteln würde. Gegenwärtig sind die Ansichten darüber sehr getheilt, ob es jemals möglich sein werde, Baumwolle, die mit der sogenannten „Sea-Island“ Sorte, welche auf den Sandinseln der Küsten Süd-Karolinas u. s. w. gezogen wird und im Handel den ersten Platz behauptet, gleich kommt, in Ostindien zu ziehen. Es hat sich jedoch jüngst in Manchester eine Gesellschaft gebildet, die, mit bedeutenden Geldmitteln ausgerüstet, sich die Aufgabe gestellt hat, den Anbau der Baumwolle in Ostindien und anderen Ländern auf großem Fuße zu betreiben, und so durch praktische Schritte die Abschaffung der Sclaverei in Amerika anzubahnen.

Ich wende mich zunächst zum Biere. Schon die alten Deutschen, von den Egyptern gar nicht zu reden, hatten, wie Tacitus berichtet, eine große Fertigkeit in der Kunst des Bierbrauens erlangt, und bereiteten ihr Lieblingsgetränk, dem sie, wie heutzutage die Studenten, im Uebermaße huldigten, höchst wahrscheinlich nur aus Gerstenmalz und ohne den Zusatz des würzigen Hopfens. Auch ist der Zeitpunkt, wo der Hopfen zuerst in die Bierbrauerei eingeführt wurde, nicht wissenschaftlich ermittelt. Herr von Perger in Wien, der auf mein Ersuchen sich dieses Gegenstandes annahm, fand, daß erst im 14. Jahrhundert des neuen Krautes Humulus oder Hop durch Johann von Lüttich Erwähnung geschah, daß „Humulus" das latinisirte germanische Wort „Humal" ist, das sich auch schon im Persischen als „Hamal" findet, und daß über die Bedeutung des Ausdruckes „Hop" oder „Hopfen" ein gewisses Dunkel herrscht. Die Ansicht daß „Hop" im Altdeutschen gleich Schopf sei, also eine Haube, Jolle oder Strauß bedeute scheint viel für sich zu haben, da wohl das jetzt noch gebräuchliche Wort Wiedehopf die Bedeutung von Wiedenschopf gehabt, und Hopfen seinen Namen von den straußartig gehäuften Fruchtständen erhalten haben möchte. In England wurde der

Hopfen unter der Regierung Heinrich's VIII zuerst angewendet, und ein Schluß des Parlamentes untersagte auf lange Zeit den Zusatz des Krautes, der betäubenden Eigenschaft halber, die es mit seinem Verwandten, dem Hanfe theilt. Ob die Pflanze von dem Festlande kam, oder schon früher in England wild wuchs, ist, wie das eigentliche Vaterland derselben, noch eine schwebende Frage. Gegenwärtig werden sehr gesuchte Hopfensorten in England gezogen, und das englische Bier stark mit denselben versetzt. Sowie jedoch nicht alles Gold ist was glänzt, so ist auch nicht alles Hopfen, was bitter schmeckt. Man sagt es den englischen Brauern nach, daß sie viel Cocculus gebrauchen, ebenso wie es den Berlinern nachgewiesen worden ist Ledum palustre mit ihrem Bitterbier, namentlich dem Bockbiere zu vermischen, um es stark und berauschend zu machen. Der Ruf, welchen die hannoverschen Brauer genießen, ist unverdientermaßen auf die Stadt beschränkt. Sie bereiten aus einer Mischung von $^1/_3$ Weizen- und $^2/_3$ Gerstenmalz, mit einem schwachen Zusatz von Hopfen schmackhafte Weißbiere, und unter diesen ist besonders die von Broyhan erfundene, und des Erfinders Namen tragende Sorte beliebt; doch möchten Fremde fast glauben, es sei an ihr Hopfen und Malz verloren, da

sie sich nicht lange hält und an Ort und Stelle getrunken werden muß, selbstverständlich also jene großen überseeischen Reisen nicht erträgt, die das englische Ale, Stout und Porter, das bairische Bier, und selbst die braunschweiger Mumme zurücklegen. Unser Bitterbier wird nur aus Gerstenmalz bereitet und stark mit Hopfen versetzt. Der starken Nachfrage nach zu urtheilen, muß es wohl gut sein, was allerdings die oft in England gehörte Bemerkung entkräftet: wir Deutschen haben freilich das Bier erfunden, allein das richtige Recept desselben verloren, und können daher jene kräftigen Sorten nicht brauen, die bei unseren Inselnachbarn gäng und gebe sind. Ja, das deutsche, sogenannte Lagerbier scheint sogar bestimmt zu sein, eine große culturhistorische Rolle in der Welt zu spielen. Die Franzosen haben sich bereits unsere Bierausdrücke mundrecht gemacht, und unter den vielen neuen Elementen, welche die deutsche Einwanderung in die Vereinigten Staaten einführte, muß außer dem Turnen und dem hochgepriesenen deutschen Liede auch das Lagerbier genannt werden. In New York und in fast allen großen Städten der Union giebt es deutsche Bierhallen, die nicht allein von unseren Landsleuten, sondern auch von Amerikanern besucht werden. Nicht mit Unrecht erblicken scharfsinnige

Yankees in dieser jüngsten Angewohnheit ihrer Mitbürger eine segensreiche Neuerung, bestimmt, über den so arg eingerissenen Gebrauch gebrannter Getränke den Sieg davon zu tragen. Der gemeine Amerikaner lernt erst beim Glase deutschen Lagerbiers das vernünftige Trinken, denn von Haus aus schluckt er sowohl Spirituosen wie sein Essen in größter Eile hinunter, und weder die Mäßigkeits-Vereine, welche die Leute von dem Branntwein, noch das Maine-liquor- Gesetz, welches den Branntwein von den Leuten abhält, versprechen in gedachter Richtung so viel Gutes zu schaffen als das deutsche Lagerbier. Diejenigen, welche glauben, durch diesen Wechsel der Getränke sei nicht viel für die Menschheit gewonnen und gänzliche Enthaltung aller berauschenden Getränke streng anempfehlen, vergessen, daß es noch nie eine Nation von Wassertrinkern auf der Erde gegeben und daß fast jedes Volk es verstanden hat, dergleichen Getränke zu bereiten: die Kamtschadalen aus Spiraea Kamtschatica, die Südseeinsulaner aus einer Pfefferart (Piper methysticum, Forst.) und der Dracaena terminalis, Linn., die Mexikaner aus der hundertjährigen Agave (A. Americana L.), die Peruaner aus dem Mais, die Asiaten aus Palmensaft u. s. w. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß ein

so allgemein gefühltes Bedürfniß seine physiologische Berechtigung habe. — Außer den verschiedenen Getreidearten, dem Hopfen, **Ledum palustre, Anamirta Cocculus** und anderen bei Zubereitung des Bieres angewandten Stoffen, sind noch mehrere andere Pflanzen im Spiele, ohne die kein Brau zu Stande kommt. Ich meine die Hefe (**Hormiscium cerevesiae**), die bei dem Gährungsprocesse sich geltend macht und eine Pflanzenbildung ist, die je nach den Nährstoffen, in welchen sie vorkommt, in sehr verschiedenen Pilzformen auftritt. Neuere Untersuchungen, namentlich die Bail's haben jedoch festgestellt, daß die Zersetzung der gährungsfähigen Flüssigkeit erst durch das Wachsen der Hefenzellen bewirkt werde, und daß die Schnelligkeit des Gährungsprocesses von der Schnelligkeit der Hefenvermehrung abhängig sei. Man könnte also sagen, jeder Brauer, sowie jeder Bäcker treibe im Verborgenen ein Bischen kryptogamscher Pflanzenzucht, und Gärtner hätten allerdings Ursache zu klagen, daß man ihnen ins Handwerk pfusche.

Hiemit schließt sich der Kreis des hannoverschen Volkslebens, soweit er von dem eingenommenen Standpunkte aus sichtbar ist. Er zeigt, wie innig noch der Verkehr ist, den Hannovers Bürger mit der Pflanzen-

welt unterhalten, und wie ungegründet der Vorwurf scheint, daß sie einen einseitigen Hang für Musik und Theater bekunden. Selten trifft man einen Volksstamm mit so viel Sinn für den frischen grünen Wald, für saftige Wiesen und Weiden, als gerade diesen; und so lange er sich diesen Sinn zu bewahren weiß, lächelt ihm eine heitere Zukunft. Bei jedem nationalen Mißgeschick, jedem herben Leiden und großen Kummer wird er stets Trost und Hoffnung im Anblick der heimathlichen Wälder, der vaterländischen Flur finden, und sich nur erst beim Fällen des letzten Baumes, beim Verschwinden des letzten Wiesenplanes hoffnungslos, — einsam, — verlassen fühlen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Wahrhaftige Beschreibung

des

Jüngsten Gerichts

im

Thal Josaph

wie dasselbe von unserm Herrn Jesu Christo
und was vor demselben für erschreckliche Wund
geschehen werden. Solches Alles ist uns
heiligen Propheten und andern Männern G
weißagt und zur treuherzigen Warnung be
daß wir von unserm bösen, gottlosen und sü
Leben abstehen, und rechtschaffne Reu und Buße
damit wir nicht an solchem großen und jüngsten
vor dem gerechten Richter Jesu Christo zu seiner Lin
unter die Böcke und Verdammten, sondern zu sein
Rechten unter die Schäflein und Auserwählten Gotte
mögen gestellt werden.

Frankfurt a.
Verlag von Christian Winter
Gedruckt in diesem Jahr.

Fortsetzung siehe die dritte Seite des Umschlages.

Wahrhaftige Beschreibung

des

Jüngsten Gerichts

im

Thal Josaphat

wie dasselbe von unserm Herrn Jesu Christo gehalten und was vor demselben für erschreckliche Wunderzeichen geschehen werden. Solches Alles ist uns von den heiligen Propheten und andern Männern Gottes geweißagt und zur treuherzigen Warnung beschrieben, daß wir von unserm bösen, gottlosen und sündlichen Leben abstehen, und rechtschaffne Reu und Buße wirken, damit wir nicht an solchem großen und jüngsten Tage vor dem gerechten Richter Jesu Christo zu seiner Linken unter die Böcke und Verdammten, sondern zu seiner Rechten unter die Schäflein und Auserwählten Gottes mögen gestellt werden.

Frankfurt a. M.
Heinr. Ludw. Brönner's Verlag.
1865.

Der erste Weißage und Prophet Joel spricht:

Joel ein Prophet bin ich genannt, den Gott hat in die Welt gesandt zu warnen alle Menschenkind, daß sie abstehen von der Sünd, denn der jüngste Tag, der wird bald kommen, hab ich von Gott vernommen. Es sind gar wenig mehr der Jahr, was ich sage und das ist wahr, der Tag kommt bald, das weiß ich wohl, im Thal Josaphat es geschehen soll. Sein Zorn wird über uns ergehen, Niemand mag dann vor ihm bestehen; die Sonne verliert ihren klaren Schein, der Mond wird blutfarb vor großer Pein. Alsdann wird sein der grimme Tag, den kein Mensch erdenken mag, wenn die todten Sünder müßen erstehen und vor den gerechten Richter gehen. Sie schrein: Weh, wären wir nie geborn! wie mögen wir erleiden Gottes Zorn? Daran gedenkt ihr Jung und Alt, euer Klagen wird da mannigfalt. Vor euerm Angesicht ein Feuer lauft, Mann und Weib sich vor Aengsten rauft; der Himmel glüht in Flammen bunt und greulich schreit der Abgrund; Feuer, Waßer, Luft und Erden über die Sünder klagen werden, und Alles schreit mit lauter Stimm: Herr, richt ob der Sünden Grimm! Dann muß der Sünder haben Leid, die Guten aber stehn erfreut, denn sie haben Gott gehabt zum Ziel, darum er sie auch ehren will. Wohl ihnen all der seligen Stunden, die da gerecht sollen werden erfunden!

Der andere Weißage Sophronius spricht:

Ich bin Sophronius der Weißage, und soll euch verkünden vom jüngsten Tage: der jüngste Tag der wird bald kommen, von Gott hab ichs vernommen, an dem erschrecklichen bittern Tag, da jeder Mensch wohl weinen mag, denn unsrer Sünden sind soviel, es nahet sich des Endes Ziel. O Mensch, wie wird es dir ergehn, du wirst nach deinem Leben Lohn ersehn, die Bösen wird Gott schelten und ihre Bosheit vergelten, all ihre Sünd und Missethat. Ach, wie soll der Sünder werden Rath! wie mögen erleiden unsere Ohrn den grimmigen, ernstlichen Gotteszorn! Gott kommt herab in kurzer Frist, es fürchtet ihn Alles, das da ist, er will sich nicht erbarmen der Reichen noch der Armen, weil Jedermann gelebt gottlos, in abscheulichen Sünden groß, und jeder Mensch dann leiden muß nach seinen Werken harte Buß. Adel, Reichthum, Helm und Schild, Pracht und Hochfahrt nichts mehr gilt; Kaiser, Könige, Fürsten und Herren, Keiner mag sich des Tages erwehren; Pabst, Bischof, Cardinal und Prälaten, Amtleute, Räthe, hohe Potentaten, Edle, Bürger, Bauer, Ritter und Knecht, da wird Alles getheilet recht. Darum schaffe, daß Gott dir werde hold, das nützt dir über Gut und Gold.

Der dritte Weißage Gregorius spricht:

St. Gregorius ein Lehrer, und des christlichen Glaubens ein Mehrer, ich bin von Gottes Weisheit und will euch anzeigen die Wahrheit. Es wird bald kommen der jüngste Tag, mit Wahrheit ich das sprechen mag: ich vermeine daß

es also sei, der jüngste Tag der kommt herbei, denn alle Dinge geschehen zur Frist, von denen lange geweißagt ist, daß in den letzten Zeiten und Tagen viele werden kommen, die falsch weißagen und werden verführen der Leute gar viel: dann nahe sich des Endes Ziel. Da wird große Armut und Hungersnoth, ein Bruder schlägt den andern todt. Es geschehen viel Dinge die ärger sein, daß sich erbarmen möcht ein Stein: der Vater verräth das Kind, sein Blut; das Kind dem Vater desgleichen thut; in tollem Muth und freveln Sinn leben die Menschen gottlos dahin. An Sonn und Mond wird man Zeichen sehen; deren sind schon gar viel geschehen, darum wird der jüngste Tag bald kommen, er ist ganz nah, ich habs vernommen. Ich kann es genugsam vermelden, wie zornig sich da Gott wird stellen über Jung, Alt, Weib und Mann, keine Zunge das aussprechen kann! Der Zorn aus Gottes Munde fließet, mit seinem Grimm er die Welt übergießet, daß sich die Engel fürchten im Himmelssaal und Gottes Heilige allzumal, da Gottes Zorn und Gottes Schlag wohl alle Welt erschrecken mag. Das schreib ich euch zur Warnung insgemein, daß ihr vor Gott euch stellet ein, mit wahrer Buße die Sünde zu meiden, so könnt ihr wohl mit großen Freuden eingehn in die ewige Seligkeit, die euch von Christo ist bereit.

Der vierte Weißage Salomon spricht:

Es sagt der weise Salomon wie ihr wohl habt vernommen schon: Der Gerechte wird kaum erhalten; des Sünders mag Gott walten: ob ihm sieht er den strengen Richter stehen; die ewige Pein wird er unter sich sehen. Auf der Rech-

ten stehen die Guten, zur Linken die Verdammten in heißen Gluthen. Nun wohlauf Alles das da ist, ihr müßet vors Gericht in kurzer Frist. Davor sollen alle Menschen sorgen vom Abend bis zum Morgen.

Der fünfte Weißage Hiob spricht:

Es spricht Hiob der heilige Mann, an dem ich kein Arges finden kann: wer verbirgt mich in dem Grund bis daß vorüber geht die Stund, da Gottes Zorn hab ein Ende und seine Gnade sich wieder zu uns wende. Das verleihe Er uns und geb uns seinen Segen, daß wir wandeln auf seinen Wegen und wenn er beschließen wird die Zeit, wir zu ihm kommen in ewige Freud.

Der sechste Weißage Hieronymus spricht:

Hieronymus bin ich genannt, Gott hat mich in die Welt gesandt, der jüngste Tag wird bald sich finden, das soll ich allen Menschen verkünden, Kindern, Mann und Weib will ich klagen was ich in meinem Herzen muß tragen: ich eß oder trinke, schlaf oder wache oder was ich auf Erden mache, so kommt mir nimmer aus meinen Ohrn das greuliche, grimmige Horn, das da tönet ohne Maßen grimme und schreit mit erschrecklicher Stimme: Steht auf, ihr todten Leute, zum Gerichte Gottes müßt ihr heute. Die Posaune die Todten auferweckt und auch die ganze Welt erschreckt. Nun höret zu was ich euch sage, es kommen zuvor noch funfzehn Tage, und an einem jeden Tag besnnder werden da geschehen große Wunder, davon dann die ganze Welt in groß Jammern und Trauern wird gestellt, wie davon kürzlich soll werden gemeldt.

An dem ersten Tag da will ich beginnen, die Waßer hören auf zu rinnen, sie laufen nicht mehr über Land, lehnen sich auf wie eine Wand und werden greulich brausen, daß mans in der ganzen Welt hört sausen.

Darnach wohl an dem andern Tage nach der lieben Heiligen Sage, so kommen die Waßer wieder hernieder, daß man sie kaum höret wieder, ja daß man sie kaum ersehen mag: o weh. wie jämmerlich ist der Tag!

Der dritte Tag kommt mit solchem Grimme, die Fische im Meer schrein mit lauter Stimme, und gar jämmerlich alle Meerwunder ein Jedes nach seiner Art besunder; also hart klagen sie ihre Noth, daß sie müßeu leiden den Tod.

Der vierte jämmerliche Tag, hört zu was ich euch sag, so muß die Welt groß Leid gewinnen, wenn sie sehn die Waßer brinnen und das ganze Erdreich zumal: da ist großer Jammer überall.

Der fünfte Tag gar greulich thut, alles Laub und Gras das schwitzet Blut, das Laub wohl von den Aesten schwindt, wer das ansieht, groß Leid gewinnt. Das Erdreich wird von Blut so roth, das mag man heißen große Noth.

Darnach kommt der sechste Tag und bringt mit sich grimmige Klag: Haus und Hof darnieder fällt, wie fest es auf Erden war gestellt, doch fällt Alles nieder zur Erd, Silber und Gold verliert den Werth.

Der siebente Tag gar greulich ist, grausam Geschrei hört man zur Frist, ein Stein wird sich am andern zerschlagen, daß alle Leute möchten verzagen. Wer dann lebt, der muß alten, wenn er sieht sich die Steine spalten.

Der achte Tag, vernehmt mich wohl, gar greulichen

Wind er bringen soll, große Erdbeben folgen sich so rasch, daß weder Mensch noch Vieh hat Rast, es fällt Alles nieder in der Noth und ruft: O weh, das ist der Tod!

Nichts stehn läßt nun der neunte Tag, daß Berg und Hügel sich senken mag, die grausam hohen Berge zumal fallen hernieder in das Thal, und wird das Erdreich ganz eben: o weh, wie bitter wird sein das Leben!

Der zehnte Tag kommt bitterlich, die Leute schrein gar jämmerlich, die sich in Klüften hielten verborgen, kommen hervor mit großen Sorgen, ihrer Keiner schier mehr reden mag, so fürchten sie den jüngsten Tag.

Der eilfte Tag kommt in vollem Scheine, da erzeigen sich die Todtengebeine, vor den Gräbern sieht man sie liegen, das sei euch länger nicht verschwiegen. Wenn das die lebenden Leute sehen, werden sie vor großer Angst vergehen.

Der zwölfte Tag wird grimm vor Allen, dann sieht man die Sterne vom Himmel fallen und fliegen durch die Welt zumal: da ist großer Jammer überall.

Am dreizehnten, dem erschrecklichen Tage, nun höret zu was ich euch sage, da müßen Mensch und Vieh ersterben, die gekommen sind von dieser Erden, daß sie vom Tode auferstehen und lebend vor den Richter gehen.

Der vierzehnte Tag gar greulich ist, da verbrennt die Welt in kurzer Frist, Luft, Waßer, Erde, Alles brinnt und überaus groß Leid gewinnt, denn Alles was kam aus der Erden muß wieder zu Staub und Asche werden.

Am funfzehnten Tage, das ist wahr, wird eine neue Welt gar schön und klar, alle Menschen erstehn dann aus dem Grab wie die heilige Schrift uns Zeugniß gab.

Der Engel da in großem Zorn ruft alle Menschen mit dem Horn. Nun tönt der Engel Posaunenschall, daß alle Todten erstehen zumal.

Und spricht der erste Erzengel St. Michael:

Steht auf, ihr todten Leute, zum Gerichte Gottes müßt ihr heute, wohlauf ihr Jungen und Alten, Mann und Weiber, nehmt wieder an eure Leiber, und geht nach dem Thale Josaphat, dahin euch Christus geladen hat. Da müßt ihr alle Antwort geben, was ihr gethan habt in euerm Leben. Kein Sünder wird da sein verborgen, dahin müßt ihr Alle mit großen Sorgen. Wort und Werk wird da alles offenbar, heut wird Alles gerochen klar, heut an diesem Tage will Gott richten, hart strafen alle Bösewichter, die Bösen in den Höllengrund schicken, daraus sie Rettung nie erblicken; aber der Guten, Frommen und Armen will Gott sich gnädiglich erbarmen. Er will sie heißen willkommen sein und sie ergetzen aller Pein, die sie auf Erden haben erlitten mit so gar geduldigen Sitten. Er will sie mildiglich empfahn, das Himmelreich wird ihnen aufgethan.

Der andere Erzengel St. Gabriel ruft und spricht:

Ich will euch erschrecken und mit der Posaunen erwecken, denn heut ist der jüngste Tag, davor der Mensch erzittern mag, denn Gott will sich der Bösen nicht erbarmen, der Reichen nicht und nicht der Armen. Er will den Sünder vor sich stellen und alle seine Sünde vermelden vor aller Welt, das weiß ich wohl: wie der Sünder sich da schämen soll, wenn seine Sünd ihm Gott verweist und mancher

Finger auf ihn weist. Der Teufel hatte sich vermeßen, er wolle da nichts vergeßen: was der Mensch im Leben hat gethan, das will er Alles zeigen an. Wort und Werke sind alle geschrieben, da ist nichts außen geblieben: was auf Erden im Verborgeuen ist geschehen, das wird vor aller Welt offen stehen. Wohl ihm, der nach Gottes Willen hat gelebt, sein Herz in großen Freuden schwebt. Nun wohlauf denn, und säumet nicht, auf heut ist beraumt das jüngste Gericht, dahin müßen Alle, Weib und Mann, kein Mensch sich da verbergen kann.

Der dritte Erzengel Raphael spricht:

Ich bin ein Engel zu euch gesandt, meine Botschaft mahnt euch insgesamt: nun stehet auf ihr Todten allzumal, Mann und Weiber ohne Zahl, ihr sollt erstehen alsogleich, denn Jesus Christns kommt vom Himmelreich und zeigt seine Wunden tief und groß, denen sein Blut am heiligen Kreuz entfloß; wohl in dem Thale Josaphat, dahin Jesus das Gericht beschieden hat, da will er richten alle Menschenkind, die ihm zuwider gewesen sind. Heut will er zu Gerichte sitzen, der Sünder wird Angst und Schrecken schwitzen. Gottes Wort schneidet wie ein Schwert, wenn es durch die sündigen Herzen fährt, Gottes Zorn brennt wie ein Feuer, Lust und Freude wird dem Sünder theuer; aber die Milden und die Guten wird Gott stillen und ermuthen: sie sollen mit Freuden vor ihn kommen, denn alles Leid wird ihnen benommen. So eilet zum Gericht alsbald, wer da gelebt hat, Jung und Alt; es wird heut ein bitterer Tag: wohl dem, der vor Gott bestehen mag!

Alsdann spricht Christus der Herr zu den vier Engeln, die das Kreuz tragen:

Ihr meine lieben Engel sollt die Menschen scheiden, die Guten von den Leiden, die Frommen zu der rechten Hand, die ich in allem Guten treu erfand; die Bösen stellen zur linken Seiten, die am Bösen sich erfreuten: sie sollen jetzt ihren Lohn empfahn, darnach sie im Leben haben gethan; es soll ihnen Alles vergolten werden wie sie gelebt haben hier auf Erden.

Alsdann sind die Guten von den Bösen geschieden und spricht der Herr Christus zu den Guten also:

Kommt her zu mir, ihr meine lieben Kind, die zur rechten Seite sind, ihr sollt billig bei mir sein, denn ihr habt gethan den Willen mein. Darum sollt ihr nun bei mir stehen und mit mir in das Himmelreich gehen. Mein Vater, der kommt mir entgegen und bringt euch den himmlischen Segen; ihr sollt billig gesegnet sein und ewiglich bei mir leben fein. Dem Unrecht habt ihr widerstritten, die Hoffart habt ihr nicht gelitten, den Zorn ließt ihr fahren gern, alle Trägheit blieb euch fern, Trunkenheit war euch nicht lieb, Völlerei euch zuwider blieb, Unkeuschheit sah man euch meiden, drum lebt ihr jetzt in himmlischen Freuden; Demuth liebtet ihr von Herzen, mich zu lieben scheutet ihr nicht Schmerzen, ihr liebtet den Frieden geduldiglich, übtet im Guten euch fleißiglich, Almosen gabt ihr zu mancher Stund, die Fasten hielt gern euer Mund, keusch und rein seid ihr gewesen, darum hab ich euch auserlesen; Hunger, Durst und

große Arbeit, Hitz, Frost, Schand und Schwachheit, Armut, Spott und manchen Schlag, groß Elend und nie einen guten Tag habt ihr meinethalb erlitten und das mit geduldigen Sitten: nun will ich an meinem Tisch euch setzen, Leids und Traurigkeit ergetzen, alles Ungemachs sollt ihr vergeßen, große Ehre wird euch zugemeßen; euer Weinen und Klagen, Trauern, Elend, das soll nun Alles haben ein End, ihr sollt den Lohn empfahen sogleich, das ewige schöne Himmelreich, das euch mein Vater bereitet hat, wo ihr Freud und Seligkeit empfaht und anschaut Gottes Herrlichkeit von nun an bis in Ewigkeit.

Dann lobt Christus die sechs Werke der Barmherzigkeit:

Die Werke der heil. Barmherzigkeit habt ihr oft an mir erzeigt, denn hungrig war ich und ausgezehrt, da habt ihr Speise mir beschert, mich dürstet es zu mancher Stund, da tränket ihr mir meinen Mund; ich war nakt und bloß von Gewand, da kleidete mich eure Hand; ich war fremd und obdachlos, mich aufzunehmen euch nicht verdroß; ich war schwach und dazu krank, ihr pflegtet mich, des habet Dank; gefangen lag ich schwer und hart, von euch ich da erledigt ward.

Dann antworten ihm die Guten:

Herr, wo sahen wir dich in Hungersnoth, daß wir dich speisten mit unserm Brot? Wann sahen wir dich von Durst gequält, daß wir dich zu tränken nicht verfehlt? Wo warst du fremd und obdachlos, daß dich zu herbergen uns nicht verdroß? Oder wo fanden wir dich krank, daß dich zu

pflegen uns gelang? wo lagst du je gefangen so schwer, daß wir je dich getröstet hätten, o Herr?

Dann antwortet Christus der Herr:

Ihr sollt wohl vernehmen mich: wo ein Armer war, der Arme war ich, wo Einer sein Brot erbetteln gieng, da gabet ihr was ich empfieng. Was ihr denen in meinem Namen, die da bittend zu euch kamen, dem geringsten Armen habt gethan, das hab ich für ihn empfahn: der Lohn soll hundertfältig sein dort in dem schönen Himmel mein, dahin führ ich euch sogleich, da werdet ihr froh und freudenreich, ein Ende hat euer Trauern und Weinen, die Engel sollen sich euch vereinen und Maria, die liebe Mutter mein, soll da ewiglich bei euch sein, dazu die lieben Heiligen all: ihr werdet euch freun mit großem Schall, eure Freude die soll werden ganz dort bei dem himmlischen Tanz. Euch will mein Vater wohl tausend Mal liebkosen in seinem Himmelssaal: das soll euch nicht nehmen Wunder, Gott richtet die Menschen all besunder: die sich erhöht hatten auf Erden, die müßen hier erniedrigt werden; die aber wollten demüthig sein, sitzen an der Seite mein. Ich will euch nehmen auf meinen Schooß, eure Freude wird ohne Maßen groß, da ist euch wohl und nimmer weh, kein Leid kommt euch nimmermeh; allerhand Singen und Saitenspiel, das hört ihr klingen ohne Ziel: wohl euch daß ihr seid geboren, große Seligkeit hab ich euch erworben, die von Gottes Angesicht fließt und sich in euer Herz ergießt. Da sind tausend Jahre wie Ein Tag, wohl dem der nahe wohnen mag; euer Herz wird aller Freuden voll, daß es nicht mehr begehren soll.

Leib und Seele will ich frisch erhalten: ihr sollt ewig jungen und nimmer alten.

Dann nimmt unser Herr Jesus Christus seine liebe Mutter Maria bei der rechten Hand und spricht zu ihr also:

Maria, du liebe Mutter mein, du sollst an meiner Seite sein. Dem Sünder warst du stäts bereit, wenn ihm seine Sünden waren leid, und allezeit erhört ich dich, batest du für den Sünder mich; aber die sich von Sünden nicht wollten bekehren, weder mich noch dich gedachten zu ehren, dieselben verfluchten, gottlosen Leute finden keine Gnade bei mir heute, denn sie wollten keine Buße thun, noch je von ihren Sünden ruhn.

Dann spricht unser lieber Herr Jesus Christus zu den Verdammten:

Nun scheidet euch von dem Angesicht mein, verflucht sollt ihr ewiglich sein, in den höllischen Flammen sollt ihr brinnen und keine Ruhe je gewinnen: das ist euch und dem Teufel bereit, da habt ihr ewig Pein und Leid.

Dann bitten die Verdammten Christum um seine Gnade und Barmherzigkeit:

Herr, von deinem Angesicht woll uns heute scheiden nicht, uns arme Sünder weise nicht fort an der Verdammten Ort; nein, laß uns, Herr, so süßen nur bleiben bei deinen Füßen.

Christus der Herr aber spricht zu ihnen:

Die Welt war euch lieber denn ich, ihr wolltet nimmer lieben mich, drum müßt ihr von mir gehen weit, meine Gnade bleibt euch unbereit.

Die Verdammten sprechen wiederum:

Herr, von deinem Angesicht verstoß uns arme Sünder nicht, deinen Segen gönn uns zu erwerben und laß uns nicht ewiglich verderben.

Christus der Herr spricht zu ihnen:

Mein Blut und Schweiß habt ihr verschworn, darum wider euch ist groß mein Zorn, mein Fluch soll euer Segen sein, euch verflucht auch der Vater mein.

Die Verdammten aber bitten:

Deinen Segen, Herr, hast du uns verwehrt, deinen Fluch hast du auf uns gekehrt; gedenk, Herr, deiner Barmherzigkeit, die gewesen ist von Ewigkeit.

Unser Herrgott spricht zu ihnen:

Unkeusch und gottlos seid ihr gewesen, vor euch mochten die Frommen nie genesen, ich leg euch in das höllische Feuer, da wird euch das Lachen werden theuer, meine Barmherzigkeit will ich euch versagen, es hilft nicht euer Schreien und Klagen.

Nochmals bitten die Verdammten:

Herr, müßen wir von dir geschieden sein und haben ewig Jammer und Pein, so gieb uns doch zu eine gute Gesellschaft, die uns verleihe Trost und Kraft.

Christus der Herr versagt ihnen allen Trost:

Böse Gesellschaft habt ihr gepflogen auf Erden, einfältige Leute betrogen: geht hin in die höllische Pein, die Teufel sollen eure Gesellschaft sein.

Dann spricht Jesus Christus zu dem obersten Teufel, Lucifer:

Ich gebiete dir, Lucifer, heute, daß du nehmest die verfluchten Leute und führst sie zu der Höllen Pein, immer und ewig verdammt zu sein: da mit den Teufel allen, sollen sie immer schreien und gallen. Du sollst sie so schwer da martern und plagen, daß sie Ach und Weh schreien und klagen. Nun führ sie in den Höllenschlund, das gebiet ich dir, Teufel, zu dieser Stund.

So antwortet der Teufel Lucifer Christo dem Herren:

Herr, das soll dir sein gewährt: ich hab ihrer lange Zeit begehrt, und will sie führen in die Höllen zu mir und meinen Gesellen. Viel Marter und Plage ist ihnen zugedacht, weil sie deinen Willen nicht haben vollbracht: Gift und Galle soll ihr Most sein, Drachen und Schlangen sollen ihre Kost sein. Sie verdienen auch wohl bei mir zu sein, denn sie wollten dir nie Gehör verleihn; deine Marter und Wunden waren ihr Spott: sie verdienten wohl deinen Zorn, o Gott. Wenn ich sie reizte zur Unkeuschheit, so waren sie gar wohl bereit, desgleichen zur Trägheit und zum Zorn: so sollen sie billig sein verloren. Ihrer Sünden Flut war hoch gestiegen, darum sollen sie immer und ewig liegen in der höllischen Marter und Pein; da werden sie ohne Beschützer sein. Vor Jammer sollen sie oft ergellen in der Höllen.

Nun bin ich froh und dünkt mich Gewinn, daß ichs nicht allein mehr bin, der vom schönen Himmelreich muste scheiden. Nun wohlauf, ihr Juden, Christen und Heiden, in die Hölle müßt ihr mit zur Frist, die unser aller Erbtheil ist.

Dann werden die Verdammten von den Teufeln in die unterste Hölle geführt und spricht ein armer unter den Verdammten:

Ach und Weh! wär ich nie geborn! Ueber mir schwebt der ewige Gotteszorn. O weh mir, ach und immer weh, wie hab ich hier groß Leid und Weh. Wär ich geduldig arm gewesen und nicht reich, so hätt ich heut das schöne Himmelreich. Ungerechter Reichthum hat mich verrathen, in der Hölle muß ich ewig braten, mein Stolz und Gewalt hat mich gefällt, der Teufel hat sich mir gesellt, die schnöde Welt und ihre Lust mich betrogen, der Teufel hat mich zu ihm gezogen. Von Gottes Angesicht muß ich scheiden, auf ewig entsagen den Himmelsfreuden. O weh, o weh der harten Stund, heut muß ich in der Hölle Grund!

Alsdann wird Maria, Gottes Mutter, bewegt aufzustehen und ihren lieben Sohn Jesum Christum für die Verdammten zu bitten:

Liebes Kind, thu mir nicht versagen was ich muß in meinem Herzen tragen. Jeder Mensch thut nach seiner Art wie es ihm angeboren ward. Meine Art ist die Barmherzigkeit, sie ist mein angeboren Kleid, darum so muß ich mich erbarmen und jetzo bitten für die Armen, des will mich meine Milde zwingen: um die armen Sünder muß ich ringen. Wäre nicht der Sünder Orden, deine Mutter wär ich nie geworden; mir thut es weh gehn sie verlorn, darum laß ab

von deinem Zorn. Der Sünder mag wohl zu mir fliehen, denn ich mag mich ihm nicht entziehen. Ich ermahne dich der Brüste mein, du wollest dem Sünder gnädig sein. Du hast mir doch verliehn Gewalt, daß ich empfange Jung und Alt. So oft der Sünder zu mir kam, das Wort für ihn ich bei dir nahm. Herr, am Kreuz war deine Marter groß, ich sah dich hangen nackt und bloß. Als ich ansah deine Schmach, mich wundert daß mein Herz nicht brach. Soll an Einem dein Tod verloren sein, sieh, das erbarmt das Herze mein. So bitt ich dich ganz mütterlich, laß mein Gebet erflehen dich und wolle dich der armen, der Sünder heut erbarmen.

Dann antwortet Jesus Christus seiner lieben Mutter Maria und den h. Aposteln:

Maria, du bist mild und süß, als eine Mutter ich dich grüß: du bist der Sünder höchster Trost, der Seelen hast du viel erlost; auch hab ich dir verliehn Gewalt, daß du magst empfangen Jung und Alt: wenn der Sünder reuig kommt zu dir, magst du ihn empfangen hier. Groß Erbarmen ist dir angeboren: der Sünder soll nicht gehn verloren, der eh er stirbt sich will bekehren; mag er aber mich und dich nicht ehren eh ihn ergreift der bittre Tod, so leidet er billig diese Noth. Um solchen du nicht bitten sollt, der selber ja nicht bitten wollt mich, dich noch andre Heilige mein, er muß des Teufels billig sein. Also thaten die gottlosen Leute, die ich verdammen muste heute, denn sie wollten weder Buße thun, noch von ihren Sünden ruhn. Darum erhör ich dein Gebet heute nicht, denn es kommt zu spät. Wollten alle Engel sich ver-

einen und blutige Thränen um sie weinen, das könnte Alles wenig frommen, sie können nie in den Himmel kommen. Drum sitze wieder an deine Statt: mein Herz heut kein Erbarmen hat.

Dann spricht unser Herrgott zu den Teufeln:

Ihr Teufel, thut nun mein Gebot, denn Ich bin der gewaltige Gott, führt die Gottlosen aus meinen Augen, denn sie wollten nimmer glauben meiner Predigt noch meiner Lehr: an Leib und Leben straf ich sie schwer.

Da antwortet Satanas Christo dem Herrn:

Herr, wir sind auch schon bereit, zumal uns dein Gebot erfreut; wir musten sehr in Furchten sein, daß Maria die Mutter dein uns thäte wie sie oft gethan, wovon wir großes Leid empfahn: wenn wir den Sünder zu haben glaubten, daß sie kam und uns ihn raubte, denn so oft sie dich noch bat, dein Mund es ihr gewähret hat. Darum durfte heut uns Furcht bezwingen; nun aber wollen wir tapfer springen und sie all in die Hölle bringen. Wohlauf nun all, es ist zu spat, denn ihr lebtet stäts nach unserm Rath.

So sprechen die Verdammten also:

O weh, sind wir denn all verflucht! das haben wir unsre Tage gesucht: Gott selber würd uns nicht verdammen zu des ewigen Feuers Flammen, nur unsre Sünd und Missethat führt uns auf der Hölle Pfad. Gottes Marter ist an uns verloren, seine Wunden haben wir verschworen.

Ein anderer Verdammter spricht:

O weh, ach und wehe mein, wie grausam ist die Höllenpein! Gott will sich nicht erbarmen mehr über der armen Sünder Heer; meine Bosheit hat mich in die Hölle gebracht und Ueppigkeit und Kleiderpracht, dazu auch diese schnöde Welt samt ihrem Reichthum, Gut und Geld. Das hat mich von Gottes Angesicht verstoßen zu diesem Strafgericht. O weh, ach weh der bösen Fahrt, daß mein Herz nicht beßer war verwahrt! Der Tag müße verfluchet sein, da mich gebar die Mutter mein; verflucht sei auch die Stunde mit, da Gott den Tod für uns erlitt. Ach weh, ach weh meinen fünf Sinnen, in der Hölle muß ich ewig brinnen, in die Hölle muß ich gehen, weder Sonne noch Mond mehr sehen, dahin will mich der Teufel ziehen, ich kann und mag ihm nicht entfliehen. Ach Weh, ach Jammer und Wehe, daß ich Gottes Angesicht nicht mehr sehe. Gottes Marter ist an mir verlorn, über mir schwebt der Gottes Zorn.

Lucifer spricht zu den Verdammten:

In meinem Dienst jetzt sollt ihr sein, weil ihr gethan den Willen mein. Euch ist geschehen wie mir geschah, da ich an mir die Schöne sah, die da Gott an mich gewandt in dem schönen Himmelsland. Keine schönere Creatur je ward als ich war nach meiner Art. Da konnt ich mich nicht länger bezwingen, Gott wollt ich gleichen in allen Dingen, ich wollte sein dem Höchsten gleich dort in dem schönen Himmelreich. Dieser Hoffart wegen, der großen, ward ich aus dem Himmelreich verstoßen und bin also häßlich geschaffen, wer mich sieht der lacht des Affen. Gott hatte sich gegen

euch gemildet und sich nach euerm Bild gebildet, er hat viel und schwer um euch gelitten und mit viel großer Marter gestritten. Er gab euch viel Gut und Ehr und dazu viel gute Lehr: das wolltet ihr Alles erkennen nicht, darum gieng Gott mit euch ins Gericht, und hat mir geboten zu dieser Stund euch zu führen in der Hölle Grund: verdammt müßt ihr da ewig sein und bei uns erleiden große Marter und Pein, es soll euch werden heiß und kalt: ihr Teufel, führt sie hin alsbald!

Dann führen die Teufel die Verdammten in die unterste Hölle und Christus Jesus geht mit seinen lieben Heiligen zu der Hölle, verschließt sie und spricht also:

Nun wohlauf und hin mit Ungefäll,
Schließen will ich zu die Höll.

Und nachdem er die Hölle verschloßen, spricht er also:

Die Hölle hab ich verschloßen und den Teufel mit seinen Genoßen. Den Schlüßel mag mir Niemand stehlen, den will ich auch keinem Engel befehlen; die Hölle soll nie mehr offen stehen, zu meinen lieben Heiligen will ich gehen. Heut hab ich zorniglich vollbracht was ich vor langer Zeit gedacht: die Sünder hab ich all gefangen, ist mir keiner nicht entgangen. Ich laße jetzt vom Zorne mein und will euch ergetzen aller Pein: ihr sollt fröhlich mit mir gehen gleich in das ewige Himmelreich: dasselbe will ich euch geben, da sollt ihr immer und ewig leben.

Dann stehen die heiligen zwölf Apostel vor dem Richterstuhl auf und sagen unserm lieben Herrn Jesu Christo Lob und Dank für seine Gnade und Barmherzigkeit, die er ihnen mitgetheilt hat.

St. Petrus spricht:

O Herr, ich lobe dich der großen Noth, daß ich am Kreuz zu Rom erlitt den Tod. Ich habe gehabt große Marter und Leiden, dafür besitz ich jetzt die ewigen himmlischen Freuden.

St. Andreas:

O Herr, ich lobe dich der großen Noth, daß ich zu Patras erlitt den Tod. Ich hab erlitten große Marter und Pein, darum geh ich jetzt ins Himmelreich ein.

St. Jacobus der ältere:

O Herr, ich lobe dich der großen Noth, daß ich zu Jerusalem erlitt den Tod, große Marter und Pein must ich erleben, dafür wird mir nun große Freude gegeben.

St. Johannes der Evangelist:

O Herr, deines Lobes will ich ewig walten; keusch und rein hab ich mich gehalten, getrunken Gift und Schlangentrank: dafür sag ich dir Lob und Dank; im heißen Oel ward ich gesotten, dafür ist mir die Hölle verboten; zu Epheso erwarbst du mich, des bin ich froh und lobe dich.

St. Philippus:

O Herr, ich sage dir Lob und Ehr, zu Jerusalem ward ich gemartert schwer, von des Tempels Zinnen ward ich gestürzt, mit einer Walkstange des Lebens verkürzt: das Alles hab ich geduldig erlitten, darum hab ich heute die Höll überstritten.

St. Bartholomäus:

O Herr, ich lobe dich zu allen Stunden! In Indien ward ich lebendig geschunden, darnach mir abgeschlagen das Haupt, darum bin ich der leidigen Hölle beraubt.

St. Thomas:

O Herr, dir sei von mir groß Lob gesprochen. In Indien ward ich mit einem Spieß durchstochen, in Edessa in Mesopotamien begraben, darum soll mich die leidige Hölle nicht haben.

St. Matthäus:

O Herr, ich sage dir groß Lob und Ehr; mein Leib ward mir verwundet schwer, zu Naddaver im Tempel ward ich erstochen, darum ist mir die Hölle verschloßen.

St. Simon:

O Herr, dir sei groß Lob gesagt, zu Jerusalem hat mich große Marter geplagt, von den gottlosen Pfaffen ward mir viel Leids gethan, dafür hab ich das Himmelreich empfahn.

St. Judas Thaddäus:

Ja Herr, ich sage dir groß Lob und Ehr; zu Samir in Persia ward ich gemartert schwer. Unter der Zauberer Hand gestorben hab ich nun das Himmelreich erworben.

St. Matthias:

Herr, allzeit Lob will ich dir sagen: in Jerusalem ward mir das Haupt abgeschlagen; ich muste große Marter leiden, dafür half mir der Herr zu Ehren und Freuden.

Alsdann spricht unser lieber Herr Jesus Christus zu seiner Mutter Maria, zu den Aposteln und zu allen h. Engeln:

Maria, du liebe Mutter mein, nimm zu dir die Tochter dein, die Engel und die h. zwölf Boten, die haben mir große Ehre erboten; die Märtyrer auch und die Beichtiger gut, die geehrt haben mein rosenfarben Blut. Nimm hin die heiligen Seelen all und führe sie hin mit fröhlichem Schall, du sollst sie führen allzugleich wohl in das schöne Himmelreich, mit mir und dir da sollen sie gehn, mein Vater will sie empfangen schön. Ich laß euch gute Trachten bringen, der h. Geist soll euch vorsingen, die heiligen Engel schlagen ihr Saitenspiel, eurer Freuden wird aus der Maßen viel, mehr denn alle Augen möchten schauen, Ohren hören und Mund vertrauen, oder aller Menschen Herzen möchten erdenken: das Alles will euch mein Vater schenken, das Alles hält für euch bereit die hochheilige Dreifaltigkeit. Nun wohlauf, meine auserwählten Kind, die ihr allhier versammelt sind, ich will euch führen an der Hand wohl in das ewige Vaterland, denn hier sollt ihr nicht mehr sein; geh du vor, liebe Mutter mein, den Weg sollst du ihnen zeigen, das Himmelreich ist ihr eigen. Wohlauf mit mir in kurzer Frist, da ewige Freud und Frieden ist. Dahin helf uns der heilige Christ.

Also hat dieß Lesen ein Ende; daß Gott unsern Kummer wende und laß uns in seiner Gnade seliglich sterben und das ewige Himmelreich erwerben in der heiligen Dreifaltigkeit Namen: der das begehrt, der sprech von Herzen Amen.

Hier werden noch angehängt
Die sieben Worte,
die unser Herr und Heiland Jesus Christus am Stamme des h. Kreuzes gesprochen hat, welche ein jeder fromme Christ fleißig betrachten und beherzigen soll:

Da Jesus an dem Kreuze hieng und ihm sein bitter Leid anfieng mit gar so grimmen Schmerzen, die sieben Worte, die er sprach, betracht in deinem Herzen.

Zum Ersten sprach er mildiglich zum Vater: Herr, ich bitte dich mit Kräften und mit Sinnen: Vergieb dem Volk, sie wißen nicht was sie an mir vollbringen.

Dann sprach er zu dem Schächer dort, der bei ihm hieng, das andre Wort mit Gnaden ohne Gleichen: Fürwahr, du wirst heut bei mir sein in meines Vaters Reichen.

Zum dritten dacht er vor dem Tod Mariens auch in ihrer Noth: Weib, sieh den Sohn zur Seite; Johannes nimm der Mutter wahr und gieb ihr treu Geleite.

Das vierte Wort, vergäß ich das? Mich dürstet hart ohnUnterlaß, rief Gott mit lauter Stimme. Sein menschlich Heil begehrt' er so in seiner Schmerzen Grimme.

Zum fünften rief er in der Pein: Ach Gott, ach lieber Vater mein, wie hast du mich verlaßen! Die Marter, die ich leiden muß, ist über alle Maßen.

Das sechste war ein kräftig Wort, gar mancher Sünder hört' es dort aus des Erlösers Munde: Es ist vollbracht mein Leiden groß allhier zu dieser Stunde.

Zum Siebenten noch spricht er laut, indem er auf zum Vater schaut an seinem letzten Ende: Herr, meinen Geist befehl ich dir in deine treuen Hände.

Wer Gottes Marter ehren will, die sieben Wort erwägen still, des will Gott treulich pflegen auf Erden und im Himmel dort mit seiner Gnaden Segen.

Ein Jeder sprech: Herr Jesu Christ, zu dir mein kläglich Flehen ist, laß mir zum Heil gedeihen dein heilig theur vergoßen Blut, dir ewig Lob zu weihen.

Amen.

Thal Josaphat. 3 Sgr.
Hirlanda. 4 Sgr.
Gregorius auf dem Stein. 3 Sgr.
Die sieben weisen Meister. 8 Sgr.
Ritter Malegis. 12 Sgr.

Deutsche Volksbücher

nach den ältesten Ausgaben hergest

von

Karl Simrock.

XLVI.

Thal Josaphat.

Lorck's Eisenbahnbücher. № 31.

Lebensbilder vom Sächsischen Erzgebirge

von

Berthold Sigismund.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck

1859

— 31. —

Carl B. Lorck's Eisenbahnbücher.

Berthold Sigismund.

Lebensbilder vom Sächsischen Erzgebirge.

Lebensbilder

vom

Sächsischen Erzgebirge.

Von

Berthold Sigismund.

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.
1859.

Vorwort.

Ueber den Felsenbau, das Klima, die Pflanzen- und Thierwelt der deutschen Gebirge verdanken wir dem Fleiße der Naturkundigen so umfassende Forschungen, daß man sich daraus die für eine Reise nöthigen Vorkenntnisse mühelos erwerben und die Grundzüge zu einer vergleichenden Geographie unserer Bergländer entnehmen kann.

Weit weniger Hilfsmittel bieten sich dem Reisenden, der neben der unbeseelten Natur auch die edelsten Kinder eines Gebirges, nämlich seine menschlichen Bewohner kennen zu lernen und mit denen anderer Gebirge zu vergleichen wünscht. Welche Wohnungs- und Kleidungsformen, welche Speisen, welche Gewerbe, welche wirthschaftliche und sittliche Zustände, welche Gebräuche, welche Erzeugnisse der bildenden Kunst und Volksdichtung finden sich vor, die den Bewohnern aller deutschen Gebirge gemein oder einzelnen eigenthümlich sind, und durch welche natürliche und geschichtliche Einflüsse sind dieselben bedingt — diese Fragen scheinen wenigstens ebenso sehr der Untersuchung werth, als die Vergleichung der Flora und Fauna der einzelnen Höhengebiete. Eine vergleichende Ethnographie der deutschen Gebirgsbewohner ist in der That ein würdiges Strebeziel für die vereinigten Kräfte derer, welche für das deutsche Volksthum Sinn haben.

In den folgenden Skizzen, welche unter dem Titel: Schilderungen vom Erzgebirge, im Jahre 1858—59 in der wissen-

schaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung erschienen sind, wünschte der Verfasser zu einer solchen vergleichenden Kunde von den Gebirgsbewohnern einen kleinen Beitrag zu liefern. Auf Vollständigkeit, die nur einem Einheimischen erreichbar sein würde, machen diese Umrisse keinen Anspruch; das Zeugniß der Unparteilichkeit wird man denselben hoffentlich nicht versagen, da ihre Angaben auf unbefangener Beobachtung und gewissenhafter Benutzung der Angaben von Ortskundigen beruhen.

Diese Skizzen behandeln die Bewohner eines vom Strome der Reiselustigen noch unberührten Gebietes, welches gleichwohl dem Wanderer, der neben der Erholung Belehrung erstrebt, warm zu empfehlen ist. Denn wenn auch das sächsische Erzgebirg an landschaftlicher Schönheit von manchem anderen Mittelgebirg übertroffen wird, so dürfte doch kein anderes Bergland dem Reisenden, welchem der Mensch der höchste Gegenstand der Theilnahme ist, mehr Gelegenheit bieten, die Bergbewohner in mannichfacher Beschäftigungsweise zu beobachten und über die Ursachen der wirthschaftlichen und sittlichen Verhältnisse nachzudenken, als das Erzgebirg, welches man mit vollem Rechte auch das Gewerbsgebirg nennen könnte. Ein Vater oder Lehrer, der Knaben und Jünglingen die nicht blos für Fachleute, sondern für jeden Gebildeten wichtigen Anschauungen vom gewerblichen Leben und Treiben verschaffen will, kann nirgends auf engerem Raume eine reichere und mehr belehrende Bildersammlung finden, als auf diesem, nunmehr durch Eisenbahnen den Flachländern nahe gebrachten Gebirge.

Für den Leser, der sich zum eignen Besuche dieser Landschaft entschließt, ist im Anhang ein Wegweiser angefügt, der auf die wichtigsten Punkte aufmerksam macht.

Möge diese kleine Schrift, die ich der nachsichtsvollen Beurtheilung empfehle, ein Scherflein zur Kenntniß eines wenig besuchten und nicht selten unrichtig, selbst lieblos beurtheilten vaterländischen Gebietes beitragen!

Rudolstadt, im März 1859.

B. S.

Inhalt.

I.

Die Landschaftsform des Erzgebirges.

Der Leumund des Gebirges. — Die Hochfläche. — Basaltberge. — Der Granitbezirk. — Die Flußthäler. — Die höchsten Gipfel.

Nächst dem Böhmerwalde ist wohl das Erzgebirge das am wenigsten von Lustreisenden besuchte Gebirge Deutschlands. Mittelbar ergiebt sich das schon aus dem Mangel aller Hand- und Taschenreisebücher, unmittelbar aber unter anderem aus der Vergleichung des Fremdenbuches auf dem Fichtelberge mit denen des Brockens und Inselberges. Auf hundert, ja wohl auf tausend Besucher des Harzes, thüringer Waldes und der sächsischen Schweiz kommt kaum ein Vergnügungsreisender für das Erzgebirge. Selbst der Student, der gern von den landläufigen Straßen hinweg geht, meidet dasselbe. Man trifft auf den zahlreichen guten Straßen desselben nur Geschäftsreisende oder den böhmischen Bädern zueilende Fremde.

Die unbestimmte Kunde, die man auswärts von der Landschaftsform des Erzgebirges hat, ist eine sehr ungünstige. Ein Gebirg ohne Berge und Wald, öde Moore, arme Menschen in armer Landschaft, sächsisches Sibirien — solche und ähnliche Vorstellungen herrschen bei der großen Menge.

Dieser unvortheilhafte Ruf des Erzgebirges scheint hauptsächlich dadurch entstanden zu sein, daß man die wenigen Nachrichten, die man auswärts davon besitzt, entweder von Sprudelbedürftigen empfing, denen Alles langweilig ist, was zwischen ihrem Ausgangs-

punkte und Karlsbad liegt, oder von Anderen, die sich von Freiberg, der weltberühmten Bergstadt, enttäuscht fanden, das sie sich, wenn nicht als ein Potosi mit Andengipfeln, doch etwa wie die steyrische Bergstadt Eisenerz mit ansehnlichen Bergen umgeben gedacht hatten.

Die erzgebirgische Natur ist weit besser als ihr Ruf. Eine eigentliche Touristenlandschaft ist das Erzgebirge nun freilich nicht. Es hat keine trotzigen imposanten Berge, keine Wolfsschluchten mit abenteuerlichen Felsen und tosenden Wasserfällen, keine Seen, überhaupt wenig oder nichts, bei dessen Anblick der verwöhnte Tourist der Gegenwart das Augenglas einklemmen und in Beifallsrufe ausbrechen würde. Der weniger hohe Harz hat des Wilden, Schaurigschönen unvergleichlich mehr. Das Erzgebirg ist auch nicht ein süßes anmuthiges Idyll, wie der thüringer Wald, dessen liebliche Natur die große und wilde Gebirgsnatur nicht vermissen läßt. Es gleicht vielmehr einem ernsten schlichten Geschäftsmanne, der uns bei all seiner Tüchtigkeit prosaisch und trocken vorkommt, bis wir bei näherer Bekanntschaft doch hier und da eine gemüthliche oder poetische Seite in ihm entdecken, die er eher verbirgt als zur Schau trägt.

Als wollte es alles Aufsehen vermeiden, steigt das Erzgebirg aus der Ebene sanft, fast unmerklich in die Höhe. Die böhmische Seite desselben fällt steil, wie ein altdeutscher Giebel, dem Egerthale zu; der sächsische Abhang dagegen senkt sich als breite und sanfte schiefe Ebene von dem durchschnittlich 2500 Fuß hohen Kamme nach dem Fuße, der bei Chemnitz und Zwickau etwa 800 Fuß Meereshöhe hat. Ein mit der Karte unbekannter Fremder würde in der Chemnitzer Flur eher eine Fortsetzung der Leipziger Ebene vermuthen, als den Fuß eines den Harz übersteigenden Gebirges, und fast noch schwerer würde er sich, wenn ihn eine Nachtfahrt nach Freiberg versetzte, davon überzeugen, daß die scheinbare wellige Ebene, deren Halden an die Hünengräber der norddeutschen Niederung erinnern, den breiten Rücken eines bedeutenden Gebirges darstelle. Dieser Gebirgsrücken, der bei Freiberg etwa 1200, bei Schneeberg 1500, bei Annaberg 1800, bei Scheibenberg und Marienberg gar 2000 Fuß Meereshöhe hat, ist, so weit seine Felsenunterlage aus Gneis und Glimmerschiefer besteht, ein so flaches Relief, daß er fast eine Hochebene darstellt. Seine Erhöhungen bauschen sich als breite, äußerst stumpfe und flache Buckel auf, die nirgends scharfe, kecke Linien tragen. Der nackte Fels tritt nur an einzelnen Orten und

zwar meist im Walde zu Tage. So der aus gewaltigen Granitblöcken wie von Riesen aufgemauerte Greifenstein. Ein Bühel dieser Hochfläche gleicht dem andern so sehr, daß es schwer hält, sich die Terrainform einzelner Fluren einzuprägen. Die nicht zahlreichen Thäler, welche die Hochfläche einfurchend die Flüsse nach Norden ableiten, werden von den weiten Bergjochen dem Auge häufig ganz verdeckt. So wird man durch das silberreiche Erzgebirge oft unwillkürlich an die silberreichen Hochebenen Mexiko's erinnert. Erscheint es doch auch wasserarm. Die Flüsse der Thäler entziehen sich dem Auge die Bäche der Hochflächen sind klein und ohne Schönheit, und stat, der Seen bieten sich als „Augen des Gebirges" nur einzelne, zum Theil künstlich angelegte Teiche, die nicht einmal schöne Uferlinien haben. Auch die Pflanzendecke ist wenig auf Schmuck berechnet. Die düstergrünen Nadelwälder liegen zerstreut, und manches Gesichtsfeld entbehrt derselben ganz, so daß sich bis an den Horizont kahle, mit Saat- und Kartoffelfeld bedeckte Bühel fortdehnen. Laubbäume findet man fast nur in der unmittelbaren Nähe der Ortschaften, und längs der Straßen stehen endlose Reihen von Vogelbeerbäumen, die nicht besonders anmuthig daran erinnern, daß man sich auf einer Höhe befindet, wo der Obstbaum ohne Schutz nicht gedeiht. In den flachen Mulden, welche wie breite, äußerst sanfte Wellenthäler die Bühel trennen, haben sich an der Stelle ehemaliger Seen Torfmoore gebildet, deren braungrüne Moose und Binsen nur von den weißen „Husarenbüschen" des Wollgrases etwas bunt gefärbt werden.

Das sind nun freilich Landschaften, die der raschen Wechsel des Terrains liebende Tourist auf einer Eisenbahn zu durchfliegen wünscht und von denen er sehnsüchtig nach den hier und da im Hintergrunde nach Süden auftauchenden blauen Höhen des Kammes späht, die doch wirkliche Bergform haben und mit Waldungen bekleidet sind.

So reizlos bleibt indeß der Bergrücken nicht lange. Wenige Meilen südwestwärts von Freiberg steigen aus dem Saatengrün der welligen Hochfläche drei hohe, kühn modellirte Inseln schroff empor, an denen das Auge unwillkürlich haftet. Es sind die drei mächtigen Basaltmassen des Scheibenberges, Bärensteines und Pöhlberges, welche im Bezirke von Annaberg emporragen und von gewissen Punkten alle zugleich sichtbar sind. Man betrachtet freudig

die kecken Linien der fast ganz kahlen Berge, die wenigstens an einer Seite mit schroffen, schwarzen, säulenförmig zerklüfteten Wänden abschießen, und sucht jeden einzelnen der sich so ähnlichen Drillinge unterscheiden zu lernen. Ihre Gipfel (2400—2700 Fuß hoch) gewähren einen sehr belehrenden und nach einigen Richtungen schönen Ueberblick des erzgebirgischen Panorama.

Gelangt man weiter westwärts bis zum Bezirke von Eibenstock, so findet man eine auffallend veränderte Oberfläche des Gebirgsrückens. Während das Gebiet des Gneises und Glimmerschiefers einem weiten Meere ähnelt, dessen Oberfläche in flachen breiten Wogen leise erzittert, gleicht dieser Granitbezirk einem Binnensee, der in kurzen hohen Wellen schaukelt, die eher kuppelförmige Berge, als eine Hochebene darstellen.

Auch machen sich hier die Elemente, welche die größten Reize des Erzgebirges bergen, entschiedener geltend. Das sind die Thäler. In diesen sind schön modellirte Terrainformen, reizende Windungen, sanfte Wellenlinien, unterbrochen durch schroffe Abstürze, reichlich vorhanden; rasch fließendes Wasser spielt oder ringt mit Felsblöcken, dunkles Fichtengrün paart sich mit den mannichfachen Tinten von Wiesen und Laubbäumen. Lustreisende freilich, welche nur für solche Eindrücke empfänglich sind, die wie Trompeten und Posaunen schmettern, werden wohl auch von diesen Thälern unbefriedigt bleiben. Ihr Charakter ist schlichte Anmuth oder ernste Schönheit. Keines ähnelt dem wilden Bodethale oder dem kühnen Schwarzathale. Sie sind mehr traulich und gemüthlich, als groß und wild.

Wer das Erzgebirge bereist, um sich an den landschaftlichen Schönheiten zu laben, darf sich nicht begnügen, die Thäler auf den von Ost nach West laufenden Heerstraßen zu durchkreuzen. Er muß sie flußaufwärts durchwandern, und wird, etwa mit Ausnahme der Freiberger Mulde, keines finden, das seine Mühe nicht belohnte. Am bekanntesten ist — nächst dem unteren Theile des von Körner besungenen und nicht selten in Bilderwerken dargestellten Zschopauthales — wohl das Muldethal von Zwickau bis Schwarzenberg, dessen schönen Windungen die neue Eisenbahn folgt. Aber auch der Oberlauf der Mulde und das Schwarzwasserthal haben gar reizende Stellen, die dem des Städtelebens Ueberdrüssigen so wohl thun wie die ernsten stillen Gründe des thüringer Waldes. Besonders anmuthig ist das Thal der Flöha. Es erfreut schon da, wo man

dasselbe auf der eintönigen Straße von Freiberg nach Marienberg durchkreuzt, durch seine schöne Wiesensohle, in der sich das braune klare Flüßchen zwischen Fichtenwänden schlängelt; aber seine volle Lieblichkeit entfaltet es erst in der Gegend von Olbernhau, wo neben düstern Fichten fröhliche Buchenhaine die Thalgehänge schmücken. Olbernhau würde sich in der That, wie wenig andere Orte, zu einer anmuthigen Sommerfrische für Sachsens Großstädter eignen.

Schlicht und anspruchslos, wie die Thäler, ja vielleicht gar überbescheiden und zahm sind auch die Berge, welche den höchsten Kamm des Erzgebirges mit Zinnen besetzen. Sie machen sich lange nicht so geltend, als sie ihrer Statur nach wohl dürften. Der höchste sächsische Berg, der Fichtelberg, der südlich von der Stadt Wiesenthal emporsteigt, ragt 3700 Fuß über den Meeresspiegel, übertrifft also die höchsten Spitzen des thüringer Waldes und des Harzes um mehrere hundert Fuß. Da er aber auf einem hohen Piedestale fußt (Oberwiesenthal liegt 2800 Fuß über dem Meere), so erscheint er lange nicht so riesig, als mancher unbedeutende Berg, der sich unmittelbar aus der Ebene erhebt, und fast nur, wenn eine Nebelbank unter seinem besonnten Gipfel schwebt, wirkt er bedeutend. Auch in der Form ist er äußerst anspruchslos und tritt deshalb wenig neben seinen ziemlich gleich hohen Nachbarn hervor. Schöner noch als dieser kahlhauptige Fichtelberg, dessen nördlicher Abhang zum großen Theil von Wiesen bedeckt ist, auf denen die Arnica ihre goldnen Sterne entfaltet, ist der etwa 600 Fuß niedrigere, aber schön geformte und durchaus mit prächtigem Walde bekleidete Auersberg. Die Aussicht vom Fichtelberge soll nach Norden hin bis in die Tiefebene reichen, mir erlaubten dichte Nebelschleier nur das Nächste zu sehen. Auf dem Auersberge muß man die Aufrichtung einer Warte wünschen, welche die Fichtenwipfel überragt.

II.

Die Lebensweise der Erzgebirger.

Dichte Bevölkerung. — Haus und Hof. — Die Ornamentik. — Stillleben der Wohnzimmer. — Liebhabereien. — Trachten. — Speise und Trank.

Daß man sich in einer überaus dicht bevölkerten Gegend befindet, lehrt der Blick von fast jeder erzgebirgischen Höhe. Selbst Strecken, die man in andern Gebirgen gern dem Walde läßt, sind zu Fluren verwandelt, aus den Windungen der Thäler und von kahlen rauhen Höhen werden überall große Mengen grauer Schindeldächer sichtbar. Wo irgend der Pflug gehen konnte, da ist der Wald verschwunden. Man findet, wo man schlichte Ackerbauerdörfer vermuthet, schmucke Städtchen, und in waldigen Thälern, wo man kleine Weiler voraussetzt, in denen einige Holzhauer und Köhler wohnen, hat man halbe Stunden lang, ja eine Stunde lang zu gehen, um das Dorf zu durchwandern. Das ganze Gebirg erscheint wie ein wimmelnder Ameisenhaufen; man staunt, wenn man die Schuljugend eines solchen Dorfes aus der Thür der Schule, die fast immer eins der ansehnlichsten Gebäude des Ortes darstellt, hervorströmen sieht. Ist es doch, als schwirrten unzählige Bienen aus dem Flugloche ihrer Behausung.

Daß in diesen menschenreichen Dörfern nur der kleinere Theil der Bevölkerung vom Ackerbau lebe, lehrt schon ein Blick auf die Wohnungen. Eigentliche Bauerhäuser mit umfriedigten Hofräumen, mit Stallungen und Scheunen kommen nur da vor, wo sich das Gebirge seinem Fuße zusenkt, oder in einzelnen Thälern mit mildem Klima. In den höher gelegenen Dörfern sind die Scheunen sehr selten, und abgesonderte Stallgebäude fehlen ganz. Nirgends trifft man, was selbst in dem feldärmsten Hochdorfe des thüringer Waldes nicht fehlt, Düngerhaufen vor den Häusern aufgeschichtet, und statt der Ackergeräthe, die anderswo vor den Dorfhäusern stehen, sieht man oft nur einen ans Haus gelehnten Schlitten, der einen so großen Theil des Jahres im Gange ist, daß man es nicht der Mühe werth hält, ihn vor den Augen des Sommers zu verbergen. Auch das vor den Häusern der Wohlhabenden in Form eines hohen Kup-

pelbachs aufgehäufte Stockholz mahnt uns an den rauhen Winter, noch mehr aber die sparsam zu findenden und schlecht gepflegten Hausgärten, deren roher, lückenhafter Stangenzaun fast nur Kartoffeln umschließt. Der thüringer Wäldler verschönert sich sein Gärtchen, wenn auch nicht immer durch mancherlei Blumen, aber doch gewiß durch einen Silberblüthen- oder Rosenstrauch, mögen sie auch um Monate später blühen als im Thale, oder wenigstens durch einen Traubenhollunder. Der Erzgebirger hat aber wenig Sinn, sein Haus durch Strauch und Baum zu schmücken. In den milder gelegenen Orten, besonders um Schwarzenberg, herrscht die schöne Sitte, an den Häusern Birnbäume am Spalier zu ziehen, welche die Wände schön grün bekleiden; aber sonst trifft man nirgends die Häuser mit Johannisbeer- und Rosensträuchern oder Rankengewächsen bemäntelt.

Die für das Erzgebirge charakteristische Wohnungsform ist die Hütte, wie sie nicht nur in den Dörfern, sondern vielleicht auch in einigen Städten oder Stadttheilen, die nicht durch Brand gelitten haben, die Mehrzahl der Wohnstätten bildet. So in Schneeberg und dem obern Stadttheile von Eibenstock.

Die Feuersgefahr gebot, diese Holzhäuser nicht dicht zusammen zu reihen, und das Terrain, sowie der in früherer Zeit geringe Werth des Grund und Bodens erlaubte es. Einzeilige oder streng zweizeilige Dörfer, wie sie in den engen tiefen Thälern des thüringer Waldes entstehen mußten, sah ich nicht, überall sind die Häuschen mehr verzettelt oder in kleine Gruppen vertheilt.

Diese Hüttchen haben nur ein Erdgeschoß und stehen auf niedrigem Grunde. Dadurch entbehren dieselben, die auch sonst weder durch das Dach noch durch die Wände malerisch anziehend sind, den Reiz der hohen Thürstufen, die mit ihrem Vordache die Hütten anderer Gebirge interessant machen. Schrotwände aus wagerecht liegenden, an den Ecken verschränkten Balken und mit Bretern bepanzerte Wände trifft man nur in den waldreichsten Gegenden, aber auch hier nur an altersgrauen, dicht mit Flechten bewachsenen Gebäuden. Wahrscheinlich war dies auch hier die ursprüngliche Bauweise, die aber durch das Steigen der Holzpreise abgekommen ist. Die Fachwände sind nur an den ärmsten Hütten roh gelassen und schadhaft; meist sind sie übertüncht. Dann ist aber immer das Gebälk von der weißen Wandfläche durch grauen oder schwarzen

Anstrich hervorgehoben, was bei aller Schlichtheit des kunstlosen Fachwerks doch gefälliger aussieht, als die einförmigen weißen Wände vieler Stadthäuser. Wirkte vielleicht für diesen Volksgeschmack das Klöppeln mit, und reizte, auf der geweißten Fläche einen gemusterten Grund zu schaffen? Dieser Balkenanstrich ist aber auch die einzige Ornamentik, der man an diesen Wohnungen begegnet. Kein Schnitzwerk, keine Wandmalerei, keine Inschriften sind daran zu sehen. Nur an den Wänden einiger Hausfluren von Wiesenthal fand ich ähnliche fromme Sprüche angemalt, wie man sie anderswo über der Hausthür anbringt. Ueberhaupt scheint keine Neigung zur Epigraphik in den Erzgebirgern zu herrschen. Unter hundert Gräbern, nicht blos der dörflichen, sondern auch der kleinstädtischen Gottesäcker, ist kaum eins, wo auch nur ein Holztäfelchen den Namen angäbe; meist ist selbst ein frisches Grab nur durch ein Holzstäbchen mit einer winzigen hölzernen Urne bezeichnet. Außerdem äußert sich auf den Friedhöfen derselbe Mangel an Sinn für Blumenpflege, den wir an den Wohnungen bemerkten. Nur Zimmerblumen werden allgemein gepflegt. Selten entbehrt eine Stube eines Muscatstöckchens oder Basilicums, und wenn sie auch in einem unbrauchbar gewordenen Küchengeschirr wachsen müßten. Aber wirkliche Blumenliebhaberei, welche ganze Sortimente von Nelken oder Balsaminen erziehen läßt, wie man es auf dem thüringer Walde findet, traf ich nirgends. Auch die Lust, sich mit Blumen zu schmücken, scheint hier nicht so rege zu sein wie auf jenem Gebirge, wo Jeder gern eine bunte Blume des Feldes im Munde trägt oder auf den Hut steckt.

Die Fenster sind klein, nicht selten mit Glassurrogaten geflickt, aber fast immer sauber. Das steile Dach ist meist mit Schindeln, seltener mit Stroh gedeckt, Schiefer- und Ziegeldächer finden sich nur in den Städten auf den neuerbauten oder den stattlichen alten Steinhäusern. Auffallend häufig ragen über den Schindeldächern selbst mancher Hütten Blitzableiter empor, schwerlich sind deren auf einem anderen deutschen Gebirge eine so große Zahl vorhanden. Noch ein zweites Vorbauungsmittel gegen Gefahren fällt auf dem Erzgebirge auf. Das sind die Messingkugeln, durch welche die Hörner der Zugstiere zu ungefährlichen Rappieren gemacht sind.

Aus der Hausflur, die zur Aufbewahrung mancher Werkzeuge und Vorräthe benutzt wird, tritt man durch eine niedrige Thür, an

deren Innenseite die Monatstage angekreidet sind, in die niedrige Wohnstube. Ein Haushalt, wie er in diesen Hütten geführt wird, bedarf nur eines Wohn- und Schlafzimmers und eines Holzraumes. Nicht selten wohnen mehrere, selbst drei bis vier Familien in demselben Zimmer, von denen dann jede ihr besonderes Fenster zur Beleuchtung des Klöppeltisches inne hat. In anderen Gebirgen thut es selten gut, wenn zwei Familien nur in demselben Hause wohnen; hier hausen so Viele verträglich in einem Zimmer. Zeugt das nicht für eine besondere Sanftheit und Schmiegsamkeit des Charakters? Die Miethe für eine Stube beträgt meist zehn bis zwölf Thaler, diese wird aber nicht zu gleichen Theilen getragen, sondern die Familie, welche das dem Ofen nächste Fenster besetzt, zahlt einen etwas höheren Beitrag. Wie alle Bergbewohner halten die Erzgebirger gar große Stücke auf ein warmes Zimmer und heizen — was wohl als alter Gebrauch von der Zeit stammt, wo das Holz fast werthlos war — übermäßig ein; sogar im Sommer kocht man im Ofen. Leider vernachlässigt man dabei die Sorge für frische reine Luft, und der Bergmann, der in der Grube so ängstlich für gute Wetter sorgt, lebt über der Erde unbesorgt in schlechter Luft. Die bösen Wetter der Wohn- und Schlafräume, sowie die Vernachlässigung des Bades, welches allen Bergleuten zur Pflicht gemacht und erleichtert werden sollte, tragen unter anderen Schädlichkeiten gewiß zu dem so häufigen kränklichen Aussehen der Erzgebirger bei.

Erfreut wird der Fremde durch die in den meisten Stuben dieser Hütten herrschende Reinlichkeit. Die Wände sind reinlich getüncht, die Dielen sauber gescheuert, das sehr schlichte Hausgeräth staublos, das Küchen- und Tafelgeschirr, welches an der Wand der Stube aufgereiht ist, spiegelblank. Man findet hier im Allgemeinen eine größere Sauberkeit, als in den Wohnungen der Ackerbauer. Dies rührt daher, daß man im Zimmer keine ländlichen Arbeiten verrichtet, sondern das Klöppeln betreibt, welches die strengste Sauberkeit zur Pflicht macht.

An der Spiegelwand fehlen wohl nirgend einige Bilder. Meist sind es leider schlechte Steindrücke. Besonders häufig sah ich Scenen aus der Geschichte der Genoveva und des Tell, unter den Bildnissen dürfte wohl — was bezeichnend ist — das Franz Drakes das häufigste sein. In vielen Stuben trifft man unter Glas und Rahmen die Inschrift: Gott hat geholfen, Gott hilft, Gott wird weiter

helfen. Wenn man bedenkt, daß die an der Zimmerwand aufgehängten Bilder für viele Millionen die einzigen Werke der bildenden Kunst sind, die sie während ihres Lebens zu sehen bekommen, dann kann man sich des Wunsches nicht erwehren, daß recht bald ein Verein kunstsinniger Volksfreunde den Armen gute und wohlfeile Holzschnitte und Steindrucke zu erwerben möglich mache.

Wie auf den andern Gebirgen Mitteldeutschlands herrscht auch hier die Liebhaberei für Stubenvögel, und zwar stärker im Westen nach dem Voigtlande zu. Bei den Bergleuten stehen Hänfling, Finke und Zeisig, bei den Hammerschmieden (wie bei ihren thüringer Genossen) der Kreuzschnabel in besonderer Gunst. Doch wird der Vogelliebhaberei hier lange nicht so stark gefröhnt, wie in Thüringen. Frei im Zimmer flatternde Vögel zu halten, verbietet die Klöppelei, das Ernähren vieler Vögel im Käfig verwehrt die Armuth. Für manchen Erzgebirger ist allerdings schon die Ausgabe für das Futter eines einzigen Vogels ein kaum zu billigender Luxus. Aber der Trieb, ein Thier zu pflegen, ist ein kaum zu überwindender Urtrieb, und der besitzlose Gebirger, der nicht einmal eine Ziege halten kann, hat eben nichts als die wilden Vögel, die ihm den langweiligen Aufenthalt in seiner verschneiten Hütte erheitern. Mancher begnügt sich auch wohl mit der Sommerfreude an einem Staare, den er durch eine Gratiswohnung in die Nähe gelockt hat.

Von der Art, wie ich sie hier beschrieben, dürfte die größte Mehrzahl der Wohnungen des Erzgebirges sein. Die innere Einrichtung ist übrigens auch bei denen übereinstimmend, welche über dem Erdgeschoß noch ein Stockwerk haben. Für den Maler werden die erzgebirgischen Bauformen kaum dankbare Motive bieten.

Noch weniger Ausbeute findet der Maler in den erzgebirgischen Trachten. Unter den Männern haben nur die Bergleute eine von der allgemein landläufigen verschiedene Tracht. Selbst die Hammerschmiede scheinen ihren Hemd-Schlafrock, der alle andere Bekleidung ersetzt, fast überall aufgegeben zu haben. In den Fabriken hat sich auch noch keine durchgreifende Arbeitstracht geltend gemacht. Bei den Knaben dagegen findet man eine provinzielle Eigenthümlichkeit. Sie tragen selbst in der Schule eine lange blaue Leinwandschürze.

Auch die Frauentracht hat ihre alterthümlichen Besonderheiten fast überall verloren. Eigenthümliche Kleidungsstücke, z. B. alt-

väterische Tressenhauben, die an fichtelgebirgische Costüme erinnern, sollen noch in Bermsgrün bei Schwarzenberg vorhanden, aber im Aussterben begriffen sein. In Oberwiesenthal und Johanngeorgenstadt gehen die Frauen zu jeder Tages- und Jahreszeit in einem langen Kattunmantel aus, der dem thüringer Kindermantel ähnelt. Dieser unschönen Tracht, die außerdem zu übermäßigem Negligé verführt, wird jeder Beschauer anwünschen, daß sie vom Strome der Mode weggeschwemmt werde. Außerdem findet man nur in dem an verschiedenen Orten auf andere Art umgeschlungenen Kopftuche etwas Besonderes. Sonst hat die Mode und besonders die Wohlfeilheit der neuen Webstoffe die Tracht überall städtisch gemacht. Wenn man Sonntags die armen Spitzenklöpplerinnen mit seidner Spitzenmantille über weitbauschigen Kleidern einherwandeln sieht, dann wundert man sich wirklich wenig über den herben Tadel der einheimischen Alten, daß die Erzgebirger mehr *auf* den Leib als *in* den Leib verwenden.

Sollte indeß diese Lust am glänzenden Aeußern auch zuweilen zum Ueberheben verleiten, so hat sie doch die erfreuliche Folge, daß hier in Kleidung und Wohnung eine Sauberkeit und Nettigkeit herrscht, die man selten mit solcher Armuth gepaart findet. Es würde schwer werden, unter vielen tausend ärmlich gekleideten Erzgebirgern einen zerlumpten zu finden, wie sie in englischen Industriegegenden in abschreckenden Gestalten umherwandeln.

Dieser allgemeine Sinn für Reinlichkeit und Wohlanständigkeit tröstet den Wanderer, der wochenlang in diesen Wohnstätten kümmerlicher Armuth verweilt, nicht wenig. Die erzgebirgische Armuth ist nicht die patriarchalische, fast zu beneidende Dürftigkeit Norwegens, die ohne alle feineren Genüsse ihr schlichtes Leben nach urväterlicher Weise fristet, aber auch nicht die mit Ekel, Grauen und Entsetzen füllende Armuth mancher englischen Industriebezirke, die Einem das Herz erstarren machen könnte, obgleich man in guten Zeiten trefflichen Braten und Weißbrod auf den Tischen sieht.

In der That würde ein Fremder, der solche erzgebirgische Hütten nur außer der Essenszeit beträte, die Bewohner derselben kaum für so arm halten, als sie sind. Wenn ein Ethnograph — wofür ihm gewiß Mancher Dank wüßte — in einem deutschen Kochbuche die in den verschiedenen deutschen Landschaften gebräuchlichen Gerichte der Alltags- und Festküche zusammenstellte, so würde sicherlich die

Beköstigung der Erzgebirger als die ärmlichste aller deutschen Gebirge dastehen.

Die eigenen Felder liefern viel zu wenig Getreide, um die Flurgenossen zu ernähren. Das eingeführte Getreide aber wird durch die Fracht so sehr vertheuert, daß im J. 1856, wo der Scheffel Korn in Schwarzenberg einen Mittelpreis von 4 Thlr. 25 Ngr. hatte, sich der Kornpreis in Annaberg und Marienberg auf 6 Thlr. 4 Ngr. hielt. Bei den geringen Wochenverdiensten, die bei Frauen wohl nie, bei Männern oft nicht über einen Thaler betragen, wäre das Getreide selbst ohne diesen Frachtaufschlag eine zu kostspielige Nahrung. Deshalb ist das Brod hier mehr Zukost, und Mehlspeisen, die Schmalz erfordern, seltene Leckerbissen. Viele Waldarbeiter und Bergleute essen zu Mittag ein einfaches Stück Brod (welches oft aus einem Gemeng von Korn- und Hafermehl bereitet ist) ohne alle Zuthat; nur der Kinderarme hat etwas Butter dazu.

Die zu Hause essende Familie behilft sich mit Kartoffeln. Zu Weihnachten sucht man durch die angestrengteste Arbeit einen Stollen zu erschwingen; aber an allen anderen Festen muß ein Hefenklos das in Sachsen so beliebte Kuchengebäck ersetzen.

Die kleine Flur und der Mangel der Waldweide erlaubt geringe Viehzucht, darum muß die Milch sehr sparsam benutzt, der Kaffee oft schwarz getrunken werden. Milchspeisen ißt man nur zu Festen. Mit der Butter, die ein norddeutscher Taglöhner zum Frühstück ißt, würde hier eine Familie die ganze Woche ausreichen. Häufig muß Runkelrübensyrup die Stelle der Butter vertreten.

Noch weniger als Milch ist Fleisch zu erschwingen. Nur sehr wenige Familien können Schlachtschlüssel halten. Im thüringer Walde rechnet man auf die Quadratmeile der ärmsten Bezirke etwa 650 Schweine, im Erzgebirge nur etwa 200. Ein Fleischgericht erscheint fast nur des Sonntags auf dem Tische, man sieht Sonnabends eine Hausfrau für eine Familie von fünf Personen ein halbes Pfund Fleisch bei dem Metzger einkaufen. Im Jahre 1851 berechnete man den jährlichen Fleischgenuß auf den Kopf in Schneeberg und Scheibenberg auf 22, in Johanngeorgenstadt auf 20, in Eibenstock und Jöhstadt auf 17½, in Schwarzenberg auf nicht ganz 16 Pfund.

Das tägliche Brod ist die Kartoffel. Sie ist für den Erzgebirger so sehr die Grundlage aller Kost, wie der Reis für den Hindu und

Chinesen. Der thüringer Wäldler ißt zwar auch fast täglich Kartoffeln, aber er variirt sein Thema vielfach zu Suppe, Brei, Zämpe und Klos; der Erzgebirger hingegen ißt täglich, und zwar dreimal, aufgesottene Kartoffeln, und wird sie nie müde. Götzen, Kücheln und Klöse sind Leckerbissen. Vielleicht trägt zu dieser Einförmigkeit der Kost der Umstand mit bei, daß die auf das Klöppeln angewiesene Hausfrau wenig Zeit auf die Küche verwenden darf. Der Hauptgrund liegt aber in der Armuth, welche das zu solchen Variationen nöthige Schmalz nicht beschaffen kann. Als Zukost zu den Kartoffeln ißt man häufig Schwarzbeerenbrei. Pilze werden im Walde gesammelt und frisch und getrocknet verspeist, aber auch diese seltner als auf andern Gebirgen, weil sie Schmalz erfordern.

Den zweiten Rang nimmt auf dem erzgebirgischen Speisezettel der Kaffee ein. Vielleicht trinkt selbst der Muselmann nicht so häufig Kaffee als der Erzgebirger. Dreimal täglich dampft die Kanne auf dem Tische, ein Fläschchen voll Kaffee begleitet den Bergmann in die finstre Teufe. Es ist ein herzlich schlechtes Getränk dieser erzgebirgische Kaffee. Kaum daß man neben der widerlichen Cichorie noch einen Geschmack nach Kaffee empfindet; die Frauen sagen scherzhaft: „auf sechszehn Tassen fünfzehn Bohnen." Daß er nicht zur Ernährung dienen kann, liegt auf der Hand; doch muß er trotz seiner Verdünnung gleich der Coca, welche die peruanischen Bergleute kauen, etwas tröstlich Beruhigendes und sanft Anregendes haben. Denn sein Geschmack hätte ihm unmöglich so viel Freunde erwerben können. Es giebt hier tausende von Männern, welche die ganze Woche hindurch kein andres Getränk über die Lippen bringen. Zu Bier kann man höchstens Sonntags gehen, in der Woche trifft man in den Wirthshäusern keinen Arbeiter. Der Branntwein, den ich nur von Tagelöhnern und Feldarbeitern trinken sah, soll in der Gegend von Eibenstock beliebt sein, wo die ehemaligen Arzneifabrikanten berühmte Liqueure brauen.

Die letzten Theuerungsjahre sind an vielen Orten Veranlassung zur Stiftung von Volksküchen gewesen. Eine beträchtliche Anzahl derselben besteht fort. Sie liefern zu erstaunlich billigen Preisen (von 6—12 Pfennigen) eine Portion guten Gemüses ohne oder mit Fleisch. Ich habe mehrere besucht und die Zubereitung reinlich und gut gefunden. Aber überall, selbst da, wo man die Speisen so wohlfeil giebt, daß die Anstalt milde Zuschüsse bedarf, hörte ich die

Klage, daß diese Volksküchen zu wenig benutzt würden, wenn nicht außerordentliche Theurung dränge.

Ich hörte die Erzgebirger wegen dieser Thatsache hart tadeln. Da zeige sich wieder ihr Mistrauen gegen alles Neue und ihr blindes Hangen am Alten, was man gern zur Genügsamkeit adeln wolle. Es mag sein, daß diese unlöblichen Gründe mitwirken; aber der Hauptgrund scheint doch in einer löblichen Eigenschaft derselben begründet, in ihrem Sinne für Häuslichkeit und Familienleben. Ein häuslicher Herd bleibt es eben nur so lange, als auf ihm gekocht wird, und eine gemeinsame Küche giebt einem ganzen Dorfe den Anschein einer Kaserne oder eines Phalanstère.

Und doch muß jeder Volksfreund wünschen, daß die Erzgebirger eine bessere, der gesundheitgemäßen Ernährung mehr entsprechende Kost erhalten. Sollten dazu nicht Associationen zum gemeinsamen Ankaufe von Lebensmitteln räthlich sein? Und sollte es dabei nicht möglich werden, die leidige Kartoffelgenügsamkeit zu beseitigen und zu einer kräftigeren Kost überzuleiten? Dazu wird, wollen wir hoffen, die neue Eisenbahn und deren Verlängerungen durch billige Herbeischaffung guter Nahrungsmittel kräftig mitwirken.

III.

Skizze der Culturgeschichte des Erzgebirges.

Geschichtliche Stätten. — Kunstgeschichtliche Sehenswürdigkeiten. — Volkswirthschaftliche Entwickelung des oberen Erzgebirges in vier Epochen.

Für einen Reisenden, der vorzugsweise Stätten aufsucht, die durch weltgeschichtliche Ereignisse für immer geweiht sind, ist das Erzgebirge kein dankbarer Boden. Keine entscheidende Schlacht ward hier geschlagen, kein großer Mann, der auf politischem oder sittlichem Gebiete eine neue Epoche herbeigeführt, wurde hier geboren.

Einige Belagerungen des reichen Freiberg, bei denen die Bergleute sich als tüchtige Kämpen bewährten, sind die einzigen Motive,

die ein Balladendichter oder Maler der Localgeschichte entnehmen könnte, wenn er sich nicht von dem Prinzenräuber, der vor dem Freiberger Rathhause enthauptet wurde, begeistert zu fühlen vermag.

Die gewaltigen Erschütterungen, welche die Reformatoren des nahen Böhmen und Thüringen im religiösen Gebiete erregten, pflanzten sich, die ersteren blos verheerend, die letzteren auch befruchtend, auf das Erzgebirge fort. Aber kein bedeutender Förderer oder Gegner dieser Bewegungen trat daselbst auf. Unter den Zeitgenossen Luthers ragt einzig der Joachimsthaler Pastor Matthesius als der Biograph des Reformators hervor. Dagegen zeichnet sich das Erzgebirge dadurch aus, daß es nicht nur keine Andersgläubigen verbannte und quälte, sondern vielmehr den religiösen Flüchtlingen aus den Niederlanden, aus Schwaben, Bayern und Böhmen bereitwilligst Asyl bot. Wie die meisten Bergleute germanischen Stammes, nahmen übrigens auch die Erzgebirger die Lehren des kühnen Bergmannssohnes bereitwilligst auf.

Für den Kunstforscher bietet das Erzgebirge ebenso wenig reiche Ausbeute. Die edelste Perle birgt der Freiberger Dom in dem vom älteren Kirchbau übrig gebliebenen Portale, in der „goldenen Pforte", die vielleicht das Höchste darstellt, was die Bildnerei der frühesten deutschen Kunst geleistet hat, die auch den Beschauer, der ihren kunstgeschichtlichen Werth nicht kennt, durch den Adel schöner Formen fesselt. Die übrigen kirchlichen Bauten gehören der spätesten Gothik oder noch jüngerer Zeit an. Die, als die größte sächsische gerühmte, Schneeberger, sowie die Annaberger Kirche zeichnen sich durch die schonende Art aus, mit der sie für den protestantischen Cultus umgewandelt sind. Beide enthalten schöne Bilder von Wohlgemuth, Holbein und Cranach, und eine Reihe als Illustrationen des Zeitgeistes interessanter Bilderwerke, besonders in Grabmälern der reichen Grubenherren früherer Zeiten. An den Emporen der Annaberger Kirche hat der Humor der Vorväter die Lebensalter der beiden Geschlechter in theils drolligen, theils bittersatyrischen Reliefs dargestellt. Wachtel und Kälbchen sind die Sinnbilder des Mädchens und Knäbleins, Taube und Böckchen der Jungfrau und des Jünglings, Elster und Stier die der Dreißigjährigen, und so schreitet es von Jahrzehnt zu Jahrzehnt fort bis zur Gans, Eule und Fledermaus in der weiblichen, und zu Hund, Katze und Esel in der männlichen Reihe. Diese, an Abraham a Sancta Clara

erinnernden Schnurren stammen aus den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts. Die Kirche von Eibenstock und die von böhmischen Auswanderern im Jahre 1655 erbaute Kirche zu Johanngeorgenstadt zeichnen sich durch die gleich Schwalbennestern an und über den Emporen angeklebten Familienlogen aus, welche die Familienabsonderung in der Kirche auf eine Spitze trieben, wie man sie selbst in den englischen Kirchenständen nicht so schroff ausgebildet sieht. Unter den Dorfkirchen überrascht die vom Gründer des Ortes im Jahre 1688 erbaute Kirche von Karlsfeld durch ihre Absonderlichkeit. Sie ist ein Kuppelbau, bei dem der Stifter offenbar an die Peterskirche dachte, und mag zu seiner Zeit als die prächtigste Kirche des oberen Gebirgs nicht wenig angestaunt worden sein. Weder aus diesen, noch aus andern Bauwerken leuchtet der Name eines großen einheimischen Künstlers hervor.

Dagegen darf sich das Erzgebirge rühmen, die Heimat eines bedeutenden Tondichters zu sein. Kein Musikfreund wird versäumen, das Geburtshaus Robert Schumanns in Zwickau zu betrachten. Die ersten Eindrücke, welche der Knabe in seiner Vaterstadt empfing, waren vielleicht nicht ohne Einfluß auf seine romantischen Stimmungen.

Für die Literatur erzeugte das Erzgebirge keine Heroen, wie die benachbarten Gebirge in Lessing und Jean Paul. Als der größte Dichter des obern Erzgebirges gilt der Annaberger C. F. Weiße, dem seine Lustspiele, Operntexte und Kinderschriften zur Zeit unserer Großväter großen Ruf erwarben. Statt eines ehernen Denkmals hat man mit Recht dem wohlthätigen Kinderfreunde eine Armenschule in seiner Vaterstadt geweiht. In Hainichen, einem Städtchen am Fuße des Gebirges, erblickte Gellert das Licht der Welt. Wohl hat noch nie ein Erzgebirger mächtiger auf seine Zeitgenossen in der Nähe und Ferne eingewirkt, als dieser als Dichter und Mensch gleich hochgeachtete, kränkliche Professor.

Unter den gelehrten Schriftstellern des Erzgebirgs hat sich vor allen der alte Rechenmeister Adam Riese im Gedächtniß des Volkes erhalten; noch zeigt man dem Fremden von Annaberg aus gern dessen Landgut, die Riesenburg. Unendlich bedeutender, aber weniger volksthümlich ist der in Chemnitz geborene Alterthumsforscher C. G. Heyne, der Göttingen zu einer der berühmtesten Philologen-Schulen erhob.

Im Bereiche der Wissenschaften hat sich das einer Universität entbehrende Erzgebirg in den auf die Gesteinkunde und den Bergbau bezüglichen Fächern hervorgethan. Die Bergakademie machte Freiberg zum classischen Boden und zählt außer dem weltberühmten Werner eine stattliche Reihe ansehnlicher Namen.

Wenn aber gleich das Erzgebirg, als eine verhältnißmäßig spät besiedelte Landschaft, welche des fruchtbaren Bodens, der schiffbaren Flüsse und aller natürlichen Bedingungen entbehrt, durch welche große Culturherde entstehen, in der politischen und Culturgeschichte eine untergeordnete Stellung einnimmt, so ragt es doch über viele Ebenen und Gebirge durch seine volkswirthschaftliche Entwickelung hervor, durch welche dasselbe für Alle, die sich für die Geschichte der Industrie interessiren, eins der anziehendsten Gebiete Deutschlands darstellt.

Es ist das Erzgebirge vorzugsweise; kein anderes deutsches Gebirge enthält in seinem Namen so bestimmt den Angelpunkt seiner Geschichte. Diese zerfällt in drei Hauptabschnitte. Der erste umfaßt den Zeitraum, wo es noch kein Erz-, sondern ein einfaches Waldgebirge war und der Miriquidiwald hieß. Der zweite begreift die Jahrhunderte, in denen es ausschließliches Erzgebirge war; der dritte die Zeiten, in denen zum Bergbau die Hausindustrie trat. Die vierte Epoche, in der zu jenen Beschäftigungsweisen die moderne Fabrikindustrie kommt, ist noch im Werden.

Die nachfolgende Skizze, welche, ohne neue Thatsachen zu bringen, im Lapidarstyle eines Friesbildes die hauptsächlichsten Ereignisse der erzgebirgischen Geschichte andeutet, möge ihr vielleicht unberechtigtes Dasein dadurch entschuldigen, daß sie sich bestrebt, für die später zu gebende Charakteristik der Erzgebirger die geschichtlichen Momente hervorzuheben, welche den Volkscharakter bilden halfen.

Erster Zeitraum. Die Sorben, in den fruchtbaren Gegenden des Gebirgsfußes von den Germanen bedrängt, rücken bergaufwärts und klären einzelne Rodungen in dem schaurigen Urwalde Miriquidi. Ihre kühnsten Pioniere scheinen nicht weiter, als bis zu einer von Eibenstock nach Zöblitz gedachten Linie gedrungen zu sein, denn jenseits derselben finden sich in den Ortsnamen keinerlei slawische Anklänge. Auf einzelnen Felshöhen der milderen Flußthäler erbauten sich Ritter feste Burgen (besonders im Mulde-,

Zschopau- und Schwarzwasserthale), auf einigen Waldblößen errichteten Mönche ein schlichtes Kloster. Beide Theile mögen nach Kräften gestrebt haben, die fremden Squatters zu beherrschen. Diese betrieben jedenfalls schon Bergbau auf Eisen. Das ganze Gebirge war ein unübersehbarer Wald, den hier und da ein Torfmoor unterbrach. Die Zahl der reißenden Thiere war groß, in den höhern Gegenden wohl selbst größer, als die der rauhen Ackerbauer, Jäger und Mönche, die sich angesiedelt hatten.

Zweiter Zeitraum. Im zwölften Jahrhundert erscholl aus dem wilden Waldgebirg ein Signal, welches noch heutigen Tages selbst in noch unwirthlichere Einöden Ansiedler lockt. Ein Fuhrmann, der hallisches Salz nach Böhmen schaffte (eine solche Reise mag kaum weniger abenteuerlich gewesen sein, als jetzt eine Reise über das Felsengebirge), fand nach der Sage im Jahre 1163 eine Erzstufe, die in Goslar für silberreich erkannt wurde. Wenn aber in unsern Tagen sogar aus dem milden, goldreichen Californien so Viele nach dem rauhen Fraserlande wanderten, warum sollten nicht die durch Krieg und Hungersnoth leidenden Harzer Bergleute nach dem Wunderlande strömen, wo Silberstufen in den Fahrgeleisen umherlagen? Auch von Böhmen, wo schon lange edle Metalle gewonnen wurden, mögen bald Bergleute eingerückt sein. Sicher rühren manche bergmännische Ausdrücke (Zscherper, Kux, u. a.) und vielleicht auch manche Sitte von ihnen her; indeß müssen sie bald von den Deutschen absorbirt worden sein, da kein von nun an durch den Bergbau entstandener Ort einen slawischen Namen trägt. Der alte Gesammtname des Gebirges wandelte sich nun zum Erzgebirg um.

Der Silberbergbau erlaubte nicht wie die Goldwäscherei ein stetes Kommen und Gehen; nur durch dauernde Arbeit größerer Genossenschaften konnte das Erz gefördert werden. Um die „Kauen“ (Grubengebäude) entstanden Hütten, die den jetzigen Bergmannshäuschen nicht unähnlich gewesen sein mögen. Die Landesherren, welche die Erzgänge als Regale besaßen, konnten nur gern sehen, wenn das nutzlose Waldgebirge besiedelt und ausgebeutet wurde; sie erlaubten uneingeschränkte Benutzung des Forstes und gewährten allerlei Freiheiten und Vorrechte, welche neue Ansiedler anlocken konnten. Schon nach acht Jahren wurde Christiansfeld, die erste Harzer Ansiedelung, zur Bergstadt erhoben, mit dem verlockenden

Namen Freiberg beehrt und durch Gräben und Mauern vor Raubanfällen geschützt. Die Zahl der Bergknappen mehrte sich rasch, mancher arme Häusler in den Ackerbaugegenden mag heimlich seinem Lehensherrn entwichen sein, um den Karst mit dem Fäustel zu vertauschen; Handwerker aus den Städten strömten herbei, Händler kamen mit Zufuhr von Waaren, reiche Patrizier aus sächsischen und süddeutschen Städten zogen ein, um ihre Capitale in Kuxen gewinnreich zu verwerthen. Wurde ein neuer Gang in größerer Entfernung vom alten Wohnorte erschürft, (und wie Viele mögen die Moosdecke der Wälder nach Silberspuren durchwühlt haben!) so fand man es mit der Zeit unbequem, täglich so weit zur Zeche zu gehen, und errichtete eine Gruppe Schindelhütten um die Kaue. Hundert Jahre nach der Gründung Freibergs sollen von hier aus achtzig Dörfer entstanden sein.

Die Schmelzhütten wurden meist dicht an den Gruben angelegt; als der Wald zurückwich, wurden sie an die Flüsse verlegt, welche Holz zuflößen konnten. Holzhauer und Köhler rückten dem Walde nach und siedelten sich auf den Schlägen an. Das Leben dieser rauhen Leute wird wenig von dem verschieden gewesen sein, welches heutzutage die Holzfäller an den Nebenflüssen des Lorenzstromes führen. Wer ein Paar Zugstiere erschwingen konnte, wurde Fuhrmann. Waldweide und Waldboden zu Wiese und Feld bekam er so gut wie geschenkt. Kein Feldmesser umschrieb ängstlich die Flurmarken, ein gewisser Grubeneigner erhielt so viel Trift, als der Halbmesser eines Pfeilschusses von der Grube aus umzirkelte. Wo man aber so aus dem Vollen schnitt, wo unerschöpflich scheinende Urproducte sich darboten, da mehrte sich, wie jetzt in Nordamerika, die Bevölkerung sehr geschwind, obgleich damals auf dem Erzgebirge die Sterblichkeit der Kinder kaum minder groß gewesen sein mag, als jetzt, wo dieselbe durch die Statistik als sehr bedeutend nachgewiesen ist. Die Geistlichen mögen manchmal an die Fruchtbarkeit der Kinder Israel gedacht haben.

Das Erzgebirge war eine so herrlich aufblühende Landschaft, daß die Fürsten von Sachsen darum beneidet wurden. Die fest geschlossene, fast militärische Organisation der deutschen Knappenschaften scheint allen Störungen der gesellschaftlichen Ordnung, wie sie in Erzländern, z. B. in Californien, so erschreckend auftreten, vorgebeugt zu haben. Man findet keine Nachricht über Unsicherheit des

Eigenthums und Lebens. Gegen fremde Störenfriede schritten die Bergknappen wacker ein. Gegen Kaiser Adolf, der das reiche Freiberg belagerte, wehrten sich die Städter löwengleich und sandten, als sie dennoch überwunden wurden, ihrem rechtmäßigen Herrn heimlich Silberbarren, damit er den Krieg mit neuer Kraft beginnen könnte. Der Fürst von Sachsen brauchte in Kerners Ballade dem Grafen Eberhard mit dem Barte nicht so leicht Recht zu geben, als dieser als Ersatz für die mangelnden Silberschätze seiner Berge die Treue seiner Unterthanen rühmte. Auch der Sachsenfürst konnte sein Haupt kühnlich „jedem Unterthan in Schooß legen."

Das erste große Unwetter, wie deren später in jedem Jahrhunderte über das Erzgebirge hereinbrachen, brauste und wüthete von Böhmen herüber; es war der Hussitenkrieg. Aber wie die Städte am Sacramento sich nach jeder Feuersbrunst rasch wieder erheben, so erstand auch das Erzgebirge bald wieder zur früheren Blüthe. Fichtenstämme gab es genug im Walde, um neue Blockhäuser zu bauen, die Lücken der Bevölkerung ergänzten sich rasch, die unterirdischen Schätze waren unversehrt.

Schon damals mögen zwischen den Bergmannsorten neben den zerstreuten Vorwerken einzelne Ackerbauer-Dörfer bestanden haben. Warum sollte man den Bewohnern des ebenen Sachsens und Böhmen den Gewinn der Getreidelieferung überlassen? Der Wald war an vielen Stellen durch die Holzhauer und Köhler verschwunden, die Bergrücken blähen sich so sanft und bequem für den Pflug; der Boden ist meist flachgründig, das Klima rauh, aber es wachse schöne Saaten von Getreide und Flachs, die man theuer bezahlt erhielt, und der Viehzüchter fand bei den Erzfuhren lohnende Nebenarbeit. So mag frühe neben den kleinen Aeckerchen, die der Bergmann nach verfahrener Schicht angelegt, hier und da eine Feldflur durch Ackerbauer von Fach entstanden sein.

Das Jahrhundert der Entdeckungen bewährte sich als solche auch auf dem Erzgebirge. Zu den seit längerer Zeit in Freiberg, Eibenstock, Geyer, Ehrenfriedersdorf und andern Orten befahrenen Gruben kamen neue Erzfünde, welche selbst die Freiberger zu überbieten schienen. Im Jahre 1458 wurde in der Gegend von Altenberg das Zinn fündig, welches zu einer Zeit, wo das Porzellan unbekannt war, noch höher geschätzt werden mußte, als in der Gegenwart. Später fand man dasselbe noch an mehreren Orten, aber je

:rste Fundstätte ist die weitaus ergiebigste geblieben. Von noch hö=
)erem Werthe waren die neuen Silbergänge. Im Jahre 1471 wurde
n der Gegend des heutigen Schneeberg (die Sage erzählt, an der
Stelle der heutigen Kirche) so reiches Silbererz fündig, daß man
)asselbe nach drei Jahren nicht vollständig vermünzen konnte. Nach
ıcht Jahren erwarb sich, gleich Freiberg, der junge Ort das Berg=
tadt=Recht. In demselben Jahre, in dem Columbus seinen Welttheil
:ntdeckte, träumte Caspar Niezel von einem Neste voll goldner Eier
ınd fand an der Stelle des Nestbaums an der „wilden Ecke" reiche
Silbererze. Das um die Grube erwachsende Dorf wurde schon nach
)ier Jahren zur Bergstadt erhoben und Annaberg benannt; seine
Münze lieferte „Schreckenberger" in reicher Zahl. Die alten Gru=
'ennamen — eine für den Freund der Culturgeschichte sehr dank=
:are Signatur der Zeiten — zeigen, daß sich die Erzgebirger, fast
oie die Israeliten im gelobten Lande, als besonders von der Gott=
'eit begnadigt ansahen. Wenig Kummer machte es, wenn eine Gru=
e aufhörte, „freundlich und höflich" zu sein: statt der unhöflichen
ɔurden jährlich neue ergiebige Schürfungen gemacht. Wenn Gruben
rsoffen, so war man auch nicht untröstlich, denn schon hatte man
o große Fortschritte in der Bewältigung der Elemente gemacht, daß
ıan die Grubenwasser durch Kunstgezeuge bewältigen konnte.

Unter solchen Verhältnissen lassen sich die Menschen auch durch
Feuersbrünste, Seuchen und Kriegsnöthe nicht entmuthigen, am we=
igsten die Bergleute, welche den Kobolden der schwarzen Tiefe Trotz
ieten. So lange die erzgebirgischen Silberbergwerke reiche Aus=
eute gaben, das heißt bis in die erste Hälfte des sechszehnten Jahr=
underts, entstanden vielleicht in keiner andern deutschen Landschaft
ıhlreichere Städte. Im J. 1522 wurde Marienberg, 1522 das
ıitten im Walde liegende Scheibenberg, 1527 Wiesenthal, 1546
:ibenstock mit den Stadtrechten begnadigt. Die Zahl der jungen
Dörfer war sicherlich noch weit ansehnlicher.

Der Bergmann berücksichtigt bei der Wahl seiner Wohnstätte
'eniger als jeder andere Ansiedler die natürlichen Bedingungen des
:limas, des Bodens und der Terrainform. Trinkwasser und Erz
nd die einzigen unumgänglich nöthigen Bedingungen für ihn. Wo
ie Erde edle Metalle im Schooße hegt, da mag ihre Oberfläche so
ıuh und unfruchtbar sein, wie sie will. Der Tauschverkehr wird
hon bringen, was fehlt. So entstanden viele Orte des Erzgebirges

auf den rauhesten Höhen. Wie vieler Städte Namen endigen nicht mit „berg“, an wie vielen Oertlichkeiten erwuchsen nicht volkreiche Dörfer, an welchen in andern Gebirgen der Forst im ungestörten Alleinbesitze geblieben ist! Die Reliefform des Erzgebirges begünstigte das Entstehen vieler Ansiedlungen, denn die flachwelligen Höhen und sanften Gehänge boten dem Pflug und der Straßenverbindung wenig Hindernisse.

Wo sichere Aussichten auf reiche Zinsen winken, da fehlen auch die Capitalien nicht, die zur Anlage größerer Unternehmungen nöthig sind. Reiche Fremde aus Chemnitz, Zwickau, Leipzig, Magdeburg und Nürnberg zogen in die blühenden Städte und bildeten in einer Landschaft, in welcher der grundbesitzende Adel verhältnißmäßig schwach vertreten war, einen Stadtadel. Wer über die Stammtafeln und Charaktere desselben Nachrichten begehrt, findet an ihren in den Kirchen der Bergstädte und Zwickaus aufbewahrten Grabsteinen manche interessante Nachrichten. Strotzen auch die erzgebirgischen Kirchen nicht von silbernen Weihgeschenken, wie die des spanischen Amerikas, so ist doch zu ihrer Erbauung und Ausschmükkung mancher reiche Beitrag von jenen Grubenherren gekommen. Auch darin scheinen sie den amerikanischen Spaniern geähnelt zu haben, daß sie sich den Aufenthalt auf den rauhen Höhen zu versüßen strebten. Die Geistlichkeit eiferte oft gegen das üppige Leben der Bergstädte. In dieser Lebenslust werden ihnen die Bergknappen nach Kräften nachgestrebt haben.

Der Bergbau machte in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, wo der Chemnitzer Arzt Agricola seine classischen Bücher über denselben schrieb, große Fortschritte. Unter andern neuen Erfindungen wurden Pferdegöpel, Pochwerke und Stangenkünste errichtet. Den lange als nutzlosen Wegwurf verachteten Kobalt lernte man zur kostbaren Farbe verarbeiten

Aber das goldne Zeitalter des Erzgebirges neigte sich zum Ende. Viele Gruben „sagten ihre reichen Mittel aus“ (wurden erschöpft), in den meisten fand man das Erz nur in größeren Teufen, wo es schwieriger und kostspieliger zu gewinnen war. Der Preis der edlen Metalle war seit der Entdeckung der amerikanischen Erzschätze merklich gefallen; derselbe Scheffel Korn, der zu Columbus Zeit 6 Sgr. nach jetzigem Gelde gegolten, war im sechszehnten Jahrhundert auf 18 Sgr. gestiegen. Außerdem hielt Krieg und böse Zeit manche

Capitalisten ab, immer neue Summen in so unsicheren Unternehmungen zu wagen. Daß die Löhne der Bergleute damals niedrig standen und zur auskömmlichen Ernährung der Familien nicht ausreichten, läßt sich schon aus der raschen Verbreitung schließen, welche die durch Frau Uttmann erfundene Kunst unter den Bergmannsfrauen fand. Diese Frau führte die zweite Epoche der wirthschaftlichen Zustände des Erzgebirges herbei, dasselbe wurde durch sie das älteste industrielle Gebirge Deutschlands.

Dritter Zeitraum. Wohl mag schon früher mancher feiernde Bergmann um Lohn gewebt, manche Bergmannsfrau um Lohn gesponnen haben; aber die eigentliche Hausindustrie im vollen Sinne des Wortes verdankt ihren Ursprung jener Annabergerin, die im Jahre 1561 die genähten niederländer Spitzen durch eine Art Flechtwerk nachahmen lernte und lehrte. Es könnte als ein reiner Zufall erscheinen, daß diese Kunst auf dem Erzgebirg entstand; aber auch in der Geschichte der Gewerbe giebt es keinen andern wunderbaren Zufall, als das Auftreten eines Genies. Ob jene reiche Dame die fremden Spitzen durch den Kaufmann zum Schmucke bezogen, ob sie das Spitzennähen bei eingewanderten Niederländern gesehen, ist gleichgiltig. Genug, sie erfand ein neues, zeitersparendes Verfahren, die Spitzen herzustellen, und ließ es sich angelegen sein, ihre Erfindung zu verbreiten. Daß in kurzer Zeit so viele erzgebirgische Frauen die neue Kunst übten, giebt ein ehrenvolles Zeugniß für die Anstelligkeit derselben, ertheilt aber auch die betrübende Kunde, daß der Verdienst ihrer Männer nicht mehr ein auskömmlicher war. Es ist immer ein ernstes Zeichen der Umwandlung des volkswirthschaftlichen Zustandes, wenn die Mehrzahl der Hausfrauen anfängt, um Lohn zu arbeiten. Die Bevölkerung hat dann die Zahl überschritten, welche durch die natürlichen Erzeugnisse des Bodens ernährt werden kann, und wird von nun an abhängig von der auswärtigen Nachfrage nach Arbeit.

Während sich Jäger- und Fischervölker sehr wenig vermehren und Hirten und Ackerbauer mäßig an Zahl zunehmen, offenbart der Bergbau überall die Neigung, die Menschenzahl außerordentlich zu steigern. Man findet wohl kaum bei einer andern Arbeiterclasse zahlreichere Familien.

Die Bevölkerung des Erzgebirges wurde noch obendrein durch Einwandrung vermehrt. Die religiöse Unduldsamkeit, welche für

die Verbreitung der Gewerbe so segensreich gewirkt hat, wie der Sturmwind zur Ausstreuung der Pflanzensamen, führte unter andern niederländische Flüchtlinge hierher, die dem Wütherich Alba entflohen. Außer der Duldsamkeit, die sie in dem protestantischen Lande erwarteten, lockte sie vielleicht auch der Ruf des Reichthums, in dem das Erzgebirge stand. Sie siedelten sich in Buchholz bei Annaberg an, einem durch Religionsflüchtlinge entstandenen Städtchen. Durch ihre Zahl würden sie kaum Erwähnung in der Geschichte verdient haben, aber sie haben Anspruch auf geschichtliche Bedeutung durch die neue, von ihnen eingeführte Industrie. Sie waren Seidenweber, und dingten 1599 den ersten sächsischen Lehrling auf. So legten sie den Grund zur zweiten Hausindustrie des Erzgebirgs, der Posamenten-Fabrikation, welche noch jetzt ihren Mittelpunkt in jener Gegend hat.

Das Jahrhundert des dreißigjährigen Kriegs, welches den Freiberger Bergleuten, die seit 1613 das Pulver zum Sprengen benutzten, Gelegenheit gab, dasselbe auch über Tags gegen Baners und Torstensons stürmende Schaaren zu erproben und dadurch Ruhm zu erwerben, war für das Erzgebirge wie für ganz Deutschland eine Zeit voll unsäglicher Leiden. Die Vorstädte Freibergs wurden eingeäschert, die Stadtbewohner fast um zwei Drittheile vermindert, die Bergwerke zerstört. Die jährliche Ausbeute des Bergbaues, die man in runder Summe für den Zeitraum von 1531 bis 1580 auf 35,000, von 1581 bis 1630 auf 29,000 Speciesthaler berechnet, sank im Zeitraume von 1631 bis 1680 auf die tiefste Ebbe, die das Erzgebirge jemals erlebte, auf 11,000 Speciesthaler.

Aber so sehr diese Landschaft auch gelitten haben mag, so scheint sie doch sich viel rascher und gründlicher erholt zu haben, als andere deutsche Gauen. In Thüringen trifft man in manchen Bezirken fast zwischen je zwei Dörfern eine Wustung, wo kaum noch eine andere Spur als der Name das im Kriege untergegangene Dorf anzeigt. Im Erzgebirg entstanden nach dem verheerenden Kriege neue Dörfer, sogar neue Städte. Im Jahre 1655 erhielt Jöhstadt das Stadtrecht, ganz neu entstand mitten im Walde im Jahre 1654 Johanngeorgenstadt. Protestantische Exulanten aus dem an Böhmen abgetretenen Theile des Gebirgs suchten diesseits des Gebirgskammes ihre Zuflucht. In andern Gebirgen war während des

Kriegs der Wald von den Bergen weit in die Thalfluren hereingerückt; hier legte im Jahre 1679 der reiche Grubenherr Schnorr sein Hammerwerk Karlsfeld auf dem höchsten Gebirgskamme an, wahrscheinlich weil tiefer unten das Kohlenholz schon zu theuer war.

Auch das achtzehnte Jahrhundert störte wieder durch Krieg die gedeihliche Entwickelung des Erzgebirges nicht wenig. Wie viele arme Klöpplerinnen mögen wegen des siebenjährigen Kriegs haben feiern müssen! Von 1771—72 hauste auf dem Erzgebirg eine entsetzliche Hungersnoth; man berechnet ihre Opfer auf fünfzigtausend Menschen. Es schien, als ob die finstern Naturmächte, die jede überzählig werdende Gattung decimiren, ihr gräßliches Heilmittel versuchen wollten. Aber der Mensch ergiebt sich ihnen nicht widerstandlos, wie die vernunftlosen Creaturen. Man errichtete Getreidemagazine, und verbreitete — was unendlich folgenreicher wurde — den Kartoffelbau. Für Irland ist durch die Statistik nachgewiesen, daß die Bevölkerung durch die Einführung dieser neuen Nahrungspflanze erstaunlich rasch zugenommen hat. Sicherlich hat die Kartoffel auch auf dem Erzgebirge mitgewirkt, nicht nur die durch die Hungersnoth entstandenen Lücken wieder zu ergänzen, sondern auch die Volkszahl noch höher zu steigern. Durch die hiermit eintretende größere Concurrenz wurden die Arbeitslöhne, die durch den Einfluß einer wohlfeileren Nahrung schon so sinken, herabgedrückt, dadurch aber auch der erzgebirgischen Industrie die siegreiche Concurrenz mit andern Gegenden ermöglicht. Außer jener der Volksgesundheit wenig zuträglichen neuen Speise kam als neues Getränk der Kaffee in allgemeine Aufnahme, welcher bald die nahrhafte Morgensuppe verdrängte und wegen seiner schwach aufregenden Kraft beliebter wurde, als jedes andere Getränk. Nimmt man hinzu, daß dieses Jahrhundert die einheimischen Webestoffe, Flachs und Wolle, durch die Baumwolle zu verdrängen anfing, so möchte man fast das Jahrhundert der Aufklärung vom ökonomischen Gesichtspunkte das der Surrogate nennen.

Der Bergbau schwang sich in diesem Jahrhundert als Wissenschaft und Gewerbe bedeutend empor. Die im Jahre 1765 begründete Bergakademie wurde die hohe Schule für die ganze Erde. Eine Menge wichtiger technischer Erfindungen wurde ins Werk gesetzt. Aber dennoch gab der Bergbau nicht mehr die Ausbeute des goldenen Zeitalters. Wenn sich auch die jährliche Ausbeute, die von

1631 bis 1680 auf 11,000 Speciesthaler stand, in der nächsten fünfzigjährigen Periode auf das Doppelte erhöhte, so ist doch der dadurch erzielte Ertrag nicht nur absolut, sondern auch relativ ein geringerer, als der des goldenen fünfzehnten Jahrhunderts. Die gleiche Menge Erz ist jetzt nur in größeren Teufen durch vermehrte Arbeiterzahl und kostspielige Maschinenbeihilfe zu gewinnen. Darum stiegen, obgleich man gelernt, auch minder edle Erze zu verhütten, die Löhne der Bergleute nicht entsprechend dem gesunkenen Werthe der edlen Metalle, und man konnte lange nicht den ganzen Zuwachs der Bevölkerung beim Bergbau verwenden. Deshalb kamen eine ganze Reihe neuer Industriezweige auf.

Am nächsten lag die Verarbeitung der einheimischen Roherzeugnisse. Die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in Freiberg bestehende Fabrikation von Gold- und Silberdrahtwaaren erlaubte keine größere Ausbreitung, denn eine kleine Anzahl Menschen ist im Stande, ganze Länder mit Tressen und leonischen (lyoner) Waaren aller Art zu versorgen. Die Schmiede-Innung, für welche das Erzeugniß der erzgebirgischen Hammerwerke bald kaum genügte, bildete sich zur Hausindustrie der Blech- und Löffelschmiede aus. In einigen Dörfern wurde das Nagelschmieden fast allgemeine Beschäftigung. Im östlichen Theile des Gebirgs sproßte eine Holzindustrie auf, die neben den wohl früher schon gefertigten einfachsten Schnitzwaaren Kinderspielzeuge lieferte. Alle diese Geschäftszweige umstockten sich rasch und trieben Ausläufer bis in die benachbarten Ortschaften. Sieht man in einem übervölkerten Lande einen Ortsgenossen ein einträgliches Geschäft eröffnen, so finden sich ja bald hundert Nachahmer. Aber alle diese Gewerbe, und noch weit mehr die auf einen Ort beschränkten der Serpentindrechselei, des Feuerschwammbereitens, der Bürstenmacherei, Korbmacherei und der Medicinbereitung ernährten lange nicht die große Zahl der immer steigenden Bevölkerung.

Eine ansehnlichere Zahl von Arbeitern war bei der Gewebe-Industrie beschäftigt. Zu der Leinweberei kam im Anfange des Jahrhunderts die Verarbeitung der Baumwolle, und zu gleicher Zeit (um 1730) die Strumpfwirkerei. Alle Zweige der Weberei hatten in Chemnitz ihre starke Wurzel, von hier aus verbreitete sich der schnarrende Strumpfwirkerstuhl über ganze Reihen erzgebirgi-

scher Dörfer bis auf den Kamm des Gebirgs. Es war dieser Stuhl die erste Gabe eines Landes, welches nunmehr, statt der Niederlande, der Lehrmeister, aber auch der gefährlichste Mitwerber werden sollte.

Durch ausgewanderte Schweizer war schon im 16. Jahrhundert die Musselin-Weberei in das Voigtland verpflanzt worden und hatte sich von da aus auf einige Orte des Westendes vom Erzgebirge verbreitet. Das östlichste Culturland des damaligen Europa schenkte nunmehr eine neue Beschäftigung, durch welche die durchbrochenen Gewebe noch mehr verwerthet wurden, das Sticken mit der Häkelnadel, welche in einem polnischen Kloster erlernte Kunst die Frau Försterin Nollain in Eibenstock hierher verpflanzte. Wie jeder frische gutlohnende Industriezweig verbreitete er sich, nach Art der indischen Feige, mit hunderten von Absenkern weiter, und manche Klöpplerin mag zur Ueberläuferin aus dem Heerlager der Frau Uttmann geworden sein.

Ueberblicken wir die Geschichte dieser einzelnen Industriezweige, über die leider nur dürftige gedruckte Nachrichten vorhanden sind, so beobachten wir bei allen ziemlich denselben Verlauf. Alle nehmen die Form der Hausindustrie an. Anfangs arbeitet jeder Hausvater ganz auf eigene Rechnung, kauft die Rohstoffe selbst an und besorgt auch deren Verkauf. Bald thun sich Vertreiber und Großhändler auf, die durch Zwischenhändler die Arbeiten aufkaufen lassen. Um der Mühe des unsichern Vertriebes überhoben zu sein, läßt man sich gern den zur Erhaltung der Zwischenhändler nöthigen Abzug gefallen. Leidlicher Verdienst wirbt jährlich mehr Arbeiter an; wo es irgend möglich, arbeiten Frauen und Kinder mit. Die größere Zahl der Mitbewerber drückt allmälig den Verdienst herab, zuweilen stockt durch Ueberproduction und Handelskrisen der Verdienst ganz. Wollte man die Arbeiterlöhne zu verschiedenen Zeiten bildlich darstellen, so würden sie in starkgebogenen Wellenlinien auf- und abschwanken, immer aber ein stetes Sinken nach dem niedern Niveau der „Hungerlöhne" zeigen. Mancher Industriezweig hatte schon damals so knappen Verdienst, daß er nur unter Entbehrungen das Leben fristete. Schlimmer noch sollte es einigen in dem neuen Jahrhundert ergehen.

Vierter Zeitraum. Das neunzehnte Jahrhundert brachte, wie jedes der vier letzten, Krieg und Noth. Trotzdem machte der Bergbau Fortschritte. Wenn auch mehrere Städte aus der Reihe

der Bergstädte verschwunden waren, so betrieben die übriggebliebenen, vor allen Freiberg, den Grubenbau um so schwunghafter. Das Zeitalter der Maschinen führte dem Bergwesen mächtige Bundesgenossen zu. Man lernte wieder einige Erze, die man sonst auf die Halde geworfen, benutzen; das Nickel und Uran schien der Ersatz werden zu sollen für den durch den neuen wohlfeilen Ultramarin bedrängten Kobalt. Aber immer war der Reinertrag nicht so gestiegen, daß man die Löhne erheblich erhöhen könnte. Immer noch behaupten Männer, die den Werth jedes Geschäfts nach der Bilanz beurtheilen, der Bergbau auf edle Metalle sei eigentlich ein Geschäft, bei dem weder für Unternehmer noch für Arbeiter etwas Rechtes herausspringe, man gebe ihn am besten auf, wenn man nur wüßte, wie man die Bergleute — lohnender beschäftigen könnte.

Für die verschiedenen Gebiete der Hausindustrie war dies Jahrhundert ein fortgesetzter Krieg auf Leben und Tod. Fast gleicht das Erzgebirge dem Kaukasus. Der ausländische Feind umzingelt es enger und enger, und wie die einzelnen Stämme des Kaukasus unter sich gespalten sind, so bekämpften sich die einzelnen Industrieorte durch immer regere Concurrenz.

Der große Feind ist England. Die Namen Arkwright, Hargrave, Cartwright und Heathcoat tönen für das Erzgebirge fast wie ebenso viele Schreckensrufe. Als furchtbare Angriffswaffen führt der reiche und mächtige Feind Ungethüme von Maschinen, denen kein Mensch zu widerstehen vermag.

Der zur Zeit der Napoleonischen Festlandsperre bestehende Waffenstillstand mit England, welcher den überseeischen Handel Sachsens störte, hatte wenigstens das Gute, daß man Muße hatte, sich dieselben Waffen anzueignen, mit denen der Brite drohte.

Die Spinnmaschine, deren erste im Anfang des Jahrhunderts in Sachsen angelassen wurde, hat Tausende ihrer Arbeit beraubt. Noch im Jahre 1807 zählte man 50,000 Handspinner; jetzt ist ein Baumwollenrad nur noch in einer Rumpelkammer zu finden. Später kamen die Wollräder zum Stillstand, zuletzt mußten auch die Wollkämmer ihre Waffen strecken. Zum Glück ist die dadurch bewirkte gewaltige Störung des Arbeitsorganismus nunmehr leidlich ausgeglichen. Man nimmt die Spinnmaschine ruhig als unvermeidliche Thatsache, wohl gar als Wohlthat hin.

Die übrigen Gebiete der Hausindustrie sind dagegen durch die starke Concurrenz einheimischer und fremder Hände in ihren Erträgen sehr gesunken, oder gar von der Maschine gefährlichst blokirt. Die Maschine, welche die zarte Menschenhand von der Spindel verdrängt hat, sucht derselben auch das Webschiff und die Klöppel zu entreißen. Nur die besondere Kunst erfordernden Gewebe und Spitzen wird die Menschenhand vielleicht für immer als Vorrecht behaupten können; die leichteren Arbeiten wird sie dem Powerloom und den Nottinghamer Spitzenmaschinen überlassen müssen. Der Rundstuhl wird nicht ermangeln, dem alten Strumpfwirkerstuhle den Rang abzulaufen. Die Nagelmaschine wird die Handnägel auf einen engen Raum beschränken. Der endliche Ausgang des ungleichen Kampfes scheint so unzweifelhaft, wie das endliche Schicksal des Kaukasus.

Mit entsagender Genügsamkeit fristen die Belagerten ihr Leben. Die Zahl derselben ist groß. Wo auf der Quadratmeile 8000 Menschen leben, da sind natürlich viele darauf angewiesen, ihren Unterhalt durch Arbeit für den Handel zu erhalten. Die geographische Lage des Erzgebirges ist günstig, Eisen und Kohlen sind nicht fern, der Absatz ist durch die Stiftung des Zollvereins erleichtert. Werden die Erzgebirger im Stande sein, sich zu behaupten und ein besseres, mehr gesichertes Loos zu erringen?

Sie sind gefaßt und verständig. Die Zerstörung einiger Nagelmaschinen in einer durch politische Stürme aufgeregten Zeit ist das einzige neuere Beispiel thörichter Volksrache, welche die vom Feinde erbeuteten Waffen vernichtet, statt sie zu brauchen. Auch sind die Erzgebirger genügsam und in hohem Grade anstellig.

Nur an Führern fehlt es, welche die Kräfte sammeln und neu organisiren. Nicht die Eisenbahn, von deren Fortführung über das ganze Gebirge Manche wohl zu viel erwarten, wird gründlich helfen; Auswanderung könnte nur dann gründlich nützen, wenn ein irischer Exodus in Masse stattfände, und selbst dann wäre ihre Wirkung eine sehr zweideutige.

Nur die zweckmäßigere Pflege der schon festgewurzelten Zweige und die Einführung neuer Gewerbszweige, die dauernden guten Ertrag versprechen, dürfte zum erwünschten Ziele führen. Die Industrie muß, wie das römische Volk, stets bereitwillig vom Feinde lernen, um dadurch

ihm ebenbürtig und überlegen zu werden. Zusammenfassung der in Atome verzettelten, Hebung der nur auf Herstellung des Wohlfeilsten und Geringsten beschränkten Industrie und klug geleiteter Großhandel scheinen die Hauptaufgaben.

Hier ist eine Gelegenheit zur Thätigkeit für die Mächte, die sich so gern als Beherrscher der Gegenwart rühmen lassen. Hier winken, wenn auch nicht gleich anfangs hohe Procente, aber edle Ruhmeskränze; hier gilt es, nicht blos Geschäfte, sondern auch Geschichte zu machen. Der Einzelne vermag wenig oder nichts, selbst große Vereine würden nur allmälig Früchte ihres Wirkens ernten; aber ein Verein, der auch nur einem leidenden Zweige der erzgebirgischen Industrie gründlich hilft, wird sich unsterbliche Verdienste erwerben.

IV.

Zur Charakteristik der Erzgebirger.

Gleichartigkeit der Bevölkerung. — Bergmannstypus. — Naivetät und Gemüthlichkeit, Verträglichkeit, Heimatsliebe. — Die Kunst sich zu freuen. — Schattenseiten der Gemüthlichkeit.

Die Bevölkerung des oberen Erzgebirges offenbart eine weit größere Gleichartigkeit des Charakters, als bei den Bewohnern anderer deutschen Mittelgebirge zu finden ist, die einen kleineren Flächenraum innehaben. Auf dem thüringer Walde namentlich finden sich kaum zwei Meilen entfernt Dorfschaften, die in Mundart und Charakter auffallender verschieden sind, als die östlichen und westlichen Grenzorte des Erzgebirges. Es ist wohl möglich, ja wahrscheinlich, daß eine eingehende Beobachtung auch hier mancherlei feine Schattirungen entdeckt; aber dem Fremden fällt nicht die Mannichfaltigkeit, sondern die Gleichartigkeit des Volksgepräges auf.

Die Ursache dieser Gleichartigkeit liegt nahe. Diese Landschaft ist weder durch die Bodenbildung, noch durch die Politik in Unterabtheilungen zerspalten, wie der thüringer Wald und der Harz. Die Einwohnerschaft ist zwar fast ebenso aus Sachsen, Sor=

den und verschiedenen Einwanderern aus dem südlichen Deutschland gemischt, wie auf dem thüringer Walde; aber die Verhältnisse bedingten auf dem sächsischen Gebirg eine viel innigere Verschmelzung, als auf dem thüringischen, dessen Terrain entschiedener gegliedert, dessen Areal von so wunderlich ausgezackten Landesgrenzen zerstückelt ist, daß die Karte Thüringens den Schrecken junger Geographen ausmacht. Der nördliche Abhang des Erzgebirges dagegen gehört demselben Staate an, steht fast in allen Stücken überall unter denselben natürlichen, politischen und socialen Bedingungen und hat die gleiche Geschichte durchgemacht.

Wie sich schon aus ihrer Geschichte vermuthen läßt, bewährt sich auch im Volkscharakter diese Landschaft als das Erzgebirg. Der Bergmannscharakter bildet den Grundtypus; die industrielle Bevölkerung ist nur ein Ableger desselben, der sich hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß er die Schwächen der Stammpflanze mehr entwickelt hat.

Der deutsche Bergmann zeichnet sich wohl nirgends durch hohen Wuchs und reckenhaften Körperbau aus. Er ist meist nur mittelgroß und fast immer hager. So vor allen der erzgebirgische Bergmann. Daß daran das Leben in der sonnenlosen Grubenluft nicht allein Schuld sei, beweisen die wuchtigen Gestalten vieler englischen Colliers. Auch unter den Waldarbeitern des Erzgebirges sah ich keinen Mann, der sich mit einem steyrischen Holzknechte messen könnte. Noch weniger groß und kräftig sind natürlich die erzgebirgischen Industriellen. In manchem Orte sieht man fast lauter Mannsbilder, über die nicht blos der Vater des alten Fritz, sondern auch ein anspruchsloser Rekrutirungscommissar der Gegenwart die Achseln zucken würde. Die kräftigsten aller Erzgebirger scheinen die mit dem Schmieden des Eisens beschäftigten zu sein. Aber auch bei ihnen bemerkt man nicht den strammen, stolzen Gang, wie bei den Alpenbewohnern. Körperliche Spiele, welche die Muskelkraft herausfordern, fand ich nirgends im Schwange; auch das Ballspiel ist hier leider ganz ungeübt, und der ungesunde Tanzsaal (nirgends findet man hier einen Tanzplan unter der Dorflinde) ist der einzige Tummelplatz der Jugend.

Noch weniger urkräftige Gestalten findet man unter der weiblichen Bevölkerung. Brunhilden-Staturen, wie man sie auf anderen Gebirgen und in manchen ebenen Gegenden trifft, erblickt man nir-

gends. Die Mädchen sind meist schmeidige, zarte Gestalten, die Frauen tragen gewöhnlich die Spuren des frühen Alterns. In den Schulen trifft man auffallend viel kleine, schwächliche Kinder. Das ist offenbar die Wirkung der Hausindustrie. Andere Gebirgsfrauen schaffen im Felde und Walde, diese dagegen arbeiten von früher Jugend in Stuben, wo mehr für warme als für reine Luft gesorgt ist.

Aermliche Kost, Mangel an rüstiger Bewegung im Freien, tagelang gebückte Haltung bei der Stubenarbeit, frühes Heiraten und Sorgen sind die noch jetzt wirkenden Ursachen, welche die körperliche Kräftigkeit dieser Gebirgsbewohner untergraben. Große Schuld tragen auch wohl die Hungerjahre, welche fast jede Generation erleben mußte.

Ob sich in der Gesichtsbildung der Bewohner einzelner Bezirke noch Spuren der eingewanderten Urväter zeigen, kann nur eine sehr eingehende Beobachtung entscheiden. Dem Fremden fällt in den Gesichtern der Erzgebirger, die weit öfter bleich und hager als blühend und voll sind, neben dem merklichen Schatten der Sorge der Ausdruck der Verständigkeit und Offenheit auf. Ein Maler, der ein Modell zu einem Diplomatengesichte suchte, würde deren unter den Ackerbauern der Ebenen weit, weit mehr finden, als hier und vielleicht in allen Gebirgen.

So oft man sich mit einem erzgebirgischen Arbeiter in Gespräch einläßt, erkennt man diesen Ausdruck des Gesichtes als das treue Spiegelbild des Innern.

Zuerst fühlt man sich durch die Offenheit und Naivetät der Erzgebirger freundlich berührt, selbst wenn man mit der so ähnlichen thüringer und harzer Bevölkerung vertraut ist. Je weiter bergan, desto naiver findet man die Menschen. Und das liegt nicht blos in der weichen Melodie des Accentes, nicht blos in der rauhen und kindlichen Mundart. Ich wollte, ich könnte die Erzählung eines schlichten Mannes in Worten und Noten wiedergeben, mit der er mir mittheilte, wie er durch die „Nädel und Kämmle" einer Maschine einen Finger eingebüßt. Es war ein wahres Musterbild anmuthiger Naivetät. Als er aber seine Gedanken über die Doctoren hinzufügte, von denen ihn einer seiner Meinung nach schlecht behandelt hatte, da mußte ich erkennen, daß auch bei ihm ein heller, fast schlauer Verstand sich mit der Naivetät paarte. Die Erzgebirger verhüllen ihr Inneres so wenig mit Vorhängen und Fenstern,

als ihre Wohnzimmer; aber so leicht sie den Einblick in ihr Inneres gestatten, so klar und frei schauen sie hinaus in die Welt. Daß sie auch von den Theilen der Welt, die außerhalb ihres nächsten Horizontes liegen, mehr Kunde haben, als die Bewohner manches andern Gebirges, merkt man leicht daran, daß sie keine so possirlich-neugierigen Fragen stellen und weniger über das Fremde staunen. In manchen Orten haben viele als Hausirer ein gutes Stück Deutschlands durchzogen, selbst das entlegenste Dörfchen ist mit der nächsten Stadt in guter Straßenverbindung und sieht öfter fremde Geschäftsreisende. Die wechselnden Zustände der Geschäfte, die augenscheinlich nicht von heimischen Einflüssen allein abhängen, drängen sie oft genug, über die engere Heimat hinauszudenken.

So viel Mutterwitz die Erzgebirger aber auch von Natur besitzen, — daß sie diesen haben, zeigt schon ihre Anstelligkeit zu den verschiedensten Gewerben, — und so sehr die künstlichen ökonomischen Verhältnisse, wie sie hier im Vergleich zu reinen Ackerbau-Gegenden herrschen, ihn auch wecken und üben: so zeigen sie doch nicht den regen Bildungseifer, wie man ihn in vielen englischen Industrieorten, trotz des kläglichen Zustandes des Volksunterrichtes findet. Daß manche Eltern ihre Kinder oft vom regelmäßigen Schulbesuche abhalten, worüber man im Erzgebirge hier und da klagen hört, läßt sich vielleicht durch die Verhältnisse entschuldigen, welche den Verdienst des Kindes durch industrielle Thätigkeit nicht wohl entbehren lassen. Aber die saumselige oder gar nur durch Zwang zu erzielenden Benutzung mancher zur Fortbildung gebotenen Gelegenheiten zeigt nur zu deutlich, daß Viele selbst den materiellen Vortheil, den höhere Ausbildung gewährt, nicht erkennen. Man liest mit Bedauern in dem stadträthlichen Regulative, daß die Posamentirschule zu Annaberg, deren Nutzen sonnenklar ist, gesetzlichen Zwang nöthig hat, um die Lehrlinge des Handwerks für sich zu gewinnen. Dies ist eins der Symptome, welche der Brite als die deutsche Unfähigkeit zur Selbstregierung deuten würde. Die in und um Freiberg wohnenden Bergleute machen eine rühmliche Ausnahme; mancher Jüngling läßt sich ohne Zwang nach seiner anstrengenden Tagesarbeit die Mühe nicht verdrießen, die Bergschule zu besuchen, die ihn zum Emporsteigen auf den Rangstufen befähigt. Auch die Klöppelschulen werden reichlich, und selbst, wo der Unterricht nicht unentgeltlich ist, ziemlich stark besucht. Andere Arbeiter-

schulen, deren Vortheil nicht eben so schlagend in die Augen springt, z. B. die Sonntagsschulen, scheinen bei weitem nicht die gebührende Theilnahme zu finden. Eine für die Schnitzer des westlichen Theils mit größter Liberalität errichtete Fortbildungsanstalt ist wegen mangelnder Theilnahme eingestellt. Von den Arbeitern selbst gestiftete und unterhaltene Bildungsvereine habe ich nirgends getroffen, wenn man nicht die Singvereine dafür gelten lassen will. Diesen Mangel darf man indeß den Erzgebirgern kaum zum Vorwurf machen, da bisher nur wenige große Städte Deutschlands in dieser Hinsicht den Engländern nacheifern.

Wenn man einen Erzgebirger fragte, was er für das echte Charakterzeichen seiner Landsleute hielte, so würde er gewiß sagen: was das Leben auf dem Erzgebirg auszeichnet und uns so lieb macht, das ist seine Gemüthlichkeit.

Wenn aber ein Volksstamm eine Charaktereigenthümlichkeit als die seinige bezeichnet und oft im Munde führt, so darf man, bei aller gebührenden Berücksichtigung der Vorurtheile, schon annehmen, daß dieser allgemeine Glaube nicht ohne Grund sei. Liegt nicht in den Stichworten: We are a matter-of-fact people der Briten (wir sind Thatsachen-Menschen), in der gloire der Franzosen, im go ahead (vorwärts) der Yankees eine tiefe Wahrheit? Und wenigstens ebenso oft, als man von diesen Nationen ihre Mottos hört, vernimmt man auf dem Erzgebirge das Wort Gemüthlichkeit.

Und es ist wahr, diese ebenso einseitig gepriesene als getadelte Eigenschaft des deutschen Charakters scheint auf dem Erzgebirge zu gipfeln. Wenn ich die einzelnen Aeußerungen aufzähle, in denen sich diese Eigenart des Erzgebirges auszudrücken scheint, wird mir hoffentlich die Definition erlassen werden, deren feste Abmarkung Einem ordentlich ungemüthlich zu Muthe machen könnte.

Der Erzgebirger ist gesellig in noch höherem Grade als der Thüringer und Harzer. Nicht daß man sagen könnte, in den Städten sei die Geselligkeit besonders ausgebildet; trifft man doch in einem Städtchen von etwa 5000 Einwohnern, wo früher die blauen und grünen Schützenvereine sich fast so schroff gegenüber standen wie die ähnlichen Farben in Byzanz, noch immer eine besondere Gesellschaft der Beamten und der Kaufleute. Die hier skizzirten Charakterzüge beziehen sich lediglich auf die Classen, die man das Volk im engeren Sinne nennt. Von dieser Classe bin ich aber auf

meinen Wanderungen keinem Mitgliede begegnet, welches mir, obgleich ich mich keiner Anziehungskraft rühmen darf, sich nicht freundlich zugesellt und auf liebenswürdige Weise das Beste zur Unterhaltung beigetragen hätte. Es mag sein, daß der zugeknöpfte Norddeutsche diese „gemüthliche" Mittheilungslust als Redseligkeit verdammt und mit dem Kaffee in spöttischen Zusammenhang bringt; aber selbst ein solcher würde zugeben müssen, daß diese Mittheilsamkeit angenehm gegen die fast unwirsche Wortkargheit absticht, mit der in andern Gegenden der um Auskunft fragende Fremde abgespeist wird.

Fast noch schöner äußert sich diese gesellige Anlage der Erzgebirger in ihrer Verträglichkeit. Diese löbliche Eigenschaft kann ich leider nicht statistisch durch die geringe Zahl der Civilprocesse beweisen; aber so gut man, ohne statistisches Rüstzeug zu besitzen, die Bewohner Norwegens ehrlich nennen darf, welche bekanntlich keine Schlösser an den Thüren bedürfen, so gut darf man auch wohl die Erzgebirger als verträglich rühmen, welche nicht selten zu drei und vier Familien in einem Stübchen hausen, ohne daß man viel von unfriedfertigen Auftritten vernimmt.

Das „gemüthliche" Streben, sich und Andern das Leben angenehm zu machen, giebt sich recht erfreulich kund durch die wohlwollende Gefälligkeit und Höflichkeit, durch welche der Erzgebirger alle mir bekannten Gebirgsbewohner übertrifft. In jeder Hütte, und ich habe deren viele betreten, wurde ich artig empfangen und berichtet. Fragte ich auf der Straße einen Einheimischen nach einer Entfernung, so hörte ich häufig die Aeußerung: „das ist allerdings noch so weit," als wollte der Antwortende zugleich sein Mitleid mit den geplagten Wanderfüßen ausdrücken. Nirgends erhält man eine Antwort, der man anmerkt, daß sie ungern gegeben wird. Ein brummiger, kurz angebundener oder gar ein „sakrisch" grober Mensch dürfte hier so selten sein wie ein weißer Rabe. Daß diese Höflichkeit kein wohlfeiler Firniß oder verkappter Egoismus sei, beweist besonders die dienstfertige Artigkeit der Erzgebirger gegen die Frauen und namentlich die alten Frauen. Ein unbehilfliches „Mutterchen" (wie man hier die Matronen freundlich betitelt) wird kaum in dem gegen die Ladies übergalanten Nordamerika wohlwollender bedient werden, als in einem erzgebirgischen Omnibus.

Seine Gemüthlichkeit beweist der Erzgebirger ferner durch seine

innige Heimathsliebe Anhänglichkeit an das Geburtsland ist allen Gebirgsbewohnern eigen, aber kaum in einem höheren oder selbst so hohen Grade wie dem Erzgebirger. Der Schweizer, Tyroler, Norweger, Thüringer fühlt auch Heimweh im fremden Lande; aber dennoch wandern nicht wenige dieser Gebirger aus, wenn das Leben in der Heimat zu knapp wird. In Thüringen giebt es wenige Dörfer, in denen nicht zuweilen ein Brief von einem amerikanischen Verwandten ankommt, der zwischen den das materielle Wohlsein schildernden Zeilen lesen läßt, daß es dort trotz alle dem nicht so gemüthlich sei, wie zu Hause. Und doch entschließen sich immer wieder Andere zu dem schweren Schritte. Aber auf dem Erzgebirge denkt Niemand ans Auswandern, so sehr man auch den Nothstand fühlt; nicht einmal ans Uebersiedeln in eine andere deutsche Gegend, zumal einige erzgebirgische Bergleute ihre Hoffnung im Auslande, ich glaube in Westphalen, getäuscht fanden. Auch blos ins „Unterland“ (das ebene Sachsen) zu ziehen, trägt man große Scheu. Zu den Dienstbotenschaaren der großen sächsischen Städte stellt sicherlich das Erzgebirge das kleinste Contingent. Fragt man den Bergmann, der eine Zeitlang in den Zwickauer Kohlenschachten gearbeitet, warum er nicht dort geblieben, wo der Verdienst höher sei, so antwortet er: „Dort ist es nicht so gemüthlich wie bei uns.“ Vielleicht trägt die Hoffnung, daß nach der Ebbe auch wieder eine Fluth, eine „gute Zeit“ für ihre Heimat kommen müsse, etwas dazu bei, diese Gebirger zu Hause zu halten; aber der Hauptgrund ihrer Heimatseligkeit scheint der Glaube zu sein, daß man hier, so ärmlich es auch sei, sein Leben doch besser genieße, als anderswo.

Und wirklich, in der Kunst, „Rosen auf den Weg zu streuen und des Harmes zu vergessen,“ sind die Erzgebirger wahre Virtuosen. Der Bergmann versteht es bekanntlich überall, sich für seine gefährliche Arbeitszeit in der öden Teufe durch heitern Lebensgenuß über Tage zu entschädigen. Aber die Erzgebirger leisten darin noch mehr. Auch wenn sie die Sorge über Tage verfolgt, und sich hinter sie an den Webstuhl oder den Ambos stellt, verstehen sie dieselbe zu bannen, sobald sie sich lustig machen wollen.

Der Fremde, der von dieser Kunst hört, stellt sich wohl die Erzgebirger als ein sorglos und leichtsinnig in den Tag hineinlebendes Völkchen vor, etwa wie die Irländer. Damit thut er ihnen aber

sicher Unrecht. Wem der sorgenvolle Zug der Miene, der fast allen Aelteren aufgeprägt ist, nicht leserlich genug sein sollte, der kann sich durch ein Gespräch überzeugen, daß eine Bevölkerung, die aus der Hand in den Mund lebt und sich von einer Handelskrise oder Misernte mit der bittersten Noth bedroht sieht, die schwarze Sorge recht wohl kennt.

Aber was nützt das Sorgen und Grämen? ruft der allen deutschen Gebirgsleuten gemeinsame Frohsinn. Man muß sich auf dieser ernsten Welt auch einmal lustig machen!

Der Jugend gelingt dies natürlich am leichtesten. Oberwiesenthal ist ein Städtchen mit so düstern Zügen der Armuth, daß man fast versucht wird, die traurige Sentenz, welche sich auf einem der wenigen, mit Inschriften versehenen Gräber findet, auch auf die Menschen anzuwenden. Sie lautet: diese Erde ist zu rauh für Engel. Wie staunt man darüber, daß hier allmonatlich zwei Bälle und zwar Zweckbälle gehalten werden, bei denen jede Klöpplerin einen Sechser auf den Altar des Vaterlandes opfern muß, um durch diese Repressivsteuer eine Stadtuhr beschaffen zu helfen!

Aber solchen Aufwand braucht es nicht einmal, um fröhlich zu sein. Bei einem Verdienste, bei dem ein großstädtischer Arbeiter zu Hause bleiben und „Trübsal blasen“ würde, spaziert die erzgebirger Jugend, wenn der Abend nicht gar zu rauh ist, singend auf den Straßen, so daß der Fremde, der Nachts etwa nach Johanngeorgenstadt kommt, wähnt, er besuche eine kleine Universitätsstadt, wo die Bursche von der Kneipe nach Hause jubeln. Aber der Wechsel dieser Bursche ist so knapp, daß sie nur Sonntags zu Biere gehen können. Sie trinken bei ihren Serenaden, wie es im Jobs heißt, des Mondes Silberschein und singen dazu von Herzen fröhlich, und nicht selten erklingen zu ihrem Lied auch frische Mädchenstimmen.

Doch nicht allein die Jungen besitzen die Kunst, sich mit wenig Aufwand zu freuen. Ein Bergfest, ein Vogelschießen (selbst in den ärmsten Orten der höchsten Gegenden fehlt nie eine Vogelstange), kurz irgend ein Fest macht auch die Alten „mobil“. Jeder Sonntag, wo man sich einmal am Töpfchen labt, erinnert den Fremden, der die „gemüthlich“ heitern Gesichter bewundert, an Rafaels Kunststück, durch einen Pinselstrich Weinen in Lächeln zu verwandeln.

Gesegnet sei eure heitere Lebenskunst, ihr gemüthlichen Erzgebirger! So ruft gewiß Jeder aus, der mit angesehen, wie roh viele englische Fabrikarbeiter sich lustig machen am Sonnabend und an dem streng gefeierten Sonntag. Gesegnet sei eure Fröhlichkeit, so lange sie euch lehrt, euch in Ehren zu freuen! Sie ist noch mehr werth, als eure vielgepriesene Genügsamkeit!

Ich will die letztere nicht leugnen, obgleich eine Dame, welche als Wohlthäterin manches arme Haus besuchte, nur den erzgebirgischen Frauen diese Tugend zuerkannte, da die Männer allwöchentlich einige Groschen unnöthig in Getränk und Rauch aufgehen ließen und sie der kümmerlichst lebenden Familie entzögen. Aber ist es denn wirklich eine so große Tugend, nicht über die Lebensweise, die einförmige Kartoffelkost zu murren, wenn man von Jugend auf an sie gewöhnt ist und fast alle Nachbarn darauf beschränkt sieht? Wäre es nicht ein größeres Verdienst, die Unzuträglichkeit dieser Lebensweise recht lebhaft zu fühlen und mit allen ehrlichen Mitteln energisch nach Besserung derselben zu streben?

Ich komme hier auf die Schattenseiten der Gemüthlichkeit, die ich erwähnen muß, um nicht in den Verdacht zu kommen, als trüge ich eine rosenfarbene Brille.

Die Gemüthlichkeit ist der grade Gegensatz der Thatkräftigkeit. Der energische Mann ist wohl nie gemüthlich; noch mehr als die Deutschen werden die Esthen, Letten und Irländer als gemüthlich gepriesen. Jedenfalls darf sich diese mehr weiblich-receptive, als männlich-active Sinnesart nicht dahin erstrecken, wo — die Gemüthlichkeit aufhört nicht blos im Sinne des Sprichwortes. Diese Grenze scheint sie aber auf dem Erzgebirg in einigen Beziehungen zu überschreiten, und zumal bei den Industriellen.

Die „gemüthliche" Genügsamkeit — oft nicht viel mehr als die dumpfe, passive Ergebung, die man bei der Rothhaut der Urwälder anstaunt, aber nicht bewundert, — artet leicht aus in leichtsinnige Sorglosigkeit. Man begründet eine Familie, ohne kaum das dürftigste Hausgeräth beschafft, noch weniger einen Nothpfennig gespart zu haben. Die leidige Hoffnung, daß die Arbeit der Frau und der Kinder den Verdienst des Mannes ergänzen werde, und der träge Trost, daß Andere es auch nicht besser haben, bringt manches junge Paar zusammen, das anderswo noch Jahre lang geschafft und gespart haben würde. Im Ehestande kommt es nun erst recht nicht zum

Sparen. In gewöhnlicher oder gar knapper Zeit ist es fast unmöglich, und in guter Zeit verleitet die „gemüthliche“ Lebenslust dazu, sich etwas zu gute zu thun, denn die „gemüthliche“ Hoffnung schmeichelt die ewige Dauer solcher Zeiten vor. Die Industriellen eines gewissen Bezirks, dessen Geschäft noch vor wenigen Jahren blühte, waren, wie mir versichert wurde, keineswegs Kaffee-totallers geblieben.

Auch bei der ledigen Jugend artet die Gemüthlichkeit leicht aus. Sie soll hier und da in gedankenlose Lustigmacherei, ja in üppige Sinnlichkeit umschlagen. Die Singspaziergänge des Feierabends wurden mir in einer Stadt als anstößiges Umhertreiben bezeichnet, bei dem man frage, ob die Polizei „das Chiragra habe, daß sie nicht drein schlage.“ Ich wünschte diese Darstellung als übertrieben bezeichnen zu können, da ich selbst bei meiner Anwesenheit die Straßen sanglos fand; aber man wird mir einwenden, daß es nicht immer, wie damals, in Strömen regne, und wird mir die Geburtslisten entgegenhalten, die allerdings ein ungünstiges Zeugniß ablegen.

Die Gemüthlichkeit lähmt, wo sie den Grundton des Charakters bildet, die Thatkraft. So wohl es thut, auf dem Erzgebirg keine verbitterten Gesichter zu treffen, welche die Neigung zu Aufruhr verrathen, so sehr muß man im Gegentheil bedauern, daß auch die Energie zu fehlen scheint, die durch Selbsthilfe und durch vereinigte Kräfte das Loos zu bessern sucht. Es bestehen für einzelne Kreise und Berufsarten mancherlei Vereine und Anstalten, welche gemeinsame Bedürfnisse zu befriedigen und Misständen vorzubeugen streben, namentlich für die Bergleute existiren Speiseanstalten, Unterstützungskassen für Kranke, Wittwenkassen u. dgl. Aber nicht eine einzige Unternehmung wurde mir genannt, die von den Arbeitern selbst gestiftet und geleitet würde. Ueberall läßt man am liebsten die Behörden sorgen. In England ist das Sprichwort: „ein armer Mann ist so voll von Plänen, wie ein Ei voll von Speise“ eine Wahrheit. Jeder macht Pläne und Speculationen. Anders scheint es auf dem Erzgebirge zu sein. Aus den Gesprächen, die ich mit Männern der arbeitenden Classe geführt, mußte ich schließen, daß sie die Frage, was sie durch eigene Kraft zur Besserung ihrer Zustände beitragen können, sich selten oder nie aufwerfen und noch seltener ernst besprechen. Man hofft auf die Eisenbahn, auf gute Handelsverhältnisse, auf lauter Früchte die reif in den Schooß fallen sollen.

Man denkt nicht, wie von allen Bergvölkern, von den Schotten an bis zu den Slovaken geschieht, an zeitweilige Auswanderung, um ein durch lohnende Arbeit erspartes Sümmchen heimzutragen: man läßt den Sohn fast nach den Satzungen einer Kaste immer wieder den väterlichen Beruf ergreifen, so sehr auch dessen Aussichten trübe sind. Man hört nicht von jungen Leuten, die eifrig sparen, um ihr Heil über dem Meere zu versuchen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die gemüthliche Genügsamkeit vielfach zur zagen Hilflosigkeit und Unbehilflichkeit geworden ist. Dazu hat außer dem Einflusse des industriellen Lebens gar sehr beigetragen, daß das Erzgebirg öfter das Unglück gehabt hat, fremde mildthätige Unterstützungen annehmen zu müssen. So wohlthätig solche Spenden im Augenblick wirken, so sehr müssen sie das edle Selbstvertrauen und die männliche Thatkraft schwächen, der das „Hilf Dir selbst“ ein Ehrenpunkt sein muß. Mancher Insasse der reich besetzten Armenhäuser mag dadurch sittlich verderbt worden sein.

Wenn aber auch die Hungerjahre, welche diesen Landstrich häufiger als einen andern mitteleuropäischen heimgesucht haben, nicht vorbei gegangen sind, ohne bleibende sittliche Schäden zu hinterlassen: mit einer Untugend, die manche andere arme Gegend, z. B. manches herrliche Alpenthal so verunziert, konnten sie die Erzgebirger nicht anstecken. Sie sind frei von der gierigen Geldlüsternheit, welche mit Wespenzudringlichkeit den Fremden umschwärmt. In der Hungerzeit hat es natürlich an Almosen Heischenden nicht gefehlt, selbst nach dem armen Wiesenthal sollen die Bedürftigen tiefer gelegener Gegenden in Schaaren gekommen sein; aber jetzt, wo doch Viele in sehr kümmerlichen Verhältnissen leben, kann der Fremde selbst die ärmsten Gegenden durchwandern, ohne von Jemanden um eine Gabe angesprochen zu werden, außer etwa von einem Krüppel. Und die Abwesenheit der Bettelei ist nicht das Verdienst der Polizei. Der arme Erzgebirger, der den Fremden im einsamen Walde zurecht weist oder ihm am verfallenen Schacht Bericht giebt, macht auch da, wo ihn kein Auge belauscht, keine verlangende Miene, oder streckt gar, wie manche Aelpler und selbst die trotzigen Colliers in England thun, die Hand nach einem Trinkgeld aus. Bezeigt man seine Erkenntlichkeit durch eine Gabe, so wird sie mit schüchterner Dankbarkeit angenommen, der man ansieht, daß das Geschenk ungesucht kommt. Die

Behörden streben diese schöne Tugend dadurch zu erhalten, daß der Besucher von Bergwerken und Fabriken gebeten wird, seine Gabe in eine verschlossene Büchse für milde Zwecke niederzulegen. Möge diese Tugend auch dann erhalten bleiben, wenn die Zukunft mehr Reisende in das Gebirge führt!

Bei den Irländern und manchen andern armen Völkern ist die Gemüthlichkeit gepaart mit einer sehr regen und kräftigen Phantasie, welche sogar den Verstand überwuchert. Anders bei dem Erzgebirger. Er scheint eher nüchtern-verständig, als phantasiereich. Seine Ausdrucksweise ist bei aller Naivetät viel nüchterner und prosaischer als die des Harzers und Thüringers. Kühne Metaphern, ungeheuerliche Hyperbeln, barocke Wortspiele, durch die namentlich der Letztere den Fremden überrascht, hörte ich bei keinem Erzgebirger. Wurde mir doch, als darauf die Sprache kam, in einem sächsischen Orte an der böhmischen Grenze die Aeußerung eines Deutschböhmen: „der Nebel sei heute so dick, als habe man ihn mit dem Besen zusammengekehrt," als ein Zeichen der besondern Sprachkühnheit der Grenznachbarn angeführt. Wie zahm erscheint das dem thüringer Wäldler! Der würde anderes Grobgeschütz aufgeführt haben, etwa: „ein Nebel, in dem eine Heugabel stecken bleibt, oder den vier Pferde nicht zerreißen." Seine mehr nüchterne, dem Schriftgemäßen entsprechende Ausdrucksweise läßt den Erzgebirger immer eher als einen verarmten Gebildeten, denn als einen armen Natursohn erscheinen. Daß an diesem modernen Schliffe, der sich auch in Tracht und Umgangsformen ausspricht, die Lebensverhältnisse, welche regen Verkehr mit Fremden bedingen, von großem Einflusse sind, liegt auf der Hand. Es wäre eine interessante ethnographische Aufgabe, zu erforschen, wie sich der Schatz von Volksliedern, Sagen, abergläubischen Meinungen und Gebräuchen des Erzgebirgs zu dem des Harzes verhalte. Ich vermuthe, daß der Harz darin wenigstens doppelt so reich ist, als seine sächsische Colonie.

Auch in dem höchsten Bereiche des geistigen Lebens, dem religiösen Gebiete, scheint dieselbe Nüchternheit vorzuwalten. Nirgends gewahrt man Neigung zur Schwärmerei; nirgends scheint aber auch die Religiosität ein so wesentliches Element im erzgebirgischen Leben zu bilden, wie in den meisten englischen Bezirken oder im Wupperthale. Die Theilnahme am kirchlichen Leben wurde von allen Seiten als lau bezeichnet; der Anblick der Kirchen, die ich zu besuchen Ge-

legenheit hatte, widersprachen dieser Angabe nicht. In einem Orte überraschte mich das Volksurtheil als ein Anklang an die alte strenge Zeit, der in unsern Tagen selten sein dürfte. Der Pfarrer habe sich, erzählte man, stark compromittirt, weil er in seinem Garten auf die Leiter gestiegen sei, um Kirschen zu pflücken. Diese räthselhafte Rigorosität der Leute klärte sich bald auf. Der neue orthodoxe Geistliche hatte nämlich vom „Teufel gepredigt.“

Wenn man den erzgebirgischen Volkscharakter vorurtheilslos betrachtet, wird man nicht umhin können, zu urtheilen, daß troß vieler üblen Lebensverhältnisse ein guter, tüchtiger Kern sich unversehrt erhalten habe.

V.

Der Bergbau.

Der Ruf des erzgebirger Bergbaus. — Sein Ertrag. — Entwässerungsanstalten. — Die Zechenhäuser. — Reiz des Einfahrens für den Laien. — Grubennamen. — Freiberg als erste Bergstadt. — Die Grube Himmelfahrt. — Die Bergverfassung. — Geschichte der Himmelfahrt. — Die montanistische Sprache. — Die Aufbereitung der Erze. — Die Hütten. — Reinertrag des Bergbaus.

So selten auch das Erzgebirg von Lustreisenden besucht wird, so bewahren doch viele Deutsche in ihrer Phantasie Bilder, welche aus jener Landschaft stammen. Die Kinder empfangen durch den Wunderkasten eines Erzgebirgers, in welchem Bergmannspüppchen klettern, hämmern und karren, ihre ersten Vorstellungen von der unterirdischen Welt; der Jüngling wird für „den Herrn der Erde, der ihre Tiefen mißt,“ begeistert durch Novalis und Körner, Dichter, welche ihre poetischen Anschauungen vom Bergmannsleben als Studenten in Freiberg in sich aufnahmen; das große, in Concertsälen sich sammelnde Publicum endlich wird durch den lieblichen Bergmannsgruß des erzgebirgischen Tondichters Anacker in das gemüthliche Knappenleben eingeführt. So erfreut sich denn das Erzgebirg

in einer Hinsicht des höchsten Rufes bei den Laien, es gilt vorzugsweise als das Bergmannsland.

Einen noch größeren Ruf genießt dasselbe bei den Männern vom Fache. Auf dem Ural, auf den spanischen Sierren und sogar auf den Cordilleren dürfte es kaum eine Bergstadt geben, in der Freiberg ein unbekannter Name wäre. Die Hauptstadt des sächsischen Erzgebirges hat wahrscheinlich den größten Weltruf von allen deutschen Städten.

Und das ist nicht der wohlfeile Ruf eines reichen Glückspilzes. Man rechnet den Gesammtsilberertrag des Erzgebirgs seit dem 12. Jahrhundert auf 90,000 Centner, also etwa gleich 250 Millionen Thaler. Was das Erzgebirg in mehr als fünf Jahrhunderten lieferte, gewährte Californien in fünf Jahren, und auch die amerikanischen Silberbergwerke sind viel reicher als die sächsischen. Aber der Ruf des Erzgebirgs stützt sich nicht auf den Reichthum seiner Bodenschätze allein, sondern wesentlich auf den Verstand und die Thatkraft seiner Bewohner. Rußland erzeugt mehr Korn als Holland, und dennoch steht der niederländische Ackerbau höher als der slawische; eben so hoch oder noch höher steht der erzgebirgische Bergbau über dem Raubbau von Potosi. Es bestätigt sich auch hier die Regel, daß der Mensch da, wo es ihm die Natur leicht macht zu erwerben, nicht vermag, seine höhern Kräfte zu entwickeln.

Hätte der Felsenschooß des Erzgebirgs immer, wie im goldnen Zeitalter der frühesten Jahrhunderte, in den oberen Teufen reiche Schätze geboten, so wäre hier ebenso wenig eine Bergwissenschaft entstanden, als im Urwalde eine Forstwissenschaft aufkommt. Aber die Natur hat es darauf angelegt, den sächsischen Bergmann nicht zum reichsten, sondern zum besten Knappen zu machen.

Die frühe Erschöpfung der oberflächlich liegenden Erzgänge zwang die Erzgebirger, in die Tiefe zu forschen, um den Bau der Gänge und der Erdrinde überhaupt zu ergründen. Daß unter andern tüchtigen Männern gerade hier ein Werner auftrat, war gewiß kein Zufall. Die Schwierigkeit der Reindarstellung des Silbers aus den Erzen war ein mächtiger Sporn zur Vervollkommnung des chemischen Theiles der Bergwissenschaft. Die Gefahr drohenden Wasser der Teufen, in denen man die Erze suchen mußte, drängten zur Aufbietung der gewaltigsten Mittel zur Wasserlösung.

In der Bewältigung des Wassers durch das Wasser errangen

sich die Erzgebirger vielleicht ihre größten Triumphe. Wie Aegypten und Mexico durch ihre Bewässerungsanstalten, so zeichnet sich das Erzgebirge durch seine Entwässerungskünste aus. Von der schlichtesten Pumpe an bis zur mächtigsten Wassersäulenmaschine (eine solche, die bei Freiberg arbeitet, enthält über 600 Centner Eisenwerk) findet man hier eine wahre Mustersammlung hydraulischer Apparate. An jeder Grube verkündet das helle Signal eines vier bis fünfmal in der Minute ertönenden Glöckchens den Gang dieser, das Herz des Bergwerks darstellenden Maschinen. Was in andern Gegenden der Dampf oder die kostbare Menschenhand besorgt, muß hier meist das nicht reichliche oberirdische Gewässer verrichten. Das Bächlein, das eben in einem Pochwerke thätig war, muß alsbald wieder das Wasserrad einer Pumpe treiben; von diesem fällt es den Schacht hinab auf ein zweites und wohl auf ein drittes Rad, und kaum durch einen Stollen entlassen arbeitet es aufs Neue in einer andern Grube. Kein Gewässer darf müßig schlendern. Sind die einzelnen Gefließe schwach oder unbeständig, so werden sie in Sammelteichen aufgestaut, und aus diesen wird den einzelnen Gruben ihr Bedarf nach „wöchentlichen Rädern" zugemessen. Ueber die Vertheilung dieser Wasserschätze wird jährlich genaue Rechenschaft abgelegt. Die kleinen Gewässer der Freiberger Gegend treiben 200 Wasserräder mit 1000 Pferdekräften.

Weit großartigere Entwässerungsanstalten besitzt aber das Erzgebirg in seinen Stollen. Ein im Bau begriffener tunnelähnlicher Bau, der Rothschönberger Stollen, der die Wässer sämmtlicher Freiberger Gruben ableiten soll, wird zwei deutsche Meilen lang werden. Zwei alte Freiberger Stollen sind mit ihren Krümmungen und Verzweigungen gar zwanzig Meilen lang. Wo hätte ein andres Land solch riesige Drainirungs-Anstalten?

Die Beaugenscheinigung der erzgebirger Bergbauten hat auch für den Laien unendlich viel Anziehendes. Freilich fühlt man sein Laienthum kaum irgendwo drückender, als am Bord eines Schiffes oder in einem Bergwerke, wo tausend neue Anschauungen und ebenso viele räthselhafte Namen uns befremden. Aber wer auch nur die Anfangsgründe der Geologie und Chemie begriffen hat, wird sich lehrreich und angenehm ein Paar Wochen mit dem Studium des Berg- und Hüttenwesens beschäftigen können.

Die landschaftliche Umgebung der erzgebirger Zechen ist meist

eher alles Andere als romantisch. Die Mündungen der Schachte liegen fast alle in kahlen reizlosen Gegenden. Die Schauer der Unterwelt machen sich übertags nur an zwei Stellen geltend, nämlich an den öden Pingen bei Geyer und Altenberg, wo die über alten Gruben trichterförmig eingesunkene Erdrinde einen grausigen Felskrater darstellt. In der Nähe des Gruben-Mundlochs ragt der aus zu Tage geförderten Schuttmassen aufgehäufte Hügel der Halde empor. Auf oder neben demselben stehen die Baulichkeiten (Kauen, Hut- und Zechenhäuser), meist schlichte Fachwerkgebäude mit Schindeldächern. Die für Göpel und Pumpwerke errichteten Bretterthürme geben dem schlichten Baustyle eine fremdartige Eigenthümlichkeit. Außer den Wasserhebungsanstalten bieten die Anstalten zur Förderung der Erze viel Interessantes. Man trifft schlichte, durch Menschenhände bewegte Haspeln und daneben durch Pferde-, Wasser- oder Dampfkraft getriebene Göpel, von denen die kräftigsten eine am Drahtseile hangende, mit dreißig Centnern Erz beladene Tonne in vier Minuten aus einer Tiefe von 700 Ellen emporwinden. In den Gruben lernt man (was aus Büchern nicht leicht verständlich ist) mühelos die Verfahren kennen, durch welche der Bergmann minirend den in verschiedenen Richtungen und Neigungswinkeln sich streckenden Erzgängen folgt, die als Adern sich hinunter dehnen bis zu dem Gluthherzen der Erde, von dem sie einst mit geschmolzenen Erzen ausgespritzt worden sind.

Eine Seereise machen und eine größere Erzgrube befahren, sollte jeder Gebildete ein Mal in seinem Leben. Er gewinnt dabei unersetzliche Anschauungen, die dem Gedächtniß nie entschwinden. Das Betrachten der Brandung von der Küste aus, oder das Niederblicken von einer Felswand der Alpen ersetzt durchaus nicht die Eindrücke, die man empfängt, wenn man auf den der Natur abgetrotzten Pfaden der Kielfurche oder der Bergwerksstrecke dahinzieht. Dort drückt uns die übergewaltige Natur nieder, hier erhebt uns der kluge, kühne Menschengeist. Es ist ein unbezahlbares Gefühl, mit dem man hier wie dort den Sinn des Sophokleischen Chorgesanges empfindet:

„Vieles Gewaltige lebt, doch das Gewaltigste ist der Mensch.“

Die Bekanntschaft mit dem Bergbau ist übrigens mit viel kleineren Opfern zu erwerben, als die mit dem Schiffsleben. Das Befahren einer Grube ist sicherlich nicht gefahrvoller als eine Seereise, und die Ermüdung, die man in den nächsten Tagen in Knien und

Ellbogen fühlt, was ist sie im Vergleich mit der häßlichen Seekrankheit?

Aber selbst der Laie, der Mühe und Gefahr des Einfahrens scheut, findet in der Geschichte der einzelnen Gruben, wie sie ihm ein schlichter Steiger erzählt, reichliche Entschädigung für den kleinen Abstecher nach den Kauen.

Gleich den Schiffen haben die einzelnen Berggebäude ihre Namen; selbst die einzelnen Stollen, Strecken und Gänge haben ihre besonderen Benennungen. Es giebt z. B. unter den Erzgängen einen „Kirschbaum Stehenden," einen „Seligtrost Stehenden," einen „Gottlob Morgengang," einen „Glückauf Spat," Namen, deren letzter Theil die Richtung des Ganges bezeichnet. Manche Grubennamen sind Zeugnisse für den religiösen Sinn, andere für den frischen Humor der Bergleute. Auf dem Erzgebirge wurden Heilige, Fürsten, Städte, Feste, Thiere (besonders häufig der Hirsch), zu Pathen erkoren. Viele Berggebäude tragen Namen, welche Hoffnung und Dankbarkeit ausdrücken. Manche Benennungen verhöhnen die Tadler und Unheilverkünder, so: „der Narrenfresser, die fruchtbare Thorheit, das Fletschmaul." Andere klingen an wie schaurige Sagen; tönt nicht „die alte Mordgrube" so grausig wie der „fliegende Holländer" in der Matrosensage? Eine Sammlung solcher Grubennamen aus verschiedenen Ländern müßte für das Verständniß des Volksgeistes dankenswerthe Fingerzeige geben.

Aber jede Grube hat nicht nur ihre Namen, sondern, wie gesagt, auch ihre Geschichte. Manches alte Berggebäude umwebt geheimnißvoll die Sage; im Traum entdeckte Fundgruben sind keine Seltenheit, dagegen fiel es mir auf, nirgends von einer durch die Wünschelruthe aufgefundenen Erzader zu hören. Der eine hoffnungsreiche Bau sagte seine reichen Mittel so unerwartet auf, als wäre er verwunschen: in einer anderen, lange aussichtslosen Grube erschallte unerwartet ein jubelndes Glückauf; in einer dritten erlebte man schreckliche Unglücksfälle und wunderbare Rettungen. Ich glaube, aus den Biographien einzelner erzgebirger Gruben ließen sich, wie aus den Erlebnissen mancher Schiffe geschehen ist, anziehende Geschichten gestalten, wenn sich dafür ein Cooper fände.

Doch es ist hohe Zeit, mich von den Eindrücken, welche der Bergbau auf das Gemüth des Laien macht, hinwegzuwenden zu den Thatsachen, die ein Gesammtbild des erzgebirger Berg- und Hüttenwesens darstellen könnten. Die Zahlenangaben, die ich mittheilen

werde, sind größtentheils dem Freiberger Jahrbuche für den Berg- und Hüttenmann auf das Jahr 1858 entnommen und beziehen sich, wo keine Jahrzahl zugefügt ist, sämmtlich auf das Jahr 1856. Ueber frühere Verhältnisse verdanke ich der Schrift von Weissenbach: über Sachsens Bergbau (1833) manche Aufschlüsse. Für das Uebrige müssen die Bergleute, welche mir bereitwillig Aufklärungen gaben, oder meine Laien-Augen bürgen, für welche ich, wenn sie geirrt, um Entschuldigung bitte.

Daß der Bergbau die hauptsächliche Triebfeder zur Besiedelung des Erzgebirges gewesen ist, beweisen die überall zu findenden unterirdischen Bauten. In manchen Orten, die ehemals eine ansehnliche Knappschaft besaßen, ist der Bergbau erloschen. Gangbare Berggebäude zählte man im J. 1856 an Gruben und Stollen 416; die Zahl der verlassenen ist wahrscheinlich weit größer. Die meisten Gruben besitzt das Schwarzenberger Revier, nämlich 228, das Freiberger zählt 84, das Marienberger 73, das Altenberger nur 31. In jedem dieser vier Bergamtsreviere, in welche das Erzgebirge neuerdings gegliedert ist, bietet der Bergbau und noch mehr das Hüttenwesen besondere Sehenswürdigkeiten, die hier nicht einmal alle auch nur angedeutet werden können.

Im Altenberger und Marienberger Revier wird hauptsächlich Zinn-, nebenbei Arsen- und Wismutherz und nur wenig Silbererz gegraben; um Freiberg brechen besonders silberhaltige Bleierze und etwas Zink- und Kupfererz; im Schwarzenberger Revier wird vorwaltend Eisenstein gewonnen, daneben Kobalt und Wismuth besonders bei Schneeberg und Uran bei Johanngeorgenstadt, aber wenig Silber.

Der Reisende, dem es um vollständige Kenntniß der erzgebirger Metallgewinnung zu thun ist, muß mehrere Bergstädte und namentlich die verschiedenartigen Hüttenwerke besuchen; derjenige aber, dem es nur auf eine Anschauung des Bergwesens überhaupt ankommt, darf sich auf den Besuch Freibergs beschränken, welches die Hauptstadt des erzgebirger Bergbaus in jedem Sinne darstellt.

Im Freiberger Reviere leben fast drei Viertheile aller erzgebirgischen Bergleute; hier finden sich die bedeutendsten Bauten und Maschinerien und die großartigsten Hütten; hier trägt das ganze Leben, dessen Grundlage der Bergbau geblieben ist, das bergmän-

nische Gepräge. Freiberg ist in so vorwaltender Weise eine Bergstadt, wie Leipzig Handels- und Chemnitz Fabrikstadt ist.

Wenn man auch in Freiberg nicht, wie in Cerro de Pasco, in den Wohnhäusern die unter ihrem Felsengrunde pickenden Werkzeuge der Bergleute vernimmt, so wird man doch bei jedem Schritte daran erinnert, daß der Bergbau der Nerv des städtischen Lebens ist. Das zu ungewohnten Stunden erklingende Geläute der Bergglöckchen, welche den Knappen die Zeit des Anfangs einer Schicht melden, lassen schon ein eigenthümliches Leben ahnen. Ein Bergamt, ein Bergmagazin, eine Bergschule und eine Bergakademie mit herrlichen Sammlungen von Mineralien und Modellen bezeichnen die Stadt deutlich als den Herzpunkt der Bergverwaltung und Bergwissenschaft. Manches der alterthümlichen, steilgegiebelten Häuser, deren Dächer so fensterreich sind, verkündet durch seine bergmännischen Sinnbilder, daß es aus dem Segen des Bergbaus entstanden ist. Man trifft Handlungen mit Bergmanns-Kleidern und Geräthen und mit Markscheide-Instrumenten; in den Schaufenstern der Buchläden sind fast ausschließlich bergmännische Schriften und Bilder ausgestellt. Auf den Straßen ist beinahe der dritte Mensch, dem man begegnet, ein Bergmann, Bergstudent oder Bergbeamter; man vernimmt vorwaltend den Gruß: Glückauf. In den geselligen Kreisen hört man Titel, die dem Fremden aufzurathen geben; neben einem Oberkunstmeister sitzt ein Oberwardein, ein Hüttenraiter und ein Viceobereinfahrer. Es muß ein äußerst anziehendes Schauspiel sein, alle diese Berg- und Hütten-Officiere mit ihren Untergebenen bei einem Bergfeste in „Bergparade" aufziehen zu sehen. Der Bergmannsstand hat nämlich weit mehr, als irgend eine andere uniformirte Körperschaft, an der alterthümlichen Tracht festgehalten. Ein Bergmann des 15. Jahrhunderts, der jetzt einmal seine Berufsgenossen sehen dürfte, würde allerdings Manches, z. B. die kahlgeschornen Gesichter der meisten Knappen, weniger malerisch finden, als es zu seiner Zeit war; aber im Wesentlichen würde er die Tracht seines Zeitalters erhalten finden.

Die nächste Umgebung Freibergs stimmt ganz zu dem Bilde der Bergstadt. Ueberall ragen Halden und Huthäuser; überall vernimmt man die hellen Signale der Wasserkünste; auf Weg und Steg begegnet man Knappen, Erz- und Kohlenfuhrleuten, die freundlich mit Glückauf grüßen; aus dem nahen Muldethale qualmen

so dichte Rauchwolken empor, daß der Uneingeweihte ein von Feuersbrunst ergriffenes Dorf vermuthet.

Als die bequemste und lehrreichste Grube wird dem Laien zum ersten Einfahren die Fundgrube Himmelfahrt empfohlen, welche nahe an der Stadt dicht neben der Dresdener Straße liegt. Ihre Fahrten sind so wenig gefährlich, daß sie zuweilen sogar von Frauen betreten werden. Sie besitzt ausgezeichnete Maschinen jeder Art und bietet in ihren unterirdischen Bauten viel Sehenswerthes. Gegen 3000 Arbeiter sind bei ihr beschäftigt, im Jahre 1856 wurden auf Neubauten und Verbesserungen an derselben 60,000 Thaler verwendet.

Die Geschichte der Grube Himmelfahrt ist eine wahre Lobrede auf die menschliche Ausdauer und ein sprechendes Zeugniß für die Trefflichkeit der erzgebirger Bergbauverfassung.

Die wesentlichsten Grundzüge dieser Verfassung sind folgende. Der Staat, dem die Erzgänge als Regal gehören, überläßt den Abbau derselben an Private, welche eine bestimmte Stelle „muthen", gegen gewisse Abgaben und unter der Bedingung, daß der Bau nach den Regeln der Kunst geschehe, worüber die vom Staat angestellten Beamten wachen. Die Grube wird nun entweder von einem Einzelnen („Eigenlöhner") oder von einer Actiengesellschaft („Gewerkschaft") betrieben. Zu einer Gewerkschaft gehören nach uralter Sitte 128 Actien („Kuxe"), von welchen stets je einer der Kirche, dem Hospitale, der Knappschaftskasse und dem Fiscus gehört, sodaß also an die Gewerken nur 124 zu vergeben sind. Alle erzgebirger Gewerkschaften stehen in einer Art von solidarischem Freundschaftsbunde und sind verpflichtet sich brüderlich durchzuhelfen. Die „Ausbeutegruben" (d. h. diejenigen Unternehmen, welche Reinertrag abwerfen) haben von jedem Pfunde gewonnenen Silbers eine Abgabe von 2¼ Thaler an die Gnadengroschenkasse zu entrichten. Aus dieser und den Zuschüssen fiscalischer Kassen werden aussichtsvolle Unternehmen, die ihre Betriebskosten noch nicht decken („Zuschußbauten"), unterstützt. Im Jahr 1856 empfingen solche hilfsbedürftige Gruben 119,800 Thaler unverzinsliche Vorschüsse aus den Schurfgelder-, Bergbau- und Schmelzadministrationskassen und 18,235 Thaler Steuerbegnadigungs-Aequivalente.

Die Himmelfahrt gewährte bis zum Jahr 1816 keine Ausbeute und mußte durch Beisteuern unterstützt werden. Ihre Aussichten waren so trübe, daß die Kuxe um ein Spottgeld zu haben waren.

Da wurden neue Gänge angebrochen, die sich besonders „freundlich" erwiesen, und die Grube wurde zu einer der reichsten, die jemals auf dem Erzgebirge betrieben wurden. Sie liefert jetzt jährlich über 10,000 Pfund Silber (zu 28 Thaler) und kann nach Zurückerstattung der erhaltenen Vorschüsse, 17,000 Thaler jährliche Ausbeute vertheilen.

Zu schildern, was bei der Befahrung der erzgebirgischen Bergwerke und namentlich der Himmelfahrt zu sehen ist, wäre ein vergebliches Bemühen. Groteske Gebilde, wie in Tropfsteinhöhlen, oder flimmernde Hallen wie in Salzbergwerken trifft man hier nicht, sondern nur schlichte, ziemlich enge, tropfende Tunnels (Stollen und Strecken), die vom Schachte aus wie Corridore eines vielstockigen Schlosses sich dahinziehen und an den Orten, wo gearbeitet wird („vor Ort"), als einzigen Schmuck die Erzgänge tragen, in denen zwischen Braun- und Schwerspathkrystallen reiche und arme Kiese eingebettet liegen. Als das Bewunderswertheste in der Teufe erscheint der Mensch, der die Erzadern, welche sich oft neckisch verkriechen, mit so großer Klugheit und Ausdauer durch alle Schrecken der Unterwelt verfolgt.

Nur einer einzigen Thatsache will ich gedenken, die ich in den vielfachen Schilderungen des unterirdischen Lebens nirgends erwähnt gefunden habe, nehmlich des eigenen Eindrucks, den die bergmännische Sprache an Ort und Stelle macht. Uebertags im Sonnenlichte dünkt sie Manchem wie ein zopfiges Jägerlatein, nur gemacht, um dem Laien dunkel zu bleiben. Unter der Erde dagegen fühlt man, gleichwie am Bord eines Schiffes in Bezug auf die Schiffersprache, daß das ureigenthümliche Bergmannsleben eine eigne Sprache will, und es erscheinen nicht nur die Knappengrüße, sondern auch die meisten technischen Ausdrücke so naturwüchsig und treffend, daß man fast fürchtet, sich selbst albern zu erscheinen, wenn man diese uralten Wörter durch oberirdische Synonymen ersetzen wollte. Sprachreiniger würden in der Knappensprache manches Goldkorn zum Ersatze ausländischer Flitter finden. Wie hübsch ersetzt nicht „Gewerkschaft" das schleppende Fremdwort Actiengesellschaft, und „Gewerke" den Actionär! Verschweigen darf man dabei freilich nicht, daß neben den Kindern der guten alten Kernsprache, wohl als Geschöpfe der Zopfzeit, manche unschöne Mischworte aufgekommen sind. Welch ein Ungethüm ist nicht das Wort: „Generalschmelzadministrationskasse"!

Der Laie, der in der Himmelfahrt bis zur fünften Gezeugstrecke, also 770 Fuß tief, hinabgeklettert und mehrere Stunden in den Strecken umhergewandert ist, darf sich noch lange nicht rühmen, bis in die tiefsten Teufen der erzgebirger Minen gedrungen zu sein. Es giebt Schachte, die fast doppelt so tief hinabreichen. Kaum ist wohl ein anderes Gebirge so vielfach unterhöhlt worden, wie das Erzgebirge, dessen Bergstädte sämmtlich, wie Rom und Paris, auf Katakomben fußen. Die Länge sämmtlicher Freiberger Strecken und Stollen beträgt an vierzig Meilen. Es werden auf dem Erzgebirg alljährlich 3000 Centner Pulver zum Sprengen in den Bergwerken verbraucht, womit gegen zwei Millionen Bohrlöcher gefüllt werden; daraus läßt sich eine ungefähre Vorstellung bilden von den Felsbrocken, die hier, seit der im J. 1615 erfolgten Einführung des Sprengpulvers, abgesprengt worden sind. Im J. 1856 wurden 12,461 Lachter (zu 7 Fuß) losgebrochen.

Von den zu Tage geförderten Erzen sind blos die Eisensteine sogleich zum Schmelzen geeignet; die übrigen Erze machen eine „Aufbereitung“ nöthig. Sie müssen durch mechanische Mittel vom tauben Gestein gesäubert und fein zertheilt werden. Im Durchschnitt enthalten erst 250 bis 300 Centner abgesprengter Gangmassen einen Centner Erz, und dieser eine Centner nur 1/300 gediegen Metall. Die geringeren Erzsorten werden auf der Halde zerkleinert und ausgelesen, die bessern aber („die Scheidegänge“) gelangen auf die Scheidebank, um zerklopft und sortirt zu werden. Es ist ein lustiger Anblick, zwanzig bis fünfzig Knaben („die Scheidejungen“) diese Erzbrocken zerhämmern und dann mit sicherem Kennerblicke Bleiglanz, Kupferkies und Zinkblende trennen zu sehen; sie erinnern lebhaft an Aschenbrödels emsige Tauben.

Die so vorbereiteten Erze werden den Pochwerken übergeben, um von deren Stempeln zerkleinert zu werden.*) Die besseren Erze werden trocken gepocht oder zwischen Walzen zermahlen; die geringeren werden während des Zerstampfens zugleich gewaschen. Das von den Stempeln ablaufende Wasser läßt in einem hölzernen Kanale die schwereren Körner früher absitzen und wirkt also umgekehrt wie eine Wurfschaufel. Das von den Stempeln hergestellte Erzmehl wird auf Herden (schiefen Ebenen) wiederholt gewaschen, und auf

*) Im Freiberger Reviere gehen 620, im Altenberger 1126 Stempel.

den unter heftigem Gepolter gerüttelten Stoßherden durch ein sinnreiches Verfahren sortirt. Das Grubenklein, bestehend aus den kleinsten, mit Schmutz umhüllten Erzbrocken, wird durch die Setzmaschine — ein im Wasser kräftig auf und ab bewegtes Sieb — zugleich gereinigt und nach der Eigenschwere der Trümmchen in Schichten gesondert.

Wie kunstreich erscheinen diese Apparate, wenn man die früherer Jahrhunderte daneben hält, wie sie z. B. auf der Rückseite des Knappschaftsaltares in der Annaberger Kirche dargestellt sind! Nur durch die Fortschritte in der Mechanik dieser Anstalten ist man in Stand gesetzt, jährlich an 300,000 Centner Erz aufzubereiten. —

Metallurgische Anstalten, welche aus den Erzen die gediegenen Metalle oder deren reine Oxyde darstellen und schlechthin „Hütten" genannt werden, giebt es auf dem Erzgebirg eine reichliche Zahl.

Hochöfen, aus deren Gicht Nachts eine malerische Flamme loht, finden sich — meist oder immer verbunden mit Gießereien, Hämmern oder Walzwerken — besonders in der Nähe von Eibenstock, Schwarzenberg, Wiesenthal und Johanngeorgenstadt. Sie verarbeiten die Eisenerze von 65 einheimischen, durch 854 Bergleute betriebenen Gruben, welche im J. 1855: 455,000 Centner Eisenstein im Werthe von 68,000 Thaler lieferten; zum Gattiren verwendet man böhmische und fichtelgebirgische Eisensteine. Die Eisenproduction des Erzgebirgs, welches im westlichen Flügel reiche Lager trefflicher Eisenerze besitzt, ist im Vergleich mit andern Gebirgen nicht bedeutend. Die Ursache liegt im Mangel wohlfeilen Brennstoffes. Die meisten erzgebirger Hochöfen werden mit Holzkohlen gefeuert (denen, wenn man nur Gußeisen herstellen will, auch wohl etwas Torf zugesetzt wird); sie sind deshalb von kleinerem Umfange und lassen sich bei solcher Feuerung auch nicht der Art vergrößern, daß sie mit der riesigen Eisenerzeugung der Steinkohlenfluren zu wetteifern vermöchten. Sobald Eisenbahnen Zwickauer oder böhmische Kohlen wohlfeil liefern, werden sich wohl auch auf dem Nordabhange des Erzgebirgs große Kokshochöfen entwickeln, was für die Bevölkerung ein großer Segen sein wird.

Die Zinnhütten, sieben an der Zahl, finden sich im östlichen Theile des Gebirgs von Marienberg an. Der gesammte Zinnertrag des sächsischen Erzgebirgs belief sich im J. 1856 auf 2592 Centner,

wozu das Altenberger Revier 2124, das Marienberger 443 Centner beitrug. An Wismuth lieferte das Altenberger 6, das Schwarzenberger Revier 25 Centner.

Die Gifthütten, in denen das bei Röstung der Arsenikerze gebildete Oxyd in langen Schloten aufgefangen wird, bereiteten 1270 Centner Arsenikmehl. Das Altenberger Revier allein lieferte dazu 876 Centner.

Die beiden Blaufarbenwerke zu Oberschlema und Pfannenstiel, welche aus den, hauptsächlich um Schneeberg in acht Gruben durch mehr als 800 Bergleute gegrabenen Kobalterzen prächtige blaue Farbstoffe herstellen, die ihren jungen Nebenbuhler, das Ultramarin, jedenfalls an Haltbarkeit übertreffen, lieferten 5000 Centner Blaufarben aller Sorten und außerdem 16,490 Pfund Nickelmetall.

Die Saigerhütte zu Grünthal bei Olbernhau entsilbert das auf den Freiberger Hütten entstandene Schwarzkupfer und verwandelt dasselbe in gediegen Kupfer. Sie stellt jährlich 1500 bis 2000 Centner Kupfer her und gewinnt dabei 75 Pfd. Feinsilber und außerdem Bleiglätte und Nickelspeise.

Eine Zinkhütte zur Verwerthung der hier, wie am Harze, so lange misachteten Zinkblende, ist auf den Muldehütten bei Freiberg kürzlich errichtet worden und vielleicht jetzt schon in Thätigkeit. Im Sommer 1858 waren im Vorrathshause derselben über 60,000 Centner Zinkblende aufgesammelt.

Die Silberhütten von Freiberg sind die großartigsten metallurgischen Anstalten des Erzgebirgs. Seitdem die Antonshütte bei Schwarzenberg wegen der verheerenden Wirkung ihres Rauchs auf die nahen Waldungen, das berühmte Amalgamirwerk zu Halsbrücke aber wegen unabstellbarer, seinem Betriebe anhaftender technischer Unvollkommenheiten in Ruhestand versetzt sind, kommen sämmtliche silberhaltige Erze aller erzgebirger Gruben auf den Muldehütten zur Verarbeitung. Diese Hütten sind Eigenthum des Staates und schmelzen für eigene Rechnung die den Gruben taxmäßig vergüteten Erze aus. Der Silberbergbau genießt dadurch den werthvollen Vortheil des Großbetriebes, der mit geringeren Kosten arbeitet und im Stande ist, die Fortschritte der Wissenschaft auszubeuten. Die von dickem Qualm umhüllten, von mehr als 500 Arbeitern belebten Hüttenwerke, welche eine kleine Stadt aus Erzschuppen und

Baulichkeiten mit Oefen aller Art darstellen, liegen im Muldethale nahe bei Freiberg und bieten ein wahres Museum mächtiger chemischer Apparate, durch welche das Silber ausgeschieden und die damit verbunden gewesenen anderen Metalle, namentlich das Blei, gereinigt werden. Der Fachmann findet hier reiche Gelegenheit zu fruchtbarem Studium, und der Laie eine Fülle interessanter Anschauungen. Wie anziehend ist es nicht zu sehen, wie das in Rost- und Schmelzöfen geläuterte edle Metall endlich seinen unedlen Gefährten los wird und auf dem Treibherde seinen Silberblick feiert; wie man das geschmolzene Blei, das hartnäckig Silbertheilchen zurückhält, nach Pattinsons sinnreichem Verfahren durch Metallsiebe, welche die erstarrenden, fast silberfreien Krystalle ausscheiden, dazu zwingt, sein Silber in dem kleinsten Raume zusammenzudrängen und wie man ihm dies später entzieht; wie dem Kupfersteine durch Kochsalz sein Silber als Chlorsilber abgepreßt und aus der Salzlauge später das darin ebenfalls aufgelöste Kupfer als schönes gediegenes Metall gefällt wird! Zu den größten Sehenswürdigkeiten gehört endlich die neue, hier erfundene Veranstaltung, durch welche dem aus den Rostöfen aufsteigenden Qualme, der Wald und Feld beschädigt, seine giftigen Bestandtheile von schwefliger und arseniger Säure entzogen werden sollen, und der riesige Schlot auf der Höhe des Thalgehänges, der allen möglichst gereinigten Rauch so hoch in die Luft leiten wird, daß die ihm etwa noch anhaftenden schädlichen Gase sich schadlos in den oberen Luftraum vertheilen.

Die Production der Freiberger Hütten ist eine höchst beträchtliche. Im Jahre 1856 wurden daselbst 64,841 Pfund Silber gewonnen und dabei zugleich 42,100 Centner Weichblei, 5614 Centner Hartblei (unreines, zum Schrotgießen dienendes Blei), 11,000 Ctr. verschiedener Sorten von Bleiglätte und 1125 Centner Kupfer dargestellt.

Der Geldwerth sämmtlicher erzgebirger Hüttenerzeugnisse, ausschließlich des Eisens, betrug im oft genannten Jahre 2,715,915 Rt. Davon fallen über 2 Millionen Thaler auf die Freiberger Hüttenwerke.

Verglichen mit dem Geschäftsumsatze der verschiedenen sächsischen Industriezweige, wie ihn die Zeitschrift des statistischen Bureaus (3. Jahrgang, S. 34) für das Jahr 1855—56 berechnet, ist dieser

Productionswerth des Bergbaus ein sehr ansehnlicher und wird nur von einigen Zweigen der Gewebsindustrie übertroffen.

Ueber das Verhältniß des Reinertrages zum Rohertrage des erzgebirger Bergbaus geben die officiellen Jahresberichte keinen Aufschluß. Unterlagen, die gestatten eine ungefähre Bilanz zu ziehen, bieten nur die erwähnte Schrift von Weissenbach und eine officielle Aufstellung der Ausgaben und Einnahmen eines Jahres, die 1848 gegeben wurde. Sie weist als Gesammteinnahme für das Jahr 1847 nach: 1,161,434 Thlr. und dagegen eine Gesammtausgabe von 1,136,764 Thlr. Der Unterschied dieser Summen, gleich 24,699 Thlr., darf freilich in kaufmännischem Sinne noch nicht als Reineinnahme gelten, da von diesem Ueberschusse die ansehnlichen Anlage- und Betriebscapitalien zu verzinsen sein würden.

Auf so hohe Zinsen, wie einige Eisenbahnen und manche moderne Industrie-Unternehmungen gewähren, hat wohl der erzgebirger Bergbau keine Aussicht. Der Bergbau auf edle Metalle macht überhaupt selten oder nie eine Bevölkerung auf die Dauer reich. Die Spanier liefern einen traurigen Entscheidungsgrund für Tacitus, der gesagt hat, er wisse nicht, ob gnädige oder erzürnte Götter den Germanen die edlen Metalle versagt haben; die neuen Eldorados aber können erst dann als Gegenbeweis gebraucht werden, wenn ihr Goldbergbau so viele Jahrhunderte alt sein wird, als er jetzt Jahrzehente zählt.

Aber gewiß wird selbst im Zeitalter von „Sollen und Haben" Niemand so unverständig sein, dem Erzgebirge das Aufgeben des Silberbergbaus anzuempfehlen, selbst wenn er den Knappen eine andere, ebenso gut oder etwas besser lohnende Arbeit zu bieten wüßte.

Die erzgebirgischen Bergleute haben zwei gefährliche Klippen, an denen viele ihrer Berufsgenossen gescheitert sind, glücklich umgangen. Sie sind in früheren Jahrhunderten, als das Silber ihnen sehr reichlich und verhältnißmäßig mühelos zufiel, nicht sittlich verkommen, wie die Peruaner und Mexicaner es vielleicht für immer sind. Sie haben sich aber, als die Silbererze in größeren Teufen schwieriger zu erbeuten waren und weniger reichlich vorkamen, auch nicht abschrecken lassen. Die Athener gaben muthlos ihre laurischen Silberminen auf, als die Kuxe (auch sie hatten nehmlich eine der modernen ähnliche Bergwerksverfassung) nicht viel mehr abwarfen; die bedeutenden spanischen Silberbergwerke (allein im Bezirke von Cartha-

gena arbeiteten im Alterthum 40,000 Mann) sind im ödesten Verfalle. Die sächsischen Silbergruben dagegen, welche, nächst denen des Harzes, von allen der Welt den längsten Bestand gehabt, werden mit bewunderswerther Kunst und Thatkraft fortgetrieben; sie gewähren in der letzten Zeit trotz der größeren Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Baues in großer Teufe jährlich einen reicheren Ertrag; ihre Leiter bereichern die Wissenschaft mit werthvollen Entdeckungen; die Hochschule des Bergbaus in Freiberg bildet Fachmänner für alle Länder der Erde; knappschaftliche Elementarschulen, Bergschulen und vor Allem das praktische Bergmannsleben bilden Arbeiter heran, die gewiß jeder Besucher des Erzgebirgs schätzen lernt.

Wenn man alle diese trefflichen Eigenschaften des erzgebirger Bergbaues erwägt, dann fühlt man in der That, daß mit vollem Rechte dieses Gebirge, das auch in anderen Kreisen der Gewerbe und Künste Rühmliches leistet, vorzugsweise als Erz gebirge bekannt und berühmt ist.

VI.

Die Bergleute.

Die Bergleute von der Feder und vom Leder. — Vergleichung des Bergknappen mit dem Matrosen. — Stufenleiter des Bergmannslebens. — Die Jungen. — Die Lehr-, Doppel- und Gänghäuer. — Die Zimmerlinge. — Die Hüttenleute. — Tägliches Leben des Knappen. — Mittagsruhe vor Ort. — Erholungen der Bergleute. — Gesundheitsverhältnisse. — Reize des Knappenlebens. — Segnungen der Genossenschaft.

So sicher jeder Fremde bei Betrachtung der erzgebirger Bergbauten der wissenschaftlichen und praktischen Tüchtigkeit der „Bergleute von der Feder" seine Hochachtung zollt, nach deren Plänen und unter deren Leitung so Großes geleistet wird: so sicher wird er auch bei näherer Bekanntschaft „den Bergleuten vom Leder", wie man die Arbeiter im eigentlichsten Sinne nennt, seine volle Anerkennung nicht versagen können. Sie stellen das Urbild des erzgebirger Volks-

charakters im besten Sinne dar; sie sind anstellig, fleißig, ehrlich, heimatliebend, wohlwollend-höflich, werkthätig-brüderlich, bei der Arbeit ernst, an Festtagen mit Anstand fröhlich, und so genügsam, daß vom erzgebirger Bergmann Novalis' schöner Vers vorzugsweise gilt:

„Er bleibt mit Freuden arm."

Das Leben des Bergmanns ist ein so eigenthümliches, daß es sich nur etwa mit dem des Seemanns vergleichen läßt. Beide Berufsarten verpflanzen ihre Angehörigen hinweg von dem sichern Boden der grünen Erde in ein beschwerliches, rauhes, Entbehrungen aller Art auferlegendes Leben, dem Luft, Wasser und gefährliche Leitern Gefahr drohen; beide Berufe haben ihre eigene Sprache, ihre Standestracht (die Matrosen uniformiren sich bekanntlich freiwillig mehr oder weniger streng); beide haben strenge Mannszucht, beide rekrutiren sich meist fast kastenmäßig aus denselben Familien; beide gewähren im Vergleich zu den Gefahren der Arbeit geringen Verdienst und seltene Gelegenheit, sich einmal gütlich zu thun, was dann natürlich möglichst ausgebeutet wird; beide Berufsarten drängen durch das Gefühl der eigenen Ohnmacht wider die Gewalt der Elemente zur kameradschaftlichen Dienstfertigkeit und zur Religiosität.

Aber wie verschieden ist doch der Charakter des niedersächsischen Matrosen von dem des sächsischen Bergmannes! Wie bärenartig plump, wie rauh oder gar grob erscheint der Matrose, wenn ihn eine „Landratte" um Aufschluß über Etwas bittet; wie wüst erscheint er vollends in seinen Vergnügungen, verglichen mit dem sanften, freundlichen, harmlos-heiteren Knappen!

Zur Prüfung der angegebenen Charakteristik der Bergleute bietet das Erzgebirge fast überall Gelegenheit die Fülle. Es waren daselbst im Jahre 1856 beim Bergbau 11,581 Mannschaften thätig. Mit den Familiengliedern wird die bergmännische Bevölkerung dieser Gegend auf 60,000 geschätzt, sie macht also über ein Achtel der Gesammtbevölkerung des Erzgebirgs aus. Im Freiberger Reviere allein wohnen 8355 Bergleute.

Der Bergmannssohn ergreift in der Regel den Beruf des Vaters, und er erhält dadurch einen gewissen Berufsgeist und Schick als Erbe. Schon als Kind erfreut er sich einer Wohlthat der Genossenschaft, der er durch die Geburt angehört; er bekommt in der

Knappschaftsschule unentgeltlichen Unterricht.*) Die Schulbildung des erzgebirger Bergmanns ist im Vergleich mit der des englischen Miners eine glänzende.

Frühe lernt das Bergmannskind arbeiten; es sammelt Holz, Beeren und Pilze und klöppelt spätestens vom 7. Jahre an. Ist ein „Gungel" etwas herangewachsen, so setzt es sich wohl nach der Schule noch 5 Stunden täglich auf die Scheidebank, und erhält für die „Schicht" (achtstündige Arbeit) 3 Ngr. Bald betritt der wißbegierige Knabe gelegentlich das Zechenhaus, wo sein Vater in den Schacht steigt, und verliert das Grauen vor der Teufe.

Sobald der Bergmannssohn der Schule entlassen ist, wird er ordentlicher Scheidejunge, trägt mit Stolz das Standeskleid, den schwarzen Grubenkittel, und überliefert nicht ohne Selbstgefühl seine Löhnung an die Aeltern. Er erhält für die Schicht, je nach seiner Leistung, drei bis vier Neugroschen, also etwa so viel wie eine Klöpplerin täglich verdient, arbeitet aber an manchen Tagen schon 1 ½ Schicht, also 12 Stunden lang. Mit Sehnsucht erwartet er den Tag, wo er die zweite Rangstufe ersteigt, die ihm erlaubt einzufahren.

Etwa fünfzehn Jahr alt sieht er seine Hoffnung erfüllt. Er tritt in die Classe der Grubenjungen; als solcher räumt er entweder „vor Ort" die abgesprengten Felsbrocken weg („säubert Berge") oder er fährt, wenn er dazu genug Kraft besitzt, als Karrenläufer oder Hundestößer die Erze in Karren die Strecken entlang bis an den Förderschacht, wo sie vom Anschläger in die Tonne geschüttet werden. Sein Schichtlohn beträgt von 4,7 Ngr. bis 5,1 Ngr. Davon hat er jedoch das Oel für seine Blende (die auf der Brust getragene glaslose Laterne) selbst zu bestreiten, welches für die Schicht auf vier Pfennige zu stehen kommt. Seine Kleidung ist billig, nutzt sich aber stark ab. Kittel und Beinkleid aus grober Leinwand kosten zwei Thaler, der breitrandige Hut und das Grubenleder je einen halben Thaler, die Tasche für Feuerzeug und Oelbehälter 20 Ngr. Das kostspieligste Stück der Kleidung ist das Schuhwerk, welches jährlich an zwölf

---

*) 1856 besuchten 7774 Bergmannskinder diese Schulen, welche zum Theil aus den Knappschaftskassen, zum Theil aus Beiträgen des Staates unterhalten werden.

Thaler erfordert; in der Grube muß jeder gestiefelt sein, aber außer der Grube auf dem Heimwege tragen viele, besonders die jungen Bergleute, ihre Stiefeln in der Hand. Seinen Lohn giebt der Sohn den Aeltern, welche ihn knapp davon erhalten können; die Alten sagen: „die jungen Leut' essen fein viel," und wer je solche junge Bergmännlein zu Abend essen sah, muß ihnen Recht geben; sie „aufbereiten" sich einen stattlichen Teller voll Kartoffeln.

In den Revieren, wo die Rangstufenleiter alle Sprossen vollständig besitzt, wie im Freiberger, erklimmt der Jüngling ungefähr mit dem sechszehnten Jahre die dritte Lehrstufe, die des Ausläufers. Als solcher arbeitet er übertags entweder auf der Halde, wo er „Berge" (Schutt) auffährt, oder auf der Scheidebank, bei den Pochwerken oder als Haspelknecht. Sein Schichtlohn beträgt nunmehr 5,2 Ngr., doch „verfahren" die meisten noch eine „ledige" (überzählige) Schicht, arbeiten also täglich zwölf Stunden und verdienen dem entsprechend mehr.

Wenn der junge Bergmann drei Jahre lang für diesen Lohn gearbeitet hat, rückt er in die Classe der Lehrhäuer oder Bergknechte empor und erhält den „Gülden Lohn". Sein Sold steigt mit den Jahren. Mit dem 22. bis 24. Jahre steht er sich bei fünf Wochenschichten auf einen Thaler; wenn er täglich eine ledige Schichte verfährt, bringt er es wöchentlich auf neun Schichten, also auf 1 Thlr. 24 Ngr. Die Lohnerhöhungen treten gewöhnlich zu Ostern ein; man kann sich leicht vorstellen, daß dies ein Grund mehr ist, sich auf den Frühling zu freuen. Bei dem Thaler Wochenlohn (zu fünf Schichten) bleibt er drei Jahre. Im Ganzen muß er sieben Jahre als Lehrhäuer arbeiten. Das Abzeichen dieser Rangstufe ist ein im Gürtel steckendes Messer, der „Zscherper". Die Verrichtung der Häuer besteht im Losarbeiten der Fels- und Erzmassen. Je nach der Härte des Gesteins bedient man sich dazu verschiedener Werkzeuge, in den Silberbergwerken des Fäustels und Bohrers, mit denen die Bohrlöcher zum Sprengen hergestellt werden. Die Hauptkunst des Häuers besteht darin, das Sprengen wirksam und vorsichtig zu bewirken.

Um die höchste Stufe zu erklimmen, die dem einer höhern Ausbildung Entbehrenden zugänglich ist, hat der Lehrhäuer das Meisterstück eines „Probegedinges" zu bestehen. Er muß bei einer mehrwöchentlichen Gedingarbeit (Accordarbeit) sieben Neugroschen Schichtlohn verdienen. Gelingt ihm dies, so wird er Doppel-

häuer (Volllöhner oder Knappe), darf als Auszeichnung zwei Zscherper im Gürtel tragen und erhält das Schichtlohn, dessen er sich bei der Probearbeit würdig erwiesen. Als solcher schreitet er nun, wenn er es nicht früher gethan, zur Verheiratung.

Für einen solchen Familienvater, der — wie es meist der Fall ist — ohne irgend beträchtliches Erbtheil seinen Haushalt führen und oft eine ansehnliche Schaar Kinder auferziehen muß, ist natürlich eine strenge Sparsamkeit nöthig, und selbst der beste Haushalter mag öfter mit Sehnsucht nach dem über der Thür angekreideten Kalender blicken, ob denn der Donnerstag oder Freitag, an dem zweiwöchentlich gelöhnt wird, nicht bald kommen wolle.*) Schade, daß man nicht ähnliche Budgets über die erzgebirger Haushaltungen hat, wie sie Ducpetiaux für die belgischen Proletarier berechnete. Die Aufstellung derselben wäre gerade für das Erzgebirge leicht genug; denn nirgends fand ich in dieser Hinsicht die Armen verständiger und rückhaltloser; die statistischen Ermittelungen wären eine Lust, wenn man überall mit so offenherzigen Leuten zu thun hätte.

Da ich nicht so viele erzgebirger Budgets aufgezeichnet habe, um daraus ein zuverlässiges Mittel ziehen zu können, so beschränke ich mich auf einige allgemeine Angaben über diese Haushalte. Die geringste Wohnung auf den Dörfern, wo die Bergleute zumeist wohnen, kostet acht bis zwölf Thaler Jahresmiethe. Das Brennholz ist in den eigentlichen Bergwerksbezirken selten, und obgleich im Vergleich zur Ebene wohlfeil, doch für diese Leute kaum zu erschwingen; Leseholz unentgeltlich zu sammeln, ist auch nur hier und da möglich;

---

*) Die Bergleute geben gewöhnlich ihren Wochenlohn so an, daß sie den Sonnabend, der sonst arbeitsfrei war, nicht mit zählen, also die Woche nur zu fünf Schichten ansetzen, dagegen das, was durch Doppelschichten erworben wird, als außerordentlichen Verdienst außer Rechnung lassen. Wenn ein Bergknecht sagt, er habe „das alte Schock", so meint er, er bekomme für 5 Schichten 20 gute Groschen.

Die oben erwähnten Lohnsätze wurden mir von Freiberger Bergleuten angegeben. Die Löhne der Obererzgebirger sind etwas niedriger, etwa um ½ bis 1 Ngr. für die Schicht. In Johanngeorgenstadt erhält ein Junge 2.8 bis 3.5, ein Bergknecht 3.5 bis 4.4, ein Lehrhäuer 4.4 bis 5, ein Doppelhäuer 5.8 Ngr.

in Freiberg bekommen die ärmsten Knappen das Stockholz zu ermäßigtem Preise. Die Lebensmittel sind, vielleicht mit Ausnahme der Kartoffeln, auf dem Gebirge theurer, als im Flachlande. Melkvieh haben nur die für reich Geltenden. Der Arme preist sich glücklich, der ein Stückchen Feld in Pacht bekommt, und bearbeitet es fleißig, wenn er es auch fast nur mit Asche düngen kann. Ein Schwein können sehr wenige aufziehen.

Wenn es irgend möglich ist, sucht sich der Knappe nach verfahrener Schicht einen Nebenverdienst zu verschaffen. So müde er ist, die Arbeit im Sonnenlichte dünkt ihm Erholung; er spaltet Holz, sticht Torf, verrichtet ländliche Arbeiten, und ist namentlich der hauptsächliche Grasmähder im Obergebirge. Im Winter klöppelt er mit der Familie. Die Frau strebt nach Kräften, die Haushaltkasse zu unterstützen, sei es durch Klöppeln (welches indeß bei ununterbrochener Arbeit wöchentlich nur etwa 20 Ngr. einbringt) oder durch andere Hausindustrie, oder durch Taglohnarbeit. Auch die Kinder werden früh angehalten, einige Pfennige zu erwerben; ich sah in den Klöppelschulen einige kaum achtjährige, die bei wirklich bewundernswerther Ausdauer wöchentlich drei Neugroschen verdienten.

Besser als die eigentlichen Bergleute stehen sich die in den Gruben beschäftigten Maurer und Zimmerlinge, welche bei Doppelschichten bis einen halben Thaler täglich verdienen, und die Gänghäuer, gewissermaßen die Feldwebel der Knappen, welche als Abzeichen eine mit Messingblech ausgekleidete Blende tragen. Letztere erhalten elf Neugroschen Schichtlohn, müssen sich aber durch vierjährigen Besuch der Freiberger Bergschule, die ihnen zur arbeitsfreien Zeit unentgeltlichen Unterricht bietet, eine theoretische Bildung erwerben, die nur Befähigtern erreichbar ist. Sie können sich zum Steiger emporarbeiten, der den krempenlosen Schachthut trägt, und zum Obersteiger, der unter dem Schachthute noch eine weiße Fahrkappe anlegt.*)

Die Löhne der Hüttenleute, deren Arbeit durch die Ofengluth

---

*) Unter 11,581 Mannschaften waren 1289 Grubenjungen, 308 Wäschjungen, 614 Scheide-,Klaube- „und andere Jungen," 1711 Lehrhäuer, 3803 Doppelhäuer, 276 Maurer, 1644 Zimmerlinge, 78 Gänghäuer, 426 Steiger und 95 Obersteiger.

und den stickenden Qualm vielleicht noch beschwerlicher und jedenfalls der Gesundheit schädlicher ist als die der Bergleute, sind deshalb mit Recht etwas höher. Ein Taglöhner erhält auf der Hütte bei zwölfstündiger Arbeit für den Tag im Winter 6.4, im Sommer 7.2 Ngr., ein Aufträger und Röster 10 bis 12, ein Schmelzer 14 Ngr. In den erzgebirgischen Hütten, außer den Eisenwerken arbeiten über tausend Mann. Der Verdienst der bei den Hochöfen Beschäftigten ist ein verhältnißmäßig guter.

Wir kehren zu den Bergleuten zurück und vergegenwärtigen uns ein Bild ihres täglichen Lebens. Früh um fünf Uhr muß sich der Knappe im Zechenhause einfinden. Dahin hat Mancher einen Weg von einer halben, selbst einer ganzen Meile zurückzulegen. Im Huthause wird verlesen; dann spricht der Steiger ein Gebet und man singt ein Lied, zu dessen Begleitung auf einigen Gruben eine kleine Orgel vorhanden ist, die ein Bergmann spielt. Nach Beendigung der Morgenandacht wird eingefahren. Die Arbeit des Häuers ist eine sehr eintönige, er bohrt Tag für Tag Schießlöcher (zur Anfertigung eines solchen braucht er nach Umständen zwanzig Minuten bis zwei Stunden), füllt sie vorsichtig mit den (meist durch pensionirte Bergleute gefertigten) Zündern und sprengt.

Die Häuerarbeit ist aber auch sehr ermüdend. Nach einem derben Nachtmarsche muß der Knappe auf steilen Leitern eine Tiefe hinabsteigen, in welche wohl zwei bis drei bedeutende, auf einander gestellte Kirchthürme kaum hinabreichen, und dann muß er, oft in sehr unbequemer Körperhaltung, stundenlang den schweren Fäustel schwingen. Der oberirdische Arbeiter erquickt sich, wenn er für einen Augenblick von angreifender Bewegung verschnauft, durch einen Blick ins Grüne, er hört einem Singvogel zu, stopft sich ein Pfeifchen oder plaudert mit Frau und Kind, die ihm seine Labung bringen. Alle diese Erquickungen sind dem Bergmann versagt. Er weilt in der dunkeln Teufe; das Picken des Gezähes, das Rumpeln eines Karrens, der dumpfe Donner eines Schusses sind die einzigen Laute, die zu ihm dringen; ernst und schweigsam arbeitet er bei dem trüben Lämpchen; nur selten nimmt er sich Zeit, ein Zwiegespräch mit dem Arbeitsgenossen oder dem die Runde machenden Steiger anzuknüpfen. Wenn der Mittag sich einstellt, giebt es eine kurze Rast. Der Bergmann genießt ein Stück Brot, meist trocken, und würzt sich dasselbe durch einen Schluck schwarzen Kaffees, den er sich wohl mit der

Lampe etwas gewärmt hat. Geistige Getränke und Tabak sind in den Gruben streng verboten. Auf einen Karren oder auf den nackten Felsgrund sich setzend, streckt er seine müden, steifen Glieder. Dann geht er wieder an die Arbeit, bis die vierte Nachmittagsstunde angekündigt wird. Nun steigen die anderen Kameraden, an denen die Wochenreihe der Nachtschicht ist, hinab, um während der Nachtstunden drunten in der ewigen Nacht zu arbeiten.

Beim Erklimmen der Fahrt der obersten Gezeugstrecke grüßt den ausfahrenden Bergmann der Tag mit einem fernen grünlichen Schein, der durch das Mundloch hereindämmert. Endlich sieht er es wieder, das volle klare Licht der Sonne und athmet wieder volle, reine, weiche Luft. Was oberirdische Arbeiter als alltäglich kaum beachten, ist dem Knappen ein Hochgenuß; Himmelsblau, Sonnenschein, Saatengrün und Vogelgesang — Alles muß ihn fast so erquicken, wie einen, der langer Kerkerhaft entlassen ist. Vielleicht liegt darin ein wesentlicher Grund der bewundernswerthen Genügsamkeit des Bergmanns. Endlich kommt er nach Hause; die Kinder springen ihm entgegen, die Frau reicht dem Manne, um dessen Leben ihr oft bange sein muß, freudig die Hand. So viel ich Bergleute in ihren Hütten beobachtet habe, alle waren zärtliche Väter, viel zärtlicher, als man gewöhnlich rauhe Arbeiter trifft. Wahrscheinlich trägt zu dieser Kinderfreundlichkeit die lange Trennung von der Familie bei; Männer, die immer zu Hause arbeiten, werden den lieben langen Tag des Kindertrubels oft überdrüssig; der Bergmann aber sehnt sich aus seiner unterirdischen Oede zur muntern Gesellschaft seiner Kleinen. Selten sieht man einen verheirateten Knappen am Feierabende vor der Thür sitzen, ohne daß er ein Kind auf dem Schooße hätte.

Bei einem so einförmigen, ernsten und düstern Berufe sehnt sich natürlich der Mensch nach einer Erholung. Darf der Matros einmal ans Land, so genießt er die Freuden des Lebens in gierigen Zügen. Auch der Bergmann des Erzgebirgs liebt die Vergnügungen. Das junge Volk tanzt, so oft es Polizei und Geldbeutel erlauben, aber mit unvergleichlich mehr Anstand als das Schiffsvolk und selbst als die Bauernsöhne vieler Gegenden. Auch singen die jungen Knappen viel und gern; doch scheinen Singvereine, die kunstmäßigen Gesang erstreben, nur an wenigen Orten zu gedeihen. Eine Hauptfreude ist das Bergfest, wo es einen Schmaus und — was viel-

leicht noch höher gilt — einen festlichen Aufzug in Staatsuniform giebt. Ueber Trunksucht der Bergleute hört man nirgends klagen.

Familienväter machen Sonntags gern einen Spaziergang, der Bergleuten doppelt süß sein muß, besuchen mit ihren Frauen ihr Pachtfeldchen und dann zuweilen ein Wirthshaus, um sich an einem „Töpfchen" Bier zu laben. Ihre Unterhaltung beim Glase ist eine anständige, fast nüchtern, und meist auf Unterirdisches oder wenigstens die eigenen Lebensverhältnisse Betreffendes gerichtet. Der Fremde fühlt sich angenehm berührt von ihren guten Sitten sowohl, als von ihrem Verstande und ihrer Bildung; die Schenke eines Bergmannsdorfes steht hoch über der eines Bauerndorfes.

So viel ich mich auch erkundigte, so fand ich doch keinen gemeinen Bergmann, der das Lesen als Liebhaberei trieb. Nach der Schicht seien sie müde und begäben sich, wenn sie nicht noch Nebenarbeit zu thun hätten, auf ihr Lager, so erklärten sie mir, und Sonntags suchen sie gesellige Erholung. Dagegen pflegen viele aus Liebhaberei Blumen oder Stubenvögel. Oft entstand in mir, wenn ich die dürftigen Blumen ihrer Fenster sah, der Wunsch, daß einige reiche Blumenzüchter ihren Ueberschuß an Samen von hübschen Zierpflanzen an solche arme Blumisten vertheilen möchten.

Die Bergleute werden selten alt. Selbst der vollkräftige Mann ist hager und blaß. Ihr Leben ist so vielen Schädlichkeiten ausgesetzt, daß sogar die kräftigste Körperanlage angegriffen werden muß. So sehr auch in den Gruben für Beseitigung der schlechten Wetter gesorgt wird, so bleibt es doch immer Grubenluft, die der Bergmann athmet, und sie ist noch obendrein verschlechtert durch Lampendunst, Bohrmehlstaub und Pulverdampf. Die Entbehrung des Sonnenlichtes, der häufige grelle Wechsel der Temperatur beim Ein- und Ausfahren, die nahe Berührung mit dem tropfenden Gestein, die große Anstrengung bei magerer Kost muß die Gesundheit beeinträchtigen. Im Jahre 1856 wurden von der Gesammtzahl von 11,581 Bergleuten und 1045 Hüttenleuten 1199 bergfertige Arbeiter, also der zehnte Theil, durch Almosen unterstützt, und außerdem empfingen 2612 Witwen und 1852 Waisen milde Spenden. Nächst dem Seemannsleben ist wohl das Knappenleben das gefährdetste. Im genannten Jahre wurden 9 Bergleute durch Unglücksfälle sogleich getödtet, 3097 (also fast ein Viertel der Ge-

sammtzahl mußten wegen Verletzungen und Erkrankungen ärztlich behandelt werden, was 9954 Thaler Kurkosten erforderte.

Es wundert sich wohl mancher Fremde, daß ein so beschwerlicher und gefährlicher Beruf immer neue Freiwillige finde. Bei den Römern, die doch ohne Sentimentalität ihr Leben im Krieg in die Schanze schlugen, war die Verurtheilung zum Bergbau eine furchtbare Strafe. Welcher Römer würde zweifelhaft gewesen sein, was er wählen sollte, den Eintritt in die Legion oder in metalla? Aber die erzgebirger Bergleute haben es lange als kostbares Vorrecht betrachtet, nicht im Heere dienen zu müssen, obgleich ein Friedenssoldat sich offenbar körperlich viel besser befindet, als ein Bergmann.

Was ist es nun, das diese Leute zum Bergbau anlockt?

Der Verdienst ist es nicht. Dieser mag nach californischen Goldwäschen ziehen, aber nicht in die Silbergruben des Erzgebirgs. Der Lohn der dasigen Bergleute hat sich (nach Weissenbach) seit drei Jahrhunderten nicht gesteigert, vielmehr, da viele Lebensbedürfnisse theurer geworden, verringert: im Jahre 1847 wurde an 7080 Bergarbeiter im Ganzen 624,107 Thaler Lohn ausgezahlt; dies trägt auf den Mann durchschnittlich kaum 90 Thaler, also kaum so viel, als ein Dienstknecht erhält, wenn man, wie billig, Kost und andere Vortheile desselben rechnet. Viele andere, minder beschwerliche und gefährliche Arbeiten bringen auf dem Erzgebirge mehr ein, als der Bergbau, dessen Verdienst den Bewohnern reicher Gegenden fast so gering erscheinen dürfte, als die Löhnung der Soldaten.

Ebenso wenig läßt sich aus der Uebervölkerung des Gebirgs der immer rege Zudrang zu den Reihen der Knappschaft erklären. Denn beim Feldbau und bei Eisenbahnbauten trifft man hier böhmische Arbeiter, und für das Baumfällen in den Forsten fehlt es sehr an Händen.

Die wahren Ursachen scheinen theils im Volkscharakter, theils in der Organisation des Gewerbes zu liegen.

Zu keiner Beschäftigung fühlt sich das Volk kräftiger hingezogen, als zu einer solchen, die den natürlichen Bedingungen der Oertlichkeit gemäß entstanden ist und die zumal eine rühmliche Geschichte hinter sich hat. An der Meeresküste ist es selbstverständlich, daß der Sohn eines Seemanns Matrose wird; er tritt, sollte auch

Vater und Großvater zur See umgekommen sein, sorglos und wohlgemuth den Gefahren des Meeres entgegen. So dünkt es auch dem Bergmannskinde ganz selbstverständlich und in der Ordnung, daß es den väterlichen Beruf ergreife. Es entsteht bei solchen entopischen Gewerben ein erblicher Berufsgeist, der von unberechenbaren Folgen ist.

Ein anderer, sehr wirksamer Reiz zum Bergbau liegt für den Erzgebirger in der bei Allen festgewurzelten Ueberzeugung von der hohen Achtung, in welcher der heimische Bergbau in der ganzen Welt steht, und von den großen Erleichterungen, die dem Arbeiter durch die Fortschritte der Bergbaukunst zu Theil geworden. Müßten die Erzgebirger, wie die Indianer auf den Cordilleren, die Erze auf den Schultern aus den Gruben schleppen, so würden sie den Bergbau ebenso als Sclavenarbeit verwünschen, wie ihre rothhäutigen Collegen. Aber sie wissen gar wohl, daß alle saure Arbeit, wo es nur thunlich, den Maschinen übertragen ist, und daß für den Schutz des Lebens in der Grube durch Vorsicht bei der Anlage, durch tüchtige Mauerung und Zimmerung, durch zweckmäßige Wetterlösung und Wasserwältigung, durch ungefährliche Sprengzünder alle mögliche Sorge getragen ist. Der Bergmann fühlt dankbar, wie seine Oberen sorgen, ihm das Leben unter Tags so wenig beschwerlich und gefährlich als möglich zu machen, und befährt seine Zeche ebenso getrost und zuversichtlich, als sich der Matros auf einem gut gebauten und bekupferten Schiffe verdingt

Noch schwerer fällt zu Gunsten des Bergmannslebens das Bewußtsein in die Wagschale, daß der Bergmann Mitglied einer großen, wohl organisirten Körperschaft, der Knappschaft, ist, bei der Einer für Alle und Alle für Einen stehen müssen. „Der Bergmannslohn" — so sprechen die Knappen und deren Frauen — „ist zwar gering, so daß wir uns knapp genug behelfen müssen; aber er ist sicherer, als der des Fabrikarbeiters und Tagelöhners. Bei uns bricht die Arbeit nie ab; unser Lohn steigt zwar keineswegs, wenn die Grube Ausbeute abwirft, sinkt aber auch nicht, wenn sie Zubuße erfordert. Und" — das sagt der Knappe vielleicht nicht, läßt es aber deutlich zwischen den Zeilen lesen — „wir sind denn doch eigentlich mehr als jene Arbeiter; wir sind Glieder einer hochangesehenen, sich selbst regierenden Genossenschaft, die ihre eigne Sprache, Tracht und Gerichtsbarkeit hat, die jedem Befähigten das Empor-

rücken erlaubt und für ihre Mitglieder in jeder Weise brüderlich sorgt.“

Der gemeine Bergmann ist gebildet genug, auch den Nutzen der besonders im Freiberger Revier strengen Mannszucht von selbst einzusehen. Man wird nicht leicht einen Soldaten mit mehr Ehrfurcht und Zuneigung von seinen Vorgesetzten reden hören, als diese Bergleute von ihren Steigern, Schichtmeistern, oder wohl gar von ihrem genialen und wohlwollenden Oberberghauptmann, der — wie sie dankbar rühmen — seinen gefeierten Vorgängern, Herder und Freiesleben, vollkommen ebenbürtig — erfolgreich strebt, den Bergbau durch die Fortschritte der Wissenschaft und die Vortheile des Großbetriebes zu heben.

Für die Unterstützung nothleidender Mitglieder sorgt die Knappschaft vielleicht mehr als jede andere Corporation. An mehreren Orten bestehen Speiseanstalten, die erstaunlich billige, gute Kost liefern, aber wenig entsprechende Benutzung finden. Im Freiberger Revier erhalten die armen Bergleute Unterstützung zum Ankaufe des Brennholzes. Mehrere Bergmagazine gewähren in theurer Zeit das Getreide zu ermäßigten Preisen. Für Kranke und Verunglückte ist durch Krankenkassen rühmlichst Sorge getragen; arbeitsunfähig Gewordene erhalten Gnadengehalte; Leichenkassen bieten die Mittel zur Beerdigung der Angehörigen. Die sämmtlichen Knappschaftskassen, welche durch die Beiträge der Arbeiter und Gewerken gebildet werden, verabreichten im Jahre 1856: 66,723 Thaler „Bergalmosen“ an invalide und kranke Bergleute und deren Angehörige. Durch alle diese segensreichen Anstalten ist so weit gesorgt, daß selten ein Bergmann die Unterstützung seiner Heimatsgemeinde in Anspruch zu nehmen braucht.

So sehr aber die Knappschafts-Verfassung durch die Wohlthaten der Association dahin wirkt, daß immer neue, kräftige Arbeiter zu dem wenig einträglichen, beschwerde- und gefahrvollen Berufe zutreten, so sehr trägt sie durch ihre strenge Zucht bei, den alten guten Geist der erzgebirger Bergleute zu bewahren. Sie erhält den religiösen Sinn wach durch gemeinsame Gesänge, Gebete und Gottesdienste, sie wacht über die Sitten durch Aufrechterhaltung der straffen Mannszucht; sie nährt und weckt das Ehrgefühl; sie fördert das innige Bewußtsein der kameradschaftlichen Zusammen-

gehörigkeit; sie befähigt den Arbeiter zu dem Ausruf: „Ich bin nur ein armer Mann, aber ich bin ein erzgebirger Knappe!"

Dieser edle Knappenstolz ist wohl ein vollkommen berechtigter. Soweit ich die Bergleute Deutschlands und Englands aus eigener Anschauung und die skandinavischen, ungarischen, peruanischen und californischen Bergleute aus Reisebeschreibungen kenne, glaube ich behaupten zu dürfen, daß keine Knappschaft der Erde an beruflicher und sittlicher Tüchtigkeit höher stehe als die erzgebirger Knappschaft.

VII.

Die Frauenindustrie.

Eine Gruppe von Klöpplerinnen. — Ihre Werkzeuge. — Die Erlernung der Kunst. — Beliebtheit der Arbeit. — Geschichte des Gewerbes. — Ursachen der raschen Verbreitung des Klöppelns. — Zahl der Klöppler. — Gliederung des Gewerbes. — Der Verdienst. — Abwehr gegen die Maschine. — Der Mangel an Organisation der Arbeit. — Das Sticken. — Seine Geschichte. — Die Verbreitung des Sticker-Gewerbes. — Die Löhne der Stickerinnen.

Wohl nur wenige von den Millionen, die ihre Kleider und Zimmergeräthe mit erzgebirgischen Spitzen verzieren, haben eine deutliche Vorstellung von dem Verfahren, durch welches diese zierlichen Kunstwerke hergestellt werden. Denn nur in großen Badeorten oder auf Messen zeigt zuweilen in einem Verkaufsladen eine Erzgebirgerin ihre nationale Kunst, und die Heimat der Klöppler wird selten von Fremden besucht.

Fast jeder Ort des Erzgebirges bietet reichliche Gelegenheit, diese Industrie kennen zu lernen. Hinter den Fenstern der meisten Hütten sieht man eifrige Klöpplerinnen, in der schönen Jahreszeit trifft man ganze Gesellschaften von klöppelnden Frauen im Freien. Dabei wundert man sich, warum die nach Stoff in allen Ländern jagenden Genremaler nicht schon lange eine solche im Schatten eines

Baumes gruppirte Genossenschaft weiblicher Wesen jeden Alters dargestellt haben.

Freilich die Körperhaltung dieser sächsischen Frauen ist keine so anmuthige, wie die einer mit der Spindel beschäftigten Italienerin. Die Klöpplerin sitzt an ihrer Arbeit etwas vorgebeugt wie beim Schreiben; die reizenden Bewegungen ihrer Hände aber lassen sich ebenso schwer darstellen, wie der flüchtige Tanz der Finger des Clavierspielers. Wirklich erinnert das federleichte und blitzschnelle Spiel der klöppelnden Hände ebenso sehr an die Fingerfertigkeit der musikalischen Virtuosen, als an die der Taschenspieler. Das von den Dichtern besungene Stricken, welches die schlanken Frauenfinger zu wirbelnden Contretänzen anregt, ist nichts im Vergleich zu der zierlichen Hexerei des Klöppelns.

Die Verwunderung über die Kunstfertigkeit der Klöppelhände wird noch gesteigert, wenn man das äußerst schlichte Werkzeug betrachtet, durch welches die Spitzen entstehen. Der uranfängliche morgenländische Webapparat, auf dem die Kaschemirshawls gefertigt werden, ist ein Ungethüm gegen den Apparat, der zur Herstellung der Spitzen dient. Das ganze Klöppelwerkzeug kostet lange nicht so viel als das rohste Spinnrad.

Das Klöppelgeräth besteht aus wenigen Stücken. Ein walzenförmiges, einen Fuß langes, mit Kattun umhülltes Polster (das Klöppelkissen, der Klöppelsack) liegt in einem schachtelähnlichen Gestelle und wird mit einer Anzahl kleinerer und größerer Stecknadeln gespickt. Der Klöppel selbst ist ein vier bis fünf Zoll langes, zur Form eines Trommelklöppels gedrechseltes Holzstück, über welches das „Tütle", eine dünne hölzerne Hülse von zwei Zoll Länge, gesteckt ist, damit der um das dünnere Ende des Klöppels gewickelte Faden nicht beschmutzt werde. Einen solchen Klöppel mit Tütle kauft man für einen Pfennig. Zu schmalen einfachen Spitzen genügen deren zwei bis vier Paare, zu breiten und reich gemusterten dagegen bedarf man bis fünfzehn Schock. Um die Mitte des Kissens ist ein Streif rothen oder weißen Papieres von der Breite der zu fertigenden Spitzen geschlungen, auf welchem das Muster durch Nadelstiche vorgezeichnet ist (der Klöppel- oder Musterbrief). Eine tüchtige Klöpplerin vermag aber auch ohne diese Beihilfe nach einer Musterspitze zu klöppeln und sogar während der Arbeit für Mindergeübte einen Klöppelbrief zu entwerfen.

Weit ſchwerer zu beſchreiben als das Werkzeug iſt die damit verrichtete Arbeit. Zuerſt werden ſo viele Fäden als das Muſter erfordert, auf ebenſo viele Klöppel aufgewunden, ihre freien Enden in einen Knoten geſchürzt und auf dem Kiſſen befeſtigt. Dann beginnt das Klöppeln, welches im Weſentlichen nichts iſt, als eine künſtliche Art zu flechten. Die Arbeiterin faßt mit den Fingerſpitzen bald der rechten, bald der linken Hand mehrere Klöppel, wickelt durch gewandte Drehung derſelben etwas Faden ab und kreuzt die Fäden durch einen „Schlag" zu einer Art Knoten. Die ſo gebildeten Maſchen werden durch Stecknadeln auf dem Klöppelbriefe befeſtigt. Raſch beſeitigt nun die Hand diejenigen Klöppelpaare, welche eben gedient haben und auf einige Zeit entbehrlich ſind, dadurch, daß ſie dieſelben mit einer Aufſtecknadel (einer größeren, mit Perlen oder Meſſingfigürchen verzierten Stecknadel) ſeitlich auf dem Kiſſen feſtſteckt. Dann greift ſie mit bewundernswerther Sicherheit aus der Menge der Klöppel ein andres Paar heraus, um mit dieſem zu flechten und zu weben. Man fragt erſtaunt, woran die Klöpplerin erkenne, welches Paar nun an die Reihe komme, da doch alle Klöppel überein ausſehen und nicht durch Nummern oder andere Zeichen kenntlich ſind. Sie antwortet mit dem Lächeln einer Virtuoſin: „das hat man ſo in der Hand."

Um eine ſolche Fertigkeit zu erlangen, der das todte Werkzeug faſt zum ſelbſtbewußten Organe wird, iſt große Uebung erforderlich. Die meiſten Klöppler haben ſpäteſtens mit dem ſiebenten Jahre angefangen, leichte Spitzenmuſter herſtellen zu lernen. Gelegenheit zur Erlernung der erzgebirgiſchen Kunſt, ohne die vielbeſchäftigten Mütter in Anſpruch zu nehmen, bieten außer mehreren Privatſchulen fünfundzwanzig vom Staat unterſtützte Klöppelſchulen, in denen mehrere tauſend Kinder gegen ein geringes Lehrgeld oder ganz unentgeltlich von Lehrerinnnen unterwieſen werden. In mancher Claſſe ſitzen mehr als hundert Kinder mit faſt übernatürlicher Ernſthaftigkeit am Klöppelkiſſen. Alle freie Zeit, welche vom Beſuche der „Lernſchule" (der eigentlichen Schule) übrig bleibt, verbringt ein ſehr großer Theil der erzgebirgiſchen Kinder in der Klöppelſchule. Vormittags von zehn bis zwölf Uhr und Nachmittags von drei bis ſechs oder ſieben, im Winter ſogar bis um zehn Uhr Nachts ſitzen die kleinen Arbeiter geſchäftig beiſammen. Bei dem Beſuche ſolcher Schulen hat ſich mir oft der Gedanke aufgedrängt, daß dieſen jungen

Klöpplern, fast wie den frühreifen Musikern, doch wohl gar zu wenig freie Zeit übrig bleibt, um sich umherzutummeln und sich rothe Wangen anzueignen. So selten aber unter ihnen bausbackige, derbe Gestalten sind, so häufig findet man kleine Künstler, deren Händchen ebenso staunenswerthe Fertigkeit besitzen, als die der bewundertsten Geigen- und Claviervirtuosen. Auffallend war mir die von einem gründlichen Sachkenner mitgetheilte Beobachtung, daß zur Klöppelei, für welche gewiß Jeder das weibliche Geschlecht befähigter hält, die Knaben größere Anstelligkeit zeigen als die Mädchen. Die Knaben fertigen in den Schulen festere, schönere Spitzen, und wenn sie dennoch später von den Mädchen übertroffen werden, so erklärt sich dies nur daher, daß die letzteren die Schulen bis zum vierzehnten Jahre besuchen, während die Knaben meist schon mit dem zwölften austreten und die Kunst nur noch gelegentlich ausüben.

Vor einem oder zwei Menschenaltern verstand fast jeder Erzgebirger ohne Ausnahme die nationale Kunst; jetzt darf man noch immer sicher behaupten, daß die Mehrzahl von ihnen derselben kundig sei. Auf den Dörfern erlernen fast alle Mädchen und vielleicht ein Dritttheil der Knaben, in den Städten alle Kinder der Unbemittelten das Klöppeln. Der Bergmann klöppelt, wenn er nach verfahrener Schicht keine andere Nebenarbeit findet, in Gemeinschaft mit Weib und Kind; der Maurer und Zimmermann vertauscht im Winter Hammer und Beil mit den leichten Klöppeln; der Bauernknecht sucht sich an Winterabenden, so steif auch seine schwielenvollen Hände sein mögen, durch das Klöppeln einen Nebenverdienst zu erwerben, den ihm die Herrschaft gern gönnt.

Unverhältnißmäßig mehr wird aber die Klöppelei von den Frauen betrieben und zwar nicht als bloße Ausfüllung müßiger Winterabende, als welche das Spinnen bei andern Dörflern dient, sondern als eigentlicher und ausschließlicher Lebensberuf. Für die Mehrzahl der Frauen der Bergleute, Waldarbeiter, Hammer-, Nagel- und Löffelschmiede und der meisten wenig oder nicht bemittelten Erzgebirger überhaupt ist die Klöppelei das Hauptgeschäft, dem sie alle Zeit zuwenden, welche nicht zur Beschickung des Haushaltes unumgänglich nothwendig ist. Vom östlichen Ende des Erzgebirgs an bis an die Grenze des Voigtlandes, vom Kamme des Gebirges bis nah an dessen Fuß klöppeln (mit Ausnahme der Posamentier-Bezirke) in den meisten Hütten alle weiblichen Wesen vom sieben-

jährigen Kinde bis zum schneehaarigen Mütterchen zu jeder Tages- und Jahreszeit. Im Winter sitzen in tausenden von Zimmern Klöppler jeden Geschlechts und Alters in Gruppen um Tische, von denen aus des Abends eine sparsam brennende Lampe ihr Licht durch Flaschen und Glaskugeln hindurch auf eine Anzahl Klöppelkissen austheilt. Im Sommer setzt man sich gern ins Freie, um dann und wann einen Blick ins Grüne zu senden und mit Nachbarinnen ein Wort zu wechseln oder ein Lied zu singen.

So herrscht unter den erzgebirgischen Frauen dieselbe Arbeit Tag für Tag, aber keine hört man über ihre Einförmigkeit oder Beschwerlichkeit klagen. Und doch kann sie nicht ohne Beschwerde sein. Wenn auch die Klöpplerin vor den Unbilden der Witterung geschützt bleibt und ihre Muskeln nicht zu gewaltsamen Bewegungen anzuspannen braucht, so muß doch das anhaltende Stillsitzen und die unablässige geschwinde Bewegung der Hände ermüden. Das wollen aber die Erzgebirgerinnen so wenig zugeben, als ein Claviervirtuos zugesteht, daß stundenlanges Spiel ihn angreife. Nicht einmal den Augen schade das Klöppeln, versicherten mich alte Mütterchen, die ohne Brille arbeiteten. Man erkennt aus dem Allen, daß das Klöppeln nicht blos eine vielgeübte, sondern auch eine gern betriebene, wirklich volksthümliche Beschäftigung ist, für welche den Erzgebirgern eine Vorliebe fast ebenso angeboren wird, wie den Inselbewohnern die Lust an der Schifffahrt — eine Beschäftigung, in die sich diese Gebirger völlig eingelebt haben und die von erheblichem Einflusse nicht nur auf ihre wirthschaftlichen Verhältnisse, sondern auch auf ihren Charakter geworden ist.

Es giebt schwerlich ein zweites deutsches Gebiet, für das ein dem weiblichen Verstande entsprungener Gedanke so folgenreich geworden ist, wie die Einführung des Klöppelns durch Frau Uttmann für das Erzgebirge. Selbst wenn diese Dame die Klöppelkunst nur n a c h erfunden haben sollte, die nach Einigen schon in Flandern geübt wurde, so bleibt doch soviel gewiß, daß sie die Einführung derselben in ihrer Heimat durchgesetzt und dadurch so bedeutsam und nachhaltig auf die Zustände derselben eingewirkt hat, wie es nur selten großen M ä n n e r n vergönnt ist. Bei den alten Griechen wäre eine so einflußreiche Frau sicherlich zur Pathin einer Stadt ernannt oder gar unter die Heroinen versetzt worden. Frau Uttmann lebt auf dem Erzgebirg in dankbarem Andenken fort, man

hat ihr auf dem Gottesacker ihrer Heimatstadt Annaberg ein Grabdenkmal errichtet; aber ihr Bild ist verblaßt und durch wiederholte Uebermalung wohl auch verändert worden. Im Jahre 1861 läuft das dritte Jahrhundert ihrer Erfindung ab; die schönste Festgabe für die Jubelfeier wäre eine gründliche Geschichte dieser großen Erzgebirgerin und ihrer Kunst.

Von Annaberg aus wurde das Klöppeln zunächst in die übrigen Bergstädte verpflanzt. Es wurde, gleich den meisten Handwerken, als ein städtisches Gewerbe betrachtet, und Dorfbewohner, die es betreiben wollten, mußten laut einer Verordnung vom Jahre 1609 eine Abgabe, das „Klöppelgeld", entrichten. Schon im sechszehnten Jahrhunderte soll die Zahl der Klöppler über 10,000 betragen haben.

Diese rasche Verbreitung des neuen Gewerbes erklärt sich leicht. Zunächst aus der Beschaffenheit der Arbeit selbst. Es ist eine saubere, wenig Apparat und Raum erfordernde, wenig anstrengende und für Frauen besonders anziehende Beschäftigung. Das nach Goethes Wort der Kunst so nahe verwandte Naturell der Frauen wirbt mächtig für jede Arbeit, die schöne Erzeugnisse herstellt, zumal wenn sie Geselligkeit verstattet. Beides ist der Fall bei der Uttmannschen Kunst und zwar in reicherem Maße, als beim Stricken und Spinnen. Obgleich das Klöppeln eine weit mehr gespannte Aufmerksamkeit erfordert als viele andere Frauenarbeiten, so erlaubt es doch dann und wann einen Nebengedanken oder gar ein kleines Zwiegespräch, welches als halbverbotener Genuß doppelt süß dünken mag.

Als zweiten Grund der raschen Verbreitung der Klöppelei muß man die bis auf unsre Zeit bewährte Anstelligkeit der Erzgebirger für mechanische Fertigkeiten betrachten. Vielleicht war die Naturanlage der Bergmannsfrauen schon dadurch weiter ausgebildet, daß sie neben den Verrichtungen für den Haushalt um Lohn spannen, um den zur Erhaltung der Familie nicht wohl ausreichenden Lohn der Männer zu ergänzen. Dazu bot die neue Kunst, welche der damaligen Mode unentbehrliche Zierath lieferte, eine treffliche Gelegenheit. Der tägliche Verdienst einer Klöpplerin soll in früheren Jahrhunderten acht bis zehn gute Groschen betragen haben, was bei der damaligen höheren Geltung der edlen Metalle vielleicht doppelt so viel werth war als jetzt.

So eröffnete denn Frau Uttmann ihren Landsleuten, die ſie zugleich zur Reinlichkeit und Kunſtfertigkeit anhielt, eine Nahrungsquelle, welche viele Jahre hindurch reichlich floß. Wie viele Hunderttauſende der erzgebirgiſchen Bevölkerung mögen nicht in den drei Jahrhunderten als Selbſtthätige oder Angehörige der Arbeiter vom Klöppellohne ſich ernährt haben! Noch heutigen Tages rechnet man den jährlichen Productionswerth der ſächſiſchen Klöppelei auf zwei Millionen Thaler, in der Blüthezeit des Gewerbes war er ſicherlich ein höherer. Der Rohſtoff aber beträgt höchſtens $^1/_3$ bis $^1/_5$ des Waarenpreiſes, die übrigen $^2/_3$ oder $^4/_5$ waren Arbeitslöhne und Gewinnſte der Unternehmer.

Noch mehr als jeder andere aufblühende Induſtriezweig äußerte das gut lohnende Klöppelgewerbe die Wirkung, daß es die Bevölkerungszahl anſehnlich erhöhte. Schon da, wo der Mann allein induſtrielle Arbeit verrichtet, wächſt die Volksdichtigkeit raſcher als in Ackerbau-Gegenden; um wie viel mehr vollends in einer Gegend, wo nicht nur die Frau, ſondern auch die Kinder von früher Jugend an baares Geld verdienen! Sicherlich hat kein Umſtand mächtiger dazu beigetragen, die Bevölkerung des Erzgebirgs ſo außerordentlich dicht zu machen, als die Einführung dieſer erſten Hausinduſtrie.

Die Zahl der Klöppler iſt bis zur jüngſten Vergangenheit in ſtetem Wachſen geweſen. Vor zwanzig Jahren ſchätzte man die ſtändigen Klöppler auf 50,000, im Winter kamen dazu noch 20,000 außerordentliche. Man zählte noch jüngſt zehn erzgebirgiſche Städte, in denen wenigſtens ein Fünftheil aller Bewohner die Klöppelei betrieb.

Das Spitzengewerbe hat ſich im Laufe der Zeit räumlich gegliedert. Die feinſten Brüſſeler Spitzen werden in Oberwieſenthal und Krottendorf geklöppelt; leoniſche (Lyoner), aus Metallfädchen geflochtene Spitzen werden in Freiberg und Schneeberg gearbeitet; ſchwarze Spitzen werden im Voigtlande und in Marienberg, Kirchenſpitzen in der Gegend von Annaberg, Bettſpitzen in Krottendorf, Ehrenfriedersdorf und Pöhla, ſeidne Spitzen (Blonden) beſonders in Schwarzenberg und Wieſenthal, Valenciennes in Oberwieſenthal, Rittersgrün und Breitenbrunn, Roßhaarſpitzen in Marienberg und Johanngeorgenſtadt gefertigt; im „offnen Grunde“ zeichnen ſich aus Schneeberg und Neuſtädtel, im Maliner Grunde Zwönitz.

Während nun die Zahl der Arbeiter fortwährend stieg, sank der Verdienst der Klöppler allmälig, bis er in unsrem Jahrhunderte plötzlich zum tiefsten Ebbestande herabsprang. Dies war die Folge der im Jahre 1809 von Heathcoat in Nottingham erfundenen und rasch vervollkommneten Bobbinetmaschine, welche die einfachen Spitzenmuster zehn bis fünfzehn Mal wohlfeiler liefert, als die Menschenhand sie herstellen kann. Natürlich fand die wohlfeile Maschinenwaare rasch Eingang bei den Käufern, und heutzutage trägt sogar manche erzgebirger Klöpplerin an ihrer Mantille einen Besatz von Nottinghamer Maschinenspitzen. Solcher Concurrenz gegenüber sank der Verdienst der Klöppler herab auf einen „Hungerlohn", der nur eben das Leben fristet. Eine sehr geschickte Arbeiterin, die im Anfang unsres Jahrhunderts 12 bis 14 Ngr. verdient haben würde, bringt es jetzt durch die angestrengteste Arbeit vom Morgengrauen bis in die späte Nacht nur auf 6 Ngr. Die meisten Klöppler aber verdienen die ganze Woche hindurch nur etwa 20 Ngr., und die Kost, mit der ein solcher Arbeiter sich behelfen muß, wird wohl die dürftigste sein, die man irgendwo, selbst innerhalb der Strafanstalten findet.

Die industrielle Strategik zeigt der von der Maschine bedrohten Handarbeit verschiedene Wege zur Vertheidigung. Die sehr zweideutige Maßregel der Schutzzölle war für das Spitzengewerbe schon deshalb nicht anwendbar, weil sein Absatz zum großen Theil in auswärtige Länder geht. Die bessere Maßregel, welche lehrt, die Waffen des Feindes nachzubilden und gegen denselben zu verwenden, wurde hier und da angewandt; man hat z. B. in Annaberg Klöppelmaschinen in Betrieb gebracht, aber selbst wenn diese den englischen gegenüber aufkommen sollten, so bliebe immer die Hauptfrage ungelöst: Was soll aus den Klöpplern werden?

Der kühle Verstand antwortet: Sie müssen eine andere Arbeit ergreifen. Dazu hat sich auch wirklich eine nicht unbeträchtliche Anzahl derselben entschließen müssen. Einige Klöpplerinnen haben gelernt Cigarren zu wickeln oder Handschuhe zu nähen, viele sind in Spinnfabriken eingetreten. Wie ungern sie dies gethan, erhellt daraus, daß sie, sobald der Verdienst der neuen Arbeit den des Klöppelns nicht mehr erheblich übertrifft, zum Klöppelkissen zurückkehren. Sich als Dienstboten oder Tagelöhner zu verdingen, ist der Industriearbeiter hier wie nirgends geneigt. Wer vertauscht auch gern eine Arbeit, in der man sich Fertigkeit erworben, mit einer

neuen, zu der man ungeübt und vielleicht unkräftig tritt? So kommt es, daß wenig Klöpplerinnen als Dienstboten ein besseres Auskommen suchen und daß man auf dem übervölkerten sächsischen Erzgebirge böhmischen Feldarbeiterinnen begegnet.

Durch den Uebergang zu anderen Arbeiten ist die Zahl der Klöppler zwar nicht unansehnlich vermindert worden, und man schätzt jetzt ihre Gesammtzahl für die Sommerzeit nur noch auf 35 bis 40,000. Gleichwohl fragt man, wie die immerhin noch sehr zahlreichen Klöppler sich behaupten können? Viele haben, wie Sachkundige versichern, mit trauriger Ergebung in ihr Schicksal die alten, auf der Maschine herstellbaren Muster fortgearbeitet und gestrebt, durch leichtere Arbeit und geringeres Material die niedrigen Preise der Maschinenwaaren zu erzielen. Früher verwendete man leinenen Zwirn und brauchte zu einem Stück (zehn Ellen) Spitzen für vier Neugroschen Material, was immer nur etwa 20 Procent des Waarenpreises ausmachte. Nun fing man an, den wohlfeileren baumwollnen Zwirn zu verwenden, wovon zu einem Stücke nur für 1 1/2 Ngr. erforderlich ist. Aber die so erzielte Wohlfeilheit nützte weder den Arbeitern, noch den Abnehmern. Statt der früheren haltbaren und schönen erzgebirgischen Spitzen hatte man nun baumwollene, die schon, wenn sie längere Zeit auf dem Lager bleiben, gelblich werden und nur einmal getragen keine wahre Zierde mehr sind. Daß dies nicht der rechte Weg sei, um der Maschinenarbeit die Spitze zu bieten, ist offenbar.

Die Handarbeit kann sich vielmehr nur dadurch erhalten, daß sie sich der feinen Muster besonders befleißigt und diese schön und tüchtig herstellt, was die Maschine nicht vermag. Statt des im Preise so sehr gesunkenen „offenen Grundes" und der gewöhnlichen Bett- und Baumwollenspitzen muß die Menschenhand vorzugsweise die der Maschine unerreichbaren Valenciennes und Brüsseler Spitzen fertigen. Diese schwer zu erlernenden, mühsam herzustellenden Genres sollen aber im Gegentheil jetzt seltner geklöppelt werden. Mögen die durch die Staatsregierung unterstützten, unter die Aufsicht eines Inspectors gestellten Klöppelschulen, welche die Fortbildung des Klöppelgewerbes bis zu dem Punkt erstreben, wo es vor den Angriffen der Maschine gesichert ist, den gewünschten Erfolg haben! Das Handwerk muß zur Kunst werden, wenn es dem Wetteifer der Mechanik gegenüber sich behaupten will. Durch die Erfindung der

Photographie sind viele gewöhnliche Bildniß- und Schattenrißzeichner um ihr Brod gekommen, aber der tüchtige Portraitmaler wird nie verdrängt werden. Aehnlich verhält es sich mit dem Spitzengewerbe. Die gewöhnlichen Genres wird die Menschenhand der Maschine abtreten müssen, die feineren werden ihr als Vorrecht bleiben. Und die Erzgebirger, ausgestattet mit natürlicher Anlage zur feinen Handarbeit, eingeschult durch dreihundertjährige Uebung und fortgebildet durch Anstalten, welche eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit von Mustern herstellen lehren, werden sicher im Stande sein, ihre älteste Hausindustrie zu erhalten und zu neuer Blüthe zu bringen, wenn sie ihre Lage vorurtheilslos überblicken und nicht blos mit genügsamer Ergebung zu ertragen, sondern mit männlicher Thatkraft zu bessern streben.

Ein großer, der Genesung des Spitzengewerbes hinderlicher Mißstand ist der Mangel an Organisation der Arbeit. Die alten Spitzenmärkte, deren berühmtester zu Annaberg abgehalten wurde, wo der selbstständige Klöppler seine Erzeugnisse feil hielt, haben längst ihre Bedeutung verloren. Der Klöppler arbeitet nicht auf eigne Rechnung, sondern er verarbeitet nur das ihm vom Arbeitgeber gelieferte Material. Die großen reichen Arbeitgeber, „die Fabrikanten, Verleger oder Spitzenherren", wohnen in Schneeberg, Annaberg und Eibenstock. Sie schicken den Arbeitern Material und Muster ins Haus und lassen die fertigen Waaren durch „Factoren" aufsammeln. Außer den größeren Verlegern lassen eine beträchtliche Anzahl „Spitzenweiber" arbeiten, die aber bei der geringsten Handelsstockung ihre Arbeiter aufgeben. Wie eine solche Hausindustrie zur Ueberproduction und zur Herabdrückung der Löhne Anlaß wird, wie der Arbeitgeber Veruntreuungen ausgesetzt ist und der Arbeiter nie zu einer gesicherten Existenz gelangt, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Fast denselben Verlauf wie die Klöppelei hat die zweite Frauen-Industrie des Erzgebirgs, das Sticken, genommen. Im 16. Jahrhunderte wurde durch eingewanderte Schweizer die Schleierweberei in das Voigtland eingeführt, und wahrscheinlich gleichzeitig oder bald darauf die Stickerei in Lang- und Blattstich durch schweizer Frauen hieher verpflanzt. Bestimmte Nachrichten liegen vor über die Einführung des dritten Stickerei-Verfahrens, welches auf dem

Erzgebirge geübt wird, und zwar sind dieselben der Art, daß der oft trocknen Geschichte der Gewerbe eine Art Romantik eingewebt wird. Klara Ungermann, gebürtig aus Bialystok und in einem Kloster bei Thorn erzogen, brachte, als sie die Gattin des Försters Nollain zu Eibenstock wurde, im J. 1775 das im Kloster erlernte Tambouriren (das Sticken mit der Häkelnadel) in ihre neue Heimat. Vielleicht wurde jener sächsische Forstmann von mancher einheimischen Schönen schief angesehen, als er ein polnisches Mädchen heimführte; aber die Fremde brachte ein Gastgeschenk mit, das tausenden erzgebirgischer Frauen zur Wohlthat werden sollte, und sie verdiente sich neben Frau Uttmann einen Ehrenplatz in der Geschichte des Erzgebirgs. Von welcher Bedeutung die Stickerei für die wirthschaftlichen Verhältnisse dieses Berglandes geworden ist, erhellt aus den statistischen Aufstellungen. Diese nehmen für das Jahr 1855/6 den Umsatz des Stickereigeschäfts auf 947,000 Thaler an.

So weit verbreitet wie die Klöppelei hat sich das Stickerei-Gewerbe nicht. Es beschränkt sich auf das Voigtland und den westlichen Theil des Erzgebirgs; Plauen und Eibenstock sind seine Hauptstädte, aber hier hat es das Klöppeln fast ganz verdrängt. Man schätzt die Zahl der sächsischen Stickerinnen und Sticker (eine beträchtliche Anzahl Männer sitzt Tag für Tag am Stickrahmen, und im Winter giebt das Sticken auch manchem feiernden Handwerker einen Nebenverdienst) auf 20—30,000. Fast Haus für Haus trifft man in dem Stickerbezirke Frauen und Jungfrauen, nicht selten auch Familienväter beschäftigt, durch die Maschen zarter Mull-, Petinett- und Muslingewebe Fäden zu flechten, welche Sternchen, Blumen, Ranken und Arabesken darstellen. Das zu verzierende Gewebe ist auf einem sehr schlichten sägebockähnlichen Gestelle aufgespannt. Die Gewandtheit dieser berufsmäßigen Sticker würde viele Frauen, die das Sticken nur als süßen Zeitvertreib üben, in Verwunderung versetzen. Sachkenner versichern, daß die sächsischen Stickereien den berühmten schweizer Arbeiten von St. Gallen und Appenzell nichts nachgeben. Viele Kinder finden bei der Stickerei Beschäftigung, sie „schneiden aus", d. h. sie entfernen mit der Scheere den nicht bestickten Maschengrund, der auf dichte Seidenstoffe aufgelegt ist.

Auch für diese Frauen-Industrie scheint die gute Zeit vorüber zu sein, indeß hat sie der Stickerei länger geblüht als dem Klöppeln.

Noch im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts konnte eine Stikkerin täglich 16 gGr. verdienen; seit einigen Jahren ist das Geschäft so gedrückt, daß viele Sticker sich mit derselben Summe als Wochenlohn begnügen müssen. Die Stickerei eines Kragens, die sonst mit 8 gGr. bezahlt wurde, trägt jetzt kaum eben so viel Pfennige. Die ausschneidenden Kinder, die ehemals wöchentlich acht bis zwölf Ngr. verdienen konnten, erwerben jetzt mit Mühe zwei Neugroschen. Darum trifft man im Stickereibezirke viel sorgenvolle Gesichter. Die Hauptschuld trage die amerikanische Krisis, aber der alte gute Verdienst sei nur dann wieder zu hoffen, wenn etwas Neues und Durchschlagendes aufkomme, so meinen die Arbeiter.

Die Hauptursache des Sinkens dieses Gewerbes liegt, abgesehen von den vorübergehenden Handelsstörungen, in der Erfindung von Stickmaschinen, deren in der Schweiz tausende in Thätigkeit sind. Auch in Plauen sollen schon einige eingeführt sein. Noch ist die Maschine mancher Verbesserung bedürftig, aber diese werden nicht lange ausbleiben. Eine Maschine macht in unsrer Zeit so sicher und fast so rasch ihre Umwandlungen zum Vollkommenen durch, als aus einer Raupe ein Schmetterling wird. Und sobald die Maschine diese Vollkommenheit erlangt hat, büßt die Menschenhand die Langstich-Stickerei sicherlich ein, und es bleibt ihr blos, als vielleicht unbestreitbares Vorrecht, der Blattstich, der mit so feinem und sprödem Material ausgeführt wird, daß er der Maschine unzugänglich bleiben dürfte.

So sehen wir denn die erzgebirgische Frauenindustrie von demselben mächtigen Gegner bedroht, der den Arbeitskreis des weiblichen Geschlechtes überhaupt so gewaltig einzuengen Miene macht. Das Spinnrad ist den Frauen entrissen, das Strickzeug lohnt kaum noch die Mühe, die Nähnadel wird durch die Nähmaschine stark bedroht. Aber immer wird die Frauenhand durch die Maschine nur von den gröberen Arbeiten verdrängt werden können. Das zarte Leingarn, das zu Brüsseler Spitzen dient, können nur Frauenfinger spinnen, und auch die feinsten Spitzen und schönsten Stickereien werden immer das Vorrecht derselben bleiben.

So hat die Maschine den Nutzen, daß sie die Frauen vom Handwerke zum Kunstwerke drängt. Freilich geht es mit den Segnungen der Maschine wie mit denen des Kriegs. Man kann sich der-

selben erst dann recht erfreuen, wenn man die durch gewerblichen oder politischen Kampf Beschädigten nicht mehr vor Augen hat, wenn das traurige Schlachtfeld schon durch hoffnungsvolle Saaten begrünt ist. Möge diese Zeit für dieses, wie für die andern leidenden Gewerbe des Erzgebirges bald eintreten!

VIII.

Der Wald und seine Vasallen.

Der Kampf des Pfluges mit dem Forste. — Die Größe der Waldung. — Forstpflege. — Geschichte der erzgebirger Forsten. — Torflager. — Steinkohlen und Benutzung. — Brennholz und Nutzhölzer. — Waldarbeiter. — Korbmacher in Lauter. — Tischler von Johanngeorgenstadt. — Holzgeschirre von Waldkirchen. — Seifener Spielwaaren. — Drechsler. — Lager für den heiligen Christ. — Ausfuhr von Spielwaaren. — Verdienst der Spielwaaren. — Verdienst der Spielzeugmacher. — Zündschwamm-Industrie von Bernsbach. — Das Sporadische der Holzmanufacturen.

Auf keinem der höhern Bergländer Deutschlands hat wohl der Wald verhältnißmäßig so viel Bodenfläche an den Ackerbau abtreten müssen, als auf dem Erzgebirg. „Wo der Pflug kann gehn, soll kein Wald stehn," diesen Wahlspruch streben die Besitzer der noch immer ansehnlichen Privatwaldungen jährlich mehr zur buchstäblichen Geltung zu bringen, sie roden eine Strecke Waldboden um die andere aus. In einer Hinsicht muß man ihnen Recht geben. Eine Geviertmeile Wald beschäftigt 100 Arbeiter, ernährt also mit den Angehörigen derselben 600 Menschen, eine gleiche Fläche Ackerland dagegen nährt 2—3000; ein Saatfeld erlaubt alle Jahre, ein Forst erst nach drei Menschenaltern eine Ernte, die an Werth die 90 Getreide- und Kartoffelernten nicht übertrifft.

Zum Glück gehört ein großer Theil des erzgebirger Waldbodens, theils als uraltes Regal, theils als ihm von den adligen Grundherren bis zu Ende des 16. Jahrhunderts käuflich überlassenes Besitzthum, dem Staate. Dieser Besitz im Erzgebirg und Voigtlande, eine Fläche

von beiläufig 17 Geviertmeilen (zu ungefähr 10,000 Acker) Waldboden, also eine Strecke, die dem Flächeninhalte manches deutschen Fürstenthums gleichkommt. Und dieser Staatswald ist in so trefflicher Pflege, daß auch dem Laien das Herz vor Freude aufgeht. Trifft man auf den Bergen des Erzgebirgs auch keine uralten, an den Urwald erinnernden Bestände, wie auf dem Böhmerwalde; so begegnet man hier wie in einem Park überall der Spur des ordnenden und pflegenden Menschen. Es giebt vielleicht keinen civilisirteren Wald, als diesen sächsischen. Wo es thunlich war, sind die Versumpfungen ausgetrocknet; nirgends trifft man vernachlässigte Blößen; überall folgt der Ernte die Pflanzung so regelmäßig wie in einem Garten; der ganze Forst ist genau vermessen und wird mit gehöriger Rücksicht auf die Zukunft von gebildeten Forstleuten bewirthschaftet. Die Waldung genießt den trefflichsten Schutz. Nirgends darf dem Boden durch Streurechen seine natürliche Nahrung entzogen werden; kein noch in der Entwickelung begriffener Baum wird vom Harzscharrer verwundet, in den östlichen Forsten ist die Harznutzung ganz aufgegeben, in den westlichen vom Auersberge an dürfen die Stämme erst zehn Jahre vor dem Abtrieb angerissen werden. Alle dem Gedeihen der Bäume nachtheiligen Servituten sind beseitigt; alle Holzprivilegien sind abgelöst; die natürlichen Waldhüter, die Vögel, sind vor Tränken und Meisenhütten, die anderswo Tausende derselben vertilgen, gebührend geschützt; ja sogar — was vielleicht mancher Freund der Waldromantik, von der das liebliche Geläute der Heerdenglocken keinen unwesentlichen Bestandtheil ausmacht, bedauern dürfte — die Waldtrift ist überall abgestellt. Dem Waldfrevel, von dem in den oberen Forsten die meisten Fälle vorkommen, wird mit Strenge gesteuert. Kurz, die sächsischen Staatsforsten werden gehegt und gepflegt wie ein Augapfel.

So gut ist es ihnen aber nicht immer ergangen. In den niedrigeren Gegenden war der Forst durch den Verbrauch des Berg- und Hüttenwesens so frühe gelichtet, daß schon im 13. Jahrhunderte nach Freiberg Holz geflößt wurde. Im 16. Jahrhunderte, wo Luther bedenklich äußerte: es werde noch vor dem jüngsten Tag an guten Freunden und an wildem Holze Mangel sein, wurde eine Forstordnung erlassen, welche befahl, Samenbäume stehen und Leseholz nur gegen Erlaubnißschein sammeln zu lassen, weil die Waldung sehr in Abnahme gekommen sei. Während des 30jährigen

Kriegs hatten die Forsten, in denen die Wölfe in Rudeln von Dutzenden das Wild hetzten, eine Zeit der Erholung; nach seinem Schlusse, wo viel urbares Land mit Wald angeflogen war, wähnte man, das Holz könne gar kein Ende nehmen, und hieb so rücksichtslos hinein, daß Carlowitz im J. 1713 klagt, ein Eisenwerk, welches bisher jährlich 9000 Klaftern bezogen, werde künftig nicht so viel Hunderte erhalten können. Er erklärt den natürlichen Samenanflug für ungenügend und räth künstliche Saat und Bepflanzung. Bald steigert sich die Klage über Holzmangel beim Bergbau; man jammert über die großen Blößen (ein einziger Windbruch riß im J. 1715 über eine Million Stämme um) und emfiehlt Torf und Steinkohlen als Brennstoffe. Aber erst nach Beendigung des siebenjährigen Kriegs wurde ernstlich an kräftige Heilmittel gedacht; man begann Vermessungen, die jedoch bis zum Anfange des jetzigen Jahrhunderts unabgeschlossen liegen blieben. Erst seit 1780 legte man Culturen im größeren Maßstabe an. Die eigentliche Reform des Forstwesens begann mit dem Jahre 1810, wo die ganze Verwaltung gründlich organisirt wurde. Im J. 1811 entstand durch Cotta die Forstlehranstalt, seit 1818 wird eine vollkommen geregelte Wirthschaft geführt; 1832 waren die Servitute sämmtlich, und fast durchaus auf dem Wege der Vereinbarung, abgelöst und 1851 aller Waldboden genau vermessen.*)

Wenn es den Grünröcken früherer Jahrhunderte vergönnt wäre, von Zeit zu Zeit ihre Jagdreviere zu besuchen, so wie Karl der Große nach der Sage die rheinischen Weinberge besichtigt, wie würden sie sich freuen des wiedergenesenen Lieblings, freuen, obschon sie beim Halali mit geringer Beute vorlieb nehmen müßten!

Aber auch der trefflichst bewirthschaftete Forst würde den Ansprüchen der Landesangehörigen nicht genügen können, wenn sich diese nicht zum Gebrauch von Ersatzmitteln des Brennholzes bequemt hätten. Es hat in manchen Gegenden schwer genug gehalten, und nur durch die bedeutend gesteigerten Holzpreise wurde man zur Anwendung des Torfs bewogen.

---

*) Diese geschichtlichen Angaben sind entlehnt aus einer Abhandlung des Herrn von Berg: Notizen zur ältern Forstgeschichte Sachsens, im Tharander Jahrbuche für 1857.

Torflager besitzt das Erzgebirg im reichen Maße. Man rechnet die Gesammtfläche der Torfmoore (Schwämme oder Haiden) auf zwei Geviertmeilen. Die Zahl der jährlich gefertigten Torfziegel wird auf 80 Millionen veranschlagt; da nun 3000 Stück derselben etwa die Heizkraft einer Klafter Holz haben, so werden durch den Torf-Verbrauch jährlich über 23,000 Klaftern Brennholz erspart, welche, da ein Acker jährlich etwas über eine Klafter (1,03 Kl.) Derbholz liefert, fast eben so viele Acker Waldboden zur Erziehung von Nutzhölzern frei lassen. Das Tausend Ziegel kostet an Ort und Stelle 20 bis 22 Ngr. Im Winter werden sie weithin bergabwärts verfahren. Durch die Verwerthung seiner torfigen Wiesen oder wenigstens durch das Fuhrlohn erwirbt sich mancher Bauer einen hübschen Nebenverdienst. Ein Dörfchen bei Marienberg ist, wie mir erzählt wurde, durch die Ausnutzung der benachbarten Haiden „aus dem Armenrecht gekommen.“ Sobald die Mechaniker die schwere Aufgabe gelöst haben werden, eine wirksame, nicht zu kostspielige Torfpresse herzustellen, wird die Ausbeutung der Torfmoore, die freilich erst in unabsehbaren Zeiträumen sich wieder erzeugen, noch bedeutender werden.

Noch einflußreicher als dieses Surrogat des Holzes wird sich für das Erzgebirge die Steinkohle bewähren, wenn sie einmal durch Eisenbahnen billig herbeigeschafft wird. Bis in die dreißiger Jahre verbrauchte man (nach Weissenbach) beim Berg-Hüttenwesen 1/4 aller Scheite, 1/3 aller Stöcke und 1/4 alles Nutzholzes der erzgebirgischen Forsterträge. Dies Verhältniß hat sich schon sehr geändert, seit die Freiberger Hütten jährlich 10,000 Klaftern Holz durch Tharander Kohlen ersetzen und seitdem manche Hochöfen mit Zwickauer Coaks feuern.

Schon hört man auf dem Erzgebirge nicht mehr die alte Klage über Mangel an Brennholz. Obgleich es die Bewohner der höchsten Gegenden fast doppelt so billig haben, als die Bewohner des Gebirgsfußes (die Klafter 6/4 elligen weichen Scheitholzes, welche im J. 1854 zu Dresden 4 Thlr., zu Chemnitz 4 Thlr. 24 Ngr. kostete, galt in Schwarzenberg, Eibenstock und Altenberg nur 2 Thlr. 12 Ngr.), so finden doch die geringeren Brennholzsorten an manchen Orten schon keine Abnehmer mehr, so daß die Preise derselben jedenfalls ihren Höhenpunkt erreicht haben.

Sehr gesucht dagegen ist das Nutzholz, dessen Erziehung die

Staatsforsten als Hauptaufgabe betrachten müssen, zumal da die nicht wohl bewirthschafteten Privatwälder nur wenig davon liefern können. Die Bergwerke bedürfen, so sehr man auch das vergängliche Holzwerk durch Mauerwerk zu ersetzen strebt, immerhin viel Stämme zur Grubenzimmerung. Auch zu oberirdischen Bauten wird von den Gebirgern viel verbraucht; in den Städten baut man zwar neuerdings vorzugsweise aus Stein, die Hütten dagegen bestehen nach wie vor aus Gebälk, Brettern und Schindeln. Welche große Anzahl von Menschen, die von der Verarbeitung des Holzes leben, außer den zahlreichen Sägemüllern noch Nutzholz verlangen, will ich sogleich schildern, nachdem ich der Waldarbeiter im eigentlichsten Sinne mit ein paar Worten gedacht habe.

Obgleich das Regenwetter des letzten Sommers mich verhinderte mich im gewünschten Maße mit den erzgebirger Waldarbeitern bekannt zu machen, so glaube ich doch behaupten zu dürfen, daß diese Holzhauer unter allen ihren Berufsgenossen das zahmste und wenigst romantische Leben führen. Die Lumbermen in Maine und Neubraunschweig, von denen K. Andree in seinen „geographischen Wanderungen" ein so anziehendes Bild giebt, leben vier Wintermonate im Urwalde; die steyrischen Holzknechte hausen Monate hindurch, die Holzhauer des Thüringer Waldes wenigstens halbe Wochen lang im Forste. Die erzgebirger Waldarbeiter dagegen ziehen jeden Abend nach Hause, genießen dort — weshalb sie lange nach dem Drossel-Morgenrufe auf dem Schlage eintreffen — ihren Kaffee mit Kartoffeln, kochen nicht einmal im Walde selbst ein Gericht, was doch dem Waldleben die rechte Weihe des Urlebens giebt, sondern essen ihren „Keil" trocknes Brot, im günstigen Falle Butterbrot, und trinken dazu einen Schluck Milch. Die Abendmahlzeit, die aus warmer Milchsuppe und Kartoffeln besteht, genießen sie wieder zu Hause. Da ich gesehen, wie sie ihr Waldleben der schönsten Reize berauben, so begriff ich eher, was sonst räthselhaft erscheinen dürfte, warum auf dem Erzgebirg ein wahrer Mangel an Waldarbeitern stattfindet. Das Loos derselben ist sonst im Vergleich zu dem der Fabrikarbeiter oder Bergleute ein begünstigtes. Ihr Lohn ist verhältnißmäßig gut und dem Steigen der Lebensmittelpreise entsprechend erhöht; er beträgt im Durchschnitt wöchentlich zwei Thaler; im Sommer können sie es täglich auf einen halben Thaler bringen, und auch im Winter giebt das Anfahren des Floß-

und Kohlenholzes einigen Verdienst. Außerdem genießen sie manche Begünstigung, sie dürfen das Waldgras der entwässerten Sumpfstellen für sich mähen, sie werden bei der Erlaubnißvertheilung zum Leseholzsammeln bevorzugt und bekommen auch wohl ein Eckchen Waldboden, dessen Bestand besonderen Schädigungen ausgesetzt ist, billig zu Culturland abgelassen, so daß sie sich — was bei den anderen erzgebirger Proletariern, die keine Waldhut haben, eine Seltenheit ist — eine Kuh halten können. Außerdem ist durch Hilfskassen für Krankheits- und Sterbefälle gesorgt. Und dennoch mangelt es an Waldarbeitern in einer übervölkerten Landschaft, wo man bei so vielen Geschäften über schlechten Verdienst klagt! Hat das industrielle Leben schon so sehr dem Naturleben entfremdet, daß man ein wenig Regen und Sturm scheut? Oder fühlt man sich zu schwach zum Schwingen der Axt und der Rodehaue? —

Ganz anders ist das Verhältniß bei der das Holz im Wohnzimmer verarbeitenden Industrie. Diese leidet vielmehr durch den großen Zudrang von Arbeitern und die dadurch unausbleibliche Herabdrückung des Verdienstes.

Da ist zunächst die Korbmacherei, die sich zum fast ausschließlichen Sitze das hübsche Dorf Lauter bei Schwarzenberg erkoren hat. Es wohnen hier unter 2500 Einwohnern 400 Korbmacher. Im Winter, wo auch feierige Maurer und Zimmerleute dazu greifen, werden fast Haus für Haus Körbe geflochten. Ruthenkörbe, zu denen man die Weidenzweige weither beziehen muß, werden weniger gemacht, meist Spankörbe, deren Geflecht aus dünnen Bändern von gespaltenem Fichtenholz besteht, und neuerdings viel Coakskörbe aus berindeten Fichtenstangen und Aesten, welche einen halben Scheffel Coaks fassen. Das Geschäft scheint gut zu lohnen. Ein Pack viereckiger Spankörbe, deren 20 Stück in einander geschachtelt sind, erfordert etwa für 3 Ngr. Holz und kostet im Orte wenigstens 15 Ngr. Ein gewandter Arbeiter soll täglich ein Pack herstellen. Ein Coakskorb kostet 10 bis 12 Ngr.; vier Mann, die sich in die Hände arbeiten, können drei den Tag fertigen. Viele Lauterer ziehen mit den Flechtwaaren ihres Orts auf den Handel durch halb Deutschland. Daß der Verdienst der Korbmacherei den der Waldarbeit und mancher anderen Geschäfte ansehnlich übertrifft, zeigt schon das stattliche Aussehen der mit Birnbaumspalieren begrünten zweistöckigen Häuser. Zu verwundern ist nur, daß diese

nicht uneinträgliche Industrie auf dem Erzgebirge, wo sich ein gedeihliches Gewerbe sonst wie ein Lauffeuer verbreitet, hier isolirt geblieben ist. Fichtendickichte, welche Flechtwerk liefern, giebt es ja in Fülle in den Bergrevieren. Die Herren Förster werden sich freilich dies Gewerbe, das den Forstschutz nicht eben zur Sinecure macht, nicht herbeiwünschen.

Die Tischlerei hat sich an mehreren Punkten des Erzgebirgs zu einer kleinen Industrie ausgebildet. In der Annaberger Gegend werden Zimmergeräthe, in Olbernhau besonders Strumpfwirkerstühle gefertigt. Die Olbernhauer Stuhlbauer liefern die vielen in Sachsen gangbaren Stühle fast sämmtlich. Als die jüngste erzgebirger Holzindustrie ist die in Jöhstadt und noch bedeutender in Johanngeorgenstadt blühende Kunsttischlerei zu nennen. Vor vierzig Jahren lebten in der letztern Stadt drei Tischler, jetzt arbeiten daselbst 44 Meister mit etwa 90 Gesellen. Ein von der Wanderschaft heimgekehrter Tischler fing an, Kästchen, wie sie in Karlsbad den Kurgästen als Andenken geboten werden, zu fertigen. Anfangs machte er schlichte Nähkästchen aus Erlen- und Kirschbaumholz. Als sich dafür Absatz fand, stieg die Zahl der Arbeiter und die Mannichfaltigkeit der Arbeit. Es werden jetzt edle Holzarten und zum Schmucke Perlmutter und Neusilber verwendet, und man trifft auf den Lagern der geschickten Meister die zierlichsten Kästchen aller Art, zumal Schreibzeuge, Nähkästen, Thee- und Cigarrenbehälter und Sparbüchsen von so hübschen Formen, daß man leicht begreift, wie diese Waare von den Leipziger Messen aus reichen Absatz bis über das atlantische Meer finden konnte. Das Geschäft wird rein zunftmäßig und mit auffallender Vernachlässigung der Arbeitstheilung betrieben. Jeder einzelne Arbeiter macht ein Stück von Anfang bis zu Ende fertig, Jeder legt die Zierrathen aus Perlmutter und Argentan selbst ein, jeder Meister bringt seine Waare selbstständig zur Messe. Wie viel vortheilhafter würde man handeln, wenn ein besonders mit Kunstsinn Begabter die eingelegte Arbeit und ein anderer die Gießerei besorgte, wenn die zu einer Genossenschaft verbundenen Meister ihre Waaren durch einen gemeinsamen Abgeordneten auf der Messe vertreiben ließen! Hier wäre ein schönes Arbeitsfeld für ein organisatorisches Talent, wie das von Schulz-Delitzsch.

Ein anderer Sproß der Holzindustrie ist in der Gegend von Zschopau, zu Waldkirchen, Grünhainichen und Borstendorf erwachsen.

die mannichfaltigsten Gefäße, vom Salzfäßchen an bis zum Scheffel und Backtroge, alle erdenklichen hölzernen Küchengeräthe, allerlei Schachteln vom Formate der Schneeberger Schnupftabaksdöschen bis zur Hutschachtel, alle Kaliber von Bretterkisten zum Verpacken von Waaren werden hier massenweise gefertigt. Man rechnet gegen 1200 Arbeiter, welche 1800 Frauen und Kinder, deren viele mit helfen, ernähren. Der Arbeitslohn, der bei den Kisten etwa den dritten Theil des Verkaufspreises ausmacht, ist zwar im Verhältniß zu dem der Bremer Cigarrenkistenmacher, die sich wöchentlich auf drei bis sieben Thaler stehen, ein geringer, im Vergleich aber mit dem Verdienste der nun zu erwähnenden erzgebirger Holzarbeiter ein genügender.

Es sind dies die Bewohner des Gebirgs von Seifen im Gebiete des Flöhaflusses. Wohl kein Fabrikat des Erzgebirgs wird von den Verbrauchern mit solcher Freude in Empfang genommen, als die Waaren des Seifener Bezirks. Denn was ist selbst das wohlgefällige Lächeln einer Dame, die eine neue Spitzenmantille umlegt, im Vergleiche zu dem Jubel der Kinder, denen der vom Jahrmarkte kommende Vater oder der heilige Christ ein Huppmännle, einen Kukuk oder einen Noahkasten beschert? Weder der launigste Dichter, noch der possirlichste Komiker können sich rühmen, so viele Gesichter zu herzinnigem Lächeln gestimmt zu haben, als die schlichten Bewohner des erzgebirgischen Sonneberg, denen wir einen Besuch abstatten wollen.

Ein anmuthiger Weg führt von dem schmucken Olbernhau zwischen schönen Waldbergen längs des muntern, manche Sägemühle und Fabrikanstalt treibenden Flöhaflusses empor zu dem engen Thale, in dem die aus vielen verstreuten Hütten und Häusern bestehenden, großen Dörfer Seifen und Heidelberg liegen. Hier, wie in den Nachbarorten Deutschneudorf, Katharinenberg und Einsiedel, wird fast in jedem Hause für den heiligen Christ gearbeitet. In den saubern Stuben der Schindelhäuschen sind Eltern und Kinder, Knaben wie Mädchen, mit Drechseln, Schnitzen, Leimen und Anstreichen beschäftigt.

Die Theilung der Arbeit ist hier vollkommen durchgeführt. Zunächst betreibt jeder Ort gewisse Kunstzweige vorzugsweise. Olbernhau, das sonst Gewehre fabricirte, fertigt die niedlichen harmlosen Flintchen, aus denen man mit Erbsen schießt; in der Ober-

lochmühle werden Kegelspiele, in Deutschneudorf Feder-, Nadel- und Streichholzbüchsen gedrechselt; Olbernhau und Rübenau liefern Schachteln zum Verpacken der tausenderlei Herrlichkeiten, Heidelberg excellirt durch seine Thierfiguren.

Aber selbst jedes einzelne Haus dieser Orte cultivirt seinen besonderen Kunstzweig. In dieser Hütte pflegt man das niederländische Genrebild, der Mann drechselt Bauern, für welche die Frau Schubkarren zusammenklebt und auf welche ein Mädchen buntgemalte Aepfel anheftet. Im Nachbarhäuschen geht es zu wie im Atelier Horace Vernets. Der Vater liefert ein Regiment rothhosiger Franzosen in kürzerer Zeit, als selbst der große Pariser Schnellmaler; die Mädchen setzen denselben in die von Gloire und Firniß glänzenden Gesichter die Näschen an, die alle genau nach dem Regimentsmaß aus Holzpflöckchen geschnitzt sind. Die Hütte daneben ist Meißen im Kleinen, man drechselt die niedlichsten Tafelgeschirre und verwandelt durch Firniß das Holz zu Porzellan. Hier wohnt ein Bildhauer, der wie ein Thier-Wolff oder Kiß besonders in Pferden macht, er sägt mit seinem Sohne Rößlein, auf denen die menschliche Figur dereinst gewiß behaglicher sitzt, als die Kiß'sche Amazone auf dem ihrigen. Das ist das Atelier einer ganzen Familie von Plastikern, die alle möglichen Thiergestalten gleichsam aus dem Aermel schütteln; der Sohn fertigt täglich 10 Schock Thiere, welche die Schwester bemalt, der Alte fügt, wie Ruben zu den Snyder'schen Bildern, die menschlichen Figuren hinzu, und der Noahkasten ist fertig. Doch man müßte ein Buch schreiben, um von all' diesen Künstlerwerkstätten zu berichten.

Um Zeit zu ersparen, wird alles Spielzeug, wo es nur immer thunlich ist, nicht durch Schnitzen, sondern durch Drechseln hergestellt. Es giebt eine Anzahl Werkstätten, in denen zwanzig und mehr Drechsler an den vom Wasser getriebenen Drehbänken thätig sind. Da ist denn ein Schnurren der Räder, ein Zischen und Wiehern der in das Holz eingreifenden Dreheisen, ein Umhersausen von Spänen, daß man fast verwirrt werden könnte. Die Drechsler aber betreiben ungestört ihre zu bewundernswerther Geläufigkeit gewordene Arbeit. Dort steckt eben einer eine dünne Holzwalze auf, in fünf Minuten ist sie in ein halbes Schock zierlicher Tellerchen verwandelt. Ein Anderer klemmt eine Scheibe aus Kiefernholz von einem Fuß Durchmesser zwischen die Dörner seiner Drechselbank.

In weniger als einer Minute ist sie in ein Schock Kühe, Pferde oder Schweine verwandelt. Man schüttelt ungläubig den Kopf, wenn er sein Werk vorlegt, denn man sieht darin nur eine mit sonderbaren Furchen und Simsen verzierte, in der Mitte durchbrochene Holzscheibe, die weit mehr dem Sitzkissen eines Staatshämorrhoidarius, als einer Thierheerde ähnelt. Das ist aber ein „Kranz oder Reif“, der sich wie ein Polyp durch Spaltung in Einzelthiere verwandelt. Durch zwei Hiebe mit dem Meißel spaltet der Künstler einen Ausschnitt aus dem Kranze, so wie man aus einer Torte ein keilförmiges Stück ausschneidet, und reicht es uns dar. Jetzt erkennt man wirklich die vollkommen getroffene Gestalt des Pferdes, das nur noch, wie die ältesten griechischen Bildsäulen, geschlossene Beine hat. Ein Kind läßt ihm einige Nachhilfe in Form und Farbe angedeihen und eins der bewunderten Thiere ist fertig, wie sie so holdselig zwischen Lebkuchen und Christstollen paradiren.

Hat man in den verschiedenen Künstlerwerkstätten die außerordentliche Productivität dieser Bildschnitzer und Maler bestaunt, so wünscht man wohl in einem Ausstellungsgebäude einen Ueberblick über die Leistungen der gesammten Kunstschule zu gewinnen. Dazu bieten die dreizehn Verlagsgeschäfte von Seifen und Olbernhau und die umfangreichen zehn Geschäfte von Waldkirchen reichliche Gelegenheit. Der Preiscourant eines solchen Hauses enthält über 2000 Nummern. Man trifft da menschliche Figuren, von der steifsten Fetischform bis zur automatenähnlichen Gliederpuppe, Pferdchen von der Statur der Maus bis zur halben Ponygröße, Möbel und Puppengeschirr aller Art und Güte für die Ausstattung von Puppenzimmern, Schachteln mit Jagden und Schäfereien, Noahkästen mit so idealen Thieren, daß sie dem naturfeindlichsten Nazarenermaler gefallen könnten; Walhallas, in denen Russen und Franzosen nach vollbrachter Schlacht friedlich gedrängt zusammenlagern, Schachteln mit Städten und Dörfern (deren Häuser noch uniformer sind, als etwa die von Mannheim oder einer Londoner auf Speculation gebauten Gasse), klingende Kästen mit allerlei Musik und mit Tanz- und Zappelfiguren. Manche dieser Spielzeuge werden viele Menschengeschlechter hindurch in derselben Form gesucht und gefertigt; der Kukuk, den der Enkel braucht, ist jenem seit lange dem Stoffwechsel verfallenen Kukuk, den der Großvater rufen ließ, aufs Haar ähnlich. Andere Spielwerke dagegen erfahren den

Einfluß der Mode fast so sehr als andere Kunstwerke. Namentlich gilt dies von den Soldaten. Wer könnte jetzt noch Geschäfte mit den Gestalten machen, die die Heroen meiner Kinderzeit waren, mit griechischen Klephten und Palikaren? Darum streben denn auch die Verlagshändler mit dem Zeitgeiste Schritt zu halten, was indeß, wie mir scheint, in Sonneberg noch rascher und gewandter geschieht, als hier.

Ein Vortheil, der mir ein wesentlicher dünkt, scheint von keinem dieser Industrie-Orte ausgebeutet zu werden, nämlich die Berücksichtigung des Nationalgeistes der kleinen Kunden. Für die Kinder der Yankees müßte die Dorfschachtel Häuschen enthalten, welche das hinterwäldische Blockhaus darstellen; für sie müßten die Kriegerschachteln Indianer und geputzte Sternenbanner-Milizen kaserniren; ihre Flintchen müßten die „Rifles" nachäffen. Wie vortrefflich versteht man das in England, namentlich in Birmingham; da findet der Hindu, der Neger und der Hawaier Waaren, die ihn durch ihren echt nationalen Duft förmlich bezaubern müssen, die dort gefertigten Götzenbilder müssen dem eigensinnigsten Heidenpriester gefallen.

Die Ausfuhr der sächsischen Spielwaaren nach Amerika beläuft sich über Bremen auf 30,000, über Hamburg auf 250,000 Thaler (der Thüringer Export dürfte das Doppelte betragen); der Verkauf im Inlande wird auf 120,000 Thlr. geschätzt. Also wäre der gesammte Verkaufswerth der sächsischen Spielwaaren etwa gleich 400,000 Thaler.

Dabei springt indeß für die Arbeiter ein gar kleiner Verdienst heraus. Sie verkaufen die auf eigne Rechnung hergestellten Waaren an den Verleger, dem sie dieselben oft meilenweit zutragen. Nun sind aber, wie die Leute seufzend erzählen, die Preise der Rohstoffe, vom Holze bis auf den Leim, ebenso regelmäßig gestiegen, als die Verkaufspreise ihrer Producte gesunken sind. Der Materialwerth beträgt bei gewöhnlichen Spielwaaren 40 bis 50 Procent, bei fein gemalten etwa 33 Procent des Waarenwerthes. Die Preise der Waaren sind erstaunlich gering. Das Schock der oben erwähnten Schubkärrner, welche Aepfel transportiren, kostet 22 Ngr., und wöchentlich kann Mann und Frau nur vier Schock fertig bringen. Von den zierlichen, mit Kupfer und Porzellan wetteifernden Puppenküchen-Geschirren kostet das Dutzend Schachteln $1\frac{1}{3}$ Thlr., und

an vier Dutzenden arbeiten zwei Erwachsene und ein Kind eine ganze Woche, darum glaubt man den Versicherungen der Sachkundigen gar wohl, die nachrechnen, daß, da die meisten Arbeiter jährlich höchstens für 100, oder mit Beihilfe ihrer Frauen für 150 Thlr. Waaren herstellen, der Wochenverdienst eines Mannes höchstens 20 Ngr. bis 1 Thlr., der der ältern Kinder nur 10 bis 15 Ngr. betrage. Einzelne Familien sollen wöchentlich 2 bis 2½ Thlr., besonders geschickte Arbeiter für Herstellung der feinen Waaren bis 4 Thlr. verdienen.

Die Anzahl der im Seifener Bezirke mit der Verfertigung von Spielwaaren Beschäftigten soll sich auf 1500 männliche Erwachsene mit 2500 Angehörigen belaufen; im Bezirke von Waldkirchen lebt eine kleinere Zahl derselben.

Eine Vergleichung dieses Industriebezirks mit dem ähnlichen Sonneberger in Thüringen, zu welcher man sich auf jedem Schritte angeregt fühlt, muß ich mir hier versagen, um noch Raum zu gewinnen für die letzte Gruppe der Waldvasallen, nämlich für den erzgebirger Bezirk, der das Thüringer Neustadt am Rennsteige darstellt. Dies ist das Dorf Bernsbach bei Schwarzenberg, woher ein großer Theil der Raucher, welche ihre Pfeife auf die urväterliche Art anstecken, den süß duftenden Zunder des Feuerschwammes beziehen. Gleich ihren thüringer Collegen müssen die Bernsbacher den Rohstoff aus weiter Ferne beziehen; denn wo gäb' es in unsern civilisirten Wäldern noch alte Buchenstämme und Stöcke genug, an denen der Zunderpilz erwachsen könnte? Der rohe Schwamm kommt aus den Urforsten der buchenreichen Karpathen, scheint aber auch dort in der Bukowina immer spärlicher zu werden, da man trotz des seit 20 Jahren von 5 Thlr. auf das Doppelte gestiegenen Preises für den Centner nicht mehr genug geliefert bekommt. Jetzt „reißen sich“ die Schwammleute förmlich darum, wenn einmal eine Fuhre ankommt. Man läßt den rohen, lederharten Pilz durch Gährung erweichen, tränkt ihn mit Lauge und reibt und reckt ihn zu manchmal tischgroßen „Zungen“, welche durch Bernsbacher Hausirer nach Leipzig und von da „üm und üm“ verführt werden.

Die thüringer Schwammleute haben sich für den Ausfall ihres urväterlichen Geschäfts durch die Verfertigung von Streichhölzern zu entschädigen gesucht. Auf dem Erzgebirg hat dieser neue Industriezweig, der in andern Gebirgen, namentlich auf dem Harze (z. B.

in Andreasberg) blüht, noch keine rechte Wurzel gefaßt. Man bezieht die Hölzer aus Böhmen und versieht sie hier blos mit Zündmasse. Sollte die Scheu vor dieser Industrie eine Nachwirkung des Brandunglücks sein, welches durch eine solche kleine Fabrik über die Stadt Oberwiesenthal gekommen ist?

Ueberblicken wir auf der Karte die Ortschaften, in denen Holzindustrie herrscht, so fällt uns zum Unterschiede von andern Manufacturen das Sporadische derselben auf. Am östlichsten Ende die Spielwaarenbezirke, am westlichsten, in dem außer unserm Kreise liegenden Voigtlande, die Toninstrumenten-Orte, dazwischen wie einzelne Oasen: Lauter, Bernsbach und Johanngeorgenstadt. Bei einigen Holzgewerben liegt die Ursache ihrer Localisirung klar vor Augen. Die Stuhlbauerei entstand in Olbernhau, weil hier Buchenholz in Auswahl zu haben ist; die Spielwaaren-Manufactur (von deren Geschichte ich am Orte leider nichts erfahren konnte, als daß sie seit etwa hundert Jahren betrieben werde) erblühte aus gleichem Grunde in Seifen. Die Kunsttischlerei kam gerade in Johanngeorgenstadt auf, weil sie nur ein Ausläufer von älteren Geschäften im benachbarten Karlsbad ist. Aber warum entstand und beschränkte sich die Korbflechterei auf Lauter, die Schwammbereitung auf Bernsbach? Hier läßt uns die Methode der Geschichtsforschung, welche aus den geographischen Grundbedingungen heraus den Verlauf der menschlichen Geschicke zu deuten strebt, im Stiche. Wir kommen, wie bei der Kunstgeschichte, auch in der Industriegeschichte zuletzt oft auf unerklärliche „Zufälligkeiten“. Denn daß ein denkender Kopf, der das Korbflechten aus den Zweigen der heimischen Fichtenwälder ins Große trieb, gerade in Lauter geboren wurde, ist im Grunde eine nicht geringere Unerklärlichkeit, als daß Lessing in Kamenz das Licht der Welt erblickte.

Kleine Industriezweige des Erzgebirgs.

Industriekarte des Erzgebirgs. — Metallarbeiter. — Das Silber, Blei, Arsen, Wismuth und Nickelmetall. — Kupfer- und Eisenhämmer. — Nagelschmiede. — Blech- und Löffelschmiede. — Die Nadler. — Kalkbrenner und Glasmacher. — Serpentindrechsler. — Flachsbereitung. — Laboranten. — Posamentirer. — Uhrmacher. — Bürstenbinder.

Eine erwünschte Zugabe zu jeder Karte eines civilisirten Landes wäre unstreitig eine bildliche Darstellung der räumlichen Verbreitung der Industriezweige desselben. Denken wir uns eine solche für das Erzgebirge hergestellt. Die ganze Landschaft trägt eine rothe Grundfarbe, die im Westen, von Eibenstock an, lichter ist; dieselbe bedeutet die überall verbreitete Frauenindustrie des Klöppelns und Stickens. Die zahlreichen, auf diesen Grund schraffirten Stellen sind die montanistischen Bezirke, wo Berg- und Hüttenbau blüht. Die hellblauen, besonders längs der Flußläufe angebrachten Punkte stellen die Spinnereien dar, die veilchenblaue Fläche, welche Chemnitz umgiebt, umfaßt die Strumpfwirkerorte. Die kleinen grünen Inseln bezeichnen die industriellen Vasallen des Waldes, die Holzarbeiter; die schwarzen Stellen, die sich besonders um Schwarzenberg zusammendrängen, bedeuten die Eisenarbeiter, die Blech-, Löffel- und Nagelschmiede. Die Annaberger Gegend finden wir voll hochgelber Punkte, welche die Posamentirerorte vorstellen. Mit Ockergelb ist das Weichbild von Altenberg und Johanngeorgenstadt bezeichnet, wo Strohflechterei getrieben wird. Zöblitz ist dunkelgrün übermalt, als Sitz der Serpentindrechselei; mehrere weiße Punkte deuten Kalkbrennereien und die Marmorarbeiter Krottendorfs an; ein dunkelblauer Fleck markirt die Lößnitzer Schieferarbeiter. Fast kommen wir in Verlegenheit, genug Farben aufzutreiben, um all die kleinen Industrieinseln des Erzgebirgs hinzuzufügen. Denn da sind noch übrig die Nadlerorte des Gebirgskammes, der Bürstenbinderbezirk von Schönheide, die Regenschirmindustrie Grünhains, die Schuhmacherstadt Zwönitz, die Arzneibereitung um Eibenstock und manche andere Gewerbe, die eine räumlich sehr beschränkte Verbreitung haben.

Nach Anschauung dieser imaginären bunten Karte wird man mich hoffentlich entschuldigen, wenn ich manche jener kleinen Industriebezirke, die sich zwischen den industriellen Großstaaten wie ein Monaco oder ein San Marino ausnehmen, nur flüchtig erwähne oder gar einzelne derselben ganz übergehe.

Den Anfang mögen, wie es für ein Erzgebirge billig erscheint, die Verarbeiter der Metalle machen.

Vom erzgebirger Silber wird nur ein sehr kleiner Theil an Ort und Stelle verarbeitet. Die früheren Münzwerke der Bergstädte sind lange eingestellt, und Silberschmiede können nur in großen, reichen Städten gedeihen. Etwas Gold und Silber wird in Freiberg verarbeitet, wo man Kupferdraht mit edlen Metallen überzieht und denselben zu Spitzen, Borden und Tressen verwendet. Gegen 700 Menschen sollen mit der Verfertigung dieser Lyoner Arbeiten beschäftigt sein, deren Herstellung zu besichtigen jedem Fremden zu empfehlen ist. Die meisten Maskenballritter und Theaterprinzessinnen Deutschlands glänzen in solchen Freiberger Zierrathen.

Das vom Silber befreite Blei kommt größtentheils roh oder als Glätte in den Handel. Eine Schrotgießerei, die im Jahre 1856 4361 Centner Schrot und 31 Centner Posten und Kugeln fertigte, und eine Bleiwaarenfabrik, die 85 Centner Draht und 570 Ctr. Röhren für Wasser- und Gasleitungen herstellte, bestehen in Freiberg.

Obgleich auf dem zinnreichen Erzgebirge nach altväterlicher Sitte bei den Mittelclassen mancherlei Zinngeschirre in Gebrauch sind, bestehen doch daselbst, seit das Stanniolwerk zu Olbernhau eingegangen ist, keine größeren Anstalten zur Verarbeitung dieses Metalles. Ein nicht ganz unbeträchtlicher Theil des heimischen Zinnes wird als blinkender Ueberzug der Blechlöffel in's Ausland verfahren.

Die den Laien fast beängstigende Menge des erzgebirger Arseniks geht zum größten Theile als Giftmehl an verschiedene auswärtige technische Anstalten, Farbenfabriken, Glashütten und dgl. Einen sehr kleinen Theil desselben verwenden die vom Erzgebirge, namentlich von Geyer, ausgehenden Kammerjäger gegen Schaben und andere Feinde civilisirter Menschen.

Das Wismuth wird roh ausgeführt. — Wohl das meiste, in den Blaufarbenwerken in Form kleiner Würfel dargestellte Nickelmetall wird in zwei erzgebirgischen Fabriken durch Zusammenschmelzen mit Messing in die wegen ihrer Farbe und ihres Glanzes

Neusilber genannte Legirung verwandelt. Die eine dieser Fabriken (Auerhammer bei Schneeberg) ist von dem Erfinder dieses Metallgemisches, dem Doctor Geitner, gegründet. Die größte Masse dieses german silver, welches auf dem Erzgebirge zur Verarbeitung kommt, scheint die zu sein, welche die Kunsttischler Johanngeorgenstadts zu ihren eingelegten Arbeiten verwenden.

Ein Kupferhammer ist, verbunden mit einer Saigerhütte, zu Grünthal in Betrieb. Er lieferte im Jahre 1856 durch 23 Arbeiter 5667 Centner Kupferwaaren. Die Gelbgießerei wird besonders in dem benachbarten Olbernhau ausgeübt.

Der Eisenhämmer, welche das von den Hoch- und Frischöfen hergestellte Metall zu Stäben, Zainen und Blechen verarbeiten, giebt es eine ansehnliche Zahl besonders im westlichen Theile des Erzgebirgs. Die Hammerschmiede sind, wie überall, sehnige, schwielenhändige, schlichte, biedere Leute, die hier, wie auf dem Thüringer Walde, wegen ihrer Unkenntniß der Welt und ihrer Leichtgläubigkeit nicht selten gehänselt werden.

Das heimische Metall und außerdem eine nicht unansehnliche Menge fichtelgebirger und schlesischen Eisens wird von einer großen Anzahl von Schmieden verarbeitet. Die Instandhaltung des Gezähes der Bergleute allein erfordert viele kräftige Arme. Auffallenderweise giebt es auf dem Erzgebirge keinen Messerschmiedebezirk, obgleich im Alterthum Zwickau dieses Handwerk im Großen betrieben hat. Dagegen sind die Blecharbeiter und Nagelschmiede reich vertreten.

Von Nagelschmieden lebten im Jahre 1849 611 Meister, Gesellen und Lehrlinge auf dem Erzgebirge. Die meisten zählte die Schwarzenberger Gegend, nämlich 118, Elterlein 96, Rübenau 86, Scheibenberg 72. Es wurden von ihnen 925 Familienangehörige ernährt. Dies mag ihnen neuerdings sauer genug werden, denn ihr Gewerbe ist eins von denen, welche durch die fortgeschrittene Mechanik sehr gelitten haben. Es trägt eben nur noch einen „Hungerlohn". Das Publikum bevorzugt die Maschinennägel, die sich zwar nicht nieten lassen, aber sich durch ihre scharfen Kanten fest einbeißen, um noch fester einzurosten, und die nur den dritten Theil der geschmiedeten Nägel kosten. Schon sind auf dem Erzgebirge selbst, zu Wildenthal, Mittweida und Elterlein, einige kleine Nagelfabriken im Gange. Großartige, täglich Millionen Nägel herstellende

Fabriken, wie sie in England und der Rheingegend bestehen, werden auf dem Erzgebirge, wo das Brennmaterial theurer ist als dort, kaum aufkommen können.

Blecharbeiter lebten im Jahre 1849, und zwar am dichtesten in den Dörfern um Schwarzenberg, 683 mit 950 nicht bei dem Handwerke thätigen Angehörigen. Auf Schönheide kamen 188, auf Lauter 155, auf Bernsbach 150, auf Beierfeld 122. Die dazu gerechneten Klempner stellen Ofenröhren, Kaffeetrommeln und andere Waaren für den Handel her; die Löffelschmiede fertigen überzinnte Blechlöffel, von denen das Erzgebirge jährlich gegen 300,000 Dutzend liefern soll. Ein „Plattenschmied" fertigt mit seinem Gesellen aus dünnen Eisenstäben täglich 25 Dutzend „Platten" (d. h. rohe, noch nicht ausgetiefte spatelähnliche Löffel), erhält für das Dutzend 4 Ngr., und steht sich wöchentlich bis auf 2 Thaler. Der Hohlmacher, der in einem Tage die breiten Enden von 25 Dutzend dieser Spatel auf einem ausgebogenen Ambose austieft, verdient 6—10 Ngr. Der so entstandene rohe Löffel muß nun noch beschnitten, befeilt, glattgehämmert, polirt, gebeizt und verzinnt werden, so daß jedes dieser wohlfeilsten Eßwerkzeuge, durch welche die Holzlöffel fast ganz verdrängt sind, 23 Mal durch die Hand gehen muß. Die einzelnen Geschäfte dieser Löffel-Hausindustrie werden meist in verschiedenen Häusern betrieben, deren Arbeiter die fertigen Waaren an die „Fabrikanten" abliefern. Eine eigentliche Löffelfabrik, welche alle Arbeiten in einem Locale verrichten läßt, besteht im bescheidenen Maßstabe zu Lauter; die Schönheit ihrer Waare liefert den Nachweis, daß auch hier, wie in andern Zweigen, der eigentliche Fabrikbetrieb die Hausindustrie überflügelt.

Die besonders auf der Höhe des Gebirges, z. B. in Oberwiesenthal, zahlreichen Nadler leiden sehr an gedrückten Löhnen, und ihre Anzahl verringert sich deshalb jährlich. Um einer Stecknadel ihren aus einem spiralförmig gewundenen Drahtröllchen vorgebildeten Kopf fest aufzusetzen, muß der Nadler fünf bis zehn Mal mit einem schweren Stahlstempel klopfen, und erhält für die Stempelung von tausend Stück 8 Pfennige; er muß Fuß und Hände sehr gewandt und ausdauernd regen, um an einem Tage 8—9000 fertig zu bringen. So kommt es, daß die Nadler sich kaum auf 1 Thaler die Woche stehen und selbst in wohlfeiler Zeit Noth leiden würden, wenn nicht der Klöppelverdienst der Frauen und der kleine Feldbau einigen Zuschuß lieferten.

Der Schooß der Erde liefert den Erzgebirgern außer den Metallen einige andere Rohstoffe zur Verarbeitung. Wo Kalklager in den Gneis eingebettet sind, ragen große kastellähnliche Kalköfen empor, deren Producte bis nach Böhmen gehen. Die Gegend von Lößnitz, wo gewaltige Lager dünnspaltigen und glatten, dunkelblauen Schiefers aufgeschlossen sind und ausgebeutet werden, kann mit der Zeit bei schwunghaftem Betriebe ein zweites Lehesten werden und auf dem ziegelarmen Erzgebirge die Schindeldächer verdrängen. Ein Pottery-Bezirk, wie Staffordshire oder der Thüringer Wald, konnte das Erzgebirge nicht werden, weil ihm dazu die geeigneten Thonerden fehlen. Die Kaolin-Grube bei Aue, welche dem Erfinder des deutschen Porzellans die erste Masse lieferte, ist erschöpft; und die einzige Porzellanfabrik des ganzen Erzgebirges, die Zwickauer, bezieht den Kaolin aus Böhmen, den Feldspath aus Skandinavien und nur den Quarz aus Sachsen. Außer den jungen Zwickauer Glasfabriken ist mir auf dem Erzgebirge nur eine einzige Glashütte vorgekommen, und zwar in der Nähe von Karlsfeld auf dem Gebirgskamme. Vergleicht man die Zahl der Glas- und Thonwaarenfabriken des Erzgebirges mit denen Böhmens, des Fichtelgebirges oder des Thüringer Waldes, so wird man recht lebhaft daran erinnert, wie die geologische Beschaffenheit einer Landschaft bedingend auf ihre Industrie-Verhältnisse einwirkt. Die für das Erzgebirg am meisten charakteristische Verarbeitung von Mineralien ist die Serpentindrechselei von Zöblitz (bei Marienberg). Wohl finden sich an vielen Orten des Erzgebirgs und anderer Gebirge ganze Berge, deren Felskern aus Serpentin besteht; aber nur die Zöblitzer Felsmasse enthält Serpentinlagen, die, frisch dem Bruche entnommen, sich leicht verarbeiten lassen. Die am leichtesten zu gewinnenden und darum am meisten verwandten Lagen bestehen aus dunkelgrünem, schwarzadrigem Serpentin; es finden sich aber an derselben Stätte eine Menge Spielarten des Gesteins von gelber, rother, blauer und schwarzer Farbe und von mannichfaltiger Zeichnung, welche bald Flecken, bald Streifen, Wolken, moos- oder baumähnliche Muster darstellt. Man fertigt daraus die als Magentröster weit und breit beliebten Wärmsteine, ferner allerlei Dosen und Büchsen, Schreibzeuge, Briefbeschwerer, Gewichte, Leuchter und Denkmale für Friedhöfe. Die Serpentindrechsler von Zöblitz bilden eine Innung von 40 Meistern, welche etwa 200 Familienglieder ernähren. Sie zer-

sägen das frischgebrochene Gestein in passende Stücke und stellen auf einer schlichten Drechselbank daraus vielerlei runde Gegenstände dar, denen man eine leichte Wachspolitur giebt. Die Steinbrüche werden so wenig kunstgemäß betrieben, daß man größere Stücken selten gewinnt und an manchen Stellen durch das angesammelte Wasser am Abbau gänzlich verhindert ist. Auch sonst leidet das Gewerbe, dessen jährlicher Productionswerth auf 10,000 Thaler geschätzt wird, sehr an den Mängeln des Kleinbetriebs, welche neuerdings um so mehr hervortreten, als die Porzellan- und Glasfabriken, sowie die Marmorschleifer und Alabasterdrechsler anderer Gegenden eine bedrohliche Concurrenz eröffnet haben. Schon haben die Porzellanreibschalen in manchen Officinen die dunkelgrünen Geschirre verdrängt, welche früher in der Phantasie der Laien für einen officinellen Bestandtheil jedes Apothekerstilllebens galten. Seit Kurzem sind die Serpentinbrüche in den Besitz einer Gesellschaft übergegangen, welche einen Serpentin-Actienverein zur Gewinnung und Verarbeitung des in seiner Art einzigen Gesteins zu stiften beabsichtigt. Es wird nicht schwer fallen, dem in mannichfaltigen schönen Farben und Zeichnungen vorkommenden und einer feinen Politur fähigen Serpentine, der so leicht zu gestalten ist, in der baulichen Ornamentik eine weit größere Geltung und Verbreitung zu erwerben, als er bisher gefunden hat.

Unter den Verarbeitern der Pflanzenerzeugnisse des Erzgebirgs verdienen neben denen, die früher als Vasallen des Waldes beschrieben wurden, die Angehörigen zweier seltsam contrastirenden Industriezweige Erwähnung. Der eine ist jung und im Aufblühen und wird von den Behörden huldreich gefördert; der andere ist alt, von derselben Regierung streng überwacht und beschränkt. Jenes ist die Flachs-, dieses die Arzneibereitung. Anstalten zur zweckmäßigen Röstung und anderweiten Vorbereitung des Flachses sind in neuester Zeit an mehreren Orten, zuerst durch die Anregung der Staatsregierung, in Betrieb. Wir wünschen nicht nur diesen Anstalten, welche die auf dem Erzgebirge trefflich gedeihende Pflanze an Werth erhöhen, alles Gedeihen, sondern hegen auch den Wunsch, daß dereinst auch die ein beträchtliches Capital erfordernden Flachsspinnmaschinen auf dem Erzgebirge das heimische Product verarbeiten werden.

Das Laborantengeschäft, d. h. die von Laien betriebene Arzneibereitung für den Handel, hat als Mittelpunkt Eibenstock und wird jetzt noch am stärksten in dem benachbarten Dorfe Bockau betrieben. Jedenfalls entstand dieses Gewerbe, wie die ähnlichen Schlesiens und Thüringens, in früheren Jahrhunderten aus dem Handel mit rohen, einheimischen Arzneipflanzen, wie denn noch jetzt der Verkauf von Arnika, Waldmeister, Drudenmehl und Bärenwurzel ein Hauptbestandtheil desselben ist. Daran knüpfte sich allmälig der Anbau von Heilpflanzen, z. B. des Baldrians und des Rhabarbers, in Gärten. Bockau baut unter andern jährlich an 1000 Centner Angelikawurzeln, so daß nach dem Sprichwort die Bewohner jenes Dorfes am Engelswurzel-Dufte so sicher erkannt werden, als die Provisoren an ihrem officinellen Parfüm. Allmälig wagten sich die laienhaften Droguisten auch an die eigentliche Pharmacie; sie fertigten Räucher- und Zahnpulver, Pflaster, Pillen und Tropfen, Liquor, Stoughton („Stockdumm"), Karmelitergeist und besonders den weltbekannten Schneeberger Schnupftabak, den Gedächtnißstärker und Allesheiler, von dem Bockau noch jetzt gegen 20,000 Dutzend Schachteln in die Nießwurz bedürfende Welt hinaussenden soll. Auch der „Universal-Balsam" erfreut sich im Zeitalter Humboldts nicht nur in Dörfern, sondern auch in manchen Städten großen Credits. Zum Rufe dieser Arzneien (deren Gebrauch aus den Etiketten noch leichter zu erlernen ist, als die Anwendung der homöopathischen Hausmittel) trugen nicht am wenigsten die wandernden Hausirer bei, welche — zum großen Theile aus Sosa stammend und häufig in Bergmannstracht gekleidet — mit ihren „Buckelapotheken" bis nach Polen zogen und den cursirenden Erzählungen nach lange vor den heutigen Barnums aller Art in Reclamen, Puffs und allen Arten zu „kläppern" Meister waren. Immer schenkt der große Haufe besonders gern Autodidakten bereitwilligst Glauben. So fanden auch diese hausirenden Olitätenhändler, die jeden Käufer zum Selbstarzt promovirten, vielen Absatz und ihr Geschäft war ein sehr einträgliches, bis die Aerzte, welche durch nüchterne Beobachtungen den Glauben an Universalmittel aufgegeben und die Schädlichkeit der von Laienhänden bereiteten, verordneten und ausgegebenen Arzneien erkannt hatten, ernstlich wider diesen Arzneihandel einschritten. Daß auch die mancherlei modernen Medicaster, welche in Zeitungen und Flugschriften

ihre unfehlbaren Heilmittel dem leichtgläubigen Laien aufschwatzen, mit gleichem Maße gemessen werden sollten, fordern die gemaßregelten Laboranten nicht ohne Grund. Die Arzneifabrikation des Erzgebirgs ist nunmehr von der Medicinalpolizei so mit Schranken umzogen, daß sie möglichst wenig Schaden anrichten kann und mit dem Absterben ihrer jetzigen Betreiber eingehen muß. Jetzt sollen nur noch sechs Laboranten leben. Der Anblick der letzten Ueberreste eines alten Gewerbes hat fast immer etwas Elegisches; über das Eingehen des Laborantenthums kann sich indeß auch der Sentimentalste durch den Trost beruhigen, daß Niemand dabei verarmt ist, und daß somit ein mit Recht zum Tode verurtheiltes Gewerbe wenigstens die mildeste Form jener Strafe zu erleiden hat, den sanften Tod des Alters.

Einen weit traurigern Anblick gewährt ein anderer verwelkender Industriezweig, den gewiß jeder gern grünen und blühen sähe, nämlich die im Jahre 1590 durch holländische Einwanderer auf das Erzgebirge verpflanzte Posamentenwirkerei, welche ihren Hauptsitz in Annaberg hat. Die meisten Posamentirstädte liegen fast genau auf einer von Chemnitz südlich bis Oberwiesenthal gezogenen Linie, von der auch Annaberg, Buchholz und Wolkenstein nur wenig nach Osten abweichen. Im Jahre 1849 zählte man 6013 Arbeiter (Meister, Gesellen und Lehrlinge), welche 6219 Familienglieder zu ernähren hatten. Auf Annaberg kamen 1444, auf das angrenzende Buchholz 1300, auf Geyer 962, auf Scheibenberg 424, auf Schlettau 357, auf Wolkenstein und auf Oberwiesenthal je 285, auf Johanngeorgenstadt 130 Arbeiter. Die Meister dieses zünftigen Gewerbes arbeiten gleich den übrigen Hausindustriellen nicht für eigne Rechnung, sondern für Verlagsgeschäfte, von denen die größten in Annaberg und Buchholz bestehen. Der Umsatz des Geschäftes wurde im Jahre 1855/56 auf 1,187,000 Thaler geschätzt. Die Posamentirer müssen schon in früheren Jahrhunderten den einstigen Verfall ihres Geschäfts geahnt haben; zufolge ihrer Beschwerden wurden die Bandmühlen, welche bedeutende Ersparniß an Arbeitern herbeizuführen drohten, schon im 17. Jahrhundert in Holland und ganz Deutschland verboten, und in Kursachsen erst im Jahre 1765 erlaubt. Mußte doch selbst der um die gesammte Weberei unsterblich verdiente Jacquard sich in unserm Jahrhundert von seiner Heimat Lyon gefallen lassen, daß man ihm seinen ersten

kunstreichen Webstuhl zerschlug und ihn selbst mit dem Tode bedrohte. Auch in Sachsen ließen sich die Posamentirer ähnliche Frevel zu Schulden kommen, sie zerstörten 1702 eine Bandmühle in Zschopau. In Annaberg hat man in neuester Zeit das rechte und vielleicht einzige Mittel ergriffen, welches das schwer erkrankte Gewerbe wieder zu kräftigen vermag; man hat eine Posamentirerschule errichtet, in der junge Leute gründlichen theoretischen und praktischen Unterricht in ihrer Profession erhalten. Außerdem beschäftigt in dieser Stadt die Seidenweberei von Röhling, deren Producte kühn mit den Lyoner Waaren wetteifern dürfen, viele Posamentirer, die ihre eignen Webstühle still stehen lassen, so daß hier die Handwerksgenossen verhältnißmäßig gut daran sind. Im Allgemeinen ist aber die Posamentirindustrie wohl das bedrängteste aller erzgebirger Gewerbe. Ein Lustreisender freilich, der eines der nach neuerlichen Feuersbrünsten wieder aufgebauten Posamentirerstädtchen, z. B. Scheibenberg, durchschreitet, ahnt kaum, welche arme Familien hier wohnen, denn er begegnet weder zerlumpten Armen, noch Bettlern. Aber in diesen saubern Häusern wohnen so kläglich arme Leute, daß man nicht ohne herzliches Mitleid ihre Stuben verläßt. Vor allen andern macht die ehemalige Bergstadt Geyer einen traurigen Eindruck auf denjenigen, der außer dem Wahrzeichen der Pinge auch das Innere solcher Häuser beschaut, in denen Posamentirer wohnen. Ihre Stuben sind die ärmlichsten, ihre Kleider die dürftigsten, ihre Gesichter die bleichsten, ihre Körper die ärmlichst ernährten des ganzen Erzgebirges. Seit langer Zeit verfertigen die Posamentirer in Geyer vorzugsweise Fransen; der Verdienst dieser Arbeit ist aber so gesunken, daß mancher Meister, der sein Schiffchen täglich 18—20,000 Mal wirft, die Woche kaum einen Thaler verdient, und daß die fleißigste Fransennätherin nicht den Verdienst einer Klöpplerin erschwingt. Ein Stück (30 Ellen) einer einfachen Fransenart, die ich neben sah, wurde mit 27 Pfennigen gelohnt, und davon konnte der Meister täglich zwei Stück fertig bringen. Noch obendrein treten nicht selten, z. B. im vorigen Jahre, Perioden ein, wo wegen mangelnder Nachfrage längere Arbeitslosigkeit die Noth vergrößert. Dazu sind die meisten Posamentirer ohne Grundbesitz, und auf ihren Pachtfelderchen misriethen seit Jahren die Kartoffeln so sehr, daß man daran denken muß, ihren Anbau ganz aufzugeben. Wirklich, man braucht nicht erst das übervolle Waisenhaus des Städtchens

zu besuchen und sich den entsetzlichen Typhus, durch den diese armen Spitzen nähenden Kinder ihre Aeltern verloren, schildern zu lassen, um zu innigstem Mitgefühl erregt zu werden.

Jeder Arbeitgeber, dessen Löhne das Leben gesundheitsmäßig zu fristen erlauben, ist für einen solchen Ort ein Wohlthäter; jede Hausfrau, die für ihre Vorhänge neue Fransen aus Geyer bezieht, erwirbt sich ein Verdienst um arme und oft zum gänzlichen Feiern gezwungene Arbeiter die gern und billig arbeiten. Wahre Aufhilfe scheint freilich für dieses Gewerbe kaum noch zu hoffen; alle Unterstützungen dürften nur Palliative sein, um das Leben dieser Arbeiter so lange zu fristen, bis sich ihnen ein neuer Erwerbszweig darbietet.

Einem gleichfalls ohne sein Verschulden in tiefste Armuth versunkenen Orte des Erzgebirgs, dem auf dem Gebirgskamm im sächsischen Sibirien liegenden Karlsfeld bei Eibenstock, hat ein von Menschenfreunden im J. 1829 gegründeter Verein dankenswerthe Unterstützung gebracht, welcher die Schwarzwälder Kunst des Uhrmachens auf das Erzgebirg verpflanzte. Seit 1838 ist die von ihm gegründete Anstalt Eigenthum einer Actiengesellschaft. Es werden daselbst von etwa 50 Personen Wanduhren jeder Größe und Art verfertigt und durch Händler vertrieben. Die Einführung einer Manufactur, die wie die Uhrmacherei in einer nicht fernen Gegend herangewachsen und bedeutend ausgebildet ist, und deren Absatz sich nicht ins Unbegrenzte steigern läßt, ist ein schwieriges Unternehmen, zumal, wenn das Geschäft selbst in seiner Urheimat schon seine gute Zeit hinter sich hat. Möge die Uhrmacherei, die sich in neuester Zeit auf dem Schwarzwalde zu erholen scheint, auch auf dem Erzgebirg eine dauernde Blüthe erleben und Karlsfeld den Uhrmacherdörfern des Schwarzwaldes und des Schweizer Jura nicht nur durch sein rauhes Klima gleichen! —

Ich übergehe einige noch nicht besprochene kleine Industrien, um den Leser einzuladen, mit mir bergabwärts zu wandern in mildere, reichere Gegenden.

Doch dürfen wir das obere Erzgebirge nicht verlassen, ohne noch einer Arbeiterklasse einen Blick gewidmet zu haben, deren Sendlinge halb Deutschland kennt. Dies sind die Bürstenbinder, welche besonders in dem großen, unfern Eibenstock gelegenenen Dorfe Schönheide wohnen. Im J. 1849 lebten daselbst 143 und in Neuheide 13 Arbeiter, welche 242 Familienglieder versorgten. Sie kla-

zwar, wie die Schnitzer, daß die Rohmaterialien, namentlich das Holz, neuerdings sehr vertheuert seien und daß sie die Preise ihrer Arbeitsproducte nicht im gleichen Verhältnisse erhöhen dürften, wenn sie Kunden behalten wollten. Doch sind wir für die fleißigen Schönheider nicht bange. So gut Liebig als Culturmaßstab eines Volkes den Verbrauch von Seife anwendet, so gut darf man auch den Verbrauch von Bürsten als einen solchen gelten lassen, und Deutschland wird sicherlich den Schönheidern keinen Anlaß geben, über verfallende Cultur zu klagen. Die Bürstenbinder sind ein heiteres, lebensfrisches Völkchen, das durch Lustigkeit und Mutterwitz fast an die Appenzeller erinnert. Ich glaube, wer die muntersten Erzgebirger kennen lernen will, wird nicht fehl gehen, wenn er den Bürstenbinderbezirk an einem Feste besucht.

Und so wollen wir denn vom obern Erzgebirge scheiden, nicht ohne von Herzen zu wünschen, daß bald alle seine Arbeiterklassen, denen ein heiteres Temperament als neidenswerthes Geschenk verliehen ist, vollen Grund haben mögen, froh zu sein und bei ihrem Ausrufe zu bleiben: „„Es geht halt nit immer beim Besten, aber gemüthlich ist's doch auf dem Arzgebirg!““

X.

Zwickau.

Die Landschaft. — Die Bauart der Stadt. Die Marienkirche. — Die Geschichte der Stadt. Ihr Aufschwung durch die schwarzen Diamanten. — Geschichte des Kohlenbergbaus. Production der Kohlengruben. Der Bauer als Millionär. Am Mundloch eines Kohlenschachtes. — In den Minen. — Lebensverhältnisse der Kohlenbergleute. — Die Industrie Zwickaus. — Die Coaks- und Ziegelbrennerei. — Fikentschers Fabriken. — Marienhütte. — Vereinsbäckerei. — Treibhaus mit plutonischer Erwärmung. — Aussichten in die Zukunft.

Ein Reisender, der sich von den Höhen des Erzgebirgs zum nördlichen Fuße desselben begiebt, fühlt sich (mag er nun die alte Schneeberger Straße oder den neuen Schienenweg des anmuthigen

Muldethals gewählt haben) sehr angenehm berührt, wenn er in das ziemlich weite, von sanften Höhen umschlossene Becken tritt, in dem die Hauptstadt des erzgebirgischen Kreises liegt. Die milde, fruchtbare, von einem ansehnlichen Flusse belebte Gegend bietet als Gegensatz zu mancher kargen und rauhen Landschaft, in der man jüngst verweilte, ein erquickliches, heiteres Bild.

Die Altstadt Zwickau macht auf den Wanderer, der seit Freiberg nur schlichte Dörfer oder jugendlich aussehende Städte gesehen, fast den Eindruck eines kleinen Nürnberg. Dicht geschlossene Zeilen von Häusern, deren Dachstuhl hoch, zuweilen sogar höher ist als das Erdgeschoß und die Stockwerke zusammen, und die, in bunter Reihe aufgestellt, von mitteldeutscher Solidität und von altväterischem Individualismus zeugen, bilden die Gassen. Markt und Hauptstraßen sind von höheren und breiteren Häusern eingefaßt; der erstere versetzt durch seine vorragenden, ein eigenartiges Gepräge tragenden Gebäude, wie durch den Anker, das Rathhaus und den hübschen, fensterreichen Giebel des Gewandhauses lebhaft in das 16. Jahrhundert. Die im spätgothischen Style erbaute Marienkirche macht (wenn man sich an den unschönen jüngeren Thurm gewöhnt hat) durch ihre reiche Ornamentik einen um so bedeutendern Eindruck, da man an den übrigen Kirchen des Erzgebirgs die Außenseiten gar nüchtern gefunden hat. Ihr Inneres gewährt die dem Besucher von Industriegegenden doppelt erwünschte Gelegenheit, sich auf eine Stunde aus der oft beklemmenden Gegenwart hinwegzuträumen in frühere, mit weniger Sorgen oder wenigstens nicht mit unsern Sorgen beladene Jahrhunderte. Die Kirche ist im Innern so schonend restaurirt, daß Luther und Münzer, die hier gepredigt, sich darin nicht fremd fühlen würden. Die Patricier-Grabmäler, welche manche für die Sittengeschichte (auch die des Obergebirgs) interessante Anschauung gewähren, sind wohlerhalten; auf einer als Baukunststück bemerkenswerthen steinernen Doppelwendeltreppe die Empore besteigend, findet man unter andern Alterthümern ein bedeutendes Schnitzwerk, das heilige Grab, welches, wenn es auch nicht von Veit Stoß sein sollte, Bewunderung verdient. Im Schiffe leuchtet uns Cranachs: „Lasset die Kindlein zu mir kommen" in frischen Farben entgegen und erfreut durch die sprechende Wahrheit seiner Köpfe und durch sein keckes, naives Hereinziehen der Wirklichkeit in die Kunst. An Wohlgemuths großem Altarwerke vom J. 1479 beachtet man an-

erkennend das Streben nach Ausdruck, das ihn zu mancher Unschönheit verführte, und lächelt über den derben Naturalismus seiner geschnitzten Bildsäulen, die er mit einem jetzt selbst unter Dorfmalern erloschenen Sinne für Naturtreue derart bemalte, daß er sogar den schwarzen Saum der Fingernägel nicht vergaß. Auch die Katharinenkirche, zum Theil im romanischen Style gebaut, enthält ein sehenswerthes Altarbild.

Die Reste des mittelalterlichen Baustyls sind in Zwickau durch Feuersbrünste zerstört. Der vom Obergebirge kommende Wanderer erfreut sich aber auch an dem, was das 15. und 16. Jahrhundert hinterlassen, schon deshalb, weil es ihm den Beweis liefert, daß diese Stadt damals eine wohlhabende, des Kunstsinns nicht entbehrende Bürgerschaft besessen hat.

Freilich war zu jener Zeit der Stern Zwickaus schon halb erblichen. Die uralte Sorbenniederlassung war im frühen Mittelalter eine bedeutende Handels- und Gewerbstadt geworden. Sie galt als eine Hauptstation der Süd- und Norddeutschland verbindenden Handelsstraße; im 14. Jahrhundert arbeiteten hier neben zahlreichen Schmieden, namentlich Messerschmieden, 600 Tuchmacher.

Aber die Gunst des Handels und der Industrie ist wandelbar. Ein neuer Seeweg ließ Zwickau, wie manchen andern Stapelplatz, vereinsamen; der Wechsel der Verhältnisse zog die Tuchmacherei in andere Städte. Noch vor dreißig Jahren war Zwickau eine schlichte Kleinstadt von etwa 6000 Einwohnern. Ein Neubau war eine seltene Erscheinung; Gras wuchs in den stillen Straßen, die erst seit 1825 so glücklich waren, Nachts durch Oellämpchen erhellt zu werden. Die Gewerbe beschränkten sich mit ihrer Production fast blos auf die nächste Umgebung, der Feldbau erschien als unentbehrliches Nebengeschäft.

Welchen Contrast bietet die Gegenwart! Die blühende Stadt, deren Einwohnerzahl sich seit 24 Jahren verdreifacht hat (im Jahre 1834 : 6127, im J. 1858 aber 17892 E.), erweitert sich nach allen Seiten mit neuen großstädtischen Gebäuden. Das Dorf Schedewitz, dessen Seelenzahl in derselben Frist von 200 auf 1832 stieg, ist zur Vorstadt geworden. Neue bedeutende Geschäfte entstehen in jedem Jahre. An dem stattlichen Bahnhofe halten täglich zwölf gewaltige Wagenzüge. Der Preis der Miethwohnungen, der Grundstücke und besonders der Bauplätze ist fast so gestiegen, wie es in

einer jungen Stadt Nordamerikas Regel ist. Die Preise der landwirthschaftlichen Producte sind großstädtisch hoch. Und dennoch strömen immer neue Fremde herbei, die froh sein würden, wenn die in der Stadt und noch mehr auf den Dörfern strengen Niederlassungsgesetze dem Einwanderer erlaubten, hier nicht nur ein Zelt aufzuschlagen, sondern eine Hütte zu bauen. Zwickau erfreut sich jetzt einer Blüthe, wie sie das Erzgebirge seit der goldnen Zeit, da die Bergstädte emporwuchsen, nicht erlebt hat.

Die Bevölkerung der Zwickauer Gegend gleicht einem Manne, der einen vor Jahrtausenden vergrabenen Schatz findet. Sie nutzt die in dem flachen sumpfigen Mulde-Becken erwachsenen oder zusammen geschwemmten und zum Theil mit thurmhohem Schutt verdeckten Holzvorräthe, welche ein urweltlicher Wald ihr aufgespart hat.

Aber wie kam es nur, fragt man verwundert, daß die schwarzen Diamanten, die hier und da nur vom Rasen bedeckt waren, nicht früher ausgebeutet wurden? Warum entwickelte sich nicht hier, wie in England, vor Jahrhunderten der Kohlenbergbau und die daraus erwachsende Industrie?

Die Anwendbarkeit der bei Planitz zu Tage ausgehenden „Rasenkohlen" war hier früh, vielleicht früher bekannt als in England*). Die Zwickauer Schmiede erwähnen schon in einer Urkunde des 14. Jahrhunderts der „Steinkoln", die vielleicht schon von den alten Sorben benutzt worden waren; im 17. Jahrhundert wurden die Zwickauer Kohlen bis Leipzig und weiter an Schmiede versendet. In einer Gegend, wo noch 1514 die Klafter weiches Holz 2 ½ und 1630 nur 9 Groschen kostete, blieb die Verwendung der Steinkohlen lange auf die Schmiedefeuer beschränkt; erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts fing man an, sie auch in Kalköfen zu benutzen. Als im Jahre 1520 das Kloster Grünhain und der Ritter von Planitz die erste „Kohlenordnung" errichteten, beanspruchte der Landesherr nicht einmal das für alle andern Mineralien geltende Regale und machte auch später keine ernstlichen Anstalten, seine Ansprüche geltend zu machen, ein Beweis, für wie geringfügig man diese Art

---

*) Ausführliche Nachrichten giebt die Schrift des Doctor Herzog: Geschichte des Zwickauer Steinkohlenbaues (Dresden 1852), welcher die folgenden Thatsachen entlehnt sind.

des Bergbaus ansah. Die Kohlengräber wurden, wie es scheint, nicht einmal für volle Bergleute anerkannt, man ließ sie in ihrem Thun und Treiben einfach gewähren. Die Besitzer der „Kohlberge" handelten demgemäß wie ein Staat im Staate. Die Ritter von Planitz als ständige Obergewerken, die „Köhler" (d. h. die bäuerlichen Grundbesitzer) und die seit 1537 entstandenen Zwickauer Gewerkschaften, welche im Bockwaer Flure Fuß gefaßt hatten, errichteten im J. 1551 die zweite „Kohlenordnung", nämlich einen Vertrag, wonach der schon früher entstandene Brauch der „Innung", dessen Wahlspruch war: Leben und leben lassen, zum Gesetz erhoben wurde. Man verpflichtete sich zur Reihenladung, d. h. zum Versprechen, nur dann ein festgesetztes Quantum Kohlen zu verkaufen, wenn der im Turnus vorangehende Grubeneigner das seinige los geworden war. Die Feuerarbeiter der Umgegend, durch den Innungsverband eine ansehnliche Macht, ertrotzten sich 1550 das Recht der Truhenladung, d. h. ermäßigte Preise für die zum Handwerke nöthigen Kohlen. Obgleich die obersten Staatsbehörden wiederholt dem Steinkohlen-Freihandel das Wort redeten, bestanden die alten Handelsbeschränkungen mit geringen Unterbrechungen fort bis in unser Jahrhundert, wenn schon die Verfassung des Gewerbes von 1520 bis 1740 neunmal durch neue Kohlenordnungen umgestaltet wurde. Schon im 16. Jahrhunderte hatte man angefangen, auch die Oberhohndorfer und Reinsdorfer „Kohlberge" auszunutzen. Jeder Grundbesitzer schlug, wenn und wo es ihm beliebte, auf seinem Acker ein. Der Grubenbetrieb war nicht selten ein roher Raubbau. Erst die Gefahr drohenden Grundwasser nöthigten zu einer Art gemeinsamen Betriebs, nämlich zur Anlegung von Entwässerungsstollen für mehrere Gruben. Der Preis der Kohlen war im Laufe der Zeit so gestiegen, daß man solche kostspielige Bauten wagen durfte. Das Fuder Kohlen, welches im Jahre 1609 : 44 Groschen kostete, war 1760 auf 4 und im J. 1822 auf 6 Thaler gestiegen, denn je mehr die Wälder gelichtet wurden, desto mehr erhöhte sich der Werth der Steinkohlen. Aber immer war die Menge der abgebauten Kohlen unbedeutend genug; 1770 betrug die jährliche Förderung 36, 1800 62, 1820 : 65 tausend Scheffel.

Die Wiedereröffnung der lange unbenutzt gelegenen Reinsdorfer Gruben wurde Veranlassung, daß die mittelalterlichen, den frischen Aufschwung hemmenden Betriebsschranken fielen. Man wollte näm-

lich die Reinsdorfer Gewerken zwingen, sich der Reihenladung zu unterwerfen. Als dies nicht gelang, weil die Reinsdorfer nicht zur alten Gewerkschaft zu gehören vorschützten, baten einige der Gewerken selbst um Einreißung der durchlöcherten Schranken. Die Regierung beschloß 1823 die einstweilige und bald darauf die schließliche Aufhebung der alten Satzungen. Bald wurde die Anlegung neuer Fundgruben durch Regelung der Schürfgesetze erleichert und im J. 1830 auch die Truhenladung beseitigt.

Die Befreiung des Kohlenbergbaus und der steigende Mangel an Brennholz bewirkte, daß man mehr und mehr Schachte einschlug und zweckmäßigere Mittel zur Förderung und Wasserbewältigung anwandte. Im Jahre 1826 wurde die erste Dampfmaschine zum Auspumpen des Grubenwassers angelassen; bald machte dies neue Mittel die Stollen für alle Gruben überflüssig. Die Herstellung von Coaks, welche die kleinen, bisher fast unverkäuflichen Bruchstücke der Pechkohle verwendbar machte, begann im J. 1830. Immer mehr alte und junge Eisenwerke begehrten statt der vertheuerten Holzkohle die Steinkohlen-Kohlen, deren englischer Name (Coaks) schon eingebürgert ist. Einen bedeutenden Consumenten gab das 1840 in der Nähe errichtete Actien-Eisenwerk, die Marienhütte, ab. Im J. 1837 entstand auf Anregung des Professor Breithaupt das erste Kohlenbergwerk im Weichbilde der Stadt durch den Zwickauer Bauverein. Seitdem sind eine größere Anzahl Actienvereine entstanden, welche mit einem Capitale von sechs Millionen Kohlenflöze ausbeuten oder aufsuchen, und den Bergbau kunstgemäß und schon darum gewinnreicher betreiben, als die früheren Herren von kleinen Gruben. Einer wesentlichen Förderung erfreute sich der Zwickauer Bergbau durch die Anlegung guter Straßen, an denen es lange gefehlt hatte. Eine Chaussee nach Schneeberg entstand 1805; die nach Chemnitz führende Landstraße wurde erst 1824/26 chaussirt. Wie mußte es nun die Versendung der Kohlen fördern, als 1845 die Eisenbahn eröffnet wurde, welche Zwickau mit Leipzig verbindet, und wie wird die 1859 vollendete Zwickau-Chemnitzer Bahn den Kohlenabsatz steigern!

Die jährliche Förderung giebt den Ausdruck des Aufschwungs, den der Kohlenbergbau durch die erwähnten Ereignisse erfuhr Im Jahre 1820 wurden 65, 1830: 165, 1840: 780 tausend Schef-

fel, im J. 1850 über 4 Millionen, 1855 über 6 und 1856 über 7 Millionen Scheffel gewonnen. Im J. 1850 betrug die Ausbeute das 25fache der von 1830 und das 115fache von 1770. Dem entsprechend ist auch die Arbeiterzahl gestiegen. Bockwa und Hohndorf, die 1836 nur 200 Arbeiter beschäftigten, haben jetzt deren 2000. Der ganze Bergbau des Zwickauer Beckens wurde im J. 1830 von etwa 200, 1852 von 2600, 1856 von 3700 Arbeitern betrieben. Man zählt jetzt gegen 130 Schachte von 300 bis 1000 Fuß Tiefe und 10 Bohrlöchern. Die ringsum aus dem Thale und von den Hügeln aufqualmenden schwarzen Wolken kommen aus den Schloten von 20 Dampfmaschinen, welche die Grubenwasser heben, und von 24 andern, welche — neben 102 Haspeln — die Kohlen aus den Gruben fördern.

Es ist erstaunlich, welche Fülle des für die heutige Industrie unentbehrlichen Brennstoffs das kleine Zwickauer Becken auf einer Fläche von etwa 12,000 Acker liefert. Da man das Gewicht des Scheffels Steinkohlen durchschnittlich zu 2 Centner annimmt und 18 Centner Steinkohle die Heizkraft von einer Klafter Brennholz entwickeln, so ist die Production der Zwickauer Kohlengruben vom J. 1856 gleich 777,777 Klaftern Holz, zu deren Erzeugung ungefähr 578,288 Acker Waldboden, also mehr als das doppelte Areal der jetzigen sächsischen Staatsforsten, erforderlich wäre.

Die unterirdischen Kohlenvorräthe der Zwickauer Gegend liegen in 12 bis 14 bauwürdigen Flözen als Ruß- und Pechkohlen, durch Lagen von Schieferthon, Sandstein und Conglomeraten getrennt, über einander. Zwei Drittel der Kohlenschätze liegen auf dem linken, ein Drittel auf dem rechten Muldeufer; der Oberfläche am nächsten kommen sie bei Planitz, während sie bei Zwickau am tiefsten liegen.

Felder mit solchem Untergrunde liefern natürlich ihren Besitzern einen weit höhern Ertrag, als die besten Weizenäcker oder ein mit alten Fichten bestandenes Waldgelände, das zwar eine schöne Summe auf einmal einbringt, aber dann mehrere Menschenalter hindurch ertraglos bleibt. Wenige Holzbauern mögen, wenn sie die vom Vater aufgesparten Bestände zur Zeit der Holztheuerung schlugen, so plötzlich zu großem Reichthum gelangt sein, wie die Kohlenbauern von Bockwa. Ihre Geschichte bietet einen so auffallenden Glücks-

wechsel, daß man sich wundert, warum sie von Volksdramendichtern, die mit Vorliebe den zum Millionär verwandelten Bauer darstellen, noch nicht ausgebeutet ist. Vor einem Menschenalter war Bockwa ein schlichtes erzgebirger Dorf, dessen Bauern, die oft barfuß zu Felde gingen, gleich Tagelöhnern arbeiten mußten; das heutige Bockwa dagegen sieht aus wie das moderne Rentiersviertel einer Großstadt; in seinen stattlichen, mit schmucken Vorgärten versehenen Häusern wohnen grundreiche Leute, die nur so viel zu arbeiten brauchen, als sie Lust fühlen, und von denen einige sogar täglich an und über hundert Thaler Einnahme haben. Sie haben die nicht gefahrlose Metamorphose weit glücklicher überstanden, als es den Helden der Volksmärchen und Possen nach dem Gewinnen des großen Looses gewöhnlich gelingt. Sie plagen sich natürlich nicht mehr, wie ihre Väter genöthigt waren, sondern thun sich etwas zu Gute; sie fahren zur Stadt mit schönen Pferden in einem eleganten Wagen, in dem die reichgekleidete Bäuerin einer Großstädterin ähnlich sitzt, und geben ihren Kindern städtische Erziehung. Aber in unsinnige Verschwendung ist auch nicht einer ausgeartet; im Gegentheil erwähnt man in der Gegend fast spöttisch, daß die Bockwaer ihr Geld eher verheimlichen, als damit prahlen, und sich nie in eine Speculation einlassen, deren Ausgang irgend unsicher ist. Indeß sind sie auch nicht knauserig da, wo es gilt. Sie haben eine Schule gebaut, die wie ein Schlößchen aussieht und vielleicht die reichste Außenseite aller sächsischen Schulen hat; zu dem Bau der neuen Kirche, die durch ihren schönen gothischen Thurm und den Zinnenwald ihres Chors selbst die Zwickauer überstrahlt, steuerte das durch Kohlenflöze wohlhabende Kirchenvermögen 25, die Gemeinde 21 tausend Thaler. Aus Allem, was man von dem Dorfe Bockwa hört und sieht, geht hervor, daß es nicht nur eins der reichsten Dörfer der Erde ist, dessen Bewohner sich mit den begütertsten Bauern der Marschen und Oberösterreichs messen können, sondern daß es auch einen plötzlichen, verführerischen Glückswechsel ohne Rausch überstanden hat.

Wenn man von Bockwa ausgehend das Thalbecken von Zwickau umkreist, hat man nicht allein zum Studium einer eng umschriebenen Kohlenflur, sondern auch des ganzen Kohlenbergbaus bequeme Gelegenheit. An den durch hohe Bretterthürme ausgezeichneten Stellen trifft man Bohrarbeiter, welche durch den von Menschen- oder Dampfkraft bewegten Bohrer die Tiefe sondiren; der interessanteste

Theil ihres Geschäfts ist das Herausnehmen der Bohrstangen und das Einsenken des Löffels, welches gewöhnlich beim Schichtenwechsel stattfindet.

Die kleineren Bergwerke lassen die gewonnenen Kohlen durch Haspelknechte, die größeren durch Dampfmaschinen heraufwinden. Als die größten Förderungsanstalten erschienen mir die des Hoffnungsschachtes, bei dem eine Dampfmaschine von 150 Pferdekräften, deren Balancier allein 240 Centner wiegt, große Ladungen (von 19 Cubikfuß) aus einer Tiefe von 1000 Fuß emporzieht. Der Aufenthalt an dem Mundloche eines solchen Kohlenschachtes bietet so manche interessante Anschauung, daß man stundenlang zusehen könnte. Bald beobachtet man Bergleute und Zimmerlinge, die in den dunkeln Fahrschacht einfahren oder heraussteigen; bald lauscht man den Signalen der Wasserförderungsmaschinen; bald blickt man den Kübeln nach, die mit Werkzeugen oder mit Bauholz beladen hinabgehen. Jetzt erschallt das Signalglöckchen, die Dampfmaschine wird angelassen. Sanfter und geräuschloser als ein kleines Spinnrad setzt sich der Koloß in Bewegung; das Drahtseil wird so schnell aufgewunden, daß sein Fortrücken sich fast den Blicken entzieht; endlich erhebt sich der schwarze, mit 3—4 Scheffeln beladene Wagen, und wird vom „Abnehmer" durch eine krachende Hebelvorrichtung angehalten. Ein auf den Kohlen liegendes Kerbholz meldet die Kameradschaft, welche diese Lieferung gebrochen hat. Sogleich wird der Karren von einem Abläder in Empfang genommen, der ihn auf einer Eisenbahnbrücke in das Ladehaus fährt. Hier werden die Karren auf trichterförmige Lager entladen, deren Fallthüre die Kohlen gelegentlich in die auf Eisenschienen fahrenden Lories hinabfallen läßt.

Wer das Klettern auf den fast lothrechten Fahrten scheut, findet hier und da Gelegenheit, sich mit einem Beamten in einer Fördertonne hinabsenken zu lassen. Die Decken der vom Schachte abgehenden Strecken sind durch Pfeiler, die man beim Abbau ausspart, geschützt. Man begegnet den Karrenschiebern, die auf zuweilen stark geneigten Bahnen oder Bremsbergen ihre Hunde bis zum Förderschachte vor sich her stoßen. Die armen Kinder, welche in englischen Kohlenminen Lüftungsthüren öffnen oder gar in niedrigen Strecken auf allen Vieren kriechend Karren ziehen, findet man glücklicherweise hier nicht. Endlich gelangt man zu den Häuern, welche wuchtige

Spitzhacken schwingen. Die Luft in den Gruben ist nicht selten schwül, pulverdampfig, staubig und unrein, so daß die Lampen nur trübe brennen; zum Glücke sind aber die „schlagenden Wetter", durch deren Explosion in England jährlich viele Menschenleben verloren gehen, hier so selten, daß man die Gruben meist ohne Sicherheitslampe mit der einfachen Blende befährt.

Die Arbeit des Kohlenbergmanns ist noch mühsamer und beschwerlicher, als die des Freiberger Knappen, denn das Schwingen der Spitzhacke strengt den ganzen Körper noch weit mehr an, als das Schwingen des Fäustels. Die um Zwickau thätigen Bergleute (man schätzt ihre Zahl jetzt auf 4000) sind zum großen Theile Auswärtige. Besonders gern nimmt man Knappen aus Eisensteingruben an, deren Häuerarbeit der hiesigen am meisten ähnelt. Die hohen Löhne ziehen manchen Bergmann aus weit entfernten Gegenden her. Ein Junge verdient durch 12 stündige Arbeit 9 Ngr., ein Häuer 15 Ngr. (also so viel wie ein Tagelöhner in Zwickau), ein Zimmerling oder Maschinist 17—18 Ngr. Ein fleißiger Vollhäuer kann sich monatlich 21 Thaler erwerben. Tag- und Nachtschichten wechseln auch hier jede Woche. Zum Frühstück und Vesperbrot ist eine halbe, zur Mittagsruhe eine Stunde frei. Im Schachte genießen auch die Kohlenbergleute fast nur Brot und Kaffee; ihre eigentlichen Mahlzeiten sind aber nahrhafter als die der Obergebirger. Auch hier ist, wie beim Erzbergbau, durch Knappschaftskassen für Unterstützung von Kranken, Alten oder Verletzten und von Wittwen und Waisen gesorgt.

Ein großer Misstand für die hiesigen Bergleute ist der Wohnungsmangel. Unverheirathete Bergleute müssen sich als „Ziehbursche" bei Familien einthun und oft mit den elendesten Dachkammern vorlieb nehmen. Der Miethzins für eine solche Wohnstätte, bei der die Entschädigung für den dünnen Morgen- und Abendkaffee eingerechnet ist, beträgt wöchentlich 10—12 Ngr. Eine Familienstube kostet jährlich 24 bis 30 Thlr. Miethe. Ein Bergbauverein, welcher nach dem rühmlichen Vorgange des Fabrikanten Fikentscher die Anlegung von Arbeiterwohnungen beabsichtigt, ist jetzt durch die Schwierigkeiten der Niederlassungsgesetze an der Ausführung seines Planes behindert worden. Hoffentlich werden, wie es für eine aufblühende Gewerbsgegend fast unumgänglich nöthig ist, bald die heimatsgesetzlichen Schranken beseitigt, welche zwar nicht wie die Reihenla-

dung den Geschäftsbetrieb, aber wohl das sittliche Gedeihen der Arbeiterbevölkerung hemmen. Eine saubere, freundliche Wohnung, die ein trauliches Familienleben gestattet, ist in der That ein sehr kräftiges Mittel zur sittlichen Hebung der Arbeiter. Nur mit Mitleid betrachtet man, wenn man sich der comfortabeln Gruppirung englischer Colliers um ihren Herd erinnert, viele arme Zwickauer Ziehburschen, die aus der Grube heimkehrend die mächtigste Versuchung fühlen müssen, ihre arbeitsfreie Zeit zu verschlafen oder im Wirthshause zu verbringen.

Ein zweiter und vielleicht noch mehr nachtheiliger Uebelstand der Zwickauer Verhältnisse liegt darin, daß für die fremden ledigen Bergleute, die fern von der Heimat ohne die sittliche Ueberwachung von Bekannten leben, insofern wenig gesorgt ist, als sich ihnen außer Trinkstube und Tanzsaal fast keine Erholung bietet. Von den Angesessenen misachtet oder wenigstens unbeachtet, fühlen sie sich edrückt oder der heilsamen Schranken bar, welche die öffentliche Meinung allen nicht ganz rohen Gemüthern zieht. Noch besteht für sie keine Fortbildungsschule, welche begabte und strebsame Häuer zum Steigeramte befördern könnte; noch öffnet den Bergleuten keine Lesehalle, kein Musiksaal edlere Genüsse für die Ruhetage. Hoffen wir, daß eine Stadt, in welcher der segensreiche Verein zur Verbreitung guter Volksschriften entstanden ist und seinen Mittelpunkt hat, bald auch hierfür Sorge trage! —

In früheren Zeiten blühten die Gewerbe besonders da auf, wo Flüsse und Wälder Triebkraft und Heizstoff boten. In neuerer Zeit sind Kohlenfluren die Magnete für die Industriellen. Als solcher hat sich auch die Zwickauer Gegend bewährt, und zwar scheint sich hier nicht blos ein einziges Gewerbe vorwaltend entwickeln zu sollen, sondern es hat den Anschein, als würden mannichfaltige Industrien neben einander erwachsen.

Die Gewebsindustrie ist durch mehrere Anstalten, namentlich durch eine bedeutende, 400 Arbeiter beschäftigende Kammgarnspinnerei und durch Maschinenweberei vertreten.

Sehr ansehnlich ist die Coaksbrennerei, die im Jahre 1850 mit vier Oefen begann, nach wenigen Jahren 200 und 1858 an 300 zählte. Im Jahre 1856 wurden durch 261 Arbeiter 288,070 Karren rohe Steinkohlen in 845,000 Centner Coaks und 185,200 Centner „Zünder“ (so hat man das englische Cinders verdeutscht) verwandelt.

Das gewaschene Kohlenklein und die übrigen zum Verkoken bestimmten Kohlen werden durch eine Oeffnung in der Decke des Ofens eingefüllt, der durchschnittlich mit 10 Karren beschickt wird. Nach 2-bis 3tägigem Brande wird die vermauerte Vorderseite des Ofens eröffnet, die Coaks werden durch eiserne Krücken herausgenommen und nach dem Erkalten in Körbe verladen. Noch läßt man fast überall die beim Verkoken entwickelte Hitze nutzlos in die Luft verfliegen; nur der erfindungsreiche Fabrikbesitzer Fikentscher verwendet dieselbe zum Brennen von Backsteinen.

Jetzt sind in Zwickau etwa 20 Ziegelbrennereien in Betrieb, welche auch die geringsten Rußkohlen verwerthen und eine große Menge billiger Backsteine herstellen. Der schon genannte Herr Fikentscher berechnet aber, daß die Zwickauer Coaksöfen durch Nachahmung seiner Wärmeersparniß jährlich 70 Millionen Stück, und das ohne ausdrücklichen Aufwand von Brennstoff, zu liefern vermöchten.

Angezogen durch das billige Brennmaterial, haben sich in den letzten Jahrzehnten Fabrikanten verschiedener Fächer in Zwickau angesiedelt. Herr Fikentscher läßt auf seiner sehr umfänglichen Anlage, die viel Sehenswürdiges bietet, eine mit Gas geheizte Tafelglasfabrik betreiben, ferner eine Fabrik für feuer- und säurefeste Thongeschirre und Röhren, eine Ziegelbrennerei, eine Salzsiederei (deren Heizung durch die Coaksöfen nebenher besorgt wird) und endlich eine chemische Fabrik. Außer dieser letzteren bestehen noch zwei andere chemische Fabriken in Zwickau. Eine Porzellanfabrik beschäftigt über 100 Arbeiter.

Die größte industrielle Anstalt der Zwickauer Gegend ist die Marienhütte in Kainsdorf, das bedeutendste Eisenwerk Sachsens und eines der bedeutenderen Deutschlands. Unter mancherlei Bauwerken dieser Anstalt ziehen besonders zwei das Auge des Fremden auf sich: die seltsamen hohen Luftbrücken, welche einen fast marktgroßen Erzlagerungsplatz einrahmen, und die riesigen neuen Hochöfen. Beim Anblicke der letzteren fühlt man, wie beim Anschauen mancher Eisenbahnbauten, daß die neueste Baukunst, der man so oft den Mangel selbsteigner Schöpferkraft vorwirft, in gewissen Aufgaben das rühmenswerthe Geschick entwickelt, dem Massigen und Kolossalen nicht blos Zweckmäßigkeit, sondern auch gefällige Form zu verleihen. Der Besuch der Arbeitsräume der Marienhütte, in denen gegen 400 Mann beschäftigt sind, gewährt ein sehr anziehendes

Schauspiel. In der Gießerei sieht man auf einer sanft geneigten Fläche von Sand gegen 100 Rinnen, welche wie Gartenwege kleine Beete zwischen sich lassen; ein gluthrother Eisenstrom durchrieselt plötzlich alle diese Rinnen und erstarrt zu ebenso vielen Platinen. Diese werden in 16 Puddelöfen, von denen jeder in einer Schicht 7—8 Mal mit etwa 4 Centner Eisen beschickt und von 3 Mann bedient wird, von einem Theile ihres Kohlenstoffs befreit und somit aus Gußeisen in Schmiedeeisen verwandelt. Ein massiger Hammer, den eine Dampfmaschine in einem guillotinenähnlichen Gestelle hebt, oder eine zangenartige „Quetsche“ preßt aus dem gepuddelten Klumpen die Schlacken aus und formt ihn behend zu einem kurzen dicken Balken, einer Luppe. Diese wird auf der Luppenwalze zu einer zolldicken Platine von mehr als doppelter Mannslänge gestreckt. Diese Platine ist aber noch von zu ungleichem Gefüge, um haltbare Schienen zu liefern; sie wird in Bruchstücke zertheilt, welche — meist zusammen mit unbrauchbar gewordenen Schienen — als Packete von etwa 5 Centner Schwere in 12 Schweißöfen zusammengeschweißt werden, um sich zum Schlusse durch neues Walzen zu endgiltigen Schienen pressen zu lassen. Die Marienhütte erzeugte im J. 1854 an Walzeisen 206,000 Ctr. und 40,000 Ctr. Gußeisen. Seit diesem Zeitpunkte hat sich ihre Production ansehnlich erhöht, vielleicht verdoppelt. Auch wenn noch mehr solche Werke, die viele Arbeiter gutlohnend beschäftigen, entstehen sollten, ist keine Ueberproduction zu befürchten. Die preußische Eisenindustrie liefert für jeden Kopf der Bevölkerung 50 Pfund Eisenproducte, die sächsische dagegen blos 9 Pfund; Sachsen muß also, da der Eisenbedarf seiner Bewohner gewiß nicht unter dem Preußens steht, noch 4/5 seines Bedarfs vom Auslande beziehen.

Nahe bei diesem großartigsten Eisenwerke des Erzgebirgs entstand 1856 eine Actienvereinsbäckerei und Brauerei, welche die Bäckereien, Brauereien und Volksküchen des Oberlandes noch mehr an Productivität übertrifft, als dies mit der Marienhütte im Vergleich zu den auf dem Gebirge befindlichen Eisenwerken der Fall ist. Eine Dampfmühle liefert der Backstube, die mit allen Arbeit und Heizmaterial sparenden Erfindungen der neuen Zeit versehen ist, das Mehl. Vier Backöfen bereiten täglich 10—12,000 Pfund treffliches Schwarzbrot. Zwei Oefen, in denen die Brote auf einer Drehscheibe liegen, werden mit Steinkohlen geheizt und brauchen nur den vierten Theil

8*

des Brennmaterials, welches für gleich große, mit Holz geheizte Oefen erforderlich ist. An die Bäckerei reiht sich eine noch nicht vollendete Brauerei, deren Production der der Brotfabrik kaum nachstehen wird. Mögen diese Anstalten auch beitragen, daß den Bewohnern der Oberlande statt ihrer ärmlichen Kartoffelkost gute Nahrung zufließe! —

Die Verwerthung der beim Kohlenbrennen entwickelten Wärme, welche von den meisten Coaksbrennern bis heute vernachlässigt wird, hat in der Zwickauer Gegend schon im J. 1837 der Argentanerfinder, Dr. Geitner, begonnen.

Bei Planitz steht seit undenklichen Zeiten ein Kohlenflöz in Brand, der wahrscheinlich durch chemische Processe entstanden ist. Die auf längere Zeit erloschene Gluth, soll im J. 1641 durch plündernde Schweden, welche Grubengebäude ansteckten, wieder angefacht worden sein. Da alle Löschversuche, das Hineinleiten von Wasser, die Entziehung der Luft und das Einbringen von Stickluft fruchtlos blieben, mußte man sich begnügen, die Brandstätte dadurch abzusperren, daß man dem offnen Flöze beim Abbau auf mehrere Lachter fern bleibt und die alten Schachte jener Stätte verschlossen hält. Noch heute steht ein Kohlenflöz von 300 Lachter Länge und 60 Lachter Breite in Gluth; die darüber liegenden Grundstücke werden im Sommer durch die unterirdische Gluth ausgedörrt und im Winter vom Schnee befreit.

Die Wärme dieses Erdbrandes nun wird zur Heizung von Treibhäusern verwandt, in denen eine Fülle seltener Pflanzen fröhlich gedeiht. Es giebt kaum eine andere Anstalt, die auf so kleinem Raum gleich viele Sehenswürdigkeiten besitzt, wie diese Treibgärtnerei. Reizende Blattpflanzen: Calladien und Aroideen neben Farren und Cycadeen; die wunderlichen Nepenthes, Sarracenien und Cephaloten mit krugförmigen Blättern, die reizbare Fliegenfalle und der ostindische Wandelklee mit sanft oscillirenden Blättern, bieten hier, selbst wenn keine Orchidee ihre phantastischen Blumen zeigt, reiche Augenweide. Für junge Liebhaber der Geographie ist diese Anstalt ein wahres Museum, in dem sie viele tropische Pflanzen, wie den Affenbrotbaum, die Banane, die Ingwerpflanze, den Kaffee- und Kakaobaum, kurz fast alle tropischen Culturpflanzen bis zur Vanillenranke, dem Zimmtbaume und dem Zuckerrohre lebendig vor sich sehen.

Wenn man sich auf einer Rundreise zu den verschiedenen berg-

baulichen und industriellen Anstalten der Zwickauer Kohlenflur, die für einige Tage reichliche Unterhaltung gewährt, an dem großen Aufschwunge dieser Gegend erfreut hat, so steigt in dem Wanderer, der vom Obergebirge kommt, die ernste Frage wie ein düstrer Schatten auf: „Wird das dauern? Wird es dieser blühenden Gegend nicht auch ergehen, wie den Bergstädten, deren Silbergruben eine Menge Menschen zur Ansiedlung anreizten, um sie dann im Stiche zu lassen? Ist nicht jetzt schon die Nachfrage größer als die Förderung?" —

Die Geognosten trösten gut. Wohl, sagen sie, sind auch die Kohlenflöze so wenig unerschöpflich, als die Silberadern; aber unsere Schätzung hat uns überzeugt, daß die Zwickauer Kohlenflur, wenn ihr jährlich das jetzt noch nicht erreichte Quantum von 12 Millionen Centnern entzogen wird, noch auf 500 Jahre ausreicht.

„Und dann?" fragen wir weiter. — „„Dann? Der menschliche Geist wird nicht feiern; interim aliquid fit. Entweder bezieht man dann Kohlen von den Lagern andrer Länder, oder man braucht gar keine Kohlen mehr, weil man wohlfeilere Brennstoffe erfunden hat."" Wer's erlebt, wird's erfahren.

XI.

Chemnitz.

Der Strumpfwirkerbezirk. sein Geschäftsbetrieb. — Die Landschaft von Chemnitz. — Die Geschichte der Stadt. — Ihr Aufschwung in neuerer Zeit. — Allerlei Fabriken. — Spinnerei. — Weberei. — Kattundruck. — Maschinenfabriken. Hartmanns Fabrik. — Vergleichung mit Manchester. — Die Zukunft des Erzgebirges.

Der neue, Zwickau mit Chemnitz verbindende Schienenweg führt mitten durch ein Industriegebiet, welches dem umfänglichsten des Erzgebirges, der Klöppelei, an Fläche und Einwohnerzahl zunächst steht. Wenn man von den zerstreuten Orten des Strumpf-

wirkergebiets absieht, die als vorgeschobene Posten westlich bei Zwickau und südlich bis zum Gebirgskamme reichen, so gleicht dasselbe einer Raute, die derart begrenzt ist, daß ihre Seiten von Waldenburg südwärts bis Lößnitz, von hier ostwärts nach Zschopau und von da nördlich nach Mittweida laufen, um nach Waldenburg zurückzukehren. Im Süden grenzt dasselbe an das Gebiet der Klöppler, im Norden und Westen an das der Spinner und Weber. Am dichtesten gedrängt liegen die „Strumpforte" in seinem westlichen Theile. Die bedeutendsten sind Limbach (der Geburtsort des Gewerbes) und Stolberg. In den meisten Ortschaften, an denen die Eisenbahn vorüberführt, wie in Lungwitz, Mittelbach, Grüna, Reichenbrand und Schönau, schnarrt der Wirkerstuhl fast in jedem Hause. Die größten Stapelplätze des Geschäfts sind Chemnitz, Stolberg und Limbach. In Chemnitz bestehen 12 große und 11 kleinere Verlagsgeschäfte; in Stolberg findet sich das größte sächsische Geschäft mit zwei geschlossenen Anstalten (in Stolberg und Niederzwönitz), in denen zusammen über 200 englische und gegen 100 französische Rundstühle im Gange sind; in Limbach sind 3 große (wovon 2 Rundstühle betreiben) und 22 kleinere; in den übrigen Orten des Strumpf-Bezirks bestehen 10 große und 30 kleinere Verlagsgeschäfte. Im ganzen Bezirke bestehen also 26 große und 63 kleinere Verlagsgeschäfte. Strumpfbleichereien giebt es 20, wovon 9 auf Chemnitz kommen.

Im Jahre 1844 wurde die Zahl der sächsischen Strumpfwirkerstühle auf 22,000, die Zahl der Strumpfarbeiter auf 35,000, die Menge der durch dies Gewerbe Ernährten auf 60,000, der jährliche Erzeugungswerth des Geschäftes auf fast drei Millionen Thaler geschätzt. Seit jenem Jahre haben sich gewiß alle diese Zahlen ansehnlich erhöht. Für das Jahr 1855/56 veranschlagt die Zeitschrift des statistischen Bureaus den Geschäftsumsatz der Strumpfwirkerei auf 4,000,000 Thaler, eine Summe, welche den Geschäftsumsatz aller andern sächsischen Gewerbe, mit Ausnahme der Baumwollspinnerei, so wie der Baumwollen- und Wollenweberei, bedeutend übertrifft. Und wie viel Nullen müßte man wohl schreiben, um die Zahl der Füße auszudrücken, welche durch dieses Gebiet jährlich mit Strümpfen versehen werden!

Im 16. Jahrhunderte trugen in England nur die Vornehmen Strümpfe; die Mittelclassen begnügten sich mit Gamaschen, 99

Hunderttheile des Volkes gingen ganz barfuß. Als William Lee seinen im Jahre 1589 erfundenen Strumpfwirkerstuhl vor seinem König in Gang brachte, bewunderte der gelehrte Jacob wohl den noch jetzt anerkennungswerthen, für jene Zeit erstaunlich kunstvollen Apparat: aber der geniale Erfinder wurde an diesem, wie später am französischen Hofe, abgewiesen. Ob jene Monarchen mehr die Verweichlichung ihrer Unterthanen, oder die Verarmung der Stricker verhüten wollten, wird nicht erzählt. Aber Lees Erfindung, welche ein Kleidungsstück wohlfeil liefert, das für die Nordländer wirklich kein bloßer Luxus ist, brach sich trotz der hohen Ungnade Bahn. Nach Deutschland sollen die Strumpfstühle über Venedig gekommen sein. In Sachsen erbaute den ersten Stuhl der Bediente des Rittergutsherrn von Limbach, Namens David Esche, zu Anfange des 17. Jahrhunderts, mit Hilfe eines in Dresden weilenden Franzosen. Esche war von Geschäft ein Strumpfwirker, und ist ein seltnes Beispiel der Männer, die eine ihre eigne Handarbeit beeinträchtigende Erfindung begünstigen. Seit zwei Jahrhunderten hat die Strumpfwirkerei eine solche Ausdehnung gewonnen, daß nur wenige der allerärmsten Glieder gebildeter Völker, wie die Oberschlesier, im Winter ihre Füße mit Stroh statt der Strümpfe zu umhüllen brauchen. In Sachsen hat dieselbe in neuerer Zeit, besonders seit Stiftung des Zollvereins, einen großen Aufschwung genommen und versorgt jetzt nicht blos einen großen Theil der Deutschen, sondern auch viele Italiener und Orientalen, und vor Allem viele Amerikaner mit Fußbekleidung.

Man sollte meinen, Producenten, welche immer zu erneuende, nothwendige Kleidungsstücke liefern, müßten stets gleichmäßigen Absatz haben; aber die Strumpfwirkerei gehört nichtsdestoweniger zu den Industrien, welche dem Barometer ähnlich von jedem fernen Sturm beeinflußt werden und oft für längere Fristen beträchtlich tief stehen.

Die Strumpfwirker, welche sich zunftgemäß in Meister, Gesellen und Lehrlinge gliedern, arbeiten nach Art der Hausindustriellen für Factoren, welche die Waaren aufkaufen und dem Fabrikanten (Großhändler) überliefern, der sie bleichen und appretiren läßt und dann versendet. Mehrere große Fabrikanten lassen neuerdings vielfach auf Rundstühlen arbeiten. Dies sind neuerfundene Maschinenstühle, welche ihre Maschen ohne alle Unterbrechung und darum

schneller bilden, als der alte Stuhl, der jede Masche in sieben Tempos fertigt, und welche überdies nicht blos einen einzigen Strumpf, sondern sechs und mehr zugleich herstellen. Obendrein braucht das Obertheil der vom Rundstuhle gewebten Strümpfe nicht zusammengenäht zu werden, da es sogleich als geschlossener Schlauch vom Stuhle kommt.

Ein solcher Stuhl liefert wöchentlich 40—50 Dtzd. Strümpfe, deren Socken mittels der Nähmaschine rasch geschlossen werden. Wenn der Rundstuhl — woran kaum zu zweifeln ist — sich weiter verbreitet, so wird sich wahrscheinlich die Hausindustrie der Strumpfwirker größtentheils in eine wahre Fabrikindustrie verwandeln.

Wie in andern Gewerbsbezirken findet man auch in der Strumpfwirkergegend, daß sich einzelne Orte auf gewisse Arbeiten besonders legen und darin besondern Ruf erlangen. Der eine Ort fertigt nur baumwollene Strümpfe (die Fabrikation der wollenen überläßt Sachsen fast gänzlich den weimarischen und reußischen Strumpforten Apolda und Zeulenroda); der andere legt sich auf baumwollene Handschuhe, der dritte auf halbseidene, der vierte auf Jacken, Mützen und andere Artikel.

Der Verdienst ist, wenn das Strumpfgeschäft vollen Absatz findet, ein solcher, daß ein Arbeiter wöchentlich bis vier Thaler erschwingt; zur Zeit der Stockung muß er sich dagegen mit viel weniger begnügen und für „Hungerlöhne“ schaffen. Gleich den meisten Industriellen sollen auch die Strumpfwirker selten Josephsträume haben, die neben den fetten Kühen auch die magern vorführen.

Die Eisenbahn, auf der man dieses Industriegebiet durchfliegt, fährt durch sanfthügeliges Land rasch dahin. Die Hauptstadt des Strumpfwirkerbezirks und die industrielle Großstadt des ganzen Königreichs kündigt sich durch eine Rauchwolke an, die über der thurmlosen Häusermasse schwebt. Ihre Umgebung, reich an vielen Wiesenflächen, gleicht den Landschaften der Tiefebene und gewährt, da sie aller beherrschenden Höhen und der großen Gewässer entbehrt, einen wenig malerischen Anblick. Die gefälligste Ansicht bietet das hinter Bäumen halb versteckte Schloß, jetzt halb Meierhof, halb Gasthaus, welches fast nur noch durch seinen Teich daran erinnert, daß es ein reiches Benedictinerkloster war.

Die alte Sorbenstadt, deren slawischer Name von ihren Porphyrtuffsteinbrüchen hergeleitet wird, hat nicht blos alle unschönen, sondern auch alle ehrwürdigen Spuren des Alters beseitigt. Niemand ahnt beim Durchwandern ihrer belebten Straßen, daß Heinrich der Finkler hier ein Kemenate erbauen ließ und daß die im 13. Jahrhunderte mit der Reichsunmittelbarkeit begnadigte Stadt schon vor vier Jahrhunderten eine blühende Industrie besaß, welche sich Anfangs durch Leinweberei und Bleicherei, später (besonders im 15. Jahrhundert) durch die von Holländern eingeführte Tuchmacherei auszeichnete. Feuersbrünste und Neubauten haben alle Reste selbst derjenigen Zeit zerstört, deren Stempel Zwickau trägt; Chemnitz hat gänzlich mit dem Alterthume gebrochen. Nur wenige Reste der alten Stadtmauer erinnern daran, daß diese Stadt in das graue Mittelalter hinaufreicht.

Auch die Geschichte von Chemnitz ist entschieden unromantisch. Ihre Epochen datiren nicht von Belagerungen oder sittlichen und gedanklichen Großthaten, sondern nach den Fortschritten der Technologie und den Phasen der Handelsgesetzgebung und der Handelsconjuncturen. Die Tuchmacherei ließ Chemnitz, wie Zwickau, wahrscheinlich zufolge der Verwüstungen des dreißigjährigen Kriegs fallen, aber nicht die Industrie überhaupt. Es begann gegen Ende des 17. Jahrhunderts, also früher als seine jetzigen deutschen Rivalen, diejenige Faser im Großen zu verarbeiten, von welcher die Entwickelung der neueren Industrie hauptsächlich abhängen sollte, nämlich die Baumwolle. Schon fünfzig Jahre nach Eröffnung der neuen industriellen Bahn gingen in Chemnitz 2000 Stühle für Baumwollengewebe. Seit 1770 entwickelte sich der Zeugdruck. Bald surrte hier in Deutschland, die Maschine, welche am meisten dazu beigetragen hat, die Menschenhand durch Mechanik zu ersetzen. Im Jahre 1799 wurde in Harthau bei Chemnitz die erste Arkwright'sche Spinnmaschine durch Engländer aufgestellt. Die Chemnitzer Maschinenspinnerei verdankt ihr Aufkommen zum Theil dem blinden Glücke. Nur durch die ebenso thörichte als despotische Continentalsperre wurde es dem jungen Ableger möglich, neben dem gewaltigen englischen Mutterstamme aufzukommen, der alle Ausläufer durch seinen Schatten zu tödten drohte. Nach dem Sturze Napoleons, als England das Festland mit seinen Waaren überschwemmte, siechte die Chemnitzer Industrie, bis sie, zugleich

mit der Buntweberei und der Strumpfmanufactur, durch die Stiftung des Zollvereins, der ersten gemeinschaftlichen handelspolitischen That Deutschlands, genas und erstarkte. Vor fast dreißig Jahren wurde die Spinnerei Veranlassung zum Entstehen des Chemnitzer Maschinenbaues. Aus kleinen Anfängen erwachsend, mehrmals durch Misgeschick fast im Keim erstickt, ist diese Industrie, welche die größte geistige Spannkraft erfordert und für eine moderne Gewerbstadt der mächtigste Sporn zu schöpferischer Thätigkeit ist, auf das erfreulichste gediehen. Die neuesten Epochen der Chemnitzer Geschichte datiren von den nach bedrohlichen Störungen hergestellten Schienenwegen. Der eine führt nordöstlich durch die reizende Gegend von Waldheim zwischen den Felsengassen und über die Viaducte der „Bankerottmeile" dahin auf die Leipzig-Dresdner Bahn; der zweite mündet in Zwickau in die sächsisch-bayerische Eisenbahn. Der erstere Schienenweg wurde 1852, der zweite 1858 vollendet. Durch diese Straßen ist Chemnitz, die volkreichste Stadt des Erzgebirges, nicht nur in seiner gewerblichen Thätigkeit mächtig gefördert, sondern auch zum größten Korn- und Gemüsemarkt für das Erzgebirg erhoben worden. Durch seine technischen Schulen stellt es überdies den geistigen Mittelpunkt des gewerblichen Erzgebirges dar und läßt hoffen, daß es für die mechanische und chemische Technologie das werde, was Freiberg für die montanistische geworden ist. Die classischen Vorbildungsanstalten überließ Chemnitz, das zum Ersatz zur Universität für die Realien erhoben wurde, gern Freiberg und Zwickau. Der große Sohn des armen Webers Heyne würde sich sehr wundern und fast entsetzen, wenn er statt des bescheidenen Lyceums, in dem er mensa erlernte, in seiner Vaterstadt eine reich ausgestattete Schule fände, die ihrem Programme eine Abhandlung über den Kraftbedarf von Whippern, Krempeln und Flyern vorausschickt.

Indeß braucht ein Chemnitzer den Anblick seiner Vaterstadt nicht solange entbehrt zu haben, wie ihr ruhmreichster Sohn; er braucht ihr nur seit zwanzig Jahren ferngestanden zu haben, um über deren Wandelungen zu erstaunen. Im Kerne der Stadt, namentlich um die Märkte, fände er zwar die wenigen Häuser, deren Giebel und Lauben einigermaßen an die Vorzeit anknüpfen, und die ihm wohlbekannten, im Innern restaurirten, aber noch immer der stattlichen Thürme entbehrenden Kirchen vor. Aber die vor einem Men-

schenalter erbauten Häuser, die ihm einst als stattlicher Zuwachs der Stadt erschienen, wie klein und ärmlich würden ihm diese einstockigen, oft nur vier Fenster breiten obergebirgischen Häuser vorkommen, gegenüber den massenhaften, zwei- bis dreistockigen Gebäuden, die wie Kasernen oder Winterhotels reicher Landadligen emporragen und ihre Wandflächen zum Theil mit den Zierrathen der großstädtischen Architektur putzen! Wie würde er staunen, wenn er den Anger beträte, dessen gewaltige, von großen Gebäuden umrahmte Fläche eine dort aufgestellte Büste zur Nippfigur herabdrückt; wenn er die Vorstädte durchwanderte, welche die Nachbardörfer einzuverleiben Miene machen! Denn wenn auch viele der aus aller Herren Ländern nach Chemnitz strömenden Arbeiter den unbequemen, kasernenartigen, ungemüthlichen und kostspieligern Stadtwohnungen Dorfstuben vorziehen, so vermehrt sich doch die Einwohnerzahl der Stadt so rasch, daß fast alle drei Jahre den alten Schulen eine neue hinzugefügt werden muß. An bedeutenden öffentlichen Gebäuden wird man freilich „das sächsische Manchester“ dem englischen sehr nachstehend finden, welches Kirchen, Theater, Börse, Athenäums und Musikhallen im griechischen und gothischen Style aufgeführt hat. Denn in Chemnitz sowohl als in der Umgegend walten die Fabrikgebäude vor, von denen nur einige der jüngsten das Bestreben offenbaren, neben der Zweckmäßigkeit auch die Schönheit zu berücksichtigen.

Wie schon seine Bauart andeutet, ist Chemnitz durchaus moderne Industriestadt. Sein Adreßbuch führt eine reiche Musterkarte von Geschäften. Vom Bandage- und Billardfabrikanten geht es durch die Cigarren u. s. w. bis zum Zwirn fast durch alle Buchstaben des Alphabets. Es hat Blumenfabriken, 3 chemische Fabriken, 2 kleine Harmonikafabriken, Drahtflechtereien, welche zierliche Schleiergewebe und Körbchen liefern, Nägelmaschinen, eine Regenschirm- Spielkarten- und Lampenfabrik, 2 bedeutende Wachstuchfabriken, die jeden zwischen dem einfachsten Packtuche und den reichsten Decken liegenden Artikel herstellen; es besitzt Werkstätten zur Fertigung von Blechwaaren und Metallgeräthen aller Art; es umfaßt eine Kammgarnspinnerei, 7 Baumwollenspinnereien und 2 größere Appreturgeschäfte. Im Ganzen bestehen in Chemnitz 76 größere und kleinere der Hausindustrie angehörige Verlagsgeschäfte und 75 geschlossene Fabrikanstalten verschiedener Art und Größe.

Als die bedeutendsten unter allen Fabriken stehen diejenigen voran, welche Baumwolle spinnen und dieselbe rein oder mit andern Fasern vermischt weben, färben und drucken. Sachsen zählt nach den neuesten Aufstellungen 135 Spinnereien mit 600,000 Spindeln (mehr als doppelt soviel als Preußen), welche 20 Mill. Pfund Garn, im Gesammtwerthe von nahe 6 Mill. Thalern herstellen. Von diesen Spinnereien kommen etwa $^4/_5$ auf den erzgebirger Bezirk, der Chemnitz als seinen Mittelpunkt anerkennt; die meisten liegen längs der wasserreichen Zschopau, welche gegen 150,000 Spindeln treibt; der Wilischbach bei Chemnitz dreht 50,000 Spindeln. Etwa $^1/_8$ dieser Anstalten benutzt neben der unbeständigen Wasserkraft den Dampf als Hilfsarbeiter, ungefähr $^1/_{20}$ brauchen den Dampf als alleinige Triebkraft. Manche Spinnfabriken zählen nur 120, die meisten durchschnittlich 4000, die größten 20—22,000 Spindeln und die letztern beschäftigen an 500 Menschen unter einem Dache. Die allergrößte wird die noch unvollendete Actienspinnerei werden, deren palastartiges Gebäude sich neben dem Bahnhofe von Chemnitz erhebt; sie ist auf 50,000 Spindeln berechnet. Den kleinen Anstalten wird es mit der Zeit immer schwerer werden, mit den großen Schritt zu halten, und es wird sich wohl unter den Fabriken derselbe Kampf erheben, wie zwischen Großbetrieb und Handwerk. Die Statistiker geben an, daß eine Feinspindel in Sachsen ein Anlagecapital von fast 10 Thalern und ein Betriebscapital von ungefähr 5 Thalern erfordere und daß zur Bedienung von 1000 Spindeln im Mittel 20 Arbeiter und ein Beamter erforderlich seien; ferner, daß auf eine Spindel 1 Thlr. 18 Ngr. jährliches Salär und Arbeitslohn komme und daß eine Feinspindel im Jahre durchschnittlich ein Gespinnst von $9^4/_5$ Thlr. liefere; endlich daß im Jahre 1855/56 die Zahl der bei den Spinnereien angestellten Beamten 276, die der männlichen Arbeiter 4216, die der weiblichen 4777, der Knaben 1487, der Mädchen 940 betrug, daß also beim Baumwollespinnen im Ganzen 11,696 (im Jahre 1846 nur 8320) Menschen beschäftigt waren und im Ganzen einen Verdienst von 906,800 Thlr. hatten.

Vor der Einführung der Spinnmaschine spannen auf dem Erzgebirg und im Voigtlande gegen 18,000 Menschen Baumwolle auf Handmaschinen, die je 10—30 Spulen zählten. Die heutige Spinnerei ernährt unmittelbar fast ebenso viel Menschen, und zwar

besser, als die sonstige Handspinnerei, mittelbar aber dreimal soviel. Möchte es dem beklagenswerthen Erfinder, der vom Pöbel mit Steinwürfen verfolgt wurde und im Armenhause starb, der sogar den größten Ruhmesantheil an Arkwright abtreten mußte, welcher ihm doch nur auf die Schultern trat, möchte es doch dem genialen Hargrave vergönnt sein, sich an dem Anschauen der Wirkungen seines Strebens zu erfreuen! Die erste Bildsäule, welche Chemnitz errichtet, sollte ihm geweiht sein. Niemand darf ihm grollen, vielmehr muß man wünschen, daß seine Erfindung sich auf dem Erzgebirge noch mehr verbreite. Noch erzeugt die deutsche Spinnerei nur die Hälfte des in Deutschland verbrauchten Garns, wovon jeder Mensch jährlich im Durchschnitt 3 Pfund nöthig hat. Sachsen allein verwebt außer dem Gespinnste seiner eignen Maschinen jährlich 15 Mill. Pfund englischen Garns, besonders der feinern Nummern, deren Herstellung die theuersten Maschinen erfordert.

Die Löhne der sächsischen Spinner sind, besonders im Vergleich zu England, nicht hoch. Von 1839—55 betrug der durchschnittliche Wochenlohn eines Spinners 2 Thlr. 13½ Ngr., der des Vorspinners 2 Thlr. 20 Ngr., der Lohn der Arbeiter bei Streck-, Kamm- und Spulmaschinen 26, der Weiferinnen 25½, der Krempelmädchen 23 Ngr. Es liegen mir nicht genug Angaben vor, um die durchschnittlichen Löhne dieser Arbeiter für die Gegenwart sicher berechnen zu können; aber selbst, wenn dieselben nicht gestiegen sein sollten, übertreffen sie noch den Verdienst einiger bei andern Industrien thätigen Arbeiter.

Die Baumwollenstadt war natürlich der geeignete Boden, um die mit der Spinnerei zusammenhängenden Gewerbe zu erziehen.

Färbereien zählt Chemnitz, welches in diesem Geschäfte Glauchau den Vorrang lassen muß, drei.

Weit mehr Arbeiter beschäftigt in und um Chemnitz die Baumwollenweberei. Auch dieses nicht überall zünftige Gewerbe hat sich an einzelnen Orten für gewisse Unterarten der Arbeit specialisirt. In dem einen Orte werden Haus für Haus schwere glatte Gewebe, wie Piqué und Barchent, gefertigt; in einem andern wird ausschließlich Buntweberei betrieben. In der Stadt Chemnitz, wo die Weber wohl die Mehrzahl der Industriellen bilden, blüht besonders die Weberei von bunten Möbelstoffen und Tischdecken). Es bestehen

hier 8 große und 45 kleinere Weberwaarengeschäfte.*) Die meisten lassen ihre Waaren durch Hausindustrie herstellen. Drei derselben haben in ihren Maschinenwebereien je 145, 28 und 24 Powerlooms im Gange. Die gemusterten Stoffe, von denen namentlich die Möbeldamaste orientalische Pracht entfalten, werden jetzt alle mittels des Jacquardstuhls gewebt, welcher sehr viel Arbeit erspart und doch die Arbeiterzahl nicht vermindert hat. Der Verbrauch der für die Jacquards nöthigen Pappdeckel, deren Löcher das Muster vorzeichnen, ist so groß, daß die „Kartenschläger" in Chemnitz eine besondere Arbeiterclasse bilden. Außer den sehr zahlreichen Handjacquards sind in Chemnitz eine beträchtliche Anzahl Maschinenwebstühle thätig, deren Schiffchen ohne Beihilfe der Menschenhand ihre Bahn hin- und herfliegen. In einer Fabrik, wo über 150 solcher Webmaschinen arbeiten, herrscht ein wahrhaft betäubender Lärm. Auch die mechanischen Webstühle führen, wenn sie nicht als schlichte Powerlooms glatte Stoffe, z. B. englisches Leder weben sollen, Jacquards Vorrichtung. Sie übertreffen, außer durch ihre unermüdliche Schnelligkeit, die Handwebstühle auch dadurch, daß sie viel breitere Damaste herstellen können.

Wie bei allen Luxusgeweben waltet auch bei der Buntweberei die Mode nach ihrer veränderlichen Laune. Und zwar wechseln nicht blos die Muster, sondern auch die Stoffe in der Gunst des Publicums. Unsere Voreltern liebten reine Gewebe aus Wolle oder aus Flachs oder aus Baumwolle; unsere Zeit ist die der Verschmelzung; die gemischten Stoffe, Baumwolle und Wolle, Baumwolle und Seide, oder alle drei Webstoffe vereinigt, sind an der Tagesordnung. Während in Sachsen jetzt 20,000 Webstühle reine Baumwollenzeuge und 10,000 halbleinene liefern, sind 25,000 Stühle für Herstellung von Wollen-Baumwollen-Mischgewebe thätig. Vielleicht ist die Bevorzugung des letztern Gemisches ein glücklicher Griff des Modeinstinctes, der unserm Klima am meisten Rechnung trägt. Alle in Chemnitz gefertigte Webstoffe sicher unterscheiden zu lernen erfordert ein wahres Studium, zumal seitdem

---

*) Weber, welche glatte Baumwollenstoffe fertigen, sollen sich bei großem Fleiße wöchentlich auf 3 Thaler, Jacquardweber dagegen, welche breite Möbelstoffe herstellen, auf 5 Thaler stehen.

eine Chemnitzer Fabrik nach ihrer eignen patentirten Erfindung ein Gespinnst liefert, dessen einzelne Fäden aus Flachs- und Baumwollenfäserchen fast unkenntlich gemischt sind.

Ein Industriezweig, der vor allen andern das Zusammenwirken vieler Köpfe und Hände erfordert, ist der Zeug- und Kattundruck. Bleicher, Zeichner, Graveure, Chemiker und Mechaniker müssen sich vereinigt bemühen, um dem Gewebe einen schönen Grund zu geben, um neue reizende Muster und Farben herzustellen, um zweckmäßige Vervielfältigungsapparate für die Druckerei zu bauen. Der Handdruck, eine alte ostindische, seit dem 18. Jahrhundert in Sachsen geübte Kunst, schwang sich seit der Gründung des Zollvereins neu empor und zählt in Chemnitz 30 Anstalten. Die Zahl der Handdrucker hat sich seit dem Aufkommen des Maschinendrucks hier nicht vermindert. In der Maschinendruckerei, die durch sinnreichen Mechanismus mit dem Schnellpressen-Buchdrucke wetteifert, hat Chemnitz an Berlin und Eilenburg sehr gefährliche Mitbewerber, welche ihm den Baumwollendruck zum großen Theile entrissen haben. In gewissen Artikeln arbeitet jedoch Chemnitz noch immer schwunghaft. Der Wolldruck hat seit mehreren Jahren einen beträchtlichen Aufschwung genommen. Für baumwollene und wollene Waaren hat Chemnitz drei, für reine Wollenwaaren vier größere und zehn kleinere Druckereien.

Gleichwie in der Baumwollenindustrie hat Chemnitz auch in einem zweiten wichtigen Industriezweige, der hier für Sachsen zuerst Wurzel schlug, den Vorrang im engern Vaterlande, nämlich in der Maschinenfabrikation. Der große Bedarf der Umgegend an Spinn- und Webmaschinen mußte die Chemnitzer anreizen, die Herstellung derselben nicht für immer dem Auslande zu überlassen. Die Anfänge der jungen Industrie fielen in eine ungünstige Zeit, wo die Baumwollengewerbe flau gingen, und waren eher abschreckend als ermuthigend. Um so größere Ehre macht es dem Talent und der Beharrlichkeit der nicht mit großen Capitalien versehenen Unternehmer, daß sie die junge schwache Pflanze zum kräftigen Baum erzogen. Chemnitz hat jetzt außer 22 kleineren 6 große Maschinenbau-Anstalten. Die Zahl der Arbeiter steigt bei voller Beschäftigung über 4000. Die größte und vielseitigste Anstalt ist die des Herrn Hartmann. Die bloße namentliche Auf-

führung der in Chemnitz gefertigten Maschinen füllt eine Broschüre von mehreren Bogen und läßt fast nichts vermissen, was in Karmarsch's Technologie steht. Dem Handwerker bieten sich alle Arten von Werkzeugen, den Landwirthen alle möglichen Pflüge, Säe-, Mäh- und Dreschmaschinen, den Müllern, Spinnern und Webern alle erdenklichen Mechanismen, und auch die Köchinnen gehen nicht leer aus, denn für sie giebt es Semmelreibe- und Kaffeebrennmaschinen.

Zur Hartmann'schen Fabrik zeigt dem Fremden jeder Chemnitzer den Weg mit ebenso viel Heimatstolz, als ein Dresdener nach dem Museum hindeutet. Selbst der Reisende, der an andern Orten größere Anstalten der Art gesehen, kann seine Mußestunden nicht nützlicher und angenehmer ausfüllen, als durch die Besichtigung dieser mit dankenswerther Gefälligkeit zugänglich gemachten Fabrik, welche man nicht unter der Leitung eines eiligen Führers zu durchlaufen braucht, sondern unter dem Schutz einer Einlaßkarte nach Belieben durchwandeln kann. Tritt man aus den stillen Räumen der Schreibstube oder der Zeichensäle in die Arbeiterräume, so hat man fast die Empfindung, die ein Adjutant haben muß, der, aus dem Zelte des Generalissimus hinweggeeilt, zu den in heißer Schlacht beschäftigten Batterien tritt. Man bewundert den Geist, der so still und sanft all diese cyklopischen, dämonischen Kräfte anregt und lenkt. Das wimmelt und arbeitet, wie in einem Ameisenhaufen; jeder verrichtet nur seine eigne, ganz besondere Arbeit, in der er sich Meisterschaft erwirbt, unbekümmert um das Geschäft des Nachbars; und dennoch scheint es, wenn der Zusammensetzer all diese tausenderlei Schrauben, Nägel, Stangen, Bleche, Walzen und Räder zu einem Ganzen verbindet, als hätte ein einziger Mann Alles gearbeitet. In zwei großen Schmiedesälen sind je 80 Essen in Gluth, und vor je 80 Ambosen schwingen zwei kräftige Arbeiter die Hämmer. In den Schuppen, worin die Dampfkessel vernietet und fertig gemacht werden, könnte sich ein Seecadett die Ohren für die Breitseitensalven des Kriegsschiffs härten. Die gewaltigen Krahne der Gießereien führen riesige Löffel voll gluthrothen Eisens in das Mundloch der Formen. In den Schlossersälen surren und sausen allerlei sinnreiche Apparate, welche das Eisen so leicht bearbeiten, als wäre es weiches Holz; durch Dampf getriebene Maschinen bohren, hobeln, feilen, poliren und rändeln mit solcher

Genauigkeit und Schönheit, daß kein Schlossermeisterstück ihre Arbeit übertrifft. Eine riesige Drechselmaschine dreht den Umkreis eines 20 Fuß im Durchmesser haltenden Eisenrades mit vollkommener Genauigkeit ab; eine Hobelmaschine glättet auf einer 40 Fuß langen Bahn eine ebenso lange Eisenplatte so leicht und genau, wie der Tischler ein Tannenbret behobelt. Die Schleifsteine der Schleifsäle sprühen wahre Feuerwerke. Den bedeutendsten Eindruck macht der große Maschinensaal, mit seinen Emporen voll feilender Schlosser und mit seinen bewundernswerthen Mechanismen, welche die Handhabung der massigsten Arbeitsstücke, die hier zusammengebaut werden, möglich machen.

Die Anschauung solcher rüstigen und kunstreichen Metallarbeiter muß jeden Besucher, auch einen solchen, der in mancher Hinsicht das vorwaltend materielle Streben der Gegenwart beklagt, freudig stimmen. Ich glaube, auch der berühmte Chemnitzer Humanist würde, wenn es ihm vergönnt wäre, diese Anstalt seiner Vaterstadt zu durchwandern, dem Freunde lächelnd zurufen:

„Illi inter sese magna vi brachia tollunt"

und am Schlusse hinzufügen: „Das ist doch etwas mehr, als Virgils Cyklopenschmiede!"

Ein erheiterndes Zwischenspiel bildet die Frühstücks- und Mittagsstunde, wenn aus den Pforten der Anstalt 1400 Jünglinge und Männer hervoreilen, um ihr Morgenbrot, das sich von der dürftigen Kost der Obererzgebirger erfreulich unterscheidet, im Freien zu verzehren, oder wenn sie in einem Strome, dem der Appetit und die Sehnsucht nach Weib und Kind wuchtige Geschwindigkeit verleiht, der Stadt zueilen.

Die Arbeiter der Hartmann'schen Fabrik haben vor kurzem ihren verehrten Chef zum Geburtstage der hundertsten, von ihm erbauten Locomotive beglückwünscht, und einer der höchsten Beamten des Königreichs hat an jenem Tage dem schlichten Mann in warmen Worten die Anerkennung ausgesprochen, die ihm von Seiten des Staates gebührt. Ein solcher Mann nützt der Gesammtheit nicht nur dadurch, daß er viele Arbeiter und deren Familien auskömmlich ernährt und durch seine Werke (Herr Hartmann hat sich, wie mehrere andere Chemnitzer Maschinenbauer, auch durch eigene Erfindungen hervorgethan) den gewerblichen Ruf des Landes erhöht,

sondern auch dadurch, daß er die Arbeitskraft der Industrie so gewaltig steigert. Abgesehen von all den mannichfaltigen Maschinen, durch welche er die Leistungen des Ackerbaues, der Spinnerei und Weberei verstärkt hat — welche Arbeitskräfte hat er nicht schon durch seine Dampfmaschinen geschaffen! Rechnet man auf eine Locomotive im Durchschnitt 50 Pferdekräfte (zu 10 Armeskräften), so hat R. Hartmann in hundert solcher Maschinen Werkzeuge geliefert, um durch das Aequivalent der Wärme 50,000 menschliche Arbeiter zu ersetzen. Darum erscheinen Goethes Verse wie eigens an ihn und seine Collegen gerichtet:

„So, eigne Kraft und Bruderkräfte mehret ihr,
Werkthätig, weise, kräftig in's Unendliche!"*)

R. Hartmann hat sich, als seines Glückes eigner Schmied, vom schlichten Schmiedegesellen zu einem Führer emporgeschwungen, der eine so starke Schaar handfester Leute befehligt, daß in Chemnitz — wie sich ein Einheimischer ausdrückte — ein Aufstand verblendeter Arbeiter gegen die Maschinen durch eine solche Sicherheitswache unmöglich sein würde.

Solcher selfmade men und homines novi im edelsten Sinne, die von der Pike auf dienend sich zu ruhmreichen Führern emporschwangen, zählt Chemnitz mehrere. Man zeigte mir einige ansehnliche Fabriken, deren Besitzer als arme Spinner oder Weber anfingen. Solche Vorbilder müssen die Arbeiter ebenso anregen, wie Napoleons vom Gemeinen zum Marschall emporgestiegene Bauernsöhne. Es scheint auch in den Chemnitzer Gewerbsleuten eine Triebkraft, ein hoffnungsvoller Muth zu herrschen, wie er als Nacheiferung jenen Vorgängern folgen muß. Die gewerblichen Schulen**)

---

*) Im Jahre 1856 zählte Sachsen 550 stehende Dampfmaschinen mit 7132 Pferdekräften, 147 Locomotiven mit 9200, und 11 Schiffsdampfmaschinen mit 377 Pferdekräften. Die in der Kreisdirection Zwickau befindlichen stehenden Dampfmaschinen ersetzten 4188, und die der Stadt Chemnitz allein gehörigen gleicher Art 589 Pferdekräfte.

**) Es besteht in Chemnitz eine Gewerbschule, eine landwirthschaftliche Bildungsanstalt, eine Baugewerkenschule, eine mechanische Baugewerken- und Werkmeisterschule, eine Handelsschule, eine vom Gewerbvereine begründete Sonntagsschule, welche in mehr als 30 Classen an 1000 Schüler (700 Lehrlinge und 300 Gesellen) durch 30 Lehrer unterrichten läßt.

sind stark besucht; am Sonntagmorgen sieht man Schaaren junger Leute mit Büchern und Reißbretern der Fortbildungsschule zueilen; der Gewerbverein entwickelt eine anerkennungswerthe Thätigkeit und scheint durch seine Befürwortung der Gewerbefreiheit zu beweisen, daß man in Chemnitz von dem daselbst öfter zu hörenden Spruche „Concurrenz weckt Intelligenz“ wahrhaft überzeugt sei.

Eine von solchem Streben erfüllte Bevölkerung, die mit dem Ernst und der Thatkraft der Angelsachsen sich rührt und schafft, ist natürlich nicht versucht, dem Uebermaße der Gemüthlichkeit zu verfallen, welches den Obererzgebirgern Gefahr droht. Wohl aber hat sie sich zu hüten, nicht das Schöne über dem Nützlichen zu vergessen. Bis jetzt ist Chemnitz, im Vergleich mit mancher andern, selbst minder reichen Stadt, ein für solche Männer, welche die Kunst als Würze des Lebens nicht missen mögen, wenig anziehender Ort. Die flache, prosaische Gegend entbehrt noch der verschönernden Gartenkunst, man sieht sich umsonst nach schönen Villen und anmuthigen, Allen geöffneten Anlagen um. Weder Architektur noch Bildhauerkunst, noch Malerei, weder Theater, noch Musik wirken in Chemnitz der Art, um dem vom Geschäftsleben nie vollkommen befriedigten Geiste den höheren Aufschwung zu geben, der nothwendig ist, um auch dem weltlichen Leben Festtage zu verleihen.

In dieser Hinsicht wird Chemnitz wohl von dem als hartgesotten-prosaisch verschrieenen Manchester übertroffen. Die dortigen Baumwollenlords haben, so spießbürgerlich auch manche ihrer politischen Ansichten und Lebensanschauungen erscheinen mögen, doch großartige Bestrebungen für den Schmuck des Lebens durch die Künste an den Tag gelegt. Und was noch höher anzuschlagen ist, auch unter den Arbeitern herrscht, obgleich die Elementarbildung der Mehrzahl tief unter der ihrer deutschen Collegen steht, viel Sinn für die Künste und Wissenschaften, die nicht zum Fache gehören. Sie lassen sich Händels Messias und Shakespeares Dramen durch Musiker und Vorleser auf ihre Kosten in ihren Athenäums vorführen; sie sitzen gern zu Füßen der Lecturers, die über Naturkunde, Geschichte und Aesthetik Vorträge halten; sie üben sich im Denken und Sprechen in den Debattirclubs und zeigen dabei, daß sie von der Volkswirthschaft hellere Begriffe haben, als viele gebildete Deutsche; nicht wenige „Hands“ verwenden ihre Sonntagsnachmittage, die viele Deutsche nur für leichtes Gespräch, für Gesang

und Tanz bestimmt ansehen, zu Ausflügen ins Freie, zum Sammeln von Pflanzen, Insecten oder Versteinerungen.

Wenn aber auch das sächsische Manchester bis jetzt dem englischen in der Großartigkeit des Geschäftsbetriebs und wohl auch in manchen Seiten des Bildungsstrebens nachsteht, so übertrifft es hinwieder sein insulares Vorbild in einigen und zwar sehr wichtigen Punkten.

Es entbehrt nicht der guten Elementarschulen, die alle, auch die in Fabriken arbeitenden Kinder unterrichten; es hat keine ungesunden, schmutzigen Arbeiterquartiere und keine Schnapshäuser mit verthierten Trinkern; es hat keine abschreckend zerlumpten Bettler auf den Straßen und bedarf keiner Nachtasyle für Obdachlose; es hat keine religiöse Sectirerei mit ihrem widrigen Gefolge.

Möge es diese Vorzüge immer behaupten und zugleich den preiswürdigen Eigenschaften, durch die sich Manchester auszeichnet, rüstig nachstreben! Ein noch edleres Vorbild, als Manchester darstellt, bietet übrigens unsern deutschen Arbeitern eine amerikanische Baumwollenstadt, in welcher die Spinnerinnen nicht nur ein eignes Journal herausgeben, das sie zum großen Theil mit lesbaren, von Bildung und gutem Sinne zeugenden Artikeln aus ihrer Feder versorgen, sondern sich auch durch Sparsamkeit und Sittlichkeit rühmlichst hervorthun. Ich wünschte, der Zwickauer Volksschriftenverein machte den die Stadt Lowell bei Boston schildernden Abschnitt von Dickens' amerikanischer Reise zum Gemeingut aller deutschen Industrieorte!

Der Reisende, der gleich mir seine erzgebirgischen Wanderungen mit Chemnitz schließt, wird nicht umhin können, sich an diesem Sitz einer blühenden, zukunftreichen Industrie der Gewerbszweige zu erinnern, deren Siechthum sein Herz mit innigem Mitgefühl erfüllt hat. Chemnitz hat eine hoffnungsvolle Zukunft vor Augen, selbst wenn sich die Aussichten nicht erfüllen sollten, welche bauwürdige Kohlenflöze in der Nähe versprechen. Die Zukunft mancher obergebirgischen Städte dagegen ist mit so trüben Wolken verhüllt, daß man ihr nur mit Bangen entgegen sieht. Die Industrie muß — so sagen die kühlen Nationalökonomen — den Naturgesetzen zufolge, von den einst waldreichen Ursitzen herabwandern in die kohlenreichen Niederungen. Möge die reiche industrielle Hauptstadt des Erzgebirgs es nicht bei einer so kühlen Prophezeiung bewenden lassen, sondern

sich der durch verhängnißvolle Umwälzungen schwer betroffenen nächsten Landsleute brüderlich annehmen und ihnen mit Rath und That an die Hand gehen! Das ist für Chemnitz Pflicht; „wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern!“

XII.

Anhang.

Rathschläge für die Bereisung des Erzgebirgs.

Die geeignetste Zeit zum Besuche des Erzgebirgs ist der Sommer; bei der Auswahl der Reisekleidung bedenke man, daß es auf Höhen, die den Brocken überragen, zuweilen im August empfindlich kühl ist. In den größeren Städten des Erzgebirgs trifft man Hotels, die dem Großstädter kaum Etwas zu wünschen übrig lassen, in allen kleineren Städten und selbst in manchen Dörfern schlichte, reinliche Gasthöfe. Alle Städte sind durch gute Chausseen verbunden. Eisenbahnen verknüpfen Chemnitz mit Zwickau, und Zwickau mit Schwarzenberg. Fahrposten gehen zwischen den Städten täglich, zwischen den größeren täglich mehrere. Miethgeschirre sind fast überall zu haben.

Als Reisekarte ist zu empfehlen: H. W. von Ehrenstein: Karte des Königreichs Sachsen. Dresden 1856. Hoffentlich erscheint bald eine gute Specialkarte für Reisende. Als ein vortreffliches Hilfsmittel zum Studium der natürlichen und volkswirthschaftlichen Verhältnisse des Erzgebirgs dienen Naumanns geognostische Karten (die Generalkarte oder noch besser die betreffenden Sectionen).

Reiseplan.

Wer von Leipzig ausgeht, begiebt sich zuerst nach Chemnitz und von da nach Freiberg oder nach Zwickau. Von Dresden aus benutzt man die Eisenbahn bis Tharand, von wo täglich drei Posten nach Freiberg gehen.

Zur Erlangung einer Uebersicht des sächsischen Erzgebirgs dürfte folgende Route die beste sein.

Freiberg. Sehenswerth sind der Dom mit der goldnen Pforte,

einem von dem früheren Kirchenbau übriggebliebenen, im 13. Jahrhundert gefertigten und für die Kunstgeschichte hochwichtigen Portale mit trefflichen Bildhauerarbeiten; die akademischen Sammlungen von Mineralien und Maschinen-Modellen; die Lyoner Waaren-Fabrik. Ein Gang um die alte Stadtmauer, die von freundlichen Anlagen umgeben ist, führt zu Werners Denkmal. Zum Besuche eines Bergwerks bedarf man eines Fahrscheines, den man vom Bergamte gegen Entrichtung einer Beisteuer von 10 Ngr. zur Knappschaftskasse erhält, der Begleitung eines Steigers und eines Grubenanzugs, den man im Zechenhause geliehen bekommt. Am bequemsten und lehrreichsten ist das Einfahren in die Grube Himmelfahrt, welche nahe bei der Stadt an der Dresdener Straße liegt. Man vermeide es sich vor dem Einfahren zu erhitzen. Nach dem Besuche der Grube sind die in der Nähe liegenden Scheidebänke und Pochwerke zu besichtigen. Die Muldehütten (eine halbe Stunde von der Stadt) zeigen die weitere Verarbeitung der Erze. Eine Mineralienhandlung bietet Gelegenheit, sich die Freiberger Vorkommnisse zu erwerben. Dankenswerthe Belehrungen über den Freiberger Bergbau enthält Breithaupts Topographie oder die wohlfeile Broschüre: Erinnerungen an Freibergs Bergbau, ein Leitfaden für den Besuch der Gruben, Wäschen u. s. w. Abbildungen von Grubengebäuden, Maschinen und dgl. bieten die Freiberger Buchhandlungen in reicher Auswahl. Von hier nach Marienberg (etwa 4½ Meilen) benutze man die täglich gehende Post.

Marienberg. Kirche, erbaut 1637. Die Stadt besteht in Folge verheerender Feuersbrünste aus fast lauter neuen Gebäuden; ein alter Holzbau am Markte zeichnet sich durch eigenthümliche Bauart aus. Nahe an der Stadt eine Flachsbereitungsanstalt, Zinnerzgruben und ein Zinnschmelzwerk. Von hier geht täglich eine Post über Zöblitz (Serpentindrechselei S. 93) nach

Olbernhau, welches etwa 2 Meilen von Marienberg in dem reizenden Thale der Flöha liegt. Spielwaarenlager, Strumpfstuhlmacher. Die Gegend ist reich an anmuthigen Spaziergängen auf die Berge und entlang den nach Böhmen zu laufenden Seitenthälern. Eine Fußwanderung nach dem 1 M. entfernten Spielwaarenbezirke von Seifen und Heidelberg führt an der Saigerhütte Grünthal vorüber. Von Olbernhau begiebt man sich wieder westwärts über Marienberg nach

Annaberg (etwa 2 M. von Marienberg). Stadtkirche, 1499—1519 erbaut, mit sehenswerthen Altarbildern und Schnitzwerken (auf der Rückseite des Altarbildes ein altes Gemälde, welches die Trachten der Berg- und Hüttenleute der alten Blüthezeit darstellt); Bergkirche von 1614. Seidenweberei von Röhling. Friedhof mit dem Denksteine der Frau Uttmann und der verkehrt gepflanzten Linde. Von dem nahen basaltischen Pöhlberg eine Rundsicht über die Hochfläche. In Annaberg, dem angrenzenden Buchholz, in Geyer und Scheibenberg leben viele Posamentirer. Bei Geyer (1 M. von Annaberg) eine sehenswerthe Pinge, d. h. ein kraterähnlicher Einsturz der Erdoberfläche über einem alten Bergwerke. Bei Scheibenberg (1 M. von Annaberg) der gleichnamige Basaltberg, der dem Pöhlberg in der Form und Aussicht gleicht.

Reisende, welche die höchste Stadt und den höchsten Berg Sachsens besuchen wollen, finden in Annaberg eine täglich nach dem ungefähr 3 Meilen entfernten Wiesenthal gehende Post. Der Fichtelberg, dessen Gipfel 3720 Fuß über das Meer ragt, ist von der Stadt aus bequem in einer Stunde zu ersteigen. Den Schlüssel zum Aussichtsthurm erhält man in der Oberförstei. Von Wiesenthal aus fährt täglich eine Post nach dem 3 ²/₅ Meilen entlegenen Schwarzenberg und nach Karlsbad, dem man hier auf 3 M. nahe ist.

Von Annaberg nach Schwarzenberg (2 ⁴/₅ M.) fahren täglich zwei Posten.

Schwarzenberg, malerisch auf einem Bergsporn gelegen, um den sich das Schwarzwasser windet. Im Thale Eisenhütten, in der Umgegend Eisensteingruben und mannichfaltige Hausindustrie. In dem Dorfe Lauter (1 St. von der Stadt) Korbmacherei (S. 85) und Löffelfabrikation; in Beyerfeld (1 St.) Löffelschmiede; in dem nahe an Beyerfeld liegenden Dorfe Bernsbach Zündschwammbereitung (S. 91); in Mittweida (1 ½ St.) und Elterlein (2 St. von Schwarzenberg) Nagelfabrikation.

Von Schwarzenberg aus kann man das 2 ²/₅ M. entfernte Johanngeorgenstadt besuchen. Der dem Schwarzwasser entlang dahin führende Weg eignet sich für eine Fußwanderung; man hat aber auch täglich Gelegenheit, die Post zu benutzen. Johanngeorgenstadt, 1654 durch protestantische Böhmen gegründet; die Kirche, 1657 erbaut, trägt eine für den Glaubensmuth der Exulanten bezeichnende Inschrift. Bergbau, Tischlerei (S. 86). Von hier aus geht täglich

eine Fahrpost nach Eibenstock (2 1/5 M.), welche durch das malerisch gelegene Wildenthal führt und einen schönen Blick in das Bockauthal und nach dem Auersberg gewährt.

Von Schwarzenberg ist Eibenstock 2 1/2 M. entfernt.

Eibenstock, Mittelpunkt des Stickerei-Gebietes. Von hier aus sind Ausflüge zu machen auf den Auersberg und in das schöne Mulde- und Bockauthal. Gewerblich interessant sind: Schönheide (1 St.) durch die Bürstenmacher (S. 102), Bockau (2 St.) durch die Arzneifabrikation, Carlsfeld als Uhrmacherort (2 St.). Von Eibenstock nach Schneeberg (2 M.) täglich drei Posten.

Schneeberg, schöne Kirche, „die größte Sachsens", mit sehenswerthem Altarbilde. Kobaltbergbau; Verarbeitung der Kobalterze in den 1 bis 1 1/2 St. entfernten Blaufarbenwerken von Schlema und Pfannenstiel. In der Nähe die Stadt Aue, in deren Nähe eine Argentanfabrik ist. Von Aue aus führt die den Krümmungen des hübschen Muldethals sich anschmiegende Schwarzenberger Eisenbahn nach Zwickau (von Schwarzenberg bis Zwickau 5 1/2 Meile).

Zwickau. Marienkirche, erbaut 1453 bis 1536, das Vorbild der größeren erzgebirgischen Kirchen, mit Bildern von Wohlgemuth und Cranach und mit guten Schnitzwerken. Katharinenkirche von 1465 mit einem Altarwerke von H. v. Culmbach. Fabriken (S. 113). Ausflüge nach Marienhütte (S. 114), der Treibgärtnerei von Planitz und der Vereinsbrotbäckerei zu Kainsdorf. Besuch einiger Bohranstalten und Steinkohlenwerke. Die neue Kirche in Bockwa. Die von hier nach Chemnitz gelegte Eisenbahn (8 1/6 M.) führt mitten durch das Gebiet der Strumpfwirkerei.

Chemnitz. Stadtkirche aus dem 15., Johannis- und Klosterkirche aus dem 16. Jahrhunderte. Das Schloß, ein ehemaliges Benedictinerkloster, welches 1125 gegründet wurde. Fabriken aller Art, besonders sehenswerth ist Hartmanns Maschinenfabrik. Von hier aus besuche man das malerische Zschopauthal. Bis Waldheim führt die Eisenbahn; von da aus unternehme man eine Fußwanderung nach dem alten Schlosse Kriebstein, nach dem Harrassprunge bei Lichtenwalde und nach dem Jagdschlosse Augustusburg (erbaut 1568—72).

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Aberglaube und Volksbrauch

im

Karlsbad-Duppauer Gelände.

(Mit allgemeinen aberglaubenverscheuchenden Bemerkungen.)

Von

Franz Wilhelm.

Verlag bei Hermann Jakob, Karlsbad.

Franieck'sche Druckerei, Karlsbad.

K. Weinhold.

Aberglaube und Volksbrauch

im

Karlsbad-Duppauer Gelände.

(Mit allgemeinen aberglaubenverscheuchenden Bemerkungen.)

Von

Franz Wilhelm.

Karlsbad,
Verlag bei Hermann Jakob,
1891.

Vorwort.

In vorliegender Abhandlung haben wir die Bräuche und abergläubischen Anschauungen der Bewohner des Karlsbad-Duppauer Geländes gesammelt und der Oeffentlichkeit übergeben, wobei uns hauptsächlich die Absicht leitete, die bisher im Volke als Tradition lebenden Anschauungen und Bräuche auch einmal durch die Schrift festzuhalten und einem größeren Interessentenkreise zu übermitteln, da dies wohl schon in einzelnen Nachbargauen, nicht aber auch in dem bezeichneten Gebiete geschehen ist. Dabei wollten wir uns die Gelegenheit nicht entgehen lassen, gleichzeitig den Aberglauben als ein Uebel zu berühren, das auch in neueren Tagen noch nicht aufgehört hat, dem allgemeinen Fortschritte hinderlich zu sein.

Die geneigten Leser, wie nicht minder die jedenfalls noch geneigteren und dabei schönen Leserinnen aber werden eingeladen, unsere Absicht

zu theilen und sich insbesondere dem hier dargelegten Aufklärungswerke in puncto Aberglauben als helfende Apostel anzuschließen, wozu wir noch anführen, was A. Hauber in Schmids „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens" über die Bekämpfung des Aberglaubens im allgemeinen sagt: „Worauf es vor allem ankommt, ist Befriedigung der tieferen Herzens- und Geistesbedürfnisse, Erleuchtung des Grundes der Seele, aus welchem die nächtlichen Dinge hervorbrechen, wenn nicht das Licht hinuntergedrungen ist. Christliche Erkenntniß und kindliches Gottvertrauen pflanzen nimmt der Wurzel des Aberglaubens die Nahrnng von innen; Beseitigung der Vorurtheile über Naturdinge, durch Mittheilung verständiger Ansichten und überhaupt Gewöhnung zu richtigem Wahrnehmen und Urtheilen die von außen; bei Knaben ist außerdem Herzhaftigkeit und Muth zu üben und wider Gespensterfurcht auch der Ehrgeiz ins Feld zu führen. Spott wird nur gegenüber von ganz aberwitzigen Kundgebungen des Aberglaubens am Orte sein, um Scham zu erzeugen und den Verstand aus dem Schlafe zu wecken; dagegen umso größerer Ernst der sittlichen Entrüstung wider das Gottlose, Lieblose und Unmoralische im Aberglauben. Vorsätzlich ihn bekämpfen ist angezeigt, wo irgend etwas Auffallendes vorausging, seine Verkehrtheit und Verderblichkeit bloß zu legen.

Den Streit wider ihn mit Haaren herbeiziehen, bewirkt eher das Gegentheil. Auch soll man die Schwachen nicht verletzen ohne Noth, bei welchen der Aberglauben oft nur ein Ueberkleid des Glaubens ist, das mit schneller Gewalt ausziehen Erkältung bewirkt. Ein Lehrer, welcher die Großmütter im Orte wider sich hat, wird die Kinder seiner Schule schwer für sich haben. Verächtliche Behandlung der Abergläubischen scheucht ihren Irrthum ins Verborgene zurück und macht ihn desto zäher; Bekämpfung des Aberglaubens durch Waffen des Unglaubens pflügt bloß das Feld um, daß neues Unkraut statt des alten sprießt. Gleichwie die Fledermäuse um die angezündete Lampe flattern, aber vor der Sonne weichen, so weicht der Spuk aus dem alten Heidenthume und aus den heidnischen Regionen des Herzens nicht dem selbstgemachten Scheine der oberflächlichen Aufklärung, sondern dem Gotteslichte, das Glauben und Wandel durchleuchtet und das belehrende Wort im Munde des Erziehers bekräftigt."

Die Bräuche, soweit sie nicht mit abergläubischen Anschauungen verbunden und dabei harmlos und ungefährlich sind, werden wir selbstverständlich nicht zu bekämpfen brauchen, ja die Uebung mancher, wie die erheiternden Spiele der frohen Jugend sogar wünschen und gutheißen müssen. Hingegen wird es die Pflicht eines jeden Gebildeten

sein, mit allen erlaubten Mitteln insbesondere dem gemeingefährlichen Aberglauben — in Anschauung und Brauch — entgegenzutreten, wann immer sich die Gelegenheit dazu bietet. Auch wo der sonst harmlose Aberglaube oder Brauch, jedoch mit falschem Zusatze oder falscher Begründung auftritt, wird eine zur rechten Zeit angebrachte aufklärende Bemerkung über den eigentlichen Zweck seiner Uebung nicht schaden.

Inwieweit die vorliegenden Aufzeichnungen Anspruch auf Verbürgtheit und Vollständigkeit erheben dürfen, müssen wir nach Anführung der Thatsache, daß der Schreiber dieser Zeilen jahrelang an verschiedenen Orten des näher bezeichneten Geltungsgebietes gewohnt und die in „dieser Beziehung" besonders ausgiebige und verläßliche Quelle der Damenwelt eifrig und gewissenhaft benutzt hat, der weiteren Beurtheilung überlassen. Außerdem kommt der Verfasser auch heute noch häufig in die Gegend dieser Betrachtung zu seinen dort wohnenden Eltern und Geschwistern. (Namentlich war es mein Bruder Karl, der mir bei meinen Aufzeichnungen sehr zur Seite stand und dessen in der „Wiener landwirthschaftlichen Zeitung" veröffentlichtes Feuilleton „Abergläubische Gebräuche in Haus- und Feldwirthschaft" mir auch die Anregung zur weiteren Verfolgung des Aberglaubens in unserer Gegend gab.) Die eine oder andere Mitarbeiterin zu nennen

ist uns ausdrücklich verboten worden, ja die meisten Damen stellten sofort ihre Mitarbeiterschaft ein, als sie nur ahnen konnten, daß ihre uns in angenehmer Plauderstunde gemachten Eröffnungen „gedruckt" werden könnten. Erst als wir unsere Junggesellenseele für Verschwiegenheit in Pfand gesetzt hatten, ließen sie sich — immer noch mißtrauisch zögernd — zu weiteren Mittheilungen herbei. Ihnen, sowie mehreren anderen Mitarbeitern sei hier der Dank dargebracht!

Es wird uns nicht einfallen zu glauben, wir hätten eine unbedingt vollständige Darstellung des Aberglaubens und der Bräuche in dem betrachteten Gebiete geliefert, da einerseits, selbst unter Voraussetzung günstiger Bedingungen, dazu eine ziemlich lange Zeit erforderlich wäre, weil der Stoff für eine solche Darstellung immer nur tropfenweise fließt und andererseits es auch schwer ist, hinter die Ansichten und Geheimnisse unserer Väter, Mütter und Basen in diesem Punkte zu kommen, weil unter den nur als zweifelhaft erkannten Wahrheiten es besonders der Aberglaube ist, der sich vor dem die Forscherbrille tragenden „Ungläubigen" am sorgfältigsten zu verbergen weiß. Ja, es kommt vor, daß der Belehrung absichtlich ausgewichen wird, um ja nicht eine seiner Lieblingsideen mißhandeln oder gar fallen zu sehen. Der „wahre" Aberglaube scheut das Licht; er tritt — aus Furcht vor dem

Spotte — nur selten offen auf und fristet darum auch nur meist heimlich sein Dasein. Auf manche Formeln sind wir deshalb auch mitunter erst recht spät gekommen. Es kann also geschehen sein, daß der eine oder andere Aberglaube (oder Brauch) nicht zu unseren Ohren gekommen ist und darum nicht aufgezeichnet wurde. Man wird uns deshalb nicht zürnen, sowie auch wir unsererseits eventuelle Berichtigungen und Ergänzungen mit Vergnügen entgegen zu nehmen bereit sind.

Sagen und Märchen, die in unserer Gegend im Umlaufe sind, haben wir hier nicht mit aufgenommen, da solche theils von uns, theils von anderer Seite schon an verschiedenen Orten veröffentlicht wurden. Wir benutzen aber diese Gelegenheit, um die freundlichen Leser zu ersuchen, uns derlei „Geschichten" aus der in Rede stehenden Gegend einzusenden, damit wir dieselben in möglichster Vollständigkeit vielleicht einmal für sich oder gemeinsam mit den Anschauungen und Bräuchen herausgeben können.

Elbogen.

Der Verfasser.

Einleitung.

Wie jedes Gebirge seine eigene Thier- und Pflanzenwelt und jeder Volksstamm seine eigene Sprache besitzt, so hat auch jede Gegend ihre eigenen mit den Bewohnern eng verknüpften Anschauungen und Gebräuche. Die Ursachen solcher Verschiedenheiten liegen zumeist in Klima, Nahrung, Boden und allgemeinen Naturerscheinungen. Während die ersten drei: Klima, Nahrung und Boden, denen wir auch die unterscheidenden Merkmale für die Eintheilung der Menschen in eine gewisse Anzahl von Racen zuschreiben, die wichtigsten Folgen in Bezug auf die allgemeine Organisation der Gesellschaft ausüben, bringen die Naturerscheinungen durch ihre Einwirkungen auf die Einbildungskraft der Menschen jene unzähligen Arten von Aberglauben hervor, die noch heute die großen Hindernisse der fortschreitenden Erkenntnis bilden.

Da insbesondere in der Kindheit eines Volkes die Macht solchen Aberglaubens sehr groß ist, so

geschah es, daß die verschiedenen Erscheinungen der Natur entsprechende Verschiedenheiten im Volkscharakter verursachten und der nationalen Religion Eigenthümlichkeiten mittheilten, die nur schwer oder gar nicht zu verwischen sind; denn was sich der Mensch nicht erklären kann, das schreibt er irgend einer geheimen, wunderbaren Macht zu, über die er, den örtlichen Verhältnissen entsprechend, allerlei Fabeln und Märchen erfindet, an denen er mit großer Zähigkeit festhält. Als sprechendes Beispiel hiefür könnte Tirol mit seinen erhabenen Gebirgsscenen angeführt werden, dessen von dem eifrigen Sammler und Forscher Ignaz Vincenz Zingerle aufgezeichnete „Bräuche, Sitten und Sagen, Märchen und Meinungen" mehrere Bücher ausfüllen. *) Das geheimnißvolle Walten, die Erhabenheit und Schönheit der Natur ergreifen jedes empfängliche

*) Auch Böhmen bleibt, wenigstens in seinen gebirgigen Theilen, in dieser Beziehung nicht weit zurück, wie die auf Kosten des „Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen" herausgegebenen Sammlungen („Sagen aus Böhmen", „Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren") von Dr. Josef Virgil Grohmann beweisen; doch finden wir darin nur die äußersten Grenzen unseres Bezirkes mit einigen spärlichen Einsendungen vertreten. Seither haben die Sagen- und Märchenaufzeichnungen aber doch schon durch einige kleinere Sammlungen eine Erweiterung erfahren. Insbesondere ist die „Erzgebirgszeitung" (Leiter Ed. Wenisch, k. k. Bezirksschulinspector in Teplitz) in neuerer Zeit bestrebt, auch den hier berührten Theil des nordwestlichen Böhmens mit in ihren Betrachtungskreis einzubeziehen.

Gemüth und gewähren ihm auf der einen Seite eine unerschöpfliche Quelle der reinsten Freuden, während sie ihn auf der anderen auch wieder den ganzen Grad seiner Ohnmacht fühlen lassen.

Es wird namentlich dort, wo der Mensch in steter Berührung mit der Natur lebt, sich ihm diese auch in ihrer eigenen, jedoch den individuellen und localen Verhältnissen angepaßten Weise, offenbaren. Fast an jede bedeutende Naturerscheinung, wie Donner und Blitz, Tod, Schlaf und Traum, werden ein oder mehrere abergläubische Gedanken geknüpft und dies, wie schon oben bemerkt, insbesondere bei solchen Erscheinungen und Vorgängen, die sich der gewöhnliche, von der großen Heerstraße der allgemeinen Aufklärung und Civilisation entfernt lebende Menschenverstand nicht leicht erklären kann. Darum haben sich auch gewisse abergläubische Anschauungen und Bräuche in abgelegenen Gebirgsgegenden im allgemeinen viel mannigfaltiger und reiner erhalten, als in dem leicht zugänglichen Flachlande oder in der die Menschen rasch zu- und voneinander bringenden Großstadt. Insbesondere ist es die Letztere, in welcher heute weniger, denn je, von der Denk- und Lebensweise unserer Vorfahren gesprochen wird, weil gerade dort der Druck des modernen Lebens am meisten die Anspannung aller Kräfte von Jung und Alt verlangt und — in dem Zeitalter des Dampfes

und der Elektricität — von jedem Einzelnen fordert, mehr der naturwissenschaftlichen Richtung der Jetztzeit seine Aufmerksamkeit zu schenken, als den classisch-idealen Studien der Vergangenheit nachzuhängen. Und doch bietet diese so viel des Interessanten und Belehrenden, daß es wohl lohnend erscheint, sich auch mit ihr ein wenig zu befassen.

Mögen wir über manche Anschauungen und Gepflogenheiten unserer Vorfahren oder älteren Mitbürger auch lächeln, an der Thatsache wird nun doch einmal nichts geändert, daß sie die heutigen Zustände herbeigeführt und auch die folgenden im Keime begründet haben. Ihnen verdanken wir die gegenwärtigen und zukünftigen, ob mehr oder weniger zweckmäßigen Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft und deren Schöpfungen. Ueber wie viele unserer heutigen Sitten und Gesetze wird auch schon unsere jüngste Nachkommenschaft mit souveräner Ueberlegenheit aburtheilen, wo wir doch glauben, in Anstand und Recht das einzig Wahre und Richtige zu befolgen. Darum gehen auch wir mit unseren Vorfahren und wenig aufgeklärten Mitbürgern nicht zu scharf ins Gericht, sondern suchen wir die Ersteren durch ein Vertiefen in ihren Gedankenkreis besser zu verstehen, wodurch uns die Mittel zu wohlwollender Belehrung der Letzteren erschlossen werden; denn nur, wo ein Uebel gefunden und erkannt ist, läßt sich gegen dasselbe mit

dauerndem Erfolge ankämpfen. Mit bloßer Verneinung allein ist es nicht gethan!

Deshalb gaben wir auch gleich in der Vorrede die allgemeinen Mittel zur Bekämpfung des Aberglaubens an und setzten hier noch seine Entstehungsursachen etwas näher auseinander, obwohl beides für unseren eigentlichen Zweck, der Darstellung des Aberglaubens in einem bestimmt begrenzten Gebiete, nicht erforderlich gewesen wäre. Nun zur Sache selbst!

Es dürfte wohl nicht erst nöthig sein, eine nähere Beschreibung des Terrains zu geben, auf welchem die im Folgenden zur Sprache kommenden Bräuche und Anschauungen noch immer ihre Ausläufer und Wurzelstöcke treiben.

Der Curort Karlsbad ist weltbekannt, weshalb wir nicht weitere Worte darüber zu verlieren brauchen. Jedermann kennt auch heutzutage das Duppauer Basaltgebirge, oder hat von dem daselbst gebauten Saathafer und Propsteier Korne gehört, oder sich wohl gar auch schon von dem in Willomitz beerdigten „großen Duppauer" erzählen lassen, dessen Grabdenkmal erst in jüngster Zeit wieder Beachtung gefunden. Darum wird es hier genügen zu sagen, daß Duppau, eine Stadt mit ungefähr zweitausend Einwohnern, in dem anmuthigen Aubachthale, am östlichen Abhange des ihm den Namen gebenden Duppauer Gebirges und so ziemlich in der Mitte des sich nicht viel über eine Meile im Umkreise erstreckenden Gerichtsbezirkes Duppau gelegen ist, der im Norden vom Kaadener,

im Osten vom Podersamer, im Süden vom Buchauer und im Westen vom Karlsbader Bezirke begrenzt wird. Von letzterem fällt der dem Duppauer Gebirge angehörige bis an Karlsbad heranreichende östliche Theil in das Bereich unserer Betrachtung. Die Stadt Karlsbad selbst werden wir aus verschiedenen Gründen nur mit Vorsicht betreten dürfen. Wir brauchen deshalb auch, um dem ortsbeschränkenden Titel unserer Abhandlung gerecht zu werden, nicht weit über die durch den Staat für den Duppauer Bezirk gesteckten Grenzen hinauszugreifen.

Wenn nun auch unsere Aufzeichnungen zum guten Theile Specielles, der betrachteten Gegend Eigenes bringen, so erscheint es andererseits doch wieder fast selbstverständlich, daß nicht bloß einige, sondern viele der hier aufzuführenden Bräuche und abergläubischen Anschauungen auch anderwärts, namentlich im nahen Erz- und Mittelgebirge sowie im übrigen Deutschböhmen, ja manche sogar in ganz Deutschland und darüber hinaus noch gang und gäbe sein werden. Brauchen wir ja doch nur zur Bekräftigung dieser Behauptung die verschiedenen Bräuche des Andreasabends oder den über den Weg laufenden Unglückshasen zu nennen, oder vielleicht noch an das Verdruß verheißende Umstoßen des Salzfasses zu erinnern. Wie leitet doch auch Wuttke seine „Darstellung des deutschen Volks-

aberglaubens" (Hamburg, 1860) so schön und treffend mit den Worten ein: „Während unser deutsches Volk in Sitte, in politischer und kirchlicher Beziehung tiefgreifende, bis zur Feindseligkeit fortschreitende Gegensätze zeigt (1860!), geht durch alle seine Stämme eine merkwürdige Einheit und Uebereinstimmung auf dem Gebiete des Aberglaubens. Ob Evangelium oder menschliche Satzung, ob kirchliches Bekenntnis oder Bekenntnislosigkeit, darüber gehen die Meinungen weit und erbittert auseinander; aber daß ein über den Weg laufender Hase dem Ausgehenden sicheres Unglück verkünde, daß ein Besen vor der Thür die Hexen abhalte und daß von Dreizehn bei Tische Einer in dem Jahre sterben müsse, darüber sind die Völker von der Ostsee bis zu den Alpen und vom Pregel bis zur Mosel vollkommen einig." Deshalb dürfen die meisten unserer Bemerkungen über den Aberglauben allgemeine Giltigkeit beanspruchen, wenn uns hier auch nur der gesammelte Aberglaube eines verhältnismäßig kleinen Gebietes vorliegt.

Durch diese merkwürdige Uebereinstimmung werden wir gleichzeitig auch darauf aufmerksam gemacht, daß der deutsche Volksaberglaube einer gemeinsamen Quelle entsprungen sein müsse, die uns, als im früheren Heidenthume unserer Ahnen gelegen, in den meisten Fällen als nicht zu weit versetzt erscheinen darf, da beispielsweise die

Bekehrer anfangs gar nicht das Dasein der alten Götter leugneten, sondern diese nur für böse Geister und Teufel erklärten, weshalb namentlich in dem christlichen Teufelsglauben viel Deutschheidnisches Aufnahme finden mußte. Die Bockshörner, Pferdefüße und Fratzen, mit denen wir uns unsere Teufel ausgestattet denken, wurzeln in außerbiblischem Boden. Die Bekehrten hielten zwar die Ceremonien des Christenthumes, waren aber noch weit von dem Geiste desselben entfernt. Als Ueberrest der alten heidnischen Naturreligion, wie sie die Germanen hatten, bezieht sich der deutsche Volksaberglaube auch meistens auf das Walten geheimer Naturmächte. Im Einzelnen diesen Beziehungen nachzuspüren, behalten wir uns für eine andere Gelegenheit vor. Hier sollen die Bräuche und Anschauungen nur meist ohne nähere Beschreibung und Betrachtung zur Aufzählung gelangen, wie sie in der vorgedachten Gegend heimisch sind, um einem allenfalls kommenden Liebhaber für vergleichende Forschung in dem Kapitel des Aberglaubens und der Bräuche einen kleinen Beitrag zu seiner Arbeit zu liefern. Wir setzten auch noch manches her, was bei einer strengeren Auffassung des Aberglaubens diesem nicht unbedingt zuzuzählen ist, für unseren Forscher aber aus culturgeschichtlichen, sprachlichen oder anderen Gründen doch wertvoll werden kann. Für den nichtforschenden und weniger kundigen

Leser aber sind die an verschiedenen Stellen eingeschobenen allgemeinen Bemerkungen und Reflexionen bestimmt, da sie vielleicht geeignet sind, ihm bei der sonst langweilenden Aufzählung neben allgemeiner Belehrung noch eine kleine Abwechselung zu bieten.

Diejenigen Gebräuche, welche nur zu einer bestimmten wenig vertretenen Confession in Beziehung stehen und als solche dieser eigen sind, lassen wir hier natürlich außer Betracht, wenn auch hie und da, wo bestimmte Gründe dafür sprechen, die meistens ohne besonderen Hinweis leicht erkannt werden dürften, ein solcher im allgemeinen nicht abergläubische Brauch mit angeführt wird. Zur strengen Sonderung müßten wir da auf das Wesen des Aberglaubens überhaupt etwas näher eingehen und insbesondere hervorheben, daß einer höherstehenden Religion die Glaubenssätze der tieferstehenden, insoferne sie mit denen der Ersteren in Widerstreit gerathen, schon als Aberglauben erscheinen.*) Dies näher auseinanderzusetzen ist jedoch,

*) Man vergleiche dazu auch die Definition, wie sie die Culturgeschichte, z. B. Julius Lippert in seiner „Culturgeschichte der Menschheit" gibt, nach welcher „mit Grund nur dasjenige als Aberglauben bezeichnet werden kann, was in rudimentärer Weise aus einer niederen Entwickelungsstufe in eine höhere hineinragt und im inneren Widerspruche mit dieser fortlebt." Das eigentliche Gebiet des Aberglaubens im engeren und gewöhnlichen Sinne ist aber das Religiöse.

wie gesagt, nicht der Zweck dieser Zeilen. Es sei hier aber noch erwähnt, daß die Bevölkerung des zu betrachtenden Gebietes zum größten Theile der römisch-katholischen Kirche angehört und daß nur einzelne israelitische Familien zwischen derselben leben. Bekenner der evangelischen Kirche gibt es hier fast gar keine. Gesprochen wird hier nur deutsch, u. zw. ein stark zum Egerländischen hinneigender, also zum Ostfränkischen gehöriger Dialect, der im östlichen und nördlichen Theile des Bezirkes schon einige Klänge aus dem obersächsischen Dialecte aufgenommen hat.

Wenn wir eine durch Zahlen ausgedrückte Grenze für die Gegend unserer Betrachtungen angeben wollten, so müßten wir dieselbe etwa zwischen dem zehnten und zwölften Kilometer im Umkreise von Duppau mit einem etwas größeren Vorstoße gegen Westen hin schwanken lassen. Daß diese verhältnismäßig enge Grenze gesteckt werden muß, beweist folgendes Beispiel: In Duppau und in der nächsten Umgebung gehen die Knaben, besonders jene, welche sich in den drei letzten Tagen der Charwoche am „Schnarren" (Klappern) betheiligten, am Ostermontage „aufpeitschen", d. h. sie erscheinen am Vormittage des genannten Tages mit einer von farbigen Bändern geschmückten Weidenruthe (von Salix purpurea L.) in Häusern, wo es junge Mädchen gibt, und sprechen: „Guten Morgen um

ein rothes Ei, wenn's Hühn'l nicht g'legt hat, geb't mir's mit sammt dem Ei," worauf die Mädchen mit der Ruthe auch wirklich im Scherze „gepeitscht" und insbesondere die unbekleideten Körpertheile nicht geschont werden, bis der „gereimten" Forderung entsprochen ist. Gegeben werden entweder gefärbte Hühnereier oder (in besseren Häusern meist kunstvoll) verzierte Zuckereier. Die erwachsenen Bursche haben sich von den Mädchen ihres Gleichen natürliche Hühnereier in größerer Zahl, zu einem Festschmause bestimmt, schon am Abende des vorhergehenden Ostersonntages geholt.

In dem vierzehn Kilometer entfernten Buchau gehen die Knaben schon nicht mehr aufpeitschen, sondern holen sich für das Schnarren ihren Lohn, der hier in Geld besteht, sofort nach dem letzten Schnarrengehen am Charsamstagsmorgen durch einfaches Einsammeln. Die erwachsenen jungen Leute gehen hier aber überhaupt nicht aufpeitschen. Wir durften deshalb unserer Abhandlung auch keinen umfassenderen Namen, wie etwa „Aberglaube und Volksbrauch im nordwestlichen Böhmen" geben, wollten wir damit nicht zugleich auch den Stoff erweitern, wiewohl die meisten der hier geschehenen Aufzeichnungen aus den früher genannten Ursachen auch in den Nachbar-Bezirken noch geläufig sein werden.

Der Eintheilungsgründe für eine geordnete Aufzählung der Bräuche und abergläubischen

Anschauungen gäbe es wohl mehrere; allein, da wir hier keine systematische Darstellung des Aberglaubens überhaupt geben wollen, bei welcher öftere Wiederholungen unvermeidlich würden, weil ein und dieselbe Anschauung oft in mehreren Abtheilungen zu nennen wäre, sondern, wie schon oben bemerkt, bloß eine Aufzeichnung der Bräuche und des Aberglaubens im Karlsbad-Duppauer Gelände mit einigen allgemeinen Bemerkungen beabsichtigen, so lassen wir es uns hier unter der obigen Beschränkung auch meist nur mit der einfachen Anführung des Gesammelten genügen, wobei allenfalls nur die Bräuche den Anschauungen im allgemeinen vorausgestellt werden sollen, wiewohl sich auch nicht einmal dieser weitgehende Eintheilungsgrund wird mit aller Strenge durchführen lassen. Indessen darf im allgemeinen, trotz der scheinbar regellosen Aufzählung, der natürliche und nächstliegende Eintheilungsgrund: stofflich verwandte Materien zusammenzustellen, doch als durchleuchtend betrachtet werden. Zur leichteren Auffindung des einen oder anderen Aberglaubens oder Brauches ist außerdem ein alphabetisch geordnetes Wort- beziehungsweise Sachregister angefügt.

Bei den Bräuchen soll hie und da, wo nicht schon der Name für sich spricht, eine kurze Beschreibung beigegeben werden, während die Redensarten meist ohne nähere Erläuterung hingestellt

sind. Bei den Letzteren ist in der Darstellung, wo es anging, die Sprache des Volkes, wenn auch nicht der Dialect desselben gebraucht, mit welcher Bemerkung dem zart besaiteten Leser gegenüber die manchmal vielleicht etwas zu trivial klingende Ausdrucksweise entschuldigt sein will. Nach dem Salon werden unsere Redensarten überhaupt nicht sehr duften, sondern mehr den Geruch der Bauernstube verrathen, der sie ja zumeist entstammen. Man merke auch, daß der gewöhnliche Mann unserer Gegend Constructionen mit dem Conjunctiv, Imperfectum oder dem lediglich durch Flexion gebildeten Genitiv nicht kennt. Beabsichtigen wir hier auch nicht gerade eine lockende Darstellung, so soll dieselbe doch immerhin auch für den nichtforschenden oder fachmännischen Leser genießbar sein, weshalb wir von der durchwegs schablonenmäßigen Aufzählung absehen und, wie schon früher bemerkt, auch manches nicht streng zur Sache gehörige anführen. Bei möglichst getreuer Widergabe der Volksüberlieferung hat auch noch manche Formel mit Aufnahme gefunden, deren Aberglaube schon im Aussterben begriffen ist, da wir für unsere Aufzeichnungen naturgemäß nicht bloß jüngere, sondern auch ältere und sehr alte Personen zu Rathe gezogen haben. Der Aberglaube ist deshalb als solcher noch immer vorhanden und führt uns ein Stück der Denkweise

unserer Väter und Mütter aus der „guten, alten Zeit" vor, mit der man sich immer gerne beschäftigt.

Unentschieden wird hier auch gelassen, was wir vom Aberglauben oder von den Bräuchen für fremd, d. h. erst später (vielleicht in Folge von Büchern) in die hiesige Gegend für eingewandert halten, was also dem eigentlichen Volksaberglauben und was dem sog. Kunstaberglauben zuzuschreiben wäre. Wir zählen nur auf, **was** und **wie** wir es vorgefunden haben, weshalb wir auch absichtlich jede Anlehnung an andere derartige Sammlungen vermieden und keine Vergleiche zogen; doch wollen wir bei jenen Redensarten und Anschauungen, die einem mit der hiesigen Gegend und ihren Bräuchen weniger vertrauten Leser nicht ganz geläufig oder verständlich sein könnten, die nöthigen Erklärungen hinzufügen. Dies wird auch bei Aufzählungen geschehen, die scheinbar (vielleicht auch wirklich) nicht zum Aberglauben gehören, über deren abergläubische Natur eben gestritten werden kann, wie dies noch bei vielen Anschauungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften der Fall ist, wo theils das entsprechende Gesetz noch nicht genau erkannt wurde, theils die Anschauung auf falscher Erkenntnis oder einem anderen Irrthume beruht. So vermag uns beispielsweise bis heute noch niemand zur Evidenz zu erklären, wie die (dem Volks-

aberglauben freilich etwas ferner gelegene) Erscheinung des Tischrückens zustande kommt: ob auf rein mechanischem Wege, oder durch elektrische Ströme (durch Galvanismus), oder sonst wie. Und eben dieses Geheimnisvolle gibt dann Anlaß zu verschiedenen abergläubischen Deutungen, da der Mensch in seinem Hange nach dem Wunderbaren und Uebersinnlichen immer eher geneigt ist, das Walten geheimer Mächte vorauszusetzen, als eine Erklärung auf Grund bekannter Naturgesetze anzunehmen, denn „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind," wenn auch weiter der Goethe'sche Satz gelten mag: „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt." In den meisten Fällen wird die abergläubische Natur einer Redensart auch ohne nähere Hindeutung erkannt, wenn vielleicht auch nicht von jedem Leser bis zur vollen Ueberzeugung anerkannt werden. Für manche gilt beispielsweise die Entdeckung Galilei's von der Umdrehung der Erde um die Sonne noch immer als Aberglaube. Viele halten auch noch an der Meinung fest, trinken während eines mit Schweißverlust verbundenen Marsches schade. Mancher brave Soldat mußte unter diesem Aberglauben schon sein Leben lassen. Ueber die Prießnitz'schen und (Pfarrer) Kneipp'schen Kaltwassercuren ließen sich ähnliche Betrachtungen anstellen. Ob die Haare eines Hundes, der uns

gebissen, wirklich die heilende Kraft besitzen, wie das Volk glaubt, oder ob es auch die Haare eines anderen Hundes oder überhaupt eines anderen Thieres thäten, wenn sie auf die Wunde gelegt würden, und ob ein junges Thier, dem man Schnaps zu trinken gibt, wirklich nicht mehr wächst, also klein bleibt, das kann uns aber doch wohl auch schon die heutige medicinische Wissenschaft beantworten. Der Wunderglaube büßt seine Kraft eben in dem Maße ein, als die Fortschritte der Wissenschaften immer weiteren Schichten des Volkes zugänglich werden und die Kenner der Wissenschaften insbesondere soweit gekommen sind, die Ereignisse vorauszusagen. So ist die Furcht vor Kometen heute schon weit seltener und geringer als ehedem, weil die Astronomie das Erscheinen solcher in vielen Fällen schon lange vorher zu verkünden weiß.

Bei unserem Landvolke wird der namentlich der religiösen Seite entbehrende Aberglaube meist die Ursache von Unkenntnis sein; denn als was sonst sollen wir es deuten, falls nicht eine Symbolisirung zu Grunde liegt, wenn wir hören, zum Neujahr hat der Tag einen Hahnenschritt, am Tage der heiligen drei Könige aber schon um einen Hirschensprung (gegen Weihnachten) zugenommen, oder wenn man dem Biere und Schnapse eine übergroße Nährkraft zuschreibt! Ein selbst bei Hochgebildeten verbreiteter Irrthum ist es auch,

wenn Kurzsichtige meinen, schwächere Augengläser, als für den Grad ihrer Kurzsichtigkeit vorgeschrieben sind, tragen zu müssen, um die Augen zu schonen. Und auch in den höchst gebildeten Kreisen gibt es noch Personen, die sagen: „Ich bin zwar nicht abergläubisch, aber am Freitage unternehme ich nichts." Die Armen! Wenn sie wüssten, daß in unserer Gegend auch der Montag in einer anderen der Dienstag und wieder in einer anderen der Mittwoch, Donnerstag u. s. w., sowie der erste, dreizehnte und siebenundzwanzigste eines jeden Monates und außerdem noch viele andere Tage des Jahres als Unglückstage*) gelten, dann würden sich die Bedauernswerten wohl gar nicht getrauen zu athmen. Wir wollen diesem Gegenstande noch einmal in anderer Weise näher treten.

---

*) Die alten Römer schlossen während des ganzen Monats Mai keine Ehen und sahen außerdem noch viele andere Tage des Jahres als Unglückstage an. Bei den Russen gilt der Montag als verhängnißvoll, die Araber haben gar vier Unglückstage in der Woche und die Madagasken mehrere Unglücksmonate im Jahre. — Man vergleiche dazu das von unseren Bergbautreibenden der bekannten Fluththeorie Falb's gegenübergestellte Beweiswort: Für den Bergmann gibt es im Jahre 365 kritische Tage, und ist das Jahr ein Schaltjahr so 366.

Daß die Knaben in den letzten Tagen der Charwoche schnarren (klappern) gehen (als Ersatz für das Läuten) haben wir schon in der Einleitung erwähnt, ebenso das Aufpeitschen am Ostermontage. — Während und nach der Auferstehungsfeier sowie am Ostersonntage vormittags findet das Osterschießen statt. — In der Fastenzeit, gewöhnlich zwischen dem dritten und vierten Fastensonntage, wird der Tod ausgetragen, d. i. eine Strohpuppe an einer Stange herumgetragen, wobei die Worte gesprochen werden:

„Heut' trag'n wir'n Tod aus,
Zu Maschau über's Rathhaus,
Zu Duppau über'n Kast'n,
Mitten in der Fast'n;
Thät'n wir'n Tod nicht austrag'n,
Würden d'alten Weiber alle erschlag'n."

Dafür empfangen die Todausträger irgend etwas Essbares oder auch Geld. — In der Fastenzeit geht auch der Zempa mit dem Schnappesel, von Simrock Klapperbock genannt, d. i. eine

Schreckgestalt für Kinder (mit Eselsmaske) an beliebigen Abenden herum. — Am hl. Dreikönigstage führen noch hie und da Knaben ein Dreikönigsspiel (unter Wechselgespräch) auf, das ebenso, wie das Todaustragen auf materiellen Gewinn ausgeht und zu diesem Zwecke ehedem besonders von armen „Erzgebirglern" ausgenützt wurde. — Johannisfeuer werden hier ebenso, wie in anderen Gegenden am Vorabende St. Johannis des Täufers auf Anhöhen unter allerlei Ulk der Jugend abgebrannt. Insbesondere werden gerne brennende Besen in die Luft aufgeworfen. — Am Kirchweihdienstage findet das Hahnenschlagen statt, welches aber schon so ziemlich im Aussterben begriffen ist.

Weihnachtsbaum und Christgeschenke, welche die Kleinen als direct vom Christkindel gegeben betrachten, sind auch hier üblich; doch findet die „Bescherung" erst am kommenden Weihnachtsmorgen und nicht, wie in anderen Gegenden, schon am heiligen Abende statt. Unter den Geschenken für die Kinder befindet sich meist auch ein Apfel mit eingesteckten, womöglich neuen oder doch blank aussehenden Silbermünzen.

Am Palmsonntage werden geweihte Zweige von der Sahlweide (Salix caprea L.) hinter Spiegel und Bilder und am Ostermontage in Getreidefelder, namentlich in solche mit Weizen bebaute gesteckt, um aus Letzterem den Brand (eine

Pilzkrankheit, Ustilago carbo Tul. auch Uredo segetum genannt) ferne zu halten; im ersten Falle kommt kein Unglück ins Haus. Dasselbe geschieht aus dem gleichen Grunde mit Zweigen von dem Schmucke der Altäre beim Frohnleichnamsfeste. Ebenso streut man Kohlen von Oster- und Johannisfeuer in Felder und Gärten, um von diesen die Raupen ferne zu halten. — Stellt man während eines Gewitters Weihwasser in einem Teller vor die Hausthür, so werden die Getreidefelder vor Hagelschlag bewahrt. — Um das Haus vor der zündenden Wirkung des Blitzes zu schützen, stellt man während eines Gewitters eine geweihte brennende Kerze auf den Tisch. — Am heil. Dreikönigstage werden die Buchstaben C † M † B an die Thüre des Wohnzimmers geschrieben und darüber eine Frucht von Knoblauch gehängt, in welche alle Krankheiten hineinziehen sollen. — Wenn ein Laib Brot aufgeschnitten wird, so macht man vorher drei Kreuze mit dem Messer an demselben. — Beim Beginne des Säens wird die erste Hand voll Getreide kreuzweise auf den Acker gestreut. — Mit der Herbstsaat wird, wenn halbwegs thunlich, immer am Tage nach Mariae Geburt (8. September) begonnen. Gerste soll man nicht am Georgentage (24. April) säen, sonst wird sie kropfert, d. h. sie wächst nicht oder bleibt nur klein. — Fuhrleute klopfen am Morgen bei der

Ausfahrt mit dem Peitschenstiele dreimal vor den Pferden auf den Boden, um Glück zu haben. — Kommt der Hausherr oder die Hausfrau (Bauer oder Bäuerin) um die Schnittzeit zum erstenmale auf das Feld, so werden ihnen (oder sonst einem vornehmen Gaste, der sich zeigt), von einer Schnitterin im Namen aller Feldarbeiter mit der Schürze die Schuhe abgewischt und ein Strauß von Feldblumen überreicht, für welche Aufmerksamkeit ein entsprechendes (Geld-) Geschenk erwartet wird. — Unter Grenzsteine werden, um sie leichter wieder zu erkennen, Asche und Kohlen vergraben. — Das erste Getreidedreschen nennt man „Fastenausläuten." — Von den Kleinvögeln stellt man (meist Knaben), nur den Meisen in eigenen aus Hollunderstäbchen angefertigten Kästchen, den Rothkelchen mit dem Sprengel, Zeisigen und Stieglitzen aber mit der Leimruthe nach. — Die Wilddieberei (durch Schlingenstellen) ist schon seltener geworden. — Vom Fröschepresslen und -Aufblasen ist unsere Jugend noch nicht ganz frei zu sprechen.

Am heiligen Abende bekommen die Kühe „Leck," d. h. außer der gewöhnlichen Zeit Steinsalz zum Lecken; ferner werden ihnen die mittlerweile verdorrten Kränze von der Sichellege vorgelegt, das sind aus Getreide und Feldblumen gewundene, mit farbigen Bändern geschmückte Kränze, von denen je einer dem Hausherrn und der Haus-

frau an jenem Tage von einer Schnitterabordnung dargereicht wird, an dem das letzte Getreide unter der Sichel fällt. Während des Abendessens liegt ein Laib Brot auf dem Tische mit je einer Zwiebel- und Knoblauchfrucht, damit die Hunde und die Gänse das Jahr über recht arg (wachsam) bleiben. Unter den Tisch kommt ein Töpfchen mit Wasser, in welches sieben Gerstenkörner gethan werden, damit niemand in der Familie im kommenden Jahre das „Gerstkörnl" (Augenkrankheit, Hordeolum) bekommt. Man soll am heiligen Abende wenigstens Neunerlei essen. Unter den verschiedenen Gerichten des Weihnachtsabends befinden sich (neben Fisch) immer auch die sog. „Bähzalan", das sind aus Hefen- (Dalken-) Teig gebackene Kugeln von der Größe eines kleinen Hühnereies, die in gesottener Milch (gebrüht) auf den Tisch gesetzt werden. Brot ißt man an diesem Abende aber keines. Die Abfälle vom Tische werden dem „Bären" (Biörn) dargebracht, d. h. im Obstgarten beim Hause unter die Bäume gestreut. Wer den größten Schattenkopf hat, muß im kommenden Jahre sterben. (Man sieht den Grund nicht ein.) Jedes Mitglied der Familie schneidet einen Apfel entzwei; soviele Samenkörnlein zerschnitten wurden, um so viele Jahre hat die Person weniger zu leben, als sie sonst zu leben hätte. Die jungen Leute üben das bekannte Bleigießen zur Erforschung

des Standes des künftigen Ehegemals. Um den Namen des Letzteren zu erfahren, wirft man Apfelschalen hinter sich, aus deren annähernder Gestaltung zu einem Buchstaben man den Anfangsbuchstaben von dem Namen des „Zukünftigen" herauslesen will. An diesem Abend erscheint auch der Zempa d. i. eine in Erbsenstroh gehüllte Person, dem Bären des Faschingsmaskenzuges vergleichbar, milde Gaben heischend, der aber auch, wie wir oben gesehen haben, zuweilen als Genosse des Schnappesels auftritt. Am Andreasabende geschieht das Pantoffelwerfen, Aushorchen und Scheit- oder Prügelziehen. Letzteres wird in der Weise ausgeführt, daß sich ein Mädchen mit dem Rücken gegen aufgeschichtetes Holz stellt und ein Scheit herauszieht. Ist es ein krummes, so bekommt das Mädchen einen krummen Mann, ist es ein ästiges, dann „wird es" ein grober Mann, ist das Scheit aber schön gerade und astfrei, dann „wird es" ein schönes, gutes, braves Mannerl. Ein weiteres Mittel, um den Namen des Zukünftigen sicher zu erfahren, besteht im Zetteltauchen: Es werden drei Zettelchen genommen und auf jedes der Name eines vermeintlichen Liebhabers geschrieben; hierauf werden die drei Zettelchen einzeln in Kügelchen von geknetetem Brote gesteckt und gleichzeitig unter Wasser getaucht. Derjenige, dessen Name zuerst an die

Oberfläche des Wassers getrieben wird, „der wird's". Oder es werden drei Zettelchen mit „gewissen" Namen beim Schlafengehen mit ins Bett genommen und nach dem Auslöschen des L chtes zwei davon hinausgeworfen; derjenige, dessen Name auf dem zurückbleibenden Zettelchen am nächsten Morgen gefunden wird, ist natürlich der „glückliche Erwünschte." Auch Nussschalen mit Namen läßt man auf einer Flüssigkeit einander zuschwimmen.

Am 4. Dezember werden von den Mädchen Barbarazweige gepflückt, d. h es wird ein Zweig von einem Kirschbaume genommen und in ein Gefäß mit Wasser gesteckt, das an jedem Morgen zu erneuern ist. Blüht der Zweig bis zu Weihnachten nicht, — dann ist das Mädchen keine Jungfrau mehr.

In den letzten Faschingstagen und zur Zeit der Land- (Kaiser-) Kirchweihe wird in die Presse gegangen: Es wählt sich jedes Mädchen einen Burschen aus, den es sozusagen frei hält, also Essen und Trinken, sowie das Eintrittsgeld zur Tanzmusik für ihn bezahlt. In den Faschingstagen werden die Bursche, die nicht gerade erklärte Liebhaber des Mädchens sein müssen, sogar mit ins Haus genommen und reichlich ausgespeist. — Das Maskengehen in der Faschingszeit, besonders an den drei letzten Tagen, ist als Ueberbleibsel der Umzüge, welche zu Ehren des Einzuges

des Sonnengottes (Wodan, nordisch Odhin) und der Sonnengöttin gefeiert wurden, auch hier gebräuchlich. — Am Aschermittwoch trinken alte und junge Leute Schnaps, damit sie im kommenden Sommer nicht von Mücken „gebissen" werden. — Während des „Fastenausläutens" am Charsamstage waschen sich Frauensleute in einem fließenden Wasser, damit sie schön werden. (Für „bessere" Frauen genügt auch geschöpftes fließendes Wasser, doch muß dies stillschweigend in das Haus getragen worden sein). Die Obstbäume werden geschüttelt, um reiche Früchte zu bringen, und das Unterlagenstroh wird aus den Betten geräumt, damit sich kein Ungeziefer aufhalte; die Hausfrau klopft mit einem Scheit Holz auf die Thürschwellen und spricht: „Alles 'naus, — Ratt' und Maus!" — Am Ostermontagsmorgen wird von den Burschen den verehrten Mädchen Ostersaat (Serb, junges mit der Sichel [böhmisch: srb] abgeschnittenes Getreide) gestreut. Minder beliebten Frauenzimmern des Dorfes streut man statt jener Häckerling (Häcksel, gehacktes Stroh). — Am ersten und letzten April schickt man einander unter Anzettelung verschiedener Auffitzer in den April. — Am Hexenabende (30. April) werden Rasen, Sand, Dornen und alte Besen, letztere kreuzweise, vor die Stallthüren gelegt, beziehungsweise auf den Mist gesteckt, über

die Thüren mit geweihter Kreide Kreuze gezeichnet und dem Vieh von neun Rängen (Rainen) Kräuter vorgelegt, um die Hexen von Haus und Hof fern zu halten, ferner durch Peitschenknall, Pistolenschießen, Gepolter u. s. w. die etwa darin befindlichen Hexen ausgetrieben.

Die Erinnerung an heidnische (abergläubische) Sitten enthält übrigens auch der in unserer Gegend sowie ziemlich allgemein übliche Brauch, in der Faschingszeit Krapfen zu backen (und zu essen) gleichwie zu Weihnachten die Stollen (Stritzel) und zu Ostern die Weißbrot-Laibe, unter welchen das Volk freilich nicht mehr die Opferkuchen Donars, des Gottes des friedlichen Ackerbaues, der auch manchmal den Donnerwirbel schlägt, vermuthet, da diese ursprünglich heidnischen Bräuche wie noch manche andere, wenigstens in der Wahl der Zeit und der Art ihres Auftretens mittlerweile ein christliches Gepräge angenommen haben. — In diese Rubrik gehört auch das zu Weihnachten (anderwärts in der Faschingszeit) übliche Schweinschlachten, welches seinen Ursprung gleichfalls einer heidnischen Opferung verdankt, die dem höchsten Gotte aller deutschen Stämme, nämlich Wodan, zur Zeit der Wintersonnenwende dargebracht wurde. Bei einem solchen schickt man den Nachbarn und Verwandten Würste zu. — Das Setzen des Maibaumes war früher häufig, ist aber jetzt

schon fast außer Gebrauch gekommen; wo es noch stattfindet, wird dabei ein Spiel: „Holzdiebe und Förster“ aufgeführt.

Neben dem noch später einmal zu nennenden Kartenlegen (Kartenaufschlagen), Wahrsagen, Punktiren u. s. w., welche nicht nur in den niedersten Volksschichten, sondern auch in den sogenannten höheren Familien gläubige Seelen finden, haben wir hier auch die Entscheidungen mittelst Los in den verschiedenen Formen anzuführen, denen sich gleichfalls die gebildetsten Kreise fügen, weil sie sogar in die staatlichen Gesetzgebungen (z. B. bei unentschiedenen Wahlen, Auslosen von Geschworenen u. s. w.) Eingang gefunden haben, da man durch sie menschliche Willkür auszuschließen hofft, die aber gleichwohl auf abergläubisch-heidnischer Grundlage fußen. Daneben kann das Knopfabzählen in zweifelhaften Fällen, bei denen man jedoch meistens schon von Vornherein zum „Soll ich“ neigt, recht entschuldbar klingen. — Zum Losziehen wird der jüngste Anwesende gewählt. — Ueber die gleichfalls nicht aberglaubenfreie Seite des Duells, das in unserer Gegend doch nur hie und da als deutscher Zwei- oder Vielkampf mit der noch „deutscheren“ Benennung Rauferei vorkommt, jedoch nur mit Waffen der einfachsten Art, wie Stuhlbeinen oder Biergläsern und nicht nach bestimmten Regeln stattfindet, wollen wir an dieser Stelle schweigen,

wenn wir uns auch nicht vor dem Wespenneste fürchten, in das wir durch eine nähere Betrachtung dieser Unsitte zu stechen kämen. Ebenso wollen wir keine Worte über das (unser!) Lotto verlieren; dagegen kämpft der Abgeordnete Dr. Roser schon seit siebenundzwanzig Jahren — vergebens.!

Neugeborenen Kindern gibt man zur Taufe Dreierlei mit, damit sie glücklich werden, oder nur überhaupt etwas, damit sie nicht stehlen lernen. — Die Pathen sollen auf dem Wege zur Taufe und überhaupt während der Zeit, während welcher sie sonst noch den Pathenbrief in der Tasche haben, das Wasser nicht abschlagen, sonst werden die Kinder Bettnässer. — Reden die Pathen auf dem Wege zur Taufe viel, so werden die Kinder Vielredner. — Die erstgeborenen Kinder werden auf die Namen der Eltern getauft: Der erstgeborene Knabe erhält den Namen des Vaters, das erstgeborene Mädchen den Namen der Mutter. — Findet irgendwo ein Taufschmaus statt, so gehen Kinder und Erwachsene aus der Nachbarschaft in das betreffende Haus auf den „Gaiwa" und bekommen dort Buttersemmel; denn vom Genusse der Semmelspitzen wird man schön. — Beim Taufschmause soll fest gegessen werden, damit das Kind immer guten Appetit hat. — Auf dem Wege von der Taufe werfen die Pathen der harrenden Jugend Zuckerwerk zu. — Sonntags- (geborene) Kinder sind Glücks-

kinder. — Die kleinen Kinder bringt der Storch aus dem Wasser.

Wenn ein Kind abgestillt, d. h. wenn ihm die Mutterbrust entzogen wird, was am besten am St. Johannistage geschieht, so legt man ihm dreierlei vor: Eine Münze, ein Stückchen Brot und ein Buch. Greift es zuerst nach dem einen oder anderen, so wird es bezüglich reich, sorgenfrei oder ein Gelehrter. — Eine Wöchnerin darf nicht über zwölf Uhr mittags vom Hause wegbleiben, sonst haben die bösen Geister Macht über das Kind. — Eine Mutter, die ihr Kind noch stillt, darf nicht über Nacht ausbleiben, sonst wird das Kind eine Trute (Drude.) — (Man sieht, der Aberglaube meint es hier den Kindern gut, falls eine Mutter pflichtvergessen werden wollte, da man sein Kind doch nicht gern eine Trute werden lassen oder den bösen Geistern leichtsinnigerweise Macht über dasselbe einräumen will.) — Ist ein Kind verschrien, so soll ihm die Mutter die Stirne ablecken und dreimal hinter sich spucken. — Wenn eine Mutter mit dem Kinde das erstemal zur Kirche geht, d. h. sich vorsegnen läßt, so soll sie etwas Neues (ein neues Kleidungsstück) anziehen, damit dem Kinde „einmal“ die Kleider gut stehen. — Auf Büschelkinder darf man es nicht regnen lassen, sonst bekommen sie Sommersprossen. — Unter einer Wagendeichsel dürfen Kinder nicht hindurchkriechen, wenn

sie noch wachsen sollen. — Kinder wachsen nicht mehr, wenn man über sie hinwegsteigt; soll die das Wachsthum hemmende Wirkung aufgehoben werden, so muß man wieder zurücksteigen. — Der erste Anzug eines Kindes darf kein neuer sein, sonst wird das Kind störrisch. — Kinder unter einem Jahre dürfen einander nicht küssen, weil sonst eines von beiden nicht sprechen lernt. — Knaben soll man unter einem Jahre die Haare nicht abschneiden, um ihnen damit nicht den Verstand abzuschneiden — Knaben werden hartstörrig, wenn ihnen die Mutter die Haare schneidet. — Kinder unter einem Jahre dürfen nicht in den Spiegel sehen, sonst werden sie schielend. — Mit Feuer sollen Kinder nicht spielen (zündeln), sonst liegen sie am nächsten Morgen im Nassen („pischen ein".) — Kommt ein Kind zum erstenmale in ein fremdes Haus, so soll man ihm ein Ei geben und sagen: „Lern' latschen, wie die Hühner gatzen," damit das Kind bald reden lernt. Besucht jemand eine bekannte oder befreundete (verwandte) Familie, so bringt er den Kindern des Hauses „Zuckerln" mit. — Bevor die Kinder am Abende (von ihren Spielen) nach Hause (schlafen) gehen, laufen sie einander nach und trachten einem anderen den „Gutenachtschlag" zu versetzen. Gelingt es einem nicht mehr, den Schlag weiter zu geben, so muß es den „Alten" mit schlafen nehmen. Die Kinder

stellen sich unter dem „Alten" aber nichts Bestimmtes vor. — Den Burschen, die zur Stellung (Assentirung) gehen, stecken die Mädchen Sträußchen auf die Kopfbedeckung. — Wenn sich etwas Seltenes zuträgt z. B. ein schon lange nicht dagewesener Besuch kommt, so sagt man (und thut auch so): „Das müssen wir doch hinter die Feueresse schreiben, damit es die Ziege nicht ableckt." — Schneit es einmal in recht großen Flocken, so sagt man, die Bettzich' ist zerrissen.

Zahlreich sind auch die Bräuche und abergläubischen Anschauungen bei Hochzeiten und allem, was mit dem Heirathen, dieser für die Erhaltung der menschlichen Gesellschaft so nützlichen Einrichtung, zusammenhängt. Geheirathet wird nur bei zunehmendem Monde, wie überhaupt wichtige Handlungen nur bei diesem unternommen werden. — Hochzeiten finden in der hiesigen Gegend fast ausschließlich nur am Dienstage statt. Einen eigentlichen Polterabend gibt es hier nicht; doch werden dem Bräutigam und der Braut (musikalische) Ständchen gebracht, falls Musiker im Orte oder in der Nachbarschaft zu haben sind. — Ist der zukünftige Aufenthaltsort der Neuvermählten nicht jener der Braut, so wird am Samstage vor der Hochzeit der Kammerwagen gefahren, d. h. die Einrichtungsstücke auf einem oder mehreren Leiterwagen in das neue Heim des Brautpaares gebracht. Auf dem

letzten Wagen sitzt die sog. alte Braut, d. i. eine Dame aus der Freundschaft (Verwandtschaft), die wohl recht zahlungsfähig, aber keineswegs alt zu sein braucht. Auf den Kammerwagen wird auch ein „Herrgottl" und ein Laib Brot mit verladen. Diese beiden müssen zuerst in das neue Heim getragen werden, damit Gottes Segen in demselben walte. — Hochzeitsgeschenke sind auch hier üblich. Diese werden, falls sie nicht (der größeren Entfernung wegen) per Post geschickt werden, immer am Tage des dritten Aufbietens in das Haus gebracht. — Den Brautschmuck kauft der Bräutigam, nicht wie im nahen Buchau, wo er von der Braut selbst zu beschaffen ist. — Das Bräutigamshemd soll die Braut selbst nähen.

Die Brautleute sollen sich auf dem Wege zur Kirche nicht umsehen. — Zwei Bräute sollen einander am Hochzeitstage nicht sehen. — Eine Braut soll sich nicht aufbieten („verkündigen") hören. — Auch ist es nicht gut, wenn eine Braut eine Wöchnerin sieht, weil sonst eine von beiden unglücklich wird. — Regnet es einer Braut in den Kranz, so wird sie reich. — Auf die Federbetten des Kammerwagens, die nach Stücken gezählt werden (je mehr Stücke, desto reicher die Braut), darf nicht geplatscht (geschlagen) werden, sonst bekommt die Braut Prügel (Schläge); diese setzt es auch, wenn es beim Gange aus der Kirche windig ist (wenn die Zaunstecken

wackeln) oder wenn beim Nähen des Brauthemdes eine Nadel zerbrochen wurde. — Beim Gange aus der Kirche wirft der Bräutigam Geld unter die Jugend, welche vorzieht, d. h. durch vorgespannte Seile oder Bänder am Weitergehen hindert. — Die erwachsene Jugend (Freunde des Bräutigams) pflegt Pistolen abzuschießen. — Die Kutscher, welche das Brautpaar und die Hochzeitsgäste fahren, bekommen an ihre Peitschen und an die Kopfgeschirre der Pferde von den Kranzeljunfern weiße oder rothe Bänder gebunden. — Bei offenem Grabe (im selben Kirchensprengel) soll nicht Hochzeit gehalten werden.

Wenn in einem Hause — es ist hier an die geräumige Bauernstube gedacht, die oft das ganze Wohnhaus ausmacht, — dreierlei Lichter, z. B. Lampe, Kerze und Span brennen, so sagt man, es ist eine Braut im Hause. — Damit die Frau die Oberhand in der Ehe behält, bedient sie sich als Braut mancherlei Mittel: Sie versetzt dem Bräutigam beim Opfergange hinter dem Altare einen Puff und bittet ihn hernach (zur Bemäntelung ihrer herrischen That) um das Opfergeld, oder sie tritt ihm beim Altare auf den Fuß, oder wirft nach dem Auskleiden ihre Kleider auf die des Bräutigams. — Dasselbe erreicht sie, wenn sie den ersten Laib des selbst gebackenen Brotes selbst aufschneidet. — Von Nutzen für die Braut

ist es auch, wenn sie am Hochzeitsmorgen nicht vom Bräutigam, sondern dieser von ihr zuerst erblickt wird. — Beim Hochzeitsschmause, der fast immer im Hause der Brauteltern stattfindet, bewerfen die Gäste einander mit Bonbons, Zuckererbsen, Haselnüssen und dergleichen, namentlich ist die Braut häufig das Zielobject. — Glücklich wird eine Braut ferner noch, wenn sie während der Trauung eine Geldmünze (Zwanziger) im Schuh trug. — Brennt eine Kerze auf der einen Altarseite heller, als die entsprechende auf der anderen, so überlebt derjenige Theil den anderen, auf dessen Seite die Kerze heller brannte — Die Hochzeitsgäste tragen Zweige vom Rosmarinstrauche oder Myrthenbäumchen in den Knopflöchern. Aus den Zweigen, welche Braut und Bräutigam bei der Trauung getragen, wird ein Kränzlein gebunden und als Kleinod aufbewahrt; solange dieses zusammenhält, so lange leben die beiden miteinander. — Ein Myrthen- oder Rosmarinzweiglein bekommt (wächst und gedeiht) nur, wenn es von einer verheiratheten Person gepflanzt wird. — Wo Myrthe gedeiht, wird nicht gefreit. — Mit Epheu zieht man Unglück im Hause. — Frauen dürfen während der Menstruationszeit keine Pflanzen (Blumen) mit zartem Baue berühren, sonst gehen die Pflanzen ein. — Wird bei einer Hochzeit etwas zerschlagen oder zerrissen, so bedeutet dies Glück. — (Man

tröstet sich.) Bei der Trauung muß sich der Bräutigam so nahe wie möglich gegen die Braut zu knieen, damit er ihr treu bleibt.

Einen Bräutigam oder eine Braut kann man auf verschiedene Weise erwerben, z. B. wenn man bei dem ersten Besuche einer Stadt in die um eine Statue gespannte Eisenkette beißt, oder das Kleid einer Braut am Hochzeitstage, wenn auch nur ein bischen, streift, oder aber auch, wenn es gelingt, der Braut ein Stückchen Rindfleisch vom Teller wegzuschnappen, das sie sich bereits zurechtgeschnitten. Dieses Mittel soll sich sogar auch bei Witwen und Witwern schon bewährt haben. — Man heirathet sicher auch bald, wenn man bei einer Hochzeit an eine Tischecke zu sitzen kommt, oder wenn man den Sitz einer Braut oder eines Bräutigams beim ersten Aufstehen rasch einnimmt; dagegen ist man noch zu siebenjährigem Jungfern- beziehungsweise Junggesellenthume verdammt, wenn man das Unglück hat, sich auf ein Canapee setzen zu müssen, über dem ein Spiegel hängt. — Wird ein Mann Witwer, so heirathet er dasjenige Frauenzimmer, das sich unversehens auf ein Salzfaß setzt. — Stolpert ein Mädchen früh beim Ausgehen mit dem linken Fuße, so macht es an dem Tage noch eine Eroberung. — Stolpert jemand beim Gange über eine Stiege hinauf dreimal, so gibt es bald eine Hochzeit im Hause. — Lediglich ein-

mal vor einem Besuche stolpern, bedeutet Verdruss. — Verliert ein Mädchen eine Haarnadel, so verliert es seine Verehrer. — Steht die Haarnadel nur heraus, so sehnt er sich nach ihr. (Gewiß! Das thut er ja immer.) — Läßt sich ein lediger Mann in ein Glas schon wieder einschenken, bevor er noch vollends ausgetrunken hat, so bekommt er ein böses Weib. (Hier wollen wir keine Anmerkung machen.) — Ueber das Kehricht stolpern die Freier. — Wenn Spinnweben in einer Zimmerecke hängen, so kommen Freier in's Haus. — Bei Spaziergängen in's Freie werden von den jungen Mädchen Kränze von der Schmele (Schmiele, Aira) unter Beobachtung eigener Regeln gebunden und auf einen Baum geworfen. Bleibt der Kranz eines Mädchens schon gleich beim ersten Wurfe im Geäste hängen, dann heirathet es noch im selben Jahre; muß aber öfter geworfen werden, dann bleibt das Mädchen noch so viele Jahre ledig, als Würfe gemacht wurden. Beim Zusammenknüpfen einzelner Stengel wird gesagt:

Ich binde einen Schmielenkranz;
Liebt er mich, so wird er ganz;
Werden ihrer zwei,
Bleibt er mir nicht treu;
Ist er aber offen,
So darf ich noch hoffen.

Auch die Zahl der Rufe des ersten Kuckucks, den man im Frühjahre schreien hört, gibt die Zahl der noch ledig zu bleibenden Jahre an. — Verheirathete Personen haben noch so viele Jahre zu leben, als Kuckucksrufe ertönen. — Wenn der Kuckuck zu schreien aufhört, wird ein Habicht (Hacht) aus ihm. — Hat man beim ersten Rufe des Kuckucks Geld in der Tasche, dann fehlt dieses das ganze Jahr hindurch nicht. — Das erste Geldstück (Handgeld), welches man an einem Tage erhält, bringt Glück, wenn es angespuckt wird. Krämer geben daher die erste zum Kaufe dargebotene Ware billig, um recht bald zum ersten Gelde zu kommen, das hier wahrscheinlich die Rolle des später noch einmal zu erwähnenden „Heckkreuzers" spielt. — Hebt (bewahrt) eine Braut den Teller auf, von dem sie bei ihrer Hochzeit gegessen und gibt einstens auf demselben den Anbetern ihrer Töchter zu essen, dann können jene nicht mehr von diesen lassen. — Ein Stückchen Brot ohne Rundung (aus der Mitte des Laibes geschnitten) heißt Witfrau, bezhw. Witmann. Wer von einem solchen Brote ißt, bekommt eine Witfrau, bezhw. Witmann zum Ehegemal. — Einen Witmann, bezhw. eine Witfrau heirathet man auch, wenn man zu einem Tischbein zu sitzen kommt. — Wenn von einem Mädchen einem eben niedergebrannten Feuer im Ofen wieder zugelegt wird und es brennt nicht sofort wieder in hellen

Flammen, so sagt man: Er lacht nicht auf sie." — Wer kitzlich (krizalat) ist, d. h. leichte Berührung an gewissen Stellen des Körpers, besonders an jenen über den Kniegelenken, nicht verträgt, kann das Heirathen nicht g'raden (nicht entbehren).

Mädchen, die sich auf den Waschstuhl setzen, haben viele Tänzer. — Wenn Mädchen zum Tanze gehen, wirft man ihnen einen Waschhader nach, damit sie viele Tänzer bekommen. — Bei Jägern bewirkt dieselbe Procedur „Waidmanns Heil", d. h. Jagdglück. — Unter den Füßen soll man Mädchen nicht wegkehren, sonst kehrt man ihnen die Tänzer fort; sie werden daher wohl meistens selbst ausweichen, umsomehr, als überhaupt alle Personen, die über Kehricht steigen, kein Glück haben. — Wer in der Fastenzeit tanzt, bekommt krumme Beine. (Die Absicht ist überall klar.) Man tanzt in der hiesigen Gegend in der Fastenzeit auch weder im öffentlichen noch in privatem Kreise. — Am Faschingdienstage aber soll man beim Tanzen hochspringen, damit die Gerste lang wird (wächst.)

Leere Wiegen darf man nicht hetschen (bewegen), weil man sonst dem Kinde die Ruhe nimmt. — Vor der ersten Schwangerschaft darf keine Wiege im Hause sein. Tritt man in ein Zimmer, in dem sich eine Wöchnerin befindet, so sagt man: „Glück in's Winkeil, bis a mal (d. h. in einem Jahre) wieder hinter!" — Sieht eine ledige Person

bei der Wiederkehr der Bachstelzen nicht eine einzelne, sondern zwei beisammensitzende zuerst, so heirathet sie in diesem Jahre noch; bei verheiratheten Personen bedeutet dieser glückliche Zufall einen Familienzuwachs. — Kommt jemand zum erstenmale in eine fremde Wohnung, so muß er sich wenigstens einen Augenblick niedersetzen, um (den Kindern) die Ruhe nicht mit hinauszutragen. — Kommt man in einen fremden Stall, so muß man sagen: „Glück herein!" — Sieht ein Bauer ein Stück Vieh zum erstenmal, so spuckt er aus und spricht: „Pfui Teufel, daß ich dich nicht verschrei!" — Führt der Schinder (Abdecker, Cafiller oder Caviller, von Caballus, das Pferd) ein Stück gefallenes Vieh zum Hofe hinaus, so soll man ihm einen alten Besen nachwerfen, dann führt er nichts mehr aus diesem Hofe hinaus.

Gefällt einem etwas und man drückt dies durch Worte aus, so muß man sofort hinzusetzen: „daß es Gott behüte!" um es nicht zu „verschreien," u. z. gilt dies nur von lebenden Wesen, gleichgiltig ob von Mensch oder Thier. War das Verschrieene ein kleines Kind, so muß man ihm die Stirne ablecken und über dessen Kopf hin ausspucken. — Lobt man das Aussehen oder die Gesundheit einer bei Tische (zu Besuch) sitzenden Person, so muß man dreimal auf den Tisch klopfen und hinzufügen: „Unberufen!" — Ißt jemand eine Speise zum

erstenmale, so zieht man ihn bei den Ohren. — Hat jemand ein (neues) Kleidungsstück zum erstenmale an, so wird er (scherzweise) durchgeprügelt (mit der Hand geschlagen.) — Wer aufschneidet (prahlt), dem soll man etwas schenken. — Wer lamentirt, (das Schicksal anklagt, wenig zu besitzen), dem soll man etwas wegnehmen.

Damit sind wir von den Bräuchen, die nicht immer abergläubischer Natur waren, schon recht weit in das Gebiet der Anschauungen und Phrasen hinübergerathen; wir werden uns aber im Folgenden bei der Aufzählung weiterer abergläubischer Formeln auch wieder manchmal veranlasst sehen, Bräuche zu nennen, um ein eben berührtes Schlagwort gelegentlich mit abzuthun. Zunächst seien aber noch die in unserer Gegend heimischen

Spiele

der Kinder und Erwachsenen und einige andere Gepflogenheiten aufgezählt, die ja füglich auch zu den Bräuchen gehören. Wir wollen dieselben hier aber nur kurz erwähnen, da eine eingehende Beschreibung derselben allein eine größere Abhandlung in Anspruch nähme und die meisten der hier zu nennenden Spiele ohnehin auch anderwärts bekannt sind. Ebenso unterlassen wir es, die hier geläufigen S a g e n mitzutheilen, da dies, wenigstens zum Theile auch schon an einem anderen Orte (Mittheilungen d. V. f. Gesch. d. D. in Böhmen) geschehen ist.

Bei den Spielen der Erwachsenen wird es sich um nicht viel mehr, als um die Kartenspiele der Männer handeln, wenn auch hie und da in einer Bürger- oder besseren Bauernfamilie ein Domino-Spiel seinen Platz gefunden hat, das auch vom Hausvater und von der Hausmutter nicht verschmäht wird, wenn es gilt, die langen Winterabende todtzuschlagen. Die Kartenspiele der Männer sind nicht durchwegs Erholungs- oder des Zeitvertreibes wegen getriebene Spiele, sondern man hat es oft auch auf einen Gewinn abgesehen, daher hier auch einige Hazardspiele zu nennen sein werden. Wir erinnern uns, einmal von einem leidenschaftlichen Spieler den Ausspruch gehört zu haben: „Bruder, a bißl „Färbln verred' ich auf meinem Todtenbette nicht." Neben dem Färbln treibt man auch noch das Einundzwanzig, ferner Datteln, Wulln, Brandln, Turak, Schwarze-Peter, Schneider (Sechs-Ma'nnla) und Mariasch. (Wir schreiben, wie wir hören.) Auf dem Dorfe, wie in der Stadt „scheibt" man selbstverständlich auch Kegel, u. z. meist auf der Langbahn im Freien, nur hie und da auf eigenen Spieltischen in geschlossenen Localitäten.

Zahlreicher sind die Spiele der Kinder, die noch nicht den Ernst des Lebens durchzukosten haben. Kinder sind aber auch die conservativsten

Bewohner von Stadt und Land. Unbekümmert um das tägliche Fortschreiten des modernen Lebens rings um sie her, halten sie am Althergebrachten fest und ihre Gewohnheiten übertragen sich von einer Generation auf die andere. Wer Kinder auf der Straße oder dem Dorfplane fortgesetzt beobachtet, wird wahrnehmen, wie genau dieselben Spiele, in genau derselben Reihenfolge sich alle Jahre wiederholen, wie sie den Beschäftigungen, die gerade die Jahreszeit mit sich bringt, in immer derselben Art und Weise obliegen. Die Kinder sind eben auch auf geistigem Gebiete die Bindeglieder zwischen der Vergangenheit und der Zukunft. — Am häufigsten findet man bei Knaben die Ballspiele (Pasak, Partie und Aufwerfen), ferner (Sch=) Patschek, Spickern und Zudzka. Hieran schließen sich, u. z. meist von beiden Geschlechtern betrieben: Fangerisch und Bohnenspiele, zu welch' Letzteren auch das G'radoderung'rad gehört, weiter Farbenerrathen, Blinde=Kuh, Plumpsack, Herrgottlaustheilen, Grünes Gras frisst der Has', Frau Rosenmutter und Meiseln. Im Kreise der Jünglinge und Jungfrauen findet sich noch das Deckel= oder Siebdrehen. Im Herbste lassen die Knaben (Papier=) Drachen steigen. Die Mädchen spielen in und außer dem Hause mit Kinderpuppen, hier Docken genannt.

Bei jenen Spielen, die eine Theilung der Spielenden erfordern, wird das Vorrecht der Auswahl durch das Errathen von „Kopf oder Adler" nach dem Niederfallen einer aufgeworfenen Münze erworben. Bei denjenigen Spielen aber, bei denen ein Einzelner eine bestimmte Rolle zu übernehmen hat, fällt ihm diese durch das sog. Ausbieten mittelst eines besonderen Sprüchleins zu. Z. B.

Ich und Du, Müllers Kuh,
Müllers Esel, der bist d u!

oder Engele, Männele, Tinck'n-Tack'n,
— — Kopf abhacken.
Vöglein singen, Glocken klingen:
Tsching—Tschang, Zing—Zang,
Puff, Naus - G a n g!

oder 1, 2 — Polizei,
3, 4 — Grenadier,
5, 6 — alte Hex,
7, 8 — gute Nacht,
9, 10 — schlafen g e h'n!

Die T ä n z e der hiesigen Gegend weisen keine besonderen Eigenthümlichkeiten auf.

Schlittschuhlaufen kennt unsere Landjugend nicht; selten, daß man einen Jungen auf einem „Schleif"-Schuh herumhopsen sieht. Dagegen wird fleißig (ge-) „tschinnert", d. i. das gewöhnliche Schleifen auf Schusters Rappen betrieben. Nicht minder fleißig wird dem Fahren mit kleinen Hand-

schlitten über schiefe Ebenen hinab, besonders von den Knaben gehuldigt, die dann und wann auch Mädchen mit aufsitzen lassen, um sie an geeigneten Stellen durch eine geschickte Wendung recht glanzvoll abzusetzen.

Größere (vermögendere) Bauern sind für Schlittenfahrten mit eigenem Schellengeläute für die Vorspannspferde versehen. Von einem hinten, auf der sog. Pritsche, Sitzenden wird bei solchen Ausfahrten mit einer langen Peitsche (Karwatsch) geknallt.

Zum Viehweiden (Kühhüten) werden meistens Kinder (Knaben oder Mädchen) verwendet, die sich die Zeit in verschiedener Weise zu vertreiben suchen, u. a. auch dadurch, daß sie die Aeste zweier benachbart stehenden Weidenbäume herabbiegen und die Wipfel zusammenbinden, womit sie sich eine Schaukel geschaffen haben. Auch wird „Feuerl geschürt" und darin Erdäpfel gebraten. — Die männliche Jugend badet auch hier, u. zw. nicht etwa bloß ein- oder zweimal des Tages, sondern bei halbwegs erträglicher Temperatur wenigstens sechs- bis achtmal. Wer beim Anziehen der Letzte fertig wird, muß das (Holz-) „Pflöckl" (aus dem Wasser) herausholen, oder er wird mit Brennesseln gebraunt. — Knaben schlagen häufig mit dünnen Ruthen auf die nackten Hände der Mädchen los und sagen „Versteck's Katzenfleisch!" — Begehrt

ein Kind von einem andern etwas und wird seinem Wunsche nicht willfahrt, so raisonnirt es: „Geiz-krag'n, Hühnermag'n!" — Beginnt ein Kind (Knabe oder Mädchen) aus einem nichtigen Grunde zu weinen, so wird es von seinen Genossen unter Hersagen des Sprüchleins: „Leier, Leier, Dudlsack, morgen ist der Feiertag!" und unter Nachahmung der zum (Drehorgel-) Leierkastenspiel erforderlichen Handbewegung verspottet. — Mädchen schelten die Knaben, indem sie sagen: „Zeisig, Zeisig, Mädeln sind fleißig; Stieglitz, Stieglitz, Bub'n sind nix nütz!" Die Knaben geben natürlich Selbstlob und Anschuldigung in entsprechender Weise zurück, wobei als Trumpf auch noch die gewiss zum größten Theile abergläubische Redensart fällt: „Lange Haare, kurzer Sinn." — Im Sommer kanen (knatschen) Kinder den auf Wiesen zu findenden Sauerlump (Sauerampfer, Rumex Acetosa L.) — Knaben stellen sich aus Baumästen (Zwiesel-) Stelzen her, auf denen sie als „große Leute" herumstolzieren. — Balken und Bretter, auch wagrecht aufgelegte Leitern werden als (T-) Schaukeln (Wippen) verwendet. Ist der eine Partner ein Mädchen — auf diese haben es die bösen Buben ja immer abgesehen — so muß es sehr auf der Hut sein, um nicht noch unsanfter, als vom kleinen Fahrschlitten abgesetzt zu werden. — An schönen Sommerabenden, namentlich Sonn- und Feiertags, ziehen erwachsene

Mädchen und Bursche singend auf der Straße umher.

Auch hierzulande wird an das Blumenorakel (Er liebt mich — vom Herzen — mit Schmerzen . . .), Kartenlegen, Punktieren an die gedruckten Planeten, an die Traumdeutungen (namentlich zu Lotteriezwecken) und an das Wahrsagen geglaubt, welch' Letzteres in hiesiger Gegend besonders von herumziehenden Zigeunern geübt wird. Zigeunerinnen, besonders alte, hält man für Hexen, welche mancherlei geheimnisvolle Kräfte besitzen, die sie meist durch Bosheitszauberei bethätigen, wie durch Verhexen von Küche und Keller, Stall und Scheune, Haus und Hof u. s. w. Auch Curschmiede, Abdecker (Schinder) u. dergl. hält man für des Hexens kundig. Gegen Verhexungen gibt es aber Mittel, mit denen man dem drohenden Uebel vorbeugen kann. Einige von jenen wurden bereits bei der Besprechung der Bräuche am Hexenabende genannt. — Eine Kröte am Georgstage an die Stallthür genagelt, scheucht alle Hexen aus dem Stalle fort; war aber schon eine Hexe hineingerathen, dann leidet sie so lange, als die angenagelte Kröte lebt. — Einzelne Personen besitzen aber eine heilige Scheu vor dem Tödten einer Kröte (auch durch andere Personen); doch konnten wir nicht erfahren, warum? Weder die Nützlichkeit dieser Thiere für die Feld- und

Gartenwirthschaft, noch irgend ein anderer Grund wurden uns als Ursachen angegeben. Vielleicht ist hier eine ähnliche Ansicht, wie sie in Tirol herrscht, vorauszusetzen, daß Kröten, in einem Brunnen sitzend, alles Gift aus demselben an sich ziehen und daher das Wasser gesund machen, oder auch, wie man in Kärnthen und Tirol glaubt, daß „arme Seelen" in Krötengestalt auf der Erde herumirren und so ihre Sünden abbüßen müssen. — Daß Zwerge hier hausen, weiß man von den Zwerglöchern bei dem bekannten Curorte Gießhübl-Puchstein, dessen Quellen dem Duppauer Gebirge entsteigen. — Kinder hält man aus Getreidefeldern, in denen sie etwa (Korn-) Blumen suchen wollen, durch die Drohung mit dem Kornmännlein, vom Wasser aber durch den Wassermann ferne, der ihm zu nahe kommende Kinder hineinzieht. — Unruhigen Kindern droht man mit dem schwarzen Manne, der die Kinder in den Sack steckt. — Den Alp hält man vom Hause ferne, wenn man in demselben zweierlei Lichter brennt. — Irrlichter sind die Seelen (Geister) von Verstorbenen, welche die Menschen absichtlich irreführen. — Ueber verborgenen Schätzen spielen blaue Flämmchen. Die Hebung der Schätze kann zu bestimmten Zeiten (alle hundert Jahre und meist um Mitternacht unter Stillschweigen) geschehen. Gleichzeitig wird dabei eine arme Seele erlöst,

manchmal eine reizende Jungfrau, die dem beherzten Helden zu eigen wird. — Auf Friedhöfen ist es nicht geheuer; hier spuken die Geister besonders als Gespenster, und weiße Frauen „gehen um." Auch Reiter ohne Kopf wurden schon gesehen. — Wasserjungfrauen kommen nur in Märchen vor, wo sie meist mit irdischen Jünglingen vermählt sind, denen sie jedoch ihre dämonische Natur verheimlicht halten. — Feurige Drachen finden sich gleichfalls nur in Erzählungen. — In manchen Häusern gibt es Schlangen (Hausgeister), welche nicht selten mit den Kindern Milch aus einer Schüssel essen. — Man kann mit dem Teufel einen Bund schließen, sich ihm verschreiben, wenn man die Unterschrift des bezüglichen Vertrages mit dem eigenen Blute leistet; dafür führt er, der „Böse", demjenigen, auf dessen Seele er nun ein Anrecht hat, alle irdischen Glückseligkeiten zu. — Wenn dreizehn Personen bei Tische sitzen, muß eine davon bald sterben.*) — Die Zahl 13 ist auch insoferne eine

*) Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß wirklich schon einzelne Personen, die als Dreizehnte bei Tische saßen und von diesem Aberglauben erfuhren, vor (ungerechtfertigter) Angst kurz nach dem Verlassen der Dreizehnergesellschaft gestorben sind; dagegen hat sich zur Bekämpfung des Aberglaubens betreffs die Zahl dreizehn und anderer „unglücklicher" Ziffern in London ein eigener Club gebildet, der am 13. Mai 1890 sein erstes Jahresessen in Andertons Hotel hielt. Die Gäste, etwa 100 an der Zahl, speisten zu je 13 an besonderen Tischen.

Unglückszahl, als man am 13. eines Monates nichts Wichtiges unternehmen soll, wenn man nicht bei dem Unternehmen Gefahr laufen will. — Sieben gilt mit dem Beisatze „böse" als Unglückszahl ohne nähere Definition. Wer von sieben red't, lügt (leugt.) — Wie schon in der Einleitung erwähnt, gilt der Freitag ausnahmslos als Unglückstag; es wird daher an einem solchen auch niemals etwas Wichtiges begonnen. Am Freitage geborene Kinder sterben bald oder werden recht böse. — Wer am Freitage lacht, wird am Sonntage weinen. — Freitag ist Dalkentag. Sind Mehlspeisen (und Kartoffel, hier immer nur Erdäpfel genannt) überhaupt häufiger auf dem Tische unserer Landbewohner zu treffen als Fleisch, so dürfen Dalken doch niemals am Freitage fehlen. — Selbstredend würde am Freitage auch nicht geheirathet werden, auch wenn dieser Tag nicht zu den allgemeinen (kirchlich) „verbotenen Zeiten" gehörte. Der Montag wird als ein Unglückstag geringerer Gattung angesehen, doch feiert man ihn als „blauen Montag."

Recht mannigfaltig sind auch die Schicksalszeichen, durch welche theils Gutes, theils Böses prophezeit wird. Kometen gelten allgemein als Vorboten von Krankheiten, Krieg, Hungersnoth und Theuerung, wo nicht gar vom nahenden Weltuntergange. — Sternschnuppen bedeuten Thränen; hat man im Momente des Auftauchens

einer solchen einen Wunsch, so geht derselbe in Erfüllung. — Wer in den Mond (Umschreibung) sieht, wird blind. — Aus einer an die Decke des Zimmers geworfenen und kleben gebliebenen Häringsseele wird nach hundert Jahren ein Pferd. — Die nach einem warmen Regen herumhüpfenden kleinen Frösche sind vom Himmel gefallen.

Hieher sind auch die verschiedenen nicht auf wissenschaftliche Anschauung gegründeten Wetter- (Bauern-) Regeln zu stellen; denn der innige Zusammenhang, in welchem das Wetter mit den materiellen und geistigen Interessen der Menschen steht, die mannigfachen, scheinbar launenhaften Umwandlungen der Witterungserscheinungen, der großartige Kampf der Elemente, der bald unter der Erscheinung eines tobenden Sturmes, bald unter dem Rollen des Donners und dem Zucken der Blitze oder einem verheerenden Wolkenbruche die Furcht und Bewunderung der Menschen erregte, mussten diese schon frühzeitig veranlassen, die atmosphärischen Vorgänge aufmerksam zu betrachten. Namentlich machten sich frühzeitig Bestrebungen zur Vorhersagung des Wetters geltend. Da aber das Ursächliche der atmosphärischen Bewegungen und die Wechselwirkung der einzelnen Witterungselemente lange Zeit hindurch gänzlich räthselhaft blieben, ja zum guten Theile dies noch heute sind, so war und ist auf dem Gebiete der Wetter-

prophezeihung ein fruchtbares Feld zu allerlei unsinnigen Hypothesen und abergläubischen Träumereien offen, die, schon im grauen Alterthume wurzelnd, ihre Zweige und Ausläufer bis in die helle Zeit unseres Jahrhunderts — die Gegenwart nicht ausgeschlossen — herein entfaltet haben. Wenn auch manche dieser sogenannten Bauernregeln einen gesunden Kern in sich bergen und einzelne von ihnen vielleicht (oder gewiss) ihre Richtigkeit behalten, worauf wir weiter unten anläßlich specieller Fälle noch einmal zu sprechen kommen, so entbehren doch die meisten der wissenschaftlichen Begründung. Man urtheile selbst nach den folgenden in unserer Gegend gesammelten Beispielen: Grüne Weihnachten, weiße Ostern. — Isst man die (Faschings-) Krapfen in der Sonne, dann isst man die Osterlaibchen hinterm Ofen. — Charfreitagsregen hält nicht feuchte; Regen am Ostersonntage macht's wieder gut. — Regen am Siebenbrüdertage gibt noch durch sieben Wochen Regen. — So lange die Frösche vor Georgi (24. April) schreien, so lange schweigen sie nachher. — Lichtmess Sonnenschein, bringt viel Schnee herein. — Aprilendunner bringt viel Leut- und Viehhunger. — Wo das erste Gewitter herkommt, da kommen sie alle her. — Helle Mette, dunkle Scheuer. — Neujahr hell und klar, bringt ein gutes Jahr. — Solange der „Altweibersommer" (Herbstfäden, verworrene

Spinngewebe) nicht gezogen ist, kann es nicht Winter werden. — Reimelt es zwischen dem Weihnachtsfeste und dem hl. Dreikönigstage, so wird viel Obst. — Geht man im Regen rasch, so regnet es noch stärker (mehr). — Nicht ganz frei von Aberglauben ist die tröstende Formel mit der wetterwendischen Prophezeihung: Trüber Morgen, heller Tag. — Morgenroth fällt in den Koth. — Gewiß wahr sind aber die gereimten Aussprüche: „Kräht der Hahn auf dem Mist, ändert sich's Wetter oder es bleibt wie's ist" und „Regnet's im Mai, ist der April vorbei." — Hundert Tage nach Märzennebeln gibt es Gewitter. — Flattern, d. h. schlagen die Enten mit den Flügeln, so kommt Wind. — Wenn eine Henne schreit, oder die Enten im Wasser unterschießen (=tauchen), so gibt es Regen. — Wälzen sich Hunde mit dem Rücken auf dem Erdboden, so wird es windig; fressen sie Gras, regnet es bald. — Tauben am (Dach=) Firste zeigen Regen an. — Schreit der Regenpfeifer (Vogel, Charadrius pluvialis und Ch. morinellus), gibt es bald Regen; desgleichen wenn sich die Spinne verdrossen in den hintersten Winkel ihres Netzes zurückzieht.

Besonders die zuletzt aufgeführten Wetterregeln geben Anlaß zu der angekündigten Bemerkung, daß nämlich der Inhalt derselben möglicherweise gar nicht in das Gebiet des Aberglaubens gehört,

da gewisse Thiere*) immerhin mit einem feineren Sinne ausgestattet sein können, der sie manche Erscheinungen in der Natur früher erkennen läßt, als uns Menschen dies möglich ist. Gibt es ja auch Leute, die aus dem Jucken ihrer großen Fußzehe oder dem Krabbeln im Schienbeine „anderes Wetter“ prophezeihen. Ebenso bezeichnen wir auch heute schon die Thatsache, daß Schwalben vor einem zu gewärtigenden Regen tief fliegen, nicht mehr als etwas Ungewöhnliches, wenn wir erkannt haben, daß die Vögel ihrer Nahrung, den Insecten, nachfliegen, welche sich bei drohendem Regen in die unteren Luftschichten gegen die Erdoberfläche zurückziehen.

Hier werden wir auch des Mondes gedenken müssen, der vielfach als Wetterprophet gilt. Im allgemeinen nimmt man an, daß bei zunehmendem Monde gutes (schönes), bei abnehmendem Monde aber schlechtes, d. i. Regenwetter, zu gewärtigen ist. Ein Hof (lichter Wolkenring) um den Mond bei sonst heiterem Himmel soll ausnahmslos Regen bringen. — In gebildeten, wie in weniger gebildeten Kreisen ahnte und be-

*) Wir dürfen hier auch an ein Beispiel aus der Pflanzenwelt, nämlich an die zu den Papilionaceen gehörige Wetterpflanze (Alerus precatoris) erinnern, welche vor einigen Jahren aufgetaucht ist, deren Unfehlbarkeit in Bezug auf Wetterprognosen man aber in neuerer Zeit schon wieder etwas angezweifelt hat.

hauptete man schon lange vor Falb, daß der Mond in inniger Beziehung zum Wetter stehe. Inwieweit sich dieser Einfluſs geltend macht, kann bei dem heutigen Stande der Wissenschaft noch nicht vollständig entschieden werden; daß aber der Mond, wie erwiesen, nicht bloß einen Einfluß auf die Zustände des uns umgebenden Luftmeeres und der den Erdkörper umspülenden Wassermassen hat, sondern auch einen solchen auf das Pflanzenleben und die Nervenzustände der mit willkürlicher Bewegung ausgestatteten Lebewesen besitzen soll, wird selbst von Männern der Wissenschaft nicht ganz in Abrede gestellt.

Damit wollen wir nur sagen, daß manches, was uns als Aberglauben erscheint, dies nicht zu sein braucht, sondern vielmehr oft nur als falsche Meinung oder Unwissenheit in Folge falscher Erkenntnis sich darstellen wird. Mit dem Fortschreiten zu einer höheren Cultur und dem Erkennen des Zusammenhanges gewisser Erscheinungen mit bereits bekannten Naturgesetzen schwindet ja der Aberglaube überhaupt immer mehr oder wird auf seine wahre Bedeutung zurückgeführt. So sagt man, wenn sich ein starker Wind erhebt, wie in anderen Gegenden, so auch hier, „es hat sich Einer erhängt" (und hauche seinen Athem aus). Vielleicht ist hier die Ursache für die Wirkung und die Wirkung für eine etwas weiter zurückgehende Ursache zu nehmen:

Stürme sind gewöhnlich mit raschem Barometer-(stand-) Wechsel verbunden. Daß solche Vorgänge in der Natur das physische und psychische Gleichgewicht der Lebewesen zu stören geeignet sind, wurde schon angedeutet. Warum sollte der Mensch beim Eintritte solcher Umstände nicht leichter zum Selbstmorde disponieren, wenn die Absicht dazu schon einmal besteht, als unter normalen Verhältnissen?

Wer viel Quark ißt, wird von der Steinkrankheit (Calculus) befallen. — Vom Zuckeressen bekommt man hohle Zähne. — Wo Salz gesäet wird, wachsen Brennessel. — Dieses Beispiel ist wieder einer Erläuterung bedürftig. Aberglaube ist bekanntlich ein die Grenzen des rechten Glaubens überschreitender Glaube. Will man daher entscheiden, ob eine Behauptung Aberglaube ist oder nicht, so muß man früher die Grenzen des rechten Glaubens kennen, beziehungsweise feststellen, weil jene, wie wir schon im Vorhergehenden gesehen haben, besonders bei Gegenständen, die in das Gebiet der Naturwissenschaften fallen, nicht immer ganz klar sind. Daher kann die obige Behauptung eine abergläubische sein, (wenn sie eine gewisse Wunderthätigkeit voraussetzt,) muß es aber nicht sein, wenn es als erwiesen gilt, daß durch die Beimengung von Kochsalz (Chlornatrium) zur Erde

ganz besonders die Bedingungen zum Keimen und Gedeihen der etwa schon vorhandenen Brennesselsamen gegeben sind. Braucht man ja nur das Salz als Kunstdünger für Brennessel, aus deren Stengel man in neuerer Zeit, wie bekannt, eine Gespinnstfaser erzeugt, aufzufassen, und der vermeintliche Aberglaube liegt darin begraben. Es ist ja auch möglich, daß man schon beobachtet hat, wie Brennessel an Stellen, wo zufällig einmal Salz verstreut wurde, besonders üppig emporwuchsen, falls wir es hier nicht auch mit einer jener abergläubischen Tendenzformeln zu thun haben, von denen wir später noch einmal sprechen werden: hier speciell mit einer an Kinder gerichteten Warnung, nicht verschwenderisch mit dem Salze umzugehen, da sonst ein ihnen feindliches Product zustande kommt. Und was es für eine Bewandtnis mit dem sog. Verschauen schwangerer Frauen hat, das man auch in unserer Gegend kennt, scheint uns auch noch nicht zur Genüge aufgeklärt zu sein, so daß auch hinter dieser Anschauung nicht unbedingt ein Aberglauben stecken muß. Daß aber die Wasserscheu (Hydrophobia) infolge des Bisses eines mit dieser Krankheit behafteten Hundes, wenn sie nicht schon vor Ablauf von neun Tagen auftritt, sich wirklich erst nach neun Wochen, neun Monaten oder neun Jahren und nicht nach drei, sieben oder irgend einer Anzahl der genannten Zeiträume sich

einstellen darf, erscheint uns als eine etwas gewagte Behauptung.*) Dagegen ist es kein Aberglaube, wie der Chemiker Sauermann im Berliner chemischen Centralblatte erwiesen hat, dass Kanarienvögel, die mit rothem Pfeffer gefüttert werden, sich roth färben und dass sich die rothe Farbe im gleichen Maße auch bei Hühnern, namentlich bei feuchtem Wetter zeigt, weshalb mit Pfeffer gefütterte Hühner das Herannahen eines Regens verkünden. Die Eier solcher Hühner enthalten tiefroth gefärbte Dotter. — Dass man Nüsse mit Stangen von den Bäumen herunterschlagen müsse, damit diese im nächsten Jahre wieder reichlich Früchte tragen, erscheint uns nicht als ausgemachte Thatsache.

Weitere im allgemeinen nicht zu den soeben betrachteten Beispielen gehörige Fälle der in der hiesigen Gegend üblichen abergläubischen Redens-

---

*) Hier sei auch eine andere, als die von Pasteur geübte Impf-Methode zur Hintanhaltung der Wasserscheu nach dem Bisse eines nicht unverdächtigen Hundes mitgetheilt, wie sie in den „Jahrbüchern zur Verbreitung des Glaubens" 1890 (2.) von dem Jesuiten-Ordens-Priester und Missionär P. Haghenbeek, erzählt wird. Derselbe sah bei einem Volksstamme in Bengalen, wie ein wüthender Hund, der mehrere Menschen gebissen hatte, todtgeschlagen und seiner noch zuckenden Leber beraubt wurde. Diese zerhackte man in Stücke und gab sie, roh und blutend, den Gebissenen zu essen, weil Menschen und Thiere nach dem Genusse eines solchen Eingeweide-Bestandtheiles von dieser schrecklichen Krankheit verschont bleiben sollen. Ja die Eingeborenen behaupten sogar, wenn man das ge-

arten sind: Spinnen im Hause bedeuten Glück. — Floh auf der Hand, Botschaft am Land, d. h. man erfährt etwas Neues. — Wenn sich die Katze putzt, oder wenn Funken aus dem Ofen springen, kommen Gäste in's Haus. — Wer früh nüchtern niest, wird an diesem Tage noch beschenkt. — Erfolgt das Niesen gerade in dem Momente, als jemand eine Behauptung ausgesprochen hat, so war diese wahr und man sagt auch: „Helf Gott*), dass 'wahr ist!" Darauf erfolgt die Antwort: „Vergelt's Gott!" — Will jemand eine Behauptung besonders bekräftigen, so sagt er: „Meiner Seel!" — Bekommt jemand Blasen auf der Zunge, so sagt man, es reden die Leute Böses von ihm. —

nannte Heilmittel einem schon von der Wuth befallenen Menschen eingebe, dieser unfehlbar geheilt werde. — So lange nicht näher liegende Beweise für die Güte dieser Heilmethode vorliegen, werden wir sie als Aberglauben bezeichnen dürfen, wiewohl wir mit dieser bedingten Behauptung auch heute schon nicht mehr ganz sicher auftreten können, wenn man bedenkt, daß der erwähnte Brauch bei näherem Zusehen nicht viel verschieden ist von der Pasteur-schen Impfmethode und der uns allen geläufigen Kuhpockenimpfung, in welch' beiden Fällen dem schon inficierten beziehungsweise noch gesunden Körper ein Stoff zugeführt wird der nach der heutigen Ansicht der Wissenschaft geeignet ist, den Organismus für bestimmte Krankheitserreger weniger empfänglich zu machen.

*) Die Sitte, beim Niesen einer Person „Helf' Gott!" zu sagen oder einen ähnlichen Ausruf zu thun, ist uralt und weit verbreitet. Sie wird von Homer, Aristoteles, Apulejus, Plinius und den jüdischen Rabbinern erwähnt und ist u. a. auch in Kurdistan, in Florida, auf Otaheiti und den Tonga-Inseln üblich.

Wer Blasen an den Lippen bekommt, von dem behauptet man, er habe geküsst. — Pflücken Kinder in einem fremden Erbsenfelde Hülsen (hier Schoten genannt), und es tritt eines von ihnen auf eine Hülse, so dass diese „knackt", so sagen die Kinder, es kommt der Bauer (Eigenthümer) und machen sich schnell auf die Beine. — Bei ausgehängten oder aufgesteckten Hegewischen (kleinen Strohbündeln) in Gärten und Feldern gibt man sich der Meinung hin, es werde niemand der von dieser Caricatur eines Strohmannes gehegten Frucht nahe treten. (Weit gefehlt! Der Dieb wird nur aufmerksam und erst recht vorsichtig gemacht, sich nicht erwischen zu lassen. Kaum Sperlinge respectieren die für sie bestimmten Scheuchen.)

Wenn das rechte Ohr klingt, spricht jemand Gutes von uns. Ohrenklingen links bedeutet das Gegentheil. — Gibt jemand eine falsche Antwort, wenn er gefragt wird, welches Ohr klingt, so reden die Leute Schlimmes von ihm. — Beißt (juckt) die Nase, so wird man böse. — Juckt es auf der rechten Hand, bekommt man Geld, juckt es auf der linken Hand, gibt man noch Geld aus. — Wer alles wissen will, wird bald alt. — Ist jemand verdrießlich, so sagt man, er sei mit dem linken Beine zuerst aufgestanden, oder es ist ihm etwas über die Leber gelaufen. — Schlucken ist ein Zeichen, dass jemand an uns denkt; erräth

man die Person, so hört das Schlucken auf. — Wer häufig gähnt, ist verschrien. — Gegen Personen mit rothem Kopfhaar und gegen Schielende hegt man Mistrauen, weil sie vor anderen „gezeichnet" sind.

Etwas vergessen und wieder umkehren müssen, deutet auf Unglück; dieses läßt sich aber verhüten, wenn man sich nach dem Umkehren vor dem abermaligen Ausgehen im Zimmer, wenn auch nur auf einen Augenblick, niedersetzt. — Begegnet man am Morgen zuerst einem alten Weibe oder einer schwarzen Katze, so gibt es ein Unglück; dagegen ist die Begegnung mit einem jungen Mädchen (selbstverständlich!) von glücklichen Umständen begleitet. — Der über den Weg laufende Unglückshase wurde schon genannt; ein Gefährte von ihm ist die erwähnte schwarze Katze. — Weiße Punkte an den Fingernägeln bedeuten Glück, schwarze Punkte dagegen Unglück. — Neidnägel, das sind Loslösungen der Haut an den Fingern in der Nagelgegend, sprechen ihre Bedeutung im Namen aus: man wird beneidet. — Das Glück bleibt im Hause, wenn man ein mit allen Nägeln gefundenes Hufeisen an einem Deckenbalken befestigt. — Damen pflegen für ihre Person zu diesem Zwecke ein selbstgefundenes Stück von dem Stiefeleisen eines Mannes oder einen Hosenknopf bei sich zu tragen. — Mit einem vierblätterigen Kleeblatte,

das nicht mit bloßer Hand, sondern mit Handschuhen oder einem umgebogenen Tuche gepflückt wurde, erzielen sie dasselbe. — Vierblätteriger Klee bedeutet für jeden, der ihn findet, Glück. — Mädchen in besseren Häusern sind auch der Blumen- und Farbensprache kundig. — Legt man einem Geistlichen ein fünfblätteriges Kleeblatt unter das Altarblatt, so bringt er die Messe nicht weiter.

Stehen bei jemandem die Zähne im Munde weit auseinander, so kommt er weit in der Welt herum; stehen sie enge beieinander, so bleibt er in der Heimat. — Wenige nur werden glauben, dass in Pastuchowitz, einem Dorfe bei Jechnitz, die Frösche auf dem Range (Raine) gehütet werden. — Hat man sich die Füße gewaschen, so darf man dieselben nicht (mit einem Leintuche) abtrocknen, sondern muß mit dem Anziehen der Strümpfe warten, bis die Füße von selbst trocken geworden sind, da sonst die heilige Maria weint, welche Christus die Füße mit ihren Haaren trocknete. — Im Volke ist auch die Meinung verbreitet, die heilige Mutter Gottes habe die Windeln des Jesukindleins auf dem Mariendorn (-Strauch) getrocknet, weshalb die Blätter desselben heute noch (einen nicht gerade unangenehmen) Geruch besitzen. — Veilchen riechen nach dem ersten Donner nicht mehr. — Will man im Sommer wissen, wie spät es ist, nimmt man ein (abgeblühtes) Körbchen vom

Löwenzahn (Taraxacum officinale Moench; Leontodon T. L.) und bläst die einzelnen fallschirmartigen Flugsamen nach und nach ab; so oft man blasen muß, um alle Blüten beseitigt zu haben, so viel Uhr ist es. — Mit dem Kornschnitte wird in so viel Wochen begonnen, als die erste blühende Kornrade (Agrostemma Githago L.) Blumenblätter hat. (Was weiß der gewöhnliche Mann von der Beständigkeit der Natur!)

Will man etwas erzählen und es fällt einem im Momente nicht ein, so war es nicht wahr. — Fällt jemandem beim Essen etwas weg, so war es ihm nicht vergönnt; daher „nimm es fest in die Krallen hinein, soll es dir vergunnet sein." — Stockt in einer Gesellschaft die Unterhaltung, so sagt man, es hat jemand die Beine über's Kreuz. — (Durch diese Bemerkung ist die Unterhaltung natürlich sofort wieder in Fluss gebracht.) — Kalte Hände, warmes Herz. — Haben zwei Personen zugleich denselben Gedanken, so wird eine arme Seele (einer Pfarrersköchin) erlöst. — Wird bei Tische alles aufgegessen, so wird es am nächsten Tage schön. — Wer zuerst mit dem Essen fertig ist, sagt ich bin Kaiser. — Bleibt nach dem Abendessen über Nacht etwas (wenn auch leeres Geschirr) auf dem Tische stehen, so können (kann) der Aelteste und Jüngste in der Familie nicht schlafen. — Wird der Tisch nach einer Mahlzeit nicht sofort

abgeräumt, so vergessen die Tänzer auf die Mädchen des Hauses. — Wasser, das in die Küche getragen wurde, darf nicht wieder hinausgetragen werden, ohne daß es (zum Kochen, Waschen oder dergl.) benutzt worden ist, weil sonst das Glück mit hinausgetragen würde. — In einem Gasthause darf die Gaststube abends nach dem Entfernen des letzten Gastes nicht ausgekehrt werden, sondern erst am nächsten Morgen, damit man die Gäste nicht hinauskehrt. — In den zwölf Unternächten, das sind die Nächte zwischen dem Weihnachtsfeste und dem hl. Dreikönigstage, darf nicht gesponnen werden, sonst spinnt man Stricke zum Aufhängen. — Hat ein Mädchen beim Federnschleißen sich eine größere Partie Federn (aus dem Topfe oder Fasse) herausgenommen, so müssen dieselben zusammen- (auf-) geschlissen werden; gäbe es davon zurück, liefe der Bräutigam davon. Dasselbe passiert auch einem Mädchen, das in ein Haus kommt, in welchem Federn geschlissen werden, wenn es nicht wenigstens drei Federn mit schleißt.

Wenn Salz oder Pfeffer verschüttet wird gibt es Verdruss; geschieht dasselbe mit einer Flüssigkeit (Wein, Bier u. s. w.), so sagt man, es sei eine Taufe in Sicht. — Eine Nadel darf man nicht wegschenken, damit die Freundschaft nicht zerstochen wird; diese bedenkliche Wirkung kann jedoch dadurch aufgehoben werden, daß man sich

früher mit der Nadel selbst sticht. — Hat sich eine Näherin beim Anfertigen eines Kleides unversehens in die Hand gestochen, so wird die künftige Trägerin des Kleides in demselben geküsst. — Droht einer ledigen Frauensperson die Schürze herunterzufallen, so denkt ihr Schatz an sie. Macht sie sich beim Waschen die Kleider nass, so bekommt sie einen versoffenen Mann. — Hängen einem Frauenzimmer die Strümpfe herunter, dann regnet es bald, ist der Unterrock (Kittel) hinaufgestülpt, so bekommt es einen Rausch. — Dagegen kann man von einer jungen Dirne, die aufmerksam gemacht wird, dass sie das Kopftuch schlecht (den Zipfel obenauf) gebunden hat, recht leicht die schnippische (nicht abergläubische!) Antwort erhalten: „Das ist Mode!“ — Wer den Hut schief auf dem Kopfe sitzen hat, hat Weizen zu verkaufen.“

Hängen sich Dornen (Dörner) an die Kleider eines Frauenzimmers, so hat es viele Verehrer. — Liebt ein Mädchen die Hunde, dann bekommt es einen guten Mann. — Hat ein junger Mann die Katzen gerne, so bekommt er eine gute Frau. (Es sei hier in der Klammer bemerkt, daß in Schlesien und in Tirol die Männer unter derselben Voraussetzung nach dem dort bestehenden Aberglauben ledig bleiben. Man kann es also niemandem, nicht einmal den Halbgöttern recht machen!) Wenn eine Frauensperson zusammengewachsenes

Obst ißt, so gebiert sie Zwillinge. — Wohl nur in den seltensten Fällen ist an Aberglauben zu denken, wenn man in Folge versalzener Suppe die Beschuldigung hört: „Die Köchin war verliebt!“ Dies wird eben meistens Thatsache sein, wenn die Voraussetzung zutrifft. Verliebtheit hat in der Regel in Bezug auf alle nicht zum Gegenstande der Liebe gehörige Dinge Zerstreutheit im Gefolge. In dieser kann es leicht geschehen, daß die Suppe entweder gar nicht oder zweimal gesalzen wird. — Wahr ist auch in den meisten Fällen: Was sich neckt, liebt sich.

Als eine besondere Art von Aberglauben haben wir den Tendenzaberglauben hervorzuheben, der also ursprünglich gar kein Aberglaube war, sondern dies erst geworden ist, als man die in die Formel hineingelegte Absicht schon vergessen und nur mehr noch die leere Redensart vor sich hatte. Seine Entstehung ist daher auch meist jüngeren Datums. Gar manche der schon aufgezählten heute als abergläubisch geltenden Formeln lassen einen solchen Zweck bei näherer Betrachtung auch recht deutlich erkennen, wenn auch bei anderen viel Glück und Scharfsinn dazu gehören, den ehemals beabsichtigten Zweck wieder herauszufinden, beziehungsweise das Christliche vom Heidnischen zu scheiden, da einerseits wie schon eingangs bemerkt, die Einführung des Christen-

thums die heidnischen Götter zwang, sich unter verschiedenen Gestalten und Beziehungen zu bergen, und andererseits „die Wege, auf welchen das erziehliche Element des Cultus die Menschheit führte, sehr verzackt und selten gerade sind.“ Auch manche der noch anzuführenden Formeln werden hieher zu rechnen sein. Eine Unterabtheilung des Tendenzaberglaubens ist der sich selbst und andere tröstende Aberglaube, wie er in den Formeln: „Trüber Morgen, heller Tag,“ „Wer Unglück im Spiele hat, hat Glück in der Liebe“ u. s. w. enthalten ist.

Da die Bevölkerung des Karlsbad-Duppauer Geländes hauptsächlich ter Landwirtschaft nachhängt, so ist klar, daß der Aberglaube, den wir uns zur Betrachtung vorgelegt haben, zumeist der Landwirtschaft in Haus und Feld angehört. Es ist der Landwirt auch im allgemeinen dem Aberglauben aus einem ganz natürlichen Grunde mehr unterworfen, als der Handwerker und andere Stände. Während die Erfolge der Letzteren hauptsächlich von ihrer eigenen Tüchtigkeit abhängen und sich nicht voraussehen lassen, ist der Landmann, selbst bei aller Mühe und aufgewendeten Zeit doch immer noch zum größten Theile den zufälligen (oder gesetzmäßigen) Launen des Wetters, also einer über ihm stehenden Macht, preisgegeben. Es wird darum auch der von uns so genannte Tendenzaberglaube vornehmlich diesem Gebiete, u. z. ent-

weder dem Hause, wo die Frau mit den Töchtern waltet, oder dem Felde, der Arbeitsstätte der männlichen Familienmitglieder, entnommen sein, wie die folgenden Beispiele lehren.

Man sagt, diejenige Person balle die Faust gegen die heilige Jungfrau Maria, welche unaufgeknüpfte Bänder (Strohseile) in den Mist wirft. Nun ja! So ein Knoten liegt aber auch Jahre lang in der Erde, bevor er fault, d. h. zu Mist wird, weshalb man einem solchen Sünder, der sich aus der angeführten Beleidigung der heiligen Muttergottes nichts macht, auch noch mit einer zweiten Version droht, deren Inhalt seiner Person schon etwas näher an den Leib rückt: daß er nämlich so viele Jahre, als der Knoten unverfault in der Erde liegt, im Fegefeuer zuzubringen habe. — Es wird hier, trotz unserer mehr schematischen Darstellungsweise, doch hervorgehoben werden dürfen, daß das eigentliche Gebiet des Aberglaubens, wie bereits anmerkungsweise erwähnt, das Religiöse ist, bei welchem man auch die Grenzen des rechten Glaubens genau kennt, da die Grundsätze einer jeden Religion vorschriftsgemäß aufgezeichnet sind. Daher kommt es auch, dass die abergläubischen Formeln, wenn deren Inhalt nicht auf einen g r e i f b a r e n Gewinn oder Verlust hinausläuft, meist mit einer religiösen Folgerung verknüpft sind, wie wir dies auch an dem folgenden hieher gehörigen

Beispiele sehen: Man soll den Rechen so legen, daß die Zähne desselben gegen die Erde gerichtet sind, da die Lage umgekehrt gleichbedeutend mit dem Zähnefletschen gegen die heilige Mutter Gottes wäre. — Der Glaube mahnt hier zur Vorsicht. Denn einmal könnten sich insbesondere Kinder beim Fallen auf die Zähne des Rechens leicht erheblich verletzen, zum andern ist aber auch noch beim Aufkippen des Stieles die Beschädigung einer zweiten Person möglich. Erzählt man sich ja gerade darüber eine hübsche Anekdote: Ein junger Mann vom Lande hat längere Zeit in der Stadt zugebracht und will nichts mehr von bäuerlichen Begriffen verstehen. Er unterhält sich mit einer Arbeiterin — vielleicht einer Jugendfreundin — dabei mit dem nicht nach der obigen Regel auf dem Boden liegenden Rechen spielend, und fragt sein Gegenüber, da er auch die Bezeichnung für den Rechen vergessen haben zu müssen glaubt, wie dieses Instrument heiße? In demselben Augenblicke schnellt aber der Stiel dieses „Instrumentes" empor und trifft den jungen Stadtherrn nicht eben sanft an der Stirne, so daß ihm die Worte entwischen: J, du ver....... Rechen! — Wer dies alles verschuldet, mag die junge Schnitterin erzählen.

Messer soll man nicht mit der Schneide nach oben legen, weil sonst die armen Seelen im Fege=

feuer mehr zu leiden haben. — Nach dem Ausspannen aus dem Pfluge soll man die Wage, woran die Zugthiere gespannt waren, abheben und auf den Pflug legen, damit das Vieh im Stalle Ruhe hat. — Läßt jemand beim Sammeln des Getreides (hier Sammen genannt) unachtsamer Weise ein Häufchen liegen, so sagt man, die Person wird in diesem Jahre noch hetschen (wiegen, also ein Kind bekommen.) — Ein Schnitter, der beim Hauen (Mähen) einzelne Halme stehen läßt, wird an dem Tage noch vom Ziegenbock gestoßen. — Beim Erbsensäen soll man keine Winde fahren lassen, sonst werden die Erbsen wurmig. — Mittwoch und Freitag sind „Wurmtage“; da dürfen keine Erbsen gegessen werden, sonst kommen Würmer in dieselben. — Kartoffel soll man um den Vollmond herum stecken (in die Erde legen), damit sie (sich diesen zum Muster nehmen und) hübsch groß werden. — Einem Betrunkenen soll ein (ge-) beladener Wagen ausweichen. — Ein Säemann, welcher Untersaat macht, d. h. einzelne Beete mit Samen zu bestreuen vergißt, stirbt in demselben Jahre noch. — In das Säetuch darf man keinen Knoten machen, sonst kommt der Knoten in die Saat, d. h. das Getreide wächst nicht. — Kratzt sich jemand auf seinem Hintertheil, so wird der Quark theuer. — In kalte Milch darf man das Gebäck (Brot) nicht mit dem Messer einschneiden,

sonst schneidet man den Kühen die Milch ab. [Gerissenes (eingebrocktes) Gebäck wird eben von der Flüssigkeit leichter durchdrungen und daher schmackhafter.] — Wenn Mägde schief aufhanseln, d. h. auf Körbe schief aufpacken oder den Mist schief aufladen, so bekommen sie einen schiefen Mann. — Schneidet eine Person das Brot vom Laibe schief ab, so sagt man, sie hat an diesem Tage schon gelogen. — Gelingt der Hausfrau das Brotbacken vor einer heiligen Zeit, d. h. vor hohen Feiertagen nicht recht, so muß sie in demselben Jahre noch sterben. — Kindern, welche sich an ihren Eltern thätlich vergriffen haben, wachsen nach dem Tode die Hände aus dem Grabe heraus. — Von Gräbern darf man keine Blumen pflücken; sie riechen ohnehin nicht (tröstet man sich.) — Wer sich die Zähne mit einer Schere ausputzt, bekommt den Scherbock (Scharbock, Scorbut, Krankheit.) — Den Mund soll man sich nicht am Tischtuche abwischen, sonst bekommt man den Grind (Schorf, wehen Mund. — Wenn ein Mädchen (mit dem Munde) pfeift, weint die heilige Mutter Gottes.

An den heiligen Weihnachtsfeiertagen und am Neujahrstage soll man nicht schlafen, weil man sich sonst das ganze Jahr hindurch des Schlafes nicht erwehren kann. — Werden Spitzbuben (Diebe) in der Neujahrsnacht nicht erwischt, dann haben sie bei ihrem Handwerke das ganze Jahr hindurch

„Glück." — Wer am Neujahrstage reist, muß das ganze Jahr hindurch reisen. — Am heiligen Abend darf kein Vieh eingespannt werden, sonst passirt ein Unglück. — Am Tage des heil. Abends darf man auch nichts wegschenken, weil sonst das Glück aus dem Hause gegeben würde. — Am Hexenabende (30. April) und am Charfreitage darf man aus dem gleichen Grunde keine Milch weggeben, ja nicht einmal verkaufen. Ebenso darf man, um das Glück im Hause zu behalten, einen Laib Brot niemals weggeben (=leihen), bevor man nicht ein Stückchen, das zurückbehalten wird, davon abgeschnitten hat. — Man darf von einem Stückchen Brote, von dem jemand schon abgebissen hat, nicht an derselben Stelle abbeißen, sonst wird man mit der betreffenden Person böse. — Mädchen läßt man beim ersten Kneten des Teiges (zum Brotbacken) im Kübel eine Münze finden. — Das zu Weihnachten neu anziehende Gesinde soll das alte nicht überziehen, d. h. nicht einziehen, bevor das alte nicht abgezogen ist, um im neuen Dienste glücklich zu sein. — (Gesinde zieht hier nur zu Weihnachten, nicht wie in Städten, zu jeder beliebigen Zeit, an und weg.) — Wer von einem Stück Vieh angebrüllt wird, hat an diesem Tage noch nicht gebetet. — Wird Vieh mit dem Besen geschlagen, so magert es ab. — Am Faschingsdienstage soll jeder Dienstbote vor Sonnenaufgang

wenigstens ein Schock (Stroh-) Bänder (zum Garbenbinden) machen; dann kommen keine Mäuse in die Bänder (werden von jenen nicht zerfressen.) — Fährt ein Knecht im Frühjahre das erstemal zu Acker, so muß man ihm nach der Heimkunft das Gesicht mit Wasser bespritzen, damit er das ganze Jahr hindurch beim Ackern nicht schläft. Kinder lehrt man dabei zu sagen: „Seh' ich den ersten Ackermann, häng' ich meine Läus' und Flöh' alle d'ran." — Während ein Schwein beim Schlachten schreit, soll der Stall ausgemistet (gereinigt) werden, damit die wieder hineinkommenden (jungen) Schweine darin gut gedeihen. — Wenn Vieh beim Schlachten bedauert wird, kann es lange nicht sterben. — Wird ein Kalb verkauft, so soll man es ärschling (mit dem Rücken zuerst) zum Stalle hinausführen, damit der (Mutter-) Kuh nicht bange darnach wird. — Beim Viehverkaufe bittet sich der Käufer das Anbindemittel (Strick oder Kette) aus, um Glück mit dem gekauften Stück zu haben. — Das Stallgeld, d. i. eine Art Trinkgeld, das beim Viehverkaufe dem wartenden Gesinde gegeben wird, ist natürlich auch hier gebräuchlich. — Sollen die Pferde immer gut aussehen, muß man einen jungen Hund unter der Krippe (Futtertrog) eingraben. — Stirbt der Haushund, so soll man ihn unter einem Obstbaum eingraben, damit die Bäume des Obstgartens viele Früchte tragen.

Daß die von Mariae Himmelfahrt bis Mariae Geburt gelegten Hühnereier, die sog. Fraueneier, die besten (zum Aufbewahren dauerhaftesten) sind, ist eine vielleicht nur beschränkt abergläubische Behauptung. — Wird ein kleines Hühnerei (Olegl) gefunden, so muß man es über das Haus werfen, um ein Unglück abzuwenden. — Wenn eine Henne kräht, so geschieht ein Unglück im Hause, das sich aber dadurch abwenden läßt, daß man die Henne mit dem Kopfe (bloß den Kopf der Henne) in kaltes Wasser steckt. Meistens wird einer solchen Henne aber der Kopf abgehackt. — Entleerte Eierschalen soll man den Hühnern nicht ganz vorwerfen, sondern immer nur zerdrückt, damit die Hühner viele Eier legen. (Der eigentliche oder vielleicht der zweite Grund wird wieder leicht erkannt: die Hühner sollen nicht Eier fressen lernen.) — Am heiligen Abende darf die Hausfrau während des Abendessens ihren Sitz nicht verlassen, damit die Hühner gut sitzen. — Hühner ohne Schwanz heißt man Kaularsche. — Hähne aus Blech trifft man noch heute auf Häusern, Kirchen und Kapellen. — Zigeuner und andere Landfahrer, denen eine Gabe verweigert wird, drohen mit dem „rothen" Hahne auf dem Dache. — Am Faschingdienstage soll die Hausfrau nicht nähen, sonst legen die Hühner nicht. (Umschreibung für eine etwas drastischere Ausdrucksweise.) — Man bewahrt gekaufte Hühner

vor dem Verlaufen, wenn man sie in einen Spiegel schauen läßt, oder indem man sie (in den Händen haltend) dreimal um das rechte Bein herumsteckt, oder auch, wenn man alle Hühner am Faschingsdienstage in einer herumgelegten Hemmkette füttert. — Gute Lege- und Bruthühner werden erhalten, wenn man den Hühnern in die mit Eiern „angesetzten" Nester ein wenig von dem Erbsenstroh gibt, das dem Bären, einer maskierten Faschingsfigur, abgenommen wurde. (Dieser Bär ist nicht zu verwechseln mit dem früher genannten Bären, dem die Abfälle vom Weihnachtstische dargebracht werden.) — Um jungen Gänschen das Reißen aus den Beinen zu vertreiben, muß man Letztere mit rothen Bändchen umwickeln. — Damit junge Hühnchen und Gänse gut gedeihen, werden sie unter einem Siebe geräuchert (mit Ruß geschwärzt.) — Die am Gründonnerstage gelegten Eier gehören „für" den Hausherrn.

Mit einem Hühnchen, das aus einem erstgelegten Ei einer schwarzen Henne unter dem linken Arme ausgebrütet wurde, kann man hexen. — Sowohl mit dem Daumen eines armen Sünders, als auch mit einem Stückchen Strick, an dem sich jemand erhängt hat, kann man zaubern. — Die Zauberformeln erfüllen besonders ihre Zwecke, wenn sie an Kreuzwegen gesprochen werden. — Ein Baum, an dem sich jemand erhängt hat, verdorrt.

— Ein in einer Familie vorgekommener Selbstmord oder ein Fall von Irrsinn wird als Familienschande betrachtet. — Um Ungeziefer vom Hause ferne zu halten, muß man beim Erblicken der ersten Schwalbe (im Frühjahre) etwas hinter sich (rückwärts Liegendes) aufheben und in das Bett stecken. — Hat eine Frauensperson einen Knopf von dem Kleidungsstücke eines Mannes gefunden und zu sich gesteckt, so muß der Mann solange an die Frauensperson denken, 'als diese den Knopf bei sich trägt. — Wenn man etwas findet, muß man es anspucken, damit es Glück bringt. — Dreifarbige Katzen sind die besten Mäusefänger und halten Unglück vom Hause ferne. — Sind Diebe im Besitze der Hand eines todtgeborenen Kindes, so haben sie beim Stehlen Glück. — Zaubermittel dürfen nur auf jüngere Personen vererbt werden, wenn sie ihre Kraft behalten sollen. — Wenn beim Ausrühren die Butter lange nicht werden will, weil die Milch (ver=) behext ist, muß man mit dem glühenden Küchenspieße in das Butterfaſs fahren, um die Hexe auszutreiben. — Die Milch einer neumelken Kuh kann nicht behext werden, wenn an drei Freitagen hintereinander davon ausgerührt wird. — Soll eine Kuh bei Tage kalben, muß man sie an einem Sonntage das letztemal melken. — Beim Ausrühren soll man mit dem Gesichte nicht zur Thüre gewendet stehen, weil sonst das

Glück hinausgerührt wird. Aus demselben Grunde soll auch das Kehricht beim Auskehren eines Zimmers nicht gegen die Thüre zu gesammelt und ein aufgeschnittener Laib Brot mit der Schnittfläche nicht gegen den Eingang gelegt werden. — Getreide in der Scheuer bewahrt man vor Behexung, wenn eine Eule an das Scheuerthor genagelt wird.

Hält man für jemand den (eigenen) Daumen, so hat er Glück. (Das Daumenhalten wird auf Karten- und Kegelspiel, Scheibenschießen u. s. w. angewendet.) — Wollen Kinder aber bei ihren Spielen, z. B. beim Bohnenspiel, das Gegentheil von dem erzielen, was man sonst mit dem Daumenhalten zu erreichen gedenkt, so sagen sie: „Hex', Hex', über'n Grab'n, der Schinder hat sein Weib erschlag'n." — Geht man einem (Kegel- oder Bohnen-) Spieler über den Weg, d. h. zwischen ihm und dem Ziele hindurch, so hat er kein Glück. — Ladet man sein Gewehr mit Schroten, womit bereits Wild getödtet worden ist, so trifft man sicher. — Wer Glück im Spiele hat, hat Unglück in der Liebe und umgekehrt. — Der erste Traum in einer neuen (fremden) Wohnung geht in Erfüllung, ebenso ein Wunsch, den man hegt, wenn man zum erstenmale in eine neuerbaute Kirche tritt. — Träumt man von einem Verstorbenen, so wird dies als Aufforderung, für jenen zu beten be-

trachtet. — Wenn die Thüren knarren, wimmern die armen Seelen im Fegefeuer. (Daher einschmieren!) — Man darf eine Thüre nicht heftig zuschlagen, weil man sonst eine arme Seele einklemmt. — Fällt ein Bild, ein Spiegel oder dergl. ohne merkliche Ursache (von der Wand) zu Boden oder bleibt eine Uhr ohne rechten Grund stehen, so wird dies als ein „Zeichen" für ein kommendes Unglück angesehen.

Ein neues Haus will eine Leiche haben; daher trägt man, bevor in dasselbe eingezogen wird, ein Thier in dasselbe hinein, u. zw. zumeist eine Katze, die man darin verhungern läſst, gleichsam als Opferung und zur Hintergehung des Schicksals.*) — Wenn man eine andere Wohnung bezieht, muß man zuerst Salz, Brot und einen alten Besen hineintragen, um darin glücklich zn sein. — Schreit der Todtenvogel (Eule, Käuzchen) in der

*) Thiere, ja selbst Menschen in den Grund einzumauern, auf welchem ein Gebäude oder sonst ein wichtiges Bauwerk errichtet werden sollte, wurde noch in einer ziemlich weit hereinreichenden Zeit für nöthig erachtet, um sich unerschütterliche Haltbarkeit oder andere Vortheile zu sichern. So wähnte man noch bei dem zu Halle erfolgten Brückenbaue, die Baumeister bedürften eines Kindes zum Einmauern. — Als die Burg Liebenstein gebaut wurde, gab eine Rabenmutter ihr Kind dazu her; man gab ihm eine Semmel mit, welches es aß. Beim Einmauern sagte es: „Mutter, ich sehe dich noch." Als die Mauer das Kind fest umschloſs, rief es: „Mutter, ich sehe dich noch ein wenig;" und als der letzte Stein eingefügt war, hörte man: „Mutter, ich sehe dich nun nicht mehr!"

Nähe eines Hauses, so stirbt bald jemand aus demselben. — Regnet es in ein offenes Grab, so folgt bald jemand aus der Familie nach (im Sterben). — Wenn ein Kranker todtgesagt wird, so lebt er noch recht lange. — Begegnet ein Leichenzug zuerst einer Mannesperson oder einer Frauensperson, so ist die nächste Leiche bezüglich ein Mann oder eine Frau. — Wenn die Uhr während des Gebetläutens schlägt, stirbt jemand aus dem Hause. — Schwalbennester an einem Hause oder solche von Rothschwänzchen und Wespen in demselben bewahren das Haus vor Feuersgefahr. — Wenn ein Schwalbennest herabgestochen wird, so geben die Kühe Blut statt Milch. — Spinnen bringen Glück in's Haus; man soll dieselben daher nicht tödten. — Fledermäuse sollen sich mit Vorliebe in menschliches Kopfhaar verwirren. Mit dieser Behauptung schreckt man Kinder, die keine Kopfbedeckung nehmen wollen. — Man darf ein Marienkäferchen (Sonnenwürmchen) nicht von den Kleidern abschütteln und noch weniger tödten — das brächte Unglück. Man läßt es daher auf die Hand laufen und spricht:

„Sonnenwürmerl flieg' aus,
Flieg' über's Rathhaus,
Flieg' über d' Thurmspitz,
Wo dein Vater und Mutter sitzt."

Vom Gewitter, vom Feuer und vom Unglück überhaupt spricht man immer nur als vom „lieben"

Gewitter, „lieben" Feuer u. s. w. Wahrscheinlich sollen die Elementargewalten durch die lobenden Ausdrücke beschwichtigt werden. — Aus diesem Grunde bekreuzen sich wohl auch die Frauenzimmer unserer Gegend, wenn es blitzt. — Ebenso spricht man vom Brote stets als vom „lieben" Gute. Kinder werden schon beizeiten belehrt, dieses hoch zu achten. (Diese Bemerkung sei hier deshalb angefügt, weil wir glauben, daß dem Brote nicht überall jene hohe Werthschätzung bezw. Ehrfurcht entgegengebracht wird.) — Wenn es donnert, sagt man, es zankt der Himmelvater oder (frivolere Naturen) die Engel schieben Kegel. — Ein von einem Blitzschlage herrührender Holzsplitter im Hause aufbewahrt, schützt dasselbe vor dem Einschlagen. — Nach Blitzen darf man nicht mit dem Finger zeigen, um sie nicht anzuziehen. — In das Feuer darf man nicht spucken, sonst bekommt man einen wehen Mund. — Die Sonne macht am Ostersonntage beim Aufgehen drei (Freuden)-Sprünge.

Vorsichtig ist der Aberglaube ausgedrückt in der Redensart: Ein Unglück kommt selten allein, worüber sich übrigens noch ein Mehreres sagen ließe. Schon bestimmtere Formen nimmt der Aberglaube in dem häufig gehörten Ausspruche an: Alles geht auf den großen Haufen los, womit man in der Regel Besitzthümer meint, die meistens dort zufallen sollen, wo dergleichen schon in Hülle und

Fülle vorhanden sind. — Nicht als unbedingt abergläubisch müssen aber die folgenden zwei Redensarten betrachtet werden: Lange ruhen macht faule Pferde und lange Fäden machen faule Näherinnen. — Ob die Schwiegermütter im allgemeinen wirklich so schlimm sind, als ihr weit verbreiteter Ruf, ist vielleicht auch nur ein Aberglaube. (Wir wissen hierüber eben nicht aus Erfahrung, sondern nur vom Hörensagen zu berichten.) Mehr schelmisch als abergläubisch sind aber die Formeln aufzufassen: Wer lang Suppe ißt (oder lange hustet), lebt lange, oder Hunde, die bellen, beißen nicht und wer einen Heckkreuzer in der Tasche hat, ist immer bei Geld. — Der Heckkreuzer bringt Glück. — Knarren bei jemandem die Stiefel, so sagt man, sie seien noch nicht bezahlt. — Wenig läßt sich in den meisten Fällen gegen die Prophezeihung einwenden: Was für den Galgen bestimmt ist, ersäuft in keinem Wasser. — Aber wenig Glauben verdienen die Behauptungen: Wer beim Kopfe aufgehoben wird, sieht Prag und wer die Zunge an glühendes Eisen steckt, kann böhmisch, oder wenn die Leitungsdrähte eines Telegraphen klingen, wird telegraphiert, oder es kommt nichts Besseres nach. — Kleider soll man nicht am Leibe flicken und auch nicht flicken (ausbessern) lassen, sonst wird man dumm, weil der Verstand vernäht wird. (Dazu gehört natürlich auch das Knopfannähen und An-

nähenlassen.) — Man lernt rasch auswendig, wenn man das Buch, in welchem das zu Lernende enthalten ist, über Nacht unter das Kopfpolster legt. — Eingeschlagene Blattecken in einem Buche bezeichnet man als Eselsohren, Tintenkleckse als Schweine (mit klarer Absicht). — Wer viel steht oder ohne Kopfbedeckung sich in den Regen stellt, wächst noch. — Kinder, welche den Namen von einem in der Familie schon verstorbenen Kinde erhalten, sterben bald. — Sind in einem Jahre viele Haselnüsse gediehen, so giebt es diesem Jahre auch viele Kinder.

Eine besondere Sorgfalt wird jenen Mitteln gewidmet, durch welche man Gesundheit oder Schönheit erwerben, beziehungsweise festhalten oder sich vor Krankheit und anderen Unfällen des Leibes schützen kann, weshalb dieselben auch sehr zahlreich und eigenartig sind. Einige dieser Mittel sind schon gelegentlich genannt worden; im Besonderen haben wir noch folgende anzuführen: Sommersprossen und Flechten lassen sich dadurch vertreiben, daß man sich vor Sonnenaufgang mit Thau (-wasser) wäscht. Von der Gelbsucht kann ein Kranker geheilt werden, wenn man ihm bei einer zufälligen Begegnung ins Gesicht spuckt. Schönheit insbesondere erwirbt man durch Waschen mit Maienmorgenthau. Mit einem „herausgerissenen" Zahne geht man zum Ofen und wirft

ihn hinter sich; dann bekommt man keine Zahnschmerzen mehr. Zu dem gleichen Zwecke darf man sich auch bei einem das „Zahnreißehandwerk" übenden Künstler — am Lande sind dies Schmiede, Schuster, Büchsenmacher u. s. w. — nicht bedanken; eine freiwillige Gabe ist aber gestattet. Schnupfen kann man „verthun", wenn man eine Münze mit der katarrhalischen Masse bestreicht und an einen stark betretenen Weg legt; der Schnupfen übergeht dann auf den Finder, wenn er die Münze zu sich steckt. — Warzen vertreibt man bei abnehmendem Monde durch Abbinden mit einem Zwirnfaden, den man hierauf unter die Haustrippe (Traufe) legt; mit dem Faulen des Zwirnes verschwinden die Warzen. Auch durch Bestreichen mit dem Safte einer gewöhnlichen Wolfsmilchart (Teufelsmilch, Euphorbia cyparissias) sollen Warzen beseitigt werden können. (Auch diese Formel ist möglicherweise zu den nicht unbedingt abergläubischen zu zählen.) Etwas umständlicher ist folgende Procedur: Man streicht über die Warze dreimal mit Erde aus einem offenen Grabe und spricht: „Kommen sie mit einer Leich', Hühnerwurzel weich, bist aus Nichts geworden, sollst wieder zu Nichts werden." (Hat selbstverständlich auch bei abnehmendem Monde zu geschehen.) — Ein im Zimmer gehaltener Kreuzschnabel (Loxia curvirostra) nimmt Krankheiten, insbesondere Roth-

lauf in sich auf. Gegen diesen ist auch das Tragen eines kupfernen Ringleins am Goldfinger, oder das Andrücken eines Paeonienblattes oder auch das Auflegen vom Fleische eines frischgeschlachteten Thieres gut. — Die Haare soll man sich nur bei zunehmendem Monde schneiden lassen, damit sie wieder gut nachwachsen. – Als Bartwuchsmittel empfiehlt man (aber mehr schelmisch als abergläubisch!) das Einschmieren der Oberlippe außen mit Honig und inwendig mit Hühnerexcrementen. — Auch bei Männern der hiesigen Gegend sieht man mitunter silberne Plättchen oder Ringe in den Ohren, um von verschiedenen Krankheiten bewahrt zu bleiben. — Wenn abgeschnittene Kopfhaare hinausgeworfen werden und Vögel benützen dieselben zum Baue ihrer Nester, dann bekommt derjenige, dem sie angehörten, Kopfschmerzen. — Gegen das Bettharnen hilft eingenommenes Mark aus einem Federkiele (Seele) oder die Verspeisung einer gebratenen jungen Maus. (Guten Appetit!) — Will man Ausgang vorn oder hinten erzielen, so muß man Holunderrinde, die bezüglich durch Vor- oder Rückwärtsschaben erhalten wurde, einnehmen. Wird beides gewünscht, dann ist vor- und rückwärts geschabte Rinde von einem Holunderzweige einzunehmen. [Damit sind wir der sonstigen heilwirkenden Kraft des Holunders, welche das hiesige Volk in die Forderung faßt,

daß man vor einem Holunderstrauche (Sambucus nigra L.) die Mütze rücken soll, (weil ehedem noch keine Hüte getragen wurden,) nicht zu nahe getreten.] Dieselbe Eigenschaft schreibt man vor- und rückwärts geschabten Fingernägeln zu, die mit Tabak (Cigarren) geraucht werden. — Streift man sich die Augen mit den ersten gefundenen Kornblumenblüten (Centaurea Cyanus L.) aus, so bekommt man keine Augenschmerzen, ebenso wenn man sich jene mit Wasser wäscht, das am heiligen Ostermorgen aus einem Bache geschöpft wurde, über den „Leichen und Bräute" giengen. — Der Genuſs von ungesäuertem Osterbrote (Matzen) der Israeliten, das diese christlichen Familien, mit denen sie in Geschäftsverbindung stehen, stets zum Geschenke machen, schützt vor dem Frerer (kaltem Fieber.) — Verschluckt man am Palmsonntage drei geweihte Palmkätzchen, (von der Sahlweide, Salix caprea L.) so ist man gegen Halsschmerz gefeit. Gegen diesen hilft auch das Streichen der Blüten von den drei ersterblickten Kornähren (Secale cereale L.) durch den Mund oder dreimaliges Einnehmen von Dreikönigswasser. — Der Genuſs von altem, bereits mit Schimmelpilzen überzogenen schimmligen Brote verschafft helle Augen. — Sauer macht lustig. — Wer Neigen austrinkt, wird schön und erräth die Gedanken derjenigen, die aus dem Gefäße (Glase) getrunken

haben. — Auch von kaltem Kaffee (=Rauche) wird man schön. — Schöne Haut bekommt man, wenn man sich am Charfreitage vor Sonnenaufgang mit Kröten-Kriagg (Froschlaich) wäscht.—Der Gesundheit oder Schönheit soll man sich aber nicht berühmen; ist es schon einmal geschehen, so muß man für sich sofort hinzusetzen: „Gott sei Dank!“ oder für andere, namentlich bei Kindern: „Gott behüte!“

Selbstverständlich spielen bei den vorerwähnten Curen meist Wunderdoctoren eine hervorragende Rolle; sie heilen nebst den aufgezählten Mitteln auch durch „Sprechen“ oder „Senga“ (Segnen), und zu ihnen, gleichwie zu den Wahrsagern, wird zu Fuß und in Kaleschen gewallfahrtet, sei es, daß Zahnweh oder verschmähte Liebe, eine gestohlene Uhr oder krankes Vieh den Antrieb gibt, weshalb „kundige“ Schmiede, Schäfer und Schinder es immer zu einer umfangreichen Praxis bringen; von herumziehenden Scherenschleifern und Zigeunerinnen läßt man sich aber in der eigenen Behausung wahrsagen und — bestehlen.

Zuletzt haben wir noch einiger Bräuche zu gedenken, die in dem Grenzgebiete des Duppauer und des Buchauer Bezirkes heimisch sind und die sich von anderen in dieser Beziehung geltenden Bräuchen anderer Gegenden Böhmens wesentlich unterscheiden: Verstorbenen setzt man vor Ablauf eines Jahres keine Grabsteine. — Verwandte eines

Verstorbenen dürfen neben der Einhaltung auch anderwärts üblicher Gepflogenheiten während des ersten Trauerjahres keine weitere Reise unternehmen und weibliche Personen beim Ausgehen niemals einen (in neuerer Zeit auch bei unserer Landbevölkerung schon in Mode gekommenen) Hut, sondern nur ein schwarzes Tüchl als Kopfbedeckung tragen. Die in anderen Gegenden ein Jahr übliche Trauer wird hier, selbst von ferner stehenden Verwandten, meist auf zwei Jahre ausgedehnt. — Zu erwähnen ist hier auch noch, daß die Pathen der Kinder und die Nachbarsleute in hohem Ansehn stehen.

Eine ureigene Specialität Karlsbads ist das Zusammenscharren des Glücksstaubes in der Silvesternacht, das jedesmal eine ansehnliche weibliche Gemeinde auf den Stufen zur Kirche versammelt. Dicht vermummt, regungslos und — stumm, hocken sie da, die Damen, vor der Kirchenthür und harren des Glockenschlages der die Mitternachtstunde verkündet. In fieberhafter Eile wird dann, während „es schlägt", soviel als möglich, Staub zusammengerafft und als glückbringende Reliquie nach Hause gebracht. (Man vergleiche damit das auf Seite 26 genannte Waschen mit Wasser, das während des Fastenausläutens am Charsamstage aus einem fließenden Gewässer stillschweigend geschöpft wurde.) — Am Neujahrs-

tage findet vom alten Karlsbader Stadtthurme herab das Neujahrsblasen*) statt, und die der Kirche entströmenden Andächtigen eilen dem Marktplatze zu, um ja nicht das „Blasen" zu verhorchen. Auch hier sind es wieder meist Damen, die einander Glück wünschen. — Am Neujahrstage trinkt man früh auf die Gesundheit, mittags auf die Stärke und abends auf die Schönheit, — ißt Schweinfleisch auf „Sauglück" und Reis, um reich zu werden.

Viele jüngere Leute, deren Großeltern noch auf die meisten der aufgezählten Redensarten geschworen hätten und deren Eltern vielleicht nur mit gemischten Gefühlen diese Abhandlung nach der Lectüre aus der Hand legen, werden vielleicht auch nur mehr recht wenige von jenen kennen gelernt haben und — Dank der Aufklärung — noch weniger davon für wahr halten, denn unser jüngerer Nachwuchs, der sich in einer auf Sturmesflügeln dahineilenden Zeit für den harten Kampf um's Dasein mit verschiedenen anderen nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten auszurüsten hat, liebt es — die Kindheit ausgenommen — vorerst nicht, sich mit solchen „alten Dingen" abzugeben. Ist aber auch für ihn einmal die „Zeit der Jahre" gekommen, dann stellen sich gewisse Gedanken und

*) Im Jahre 1891 unterblieb dasselbe.

Betrachtungen von selbst ein, denn Wiege und Sarg, Kindheit und Alter haben, — so weit sie auch sonst voneinander entfernt liegen mögen —, doch immer etwas miteinander gemeinsam, und sei es nur das, daß sie Marksteine unseres Erdendaseins sind und uns am Anfange, wie am Ende gleich hilflos erscheinen lassen. Was dazwischen liegt, ist aber Glaube, Hoffnung, Liebe und — Aberglaube, denn „es irrt der Mensch, so lang er strebt." Mögen darum Sagen und Märchen, Anschauungen und Bräuche, die sich bis in die Gegenwart erhalten, auch fernerhin als die Ueberreste und Ausläufer einer seit Jahrhunderten währenden Geistesarbeit des Volkes neben anderen Geschichtsdenkmalen des Gedankenganges der Menschheit über Gott und Welt, Zeit und Raum aus längst vergangenen Bildungsperioden fortbestehen, wenn nur der Glaube an alles Widernatürliche schwindet und immer das wahre Sprüchlein anzuwenden bleibt: „Nutzt es nichts, so schad't's auch nichts."

Am Schlusse glauben wir aber doch noch betonen zu müssen, daß ein guter Theil unseres Volkes wirklich schon recht wenig mehr von dem glaubt, was er noch oft im Munde zu führen g e w o h n t ist, so daß viele abergläubische Redensarten bald mehr B r a u c h als A b e r g l a u b e sein werden und deshalb nur in jener Beziehung hier aufgeführt zu werden verdienten. Gelingt es

noch, den abergläubischen, ehedem (meist) heidnischen Brauch in ein christliches Gewand zu kleiden, wie es beispielsweise der deutsche Weihnachtsbaum angezogen hat, dann mag man den Brauch immer unbehindert durch Deutschlands Gaue wallen lassen:

Et antiquum documentum
Novo cedat ritui!

Register.